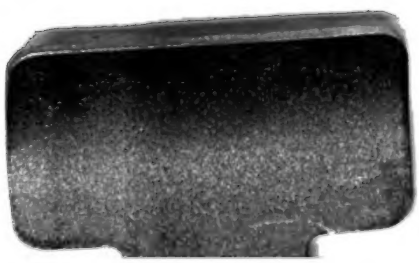
Princeton University Library
32101 067932184

Digitized by Google

stored through
grant from

rtwright Foundation



Digitized by Google

Digitized by Google

Ethnographisches Archiv.

Herausgegeben

von

Dr. Friedrich Alexander Bran.

Funfzehnter Band.

Printed in Germany

Jena,

in der Bran'schen Buchhandlung.

1 8 2 1.

Digitized by Google

1000
.38
V.15-16

Digitized by Google

Inhalt des funfzehnten Bandes.

Seite

Italien. Aus dem Engliſchen der Lady Morgan. Zweite Abtheilung. 1

Florenz. 3
Geſellſchaftlicher Zuſtand von Toscana. 10
Fahrt nach Rom. 20
Rom. 28
Roms geſellſchaftlicher Zuſtand. 65
Roms kirchliche Feſtlichkeiten. 68
Reiſe von Rom nach Neapel. 84
Neapel. 91
Neapels geſellſchaftlicher Zuſtand. Theater. 102
Reiſe von Neapel nach Venedig. 110
Venedig. 140

507104

Digitized by Google

Sei

Reise im Innern der Insel Ceylon. Nach dem Englischen des Dr. John Davy. 17

Allgemeine geognostische Beschreibung der Insel. 1

Die Singalesen. — Ihre Casteneintheilung. 1

Die alte Staatsverfassung von Kandy. Hofstaat. 21

Gesetze. Rechtspflege. 21

Religionssystem der Singalesen. Sprache. Künste und Wissenschaften. Gewerbe. Häusliches Leben. 2

Abriß der Geschichte von Ceylon. 26

Reise nach Ratnapoora und der Adamsspitze. 29

Reise von Columbo nach Kandy, Sittawakka, Doombera, Kandelle. 3

Reise nach Upperuva und Matelé. 5

Digitized by Google

Italien.

Aus dem Englischen der Lady Morgan.

Zweite Abtheilung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Toscana.

Florenz.

Der Herzog Cosmus I. ließ jenes große Gebäude aufführen, welches unter der Benennung Fabrica degli Uffizii die Mediceiſche Gallerie aufnahm. Es bildet drei Seiten eines Parallelogramms, und iſt nach Doriſcher Säulenordnung und Vascaris Angaben erbaut. Die Arcaden oder Porticos dienen zu einer Art von Bazar, wo ausſchließlich Franzöſiſche und Engliſche Waaren ausgeſtellt ſind. Die erſte Reihe von Zimmern in der Fabrica degli Uffizii nimmt die Schatzkammer, das Archiv und die berühmte Bibliothek Magliabechi ein, ſo benannt nach ihrem Stifter, Antonio Magliabechi, und unermeßlich bereichert durch die Bibliotheken aufgehobener Klöſter, ſo wie durch die ſeltenen, ſchätzbaren Handſchriften der Familie Strozzi. Das oberſte Stockwerk füllt die berühmte Gallerie. Drei Corridore, deren zwei, jeder 430 Fuß Länge halten, und die durch einen Dritten von 97 Fuß vereinigt ſind, bilden das Hauptcorps dieſes Tempels der Künſte; die Seitengemächer für die verſchiednen alten und neuen Schulen ſind Votivcapellen, deren jede irgend einer beſon-

Digitized by Google

dern Gottheit geweiht ist. Eine Seite des Corridors erhält ihr Licht durch eine Reihe von Fenstern; die Decke ist reich gemalt. An jeder Seite sieht man, historisch geordnet, Denkmäler, Sarcophage, Statuen und Büsten; über denselben in chronologischer Folgereihe Gemälde der älteren Meister der Toscanischen und Italienischen Schule, und ganz oben eine Sammlung von Bildnissen solcher Personen, welche die Geschichte der Vergessenheit entrissen hat.

Es würde eine unverzeihliche Eitelkeit und einen gänzlichen Mangel an Geschmack verrathen, wenn ein Reisender unserer Tage versuchen wollte, in die Einzelnheiten jener erstaunenswerthen Sammlung einzugehen, worüber ganze Bände geschrieben sind. Buonarottis Museum Florentinum ist zehn Bände stark. Außerdem sind am bekanntesten die Beschreibungen von Stolberg, Eckel, Cinelli, Caylus, Maffei, Addison, Swinton, D'Ancreville, Denina, Göthe, Cocchi, Bianchi, Lanzi, Lalande, Zannoni, Landé, u. a. m.

Unserm Zeitalter, zu ungünstig dem idealisirten Schönen, war es vorbehalten, die Venus, gepriesen in einer ununterbrochenen Reihe enthusiastischer Lobeserhebungen, von Plinius bis auf Byron, von ihrer Höhe herabsinken zu sehen in die schonungslosen Hände der Wissenschaft, gleich der smaragdnen Schüssel von Genua; der schöne Kopf der Liebesgöttin, der so viele andere Köpfe schwindeln machte, soll, — so behaupten die Anhänger der Schädellehre, — wie er in der Mediceischen Gallerie dargestellt ist, nichts mehr und nichts weniger, als einen Dummkopf bezeichnen.

Und ach! nicht gegen neuere Wissenschaft allein hat sich die Mediceische Venus zu vertheidigen. Auch moderner Künstlerskepticismus hat das Alterthum ihres Kopfes bestritten; ihr rechter Arm ist diesem, der linke jenem neueren Künstler zugeschrieben. Die Füße sollen aus lauter Bruchstücken zusammengesetzt seyn. Kurz, die Mediceische Venus sieht täglich ihre Altäre von Anbetern verlassen, welche denen, einer mit ihr rivalisirenden Schönheit zueilen, die keine Göttin, und noch weit weniger eine Heilige, sondern nichts als ein Weib ist, — Raphaels Fornarina (Ehebrecherin). Diese Tribune ist das Allerheiligste der Gallerie, und enthält die Meisterwerke der größten Künstler. Michel Angelos heilige Familie, — ganz Natur, — ward von dem reichen Florentinischen Kaufmann, Agnolo Doni, für 70 Kronen bestellt. Als das Gemälde vollendet war, fand der Kaufmann es zu theuer, und wollte etwas vom Preise abdingen. Voll Unwillen nahm der Künstler es zurück, und forderte jetzt das Doppelte des Preises, welches ihm Doni, wollte er anders in den Besitz des ersehnten Meisterwerks kommen, am Ende wirklich bezahlen mußte.

Natürlich ist die Gallerie besonders reich an den auserlesensten Werken der Toscanischen Schule. Hier sieht man das berühmte Medusenhaupt Leonardo da Vincis, ein Werk seines Knabenalters. Sein Vater, ein ehrlicher Notar in Florenz, und stolz auf die frühzeitigen Talente seines Sohnes, forderte ihn auf, für einen Bauer in der Nähe seines Landhauses zu Vinci, einen Hausschild zu malen. Als Leonardo ihm sein Gemälde vorlegte, schauderte

der Alte zurück. Dieser Schild war das nämliche Meduſenhaupt, wofür der Herzog von Mailand, Galeaz Sforza, in der Folge 300 Ducaten gab, und welches jetzt für einen der größten Schätze der Florentiniſchen Gallerie gehalten wird. Ein Gegenſtück zu der ſchrecklichen Erhabenheit der Meduſe iſt ſein liebliches Bildniß der Mona Lisa. —

Die Anbetung der Könige vom Fra Filippo Leppi iſt hiſtoriſch merkwürdig, weil ſie Abbildungen von Mitgliedern des Hauſes Medici enthält. Von Allori ſieht man hier die Bildniſſe Eleonorens, der Gemahlin Cosmus I., der Sirene Bianca Capello, deren Lebensgeſchichte ein Roman, und deren Tod ein Trauerſpiel war, — die heilige Lucia von Carlo Dolce, die, wie alle ſeine weiblichen Köpfe, von Engeln gemalt zu ſeyn ſcheinen, und, — den heiligen Laurentius, bratend auf dem Roſt; unmittelbar daneben als Seitenſtück die heilige Theaclea, kochend in einem Topf.

Im anſtoßenden Zimmer ſteht der von Cellini ſo trefflich ergänzte Torſo Ganymeds und die Büſte Alexanders, der ſich mit einem ſolchen Kopfe wohl für Jupiters Sohn halten konnte.

Die Franzöſiſche Schule hat alle generiſche Züge, welche die Italiener den beſten ultramontaniſchen Künſtlern zuſchreiben. Das ſtete Streben, ihren Werken ein gewiſſes air noble zu geben, iſt in ihren meiſten Heiligen und Magdalenen bemerklich; ſie ſind ſämmtlich gentils au possible. Und der Engel in der Ver-

kündigung von Vouet scheint zu sagen: Madame, j'ai l'honneur de vous annoncer etc. Es giebt dagegen in diesem Cabinet der Gallerie unter andern einige treffliche Schlachtstücke, (worin die Franzosen sich auszeichnen) von Borgognone und dessen Schüler Parrocel, die herrlichen Landschaften von J. Vernet, die Seestürme von Pilmont, Gagneraus Löwenjagd, u. a., die Poussins Venus und Adonis, und den Liebesgöttern und Windspielen desselben Meisters an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Das Gemmen-Cabinet ist an Pracht und Trefflichkeit einzig in seiner Art. Die glänzende Decke dieses Cabinets ruht auf vier Säulen vom reinsten Alabaster, und vier anderen vom köstlichsten Ver d'antico. Sechs Schränke von auserlesener Arbeit, geschmückt mit acht achatenen und acht crystallenen Säulen, enthalten kostbare Erzeugnisse Indischer Minen, verarbeitet in jegliche Form, die der magische Finger des Genies ihnen zu geben vermochte. Dieß Cabinet ist ein Denkmal einer neuen merkwürdigen Epoche in der Geschichte der Künste in einer Periode, als der öffentliche Geschmack zugleich mit dem Gemeinsinn abnahm, und die Laune reicher Großen dem Talent eine phantastische Richtung gab. Jene sechs Schränke enthalten Vasen, Schalen und Urnen, jede aus einem einzigen, vollkommenen Rubin, Chrysolit, Smaragd oder Onyx; Römische Kaiser in Chalcedon, und Römische Schönheiten, aus deren amethystenem Antlitz das wahre Purpurlicht der Liebe und Schönheit strahlt. Allein die merkwürdigsten Gegenstände sind St. Peter und St. Paul

in Jaspis; ein Ritter, fechtend in einer Rüstung von Diamanten, und andere ähnliche Kunstwerke. Das Ganze ist weit geeigneter für ein Bijouterie-Magazin im Palais Royal, als für den Hochaltar, wofür Pabst Clemens VII., ein wahrer Mediei, es bestimmte.

Die Niederländische, Holländische, Flamändische und Venetianische Schule sind ausnehmend reich, und in Zimmern von angemessener Eleganz geordnet. — Das Cabinet von Malerabbildungen ist eine der anziehendsten in dieser ganzen Gemäldesammlung. In der Mitte desselben steht die berühmte mediceische Vase, darstellend Iphigeniens Opferung. Die Zimmer, enthaltend Griechische, Lateinische und Aegyptische Denkmäler und Inschriften, der Münzen und Medaillen, und das der Niobe, erfordern ganze Tage zum Anschauen, und Bände, um beschrieben zu werden. Die Cabinete, mit antiken und modernen Bronzen, haben besonderes Interesse, selbst für denjenigen, der ohne Kunstkenner zu seyn, sich für die Geschichte von Florenz interessirt. Hier sieht man die ersten Anstrengungen der Künste in Toscana, in einer glänzenden Reihe von Etruscischen Denkmälern, Vasen und Statuen, und die Wiederbelebung der Künste in Florenz unter einer selbstständigen, freien Regierung. Unter den trefflichsten Kunstwerken aus jenen alterthümlichen Zeiten machten den größten Eindruck auf die Verfasserin dieser Schrift: zuvörderst ein Etruscischer Redner, dessen Gestalt und Stellung ganz den Ausdruck der Würde und Lebhaftigkeit eines Mannes wiedergiebt, dem der Gegenstand seiner Rede die Seele füllt.

Dieß Kunstwerk ward unter dem Herzog Cosmus I. am See Thrasimene ausgegraben; ferner ein Mercur von Johann von Bologna, dem letzten der großen Bildhauer des 16. Jahrhunderts. — Nahe demselben steht das herrliche Brustbild Cosmus I., eines der Meisterwerke Cellinis.

Die revolutionären Franzosen führten aus der Florentinischen Gallerie nichts weiter, als die Mediceische Venus nach Paris. Als der Großherzog aus Florenz floh, brachte der Galleriedirector Puccini die kostbarsten Gemälde auf einem Englischen Schiffe nach Palermo, und erbat und erhielt für die Venus den Schutz des damals dorthin geflüchteten Königs von Neapel. Zum allgemeinen Erstaunen und Schrecken sah man aber bald nachher die Liebesgöttin ihren Zufluchtsort mit einer Französischen Fregatte vertauschen, welche sie an das Directorium in Paris ablieferte. Der König von Neapel erklärte, er wisse nichts von dieser Verhandlung; endlich fand es sich, daß der Minister Acton die Göttin der Französischen Regierung geschenkt habe. Bei der Restauration im J. 1814 ward die Venus, um Eindruck auf das Volk zu machen, mit Pomp in die Stadt geführt. Allein kaum 300 Menschen versammelten sich, um sie beim Einzuge zu begrüßen. Der Lauf eines Vierteljahrhunders hatte den Geschmack des Volks verändert. Mehr als Statuen verlangte es Statuten, und die Wiederherstellung seines alten Handels, oder doch die Fortdauer jenes Grades von Wohlstand, dessen es durch die Einrichtungen seiner ultramontanischen Eroberer genossen hatte.

Gesellschaftlicher Zustand von Toscana.

Der kurzen, aber in mehrerer Hinsicht, insbesondere in der Aufmunterung der Künste und Wissenschaften, preiswürdigen Regierung der Königin von Etrurien, (jetzt Herzogin von Lucca) folgte die der ältern Schwester des Kaisers Napoleon, Elise, mit dem Titel einer Statthalterin (Gouvernante) von Florenz. Sie hatte in ihrer Regierung von Lucca viel Talent und Energie des Characters bewiesen, Manufacturen befördert, Heerstraßen angelegt, Moräste ausgetrocknet, und die Einöden von Piombino colonisirt; wenn ihr beharrliches Streben und ihre verschwenderische Freigebigkeit nicht allen Erfolg hatten, den sie verdienten, so lag die Schuld nicht an ihr, sondern an einer ihr widerstrebenden Oligarchie. In Florenz hingegen waren entweder ihre Mittel beschränkter, oder ihre Maßregeln minder zweckmäßig; obwohl der scharfsinnige Luchesini, der Schüler Friedrichs II., und dessen Sohn an ihrem Hofe waren, und, wie ich glaube, zu ihren Rathgebern gehörten. Allein die Präfecten waren ermächtigt, ihre Autorität zu controlliren, welches sich in manchen Fällen nur zu nothwendig erwiesen haben soll. Uebrigens war ihr Hof angenehm, geschmackvoll und glänzend.

Bei der Wiedereinsetzung Ferdinands III. kehrte auch hier die alte Ordnung der Dinge zurück. Alte Diener wurden aus langer Dunkelheit hervorgezogen, und neue in

jene Dunkelheit entlassen, woraus ihre Talente sie hervorgerufen hatten. Der Palast Pitti nahm unter dem Einfluß eines Maggiordomo Maggiore *) seine vorige feierliche Würde wieder an. Fürst Rospigliosi war schon vor der Ankunft des Großherzogs in Florenz eingetroffen, versehen mit hinlänglicher Vollmacht, große Veränderungen zu machen, und man glaubte Grund zu haben, unter andern die Aufhebung der Academie der schönen Künste fürchten zu müssen. Diese und ähnliche Besorgnisse mochten aus manchen während seines Vicekönigthums wenigstens tolerirten Schritten geflossen seyn. So ließen z. B. die Domherren von Florenz ihren während der letzten Regierung verstorbnen Amtsbruder, Namens Carboli, wieder aufgraben, um ihn mit gewissen feierlichen Gebräuchen, welche in antirevolutionären Zeiten bei den Leichenbegängnissen der Domherren üblich waren, aufs neue begraben zu lassen. Allein glücklicherweise fand sich der Großherzog bald nach seiner Rückkehr bewogen, Männer, die in diplomatischen Angelegenheiten erfahren, ihrem Zeitalter angehörten, und deren Rechtlichkeit selbst über die Verläumdungen ihrer Feinde erhaben war, in seine Dienste zu ziehen. Es waren Vittorio Tossombroni, Fürst Neri Corsini und Leonardo Frullani, welche noch jetzt das großherzogl. Ministerium bilden, und unter deren Einwirkung das Land denjenigen Grad von Wohlstand und Zufriedenheit genießt,

---

*) Des Fürsten Bali Giuseppe Rospigliosi, kaiserl. Oesterreichischen geheimen Raths und großherzogl. Toscanischen geheimen Staats- und Finanzraths.

welcher ihm unter den gegenwärtigen Zeitumständen zu Theil werden kann. Freilich ist dieß Ministerium an ein bestimmtes System gebunden; es kann nur mildern, nicht reformiren. Der Einfluß der Kirche ist in stetem Steigen, die Auflagen sind in den jetzigen Friedenszeiten höher, als sie während des Krieges waren, und die Zahlungsmittel sehr verringert. Die Presse genießt keines Schattens von Freiheit; jüngst ward sogar einem in Florenz angekommenen Improvisatore, welcher als Thema seines nächsten öffentlichen Vertrages Dantes Lob und einen Antrag auf Errichtung eines Denkmals zu Ehren des unsterblichen Dichters ankündigte, solches von der Polizei untersagt.

Der gegenwärtige gesellschaftliche Zustand in Florenz bietet, wie in ganz Italien, zwei ganz verschiedene Phasen dar. Aeltere Personen der höchsten Classen haben immer noch das Gepräge der alten Regierung der Medicis beibehalten. Die gegenwärtige Generation aller Classen, insbesondere der männliche Theil der Bevölkerung, ist durch die Umwandlungen der letzten dreißig Jahre sehr umgestaltet. Bevor jedoch der letzte Zweig des alten Stammes der Aristocratie abgefallen seyn wird, um den jüngeren, kräftigeren Sprößlingen, welche der Zeitgeist demselben eingeimpft hat, Platz zu machen, ist es eine sonderbare Erscheinung, die letztere immer noch gleiche Form und Ansicht, — und gleiches moralisches Costüm mit ihren Erzeugern beibehalten zu sehen.

Die Töchter des Florentinischen Adels der alten Casten werden schon in frühester Jugend in ein Kloster ge-

ſchickt, wo ſie bleiben, bis ſich eine angemeſſene Partie für ſie findet. Es war Bonapartes Abſicht, eben ſo treffliche Bildungsanſtalten, als die Franzöſiſche Regierung in Neapel und Mailand geſtiftet hat, in Florenz einzuführen; inmittelſt ließ er drei weibliche Klöſter für die Erziehung der Töchter des Adels beſtehen; ſo daß das weibliche Geſchlecht weniger Vortheil, als in andern Italieniſchen Staaten genoß, woraus ſich denn erklären läßt, daß noch ſo manche verderbliche Gewohnheiten der Voreltern beibehalten ſind. Der Cavaliere servente iſt jetzt ausſchließlich auf Florenz beſchränkt, obwohl auch dort keinesweges allgemein. — Unverheirathete Frauenzimmer von Stande ſieht man nie in Florentiniſchen Zirkeln. Findet ſich alſo kein Freier, ſo ſind ſie zeitlebens Sclavinnen der Etikette. Um ſo zwangloſer iſt das Leben einer verheiratheten Dame; ſie regelt ihre geſellſchaftliche Einrichtung, beſtellt ihren Cavaliere servnete zum Aufſeher derſelben, und befolgt den Hauptgrundſatz der Florentiniſchen Geſellſchaft: Vivere senza suggezione, welchem Alles weichen muß, — ſogar Eitelkeit und Toilette. So ſieht man ſelbſt die erklärteſte Cokette nicht ſelten den ganzen Morgen im nachläſſigen deshabillé auf dem Sopha ruhen; — eine Unthätigkeit, die mitunter durch einen Spaziergang auf dem Mercato Nuovo mit oder ohne Cavaliere servente unterbrochen wird. Die Kleidung der Damen iſt gewöhnlich ſchwarz; denn auf den Straßen von Florenz gewährt ein ſchwarzer Anzug den nämlichen Schutz, als der Türkiſche Schleier in Conſtantinopel. Ein frühes Mittageſſen verſammelt den Familienkreis, gewöhn-

lich bestehend aus dem Cavaliere servente, irgend einem Schmarotzer, bezeichnet in Florenz durch den Beinamen scroccone, und in Rom gallopino genannt, ferner aus einem Beichtvater oder Prediger, der eben in der Mode ist, und zuweilen, wenn die Geschäfte des Hauses es erfordern, oder die Gefälligkeit der Herrschaft es zuläßt, dem Hauchofmeister, (das Factotum der Familie), und dem Hauslehrer.

Auf das Mittagsessen folgt die prima sera, die auch hier wechselseitigen Besuchen bestimmt ist. Wenn die Stunde zum Corso oder zum Cassino nahet, kleidet man sich sorgfältiger, und die Schwierigkeit, zwischen dem Corso und der Oper die Zeit hinzubringen, veranlaßt die Elegan-ten „per far l'ora," wie man es nennt, vor dem bot-tegone anhalten zu lassen, und Eis und Limonade zu genießen. Der Cavaliere servente, — meistens ein unverheiratheter Mann, — ist immer der vertraute Freund des Gatten seiner Dame, und das Dreiblatt bildet, wie man in Florenz scherzhaft zu sagen pflegt, miteinander ein gleichseitiges Dreieck.

Die Haupteinkünfte der grosen Landbesitzer in Toscana bestehen aus dem Ertrage von Wein- und Oelbergen; und da es an Ausfuhrhandel fehlt, so sehen die Eigenthümer sich genöthigt, die Erzeugnisse ihrer Güter im Kleinen daheim zu verkaufen. Selbst in den schönsten Palästen ist eine Art kleiner Läden eröffnet, wo die Producte des Weinkellers im kleinsten Detail verhandelt werden. Oft sieht man über den Portalen der Paläste einen Cardinalshut, die päbstlichen Schlüssel, oder eine herzogliche Krone

eingehauen, und unmittelbar unter diesen Ehrenzeichen aus einem Gitterfenster, an welchem der Kellermeister sich aufhält, eine alte Flasche ausgehangen, wo dem Kunden ein Maß Wein ausgeschenkt wird. Diese Gewohnheit ist jedoch keineswegs allgemein, sondern hauptsächlich nur bei den Familien der Adligen von der Ultrapartei eingeführt.

Das Landleben dieser Classe, wenn ihr kurzer Herbstaufenthalt auf dem Lande diesen Namen verdient, wird in eben so großer Unthätigkeit, als das Stadtleben hingebracht. Uebrigens giebt es unter dem Adel jeder Classe wenige, die nicht vier bis acht Villen besitzen. Die unglückliche Leidenschaft der Italiener für das Bauen, ist den Florentinern vor Andern eigen, und entstand ursprünglich gewissermaßen aus politischem Bedürfniß. Die wahre Wichtigkeit eines alten Florentinischen Bürgers lag in den zahlreichen Zweigen einer vereinigten, im Wohlstande lebenden Familie, und die Anzahl der Alberghi oder Häuser, welche er in der Hauptstadt oder deren Umgebung besaß, diente ihm zu einer großen Auszeichnung; allein diese ursprünglich wohlgemeinte Einrichtung ward in der Folge zu einer eitlen Pracht gemißbraucht. Durch Verarmung der Familien, für deren jüngere Zweige jene Gebäude aufgeführt waren, verfielen sie, und bieten noch jetzt dem Auge manche romantische, verödete Ruine dar. In der reizendsten Gegend der Welt sieht man allenthalben die Natur entstellt oder vernachlässigt; anstatt grüner Hecken und belaubter Gänge ruht das Auge auf Granitmauern und marmornen Terrassen, und Säulengänge ersetzen schattige Lustwälder.

In diesen Villen führen die Mitglieder des alten Adels während der heißen Jahreszeit ein Leben, welches mit einem ländlichen Aufenthalte fast nichts gemein hat.

Auf die Beförderung der öffentlichen Erziehung hatte Leopold durch Verbreitung der Stadt- und Landschulen bis in das kleinste Dorf Toscanas, den wohlthätigsten Einfluß. Im J. 1778 stiftete er vier Mädchenschulen in Florenz, welche alle Stürme der Revolution überstanden haben, und jetzt etwa 900 Kindern unentgeltlichen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und mancherlei Handarbeiten gewähren. Der Landmann ist im Ganzen wohlgenährt, gut gekleidet, und im Ganzen genommen moralisch gut gebildet, welches ohne Zweifel seinem guten Schulunterricht beizumessen ist. Seit kurzem ist auch hier durch einige Mitglieder des hohen Adels der wechselseitige Unterricht nach Englischer Methode mit Erfolg eingeführt, und zwar ohne bis jetzt von der Regierung besonders unterstützt zu werden; doch hatte der Großherzog vor unsrer Abreise von Florenz diese Institute durch einige Mitglieder der Ackerbaugesellschaft (Accademia de Georgofili) untersuchen lassen, deren Bericht ohne Zweifel auf die Verbreitung dieses Systems einwirken wird.

Große Verdienste um Handel und Manufacturen hatte der verstorbene Marchese Ginori. Er legte in den sumpfigen Gegenden von Grossetto einen Hafen an, und colonisirte ihn auf eigene Kosten; er befrachtete ein Schiff nach Indien, um einige der schätzbarsten Naturerzeugnisse jener

Länder einzuführen, und schon im Jahr 1765 weideten auf seinen Villen Angora-Ziegen. Auch legte er auf seinem Lieblingssitze La Doccia eine Porcellanmanufactur an. Ueberdieß erwarb er sich in der literarischen Welt einen Ruf als Freund und Beschützer der berühmtesten Improvisatrice ihrer Zeit, Namens Corilla, welche das Original zur Corinna der Frau von Stael abgegeben haben soll. Corilla war ein Bauermädchen von Pistoja. Ein benachbarter Edelmann, welcher einiges Dichtertalent bei ihr bemerkte, schickte sie nach Florenz in die Schule; sie fesselte das Herz des Marchese Ginori, ward sein Schützling und seine Geliebte, und ihr Liebhaber, stolz auf ihre Geistesvorzüge, nahm sie mit nach Rom, wo nicht sowohl der hohe Schwung ihres Genies, als sein Einfluß und der Eindruck, welchen Corillens Schönheit auf das Herz eines Römischen Großen machte, ihr die Ehre eines Triumphs verschaffte, welcher einst dem großen Tasso verweigert ward. Der Marchese setzte ihr bei seiner Heirath mit einer Dame von Stande und Vermögen einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus, den sie bis zu ihrem 1798 erfolgten Tode genoß. Der treffliche Sohn und Erbe des Marchese vervollkommnet und erweitert mit dem besten Erfolge die Unternehmungen seines Vaters. Mit dem innigsten Vergnügen erinnere ich mich der auf seinem väterlichen Gute La Doccia zugebrachten Zeit, und eines ländlichen Balles, an welchem wir dort Theil nahmen, und wo die Landleute sich in ihren Nationaltänzen in ihrer ganzen natürlichen Anmuth zeigten.

Während unseres Aufenthaltes in Florenz waren sowohl bei Einheimischen als Fremden häufige Gesellschaften,

in deren geistreichen Zirkeln Anmuth und Frohsinn herrschte. Die gesandtschaftlichen Hotels gingen mit gutem Beispiele voran, insbesondere der Englische Gesandte Lord Burgherrsh und seine Gemahlin. Am anziehendsten aber war uns der Sonnabendszirkel der Wittwe des wahrhaften legitimen Jacobs III. von England, — Louise, gebornen Prinzessin von Stollberg, Gräfin von Albani. Diese Dame hat jedoch noch einen andern und vielleicht stärkern Anspruch auf Interesse, als ihre Titel; denn sie war das einzige weibliche Wesen, dessen aurea catena Alfieris unstätes Herz in ewige Fesseln zu legen vermochte, und wovon er sagt: „senza la quella non avrei mai fatto nulla di buono.“ Noch zeigt sie Spuren der Reize, welche Alfieri mit so lebhaften Farben schilderte; und obgleich ihre Zirkel etwas hofmäßige Förmlichkeit hatten, so war doch ihre gewöhnlich nur halblaute Unterhaltung mit ihrer nächsten Umgebung eben so anziehend als geistreich. Die Gräfin Albany, die immer noch in der guten Gesellschaft von Florenz den Ton angiebt, mußte ehemals vor ihrem brutalen, fast immer betrunkenen Gemahl in ein Kloster flüchten. Sein Bruder, der Cardinal York, war zwar nicht in solchem Grade verächtlich, doch auch er hat einen schlechten Ruf nachgelassen.

Die Toscanische Mittelclasse hat durch Leopolds Reformen und durch die radicalen, unter den Franzosen bewirkten Umwandlungen am meisten gewonnen. Das schöne Clima, die reizende Gegend, der üppige Boden, die unverkennbar guten Absichten des Ministeriums und die anerkannte Milde und Menschenfreundlichkeit ihres liebens-

würdigen Souveräns, — dieß Alles vereinigt sich, beim Volke das Gefühl zu mildern, daß es in einem politischen Zustande lebt, wo die Rechte des Unterthans bloß durch die Menschenfreundlichkeit und das Wohlwollen des Fürsten gesichert sind.

Die Theater von Florenz sind kaum der Erwähnung werth. Während unseres Aufenthalts waren sowohl die große Oper als die comische Oper schlecht besetzt. Ein und das nämliche Stück ward viele Abende hinter einander gegeben, und die Ballette waren sehr mittelmäßig und geschmacklos. Zwar hörten wir einige treffliche Musikliebhaber; allein im Ganzen ist die Kunst sehr gesunken in dieser Stadt, wo Cherubini geboren ward, dessen Musik jedoch hier eben so wenig populär zu seyn scheint, als die des unsterblichen Mozart. Rossini allein zieht hier die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Der Großherzog nebst seiner Familie und seinem Hofe besucht fast täglich die Oper; sobald jedoch die bestimmte Stunde des Abendessens herankommt, entfernt er sich. Die Folge davon ist, daß die junge und liebenswürdige Erzherzogin Louise, welche sich dieser Hofsitte mit vieler guten Laune unterwirft, fast noch keine einzige Oper bis zu Ende gesehen hat. Der Hof erscheint und entfernt sich, ohne das mindeste Aufsehen im Hause zu erregen; — nicht als ob die großherzogliche Familie unpopulär wäre, welches keinesweges der Fall ist; alle Mitglieder derselben sind vielmehr wegen ihrer Milde und ihrer exemplarischen häuslichen Tugenden äußerst beliebt; allein man findet überhaupt in Italien nicht jene affectirten, in Sycophantismus ausartenden Freudensbezeugungen, die in man-

chen andern Ländern wahrzunehmen sind. Oft besucht der Großherzog die Logen der Mitglieder des Adels, mit denen er näher bekannt ist, und wird dort ohne jenen Taumel des Entzückens empfangen, welcher einen Französischen Ultra schwindeln machen würde, wenn ein königlicher Prinz in seine Loge käme. Se. kaiserliche Hoheit fährt mit seiner Tochter ganz wie ein Privatmann ohne alle militärische Begleitung durch die Stadt.

Fahrt nach Rom.

Von Florenz bis nach Incisa gleicht die Gegend einem Englischen Garten. Viele kleine Pächterhäuser, (poderi), von denen wir eins näher in Augenschein nahmen sind sehr gut gebaut. Die Apenninen, die sich in weite Ferne erheben, waren mit Schnee bedeckt, obgleich die Bäume noch nicht ihr Laub verloren hatten. Von dem kleinen ärmlichen Dorfe Incisa (dem Wohnorte der Familie Petrarks) bis nach Levane, einem eben so armseligen Orte, ist die Gegend immer noch schön, und zugleich merkwürdig als die Stelle, wo Hannibal vor der Schlacht von Thrasymene Halt machte; daher man auch die hier ausgegrabenen Elephantenknochen für Ueberreste der in jener Schlacht getödteten Thiere hält.

Die kleinen Dorfschaften, von den Toscanern Terre oder Paese genannt, welche ferne Anhöhen krönen, oder in die Thäler versenkt scheinen, gewähren einen üppigen re-

zenden Anblick. Dann folgt das Val de Chiana, bespült von dem Flusse, der ihm den Namen gab, und mit Recht der Kornboden von Toscana genannt. Jenseits desselben erheben sich die Wälder von Vallombrosa in aller der Pracht, welche in Miltons Gemüth jene nie bei ihm verloschenen Eindrücke zurückließen, die seine Strophen verschönern.

Die Mönche von Vallombrosa hatten vor der Revolution 6000 Pfund Sterling (36000 Rthlr.) jährlicher Einkünfte. Als alle übrige Mönchsklöster in Toscana aufgehoben wurden, debattirte man in Bonapartes Gegenwart, ob nicht ausnahmsweise dieß Kloster um deßwillen beibehalten werden sollte, weil diese dichten Wälder auf der Gebirgskette der Apenninen, deren Holz einen großen Theil ihrer Einkünfte ausmachte, ihnen allein genau bekannt waren, und die Regsamkeit im Kloster dazu beitragen würde, die Wölfe auszurotten, die sich sonst zum Verderben der Umgegend vermehren würden. Lange stritt man hin und her über diese Frage. Ungeduldig erhob sich endlich ein Mitglied des Staatsraths mit der Frage: „Mönche oder Wölfe?“ (Monachi o Lupi) „Wölfe!“ rief man von allen Seiten; und die Wölfe trugen den Sieg davon, bis nach der Restauration der Großherzog von Toscana die Mönche wieder in ihr voriges Besitzthum einsetzte.

Arezzo ist die erste bedeutende Stadt nach Florenz, berühmt durch ihre gesunde, angeblich dem Genie äußerst günstige Luft; und in der That hat sie viele Männer von ausgezeichneten Talenten, von Mäcen bis auf Petrarch, her-

vorgebracht. Uebrigens ist sie merkwürdiger wegen ihres Alterthums, als wegen ihrer jetzigen Existenz. Die engen und schmutzigen Gassen wimmeln von Bettlern, Obst- und Maccaroniverkäufern, und es giebt dort wenig Sehenswerthes, als einige historisch merkwürdige verfallene Gebäude, und die Stelle, wo einst Petrarchs Wohnung stand, die aber jetzt mit einem ganz neuen Hause bebaut ist. — Die heftige Reaction, wodurch sich die Bewohner von Arezzo während der Revolution einen Namen machten, entsprang nicht aus edler Vaterlandsliebe, sondern aus dem Antriebe einer Faction, welche sich ihrer als Werkzeug bediente. Die Plünderung der Stadt im Jahr 1300 war die Folge davon.

Unter den Städten, welche von den zwölf Etruscischen Staaten der Vorzeit noch übrig sind, (Volterra, Cortona, Arezzo, Perugia und Valsinio, — jetzt Bolsena, —) zeichnete sich Cortona, — das Corytum der Vorzeit, — besonders aus. Schon Livius, Varro und Plinius stellten unter ihren Fragmenten höhern Alterthums Forschungen an. Etrurien zwischen dem Arno und der Tiber, enthielt lange ausschließlich die Anfangsgründe jener Kenntnisse, die sich seitdem in die fernsten Gegenden verbreiteten, und einst, als Athen noch in Rohheit versunken war, und Rom noch nicht existirte, einen Centralpunct der Civilisation bildeten. Sehenswürdig sind Cortonas Stadtmauern, welche die Spuren von Jahrtausenden in ihren ungeheuern, ohne Cement an einander befestigten Steinmassen an sich tragen, und obwohl die ältesten in Europa, an mehreren Stellen in einem bewundernswürdigen Grade wohl erhalten sind.

Das Innere der Stadt ist düster und verfallen, und contrastirt, wie in allen alten Städten des südlichen Italiens, mit der reizenden, üppigen Umgebung. Einige Kirchen sind sehenswerth wegen ihrer Gemälde, worunter viele Meisterstücke von Pietro da Cortona, so genannt von diesem seinem Geburtsorte, und einigen andern ausgezeichneten Künstlern. Auch sieht man hier das Grabmal des Flaminius und den Körper der schönen heiligen Margaretha. Cortona hat sogar eine Academie (Academia Etrusca di Cortona), eine Bibliothek und ein Cabinet von Antiken, Medaillen, Naturalien und Gemmen.

Der Weg von Camuccia unter den schönen angebauten Höhen der Spelonca und längs dem See von Perugia (Hannibals Thrasymene), ist über alle Beschreibung malerisch. Die Gruppen armseliger zerlumpter Menschen, die sich in dem elenden Dorfe Passignano dem Anblick des Reisenden darbieten, geben die erste Probe vom Zustande der päpstlichen Unterthanen. Und dennoch fanden wir hier einen Mönch, Almosen erbettelnd von Bettlern. Nach Polybius fiel hier zwischen den Carthaginensern und Römern ein heftiges Gefecht vor.

Wenn man diesen Grenzpaß zurückgelegt hat, sieht man auf den umliegenden Hügeln am See von Perugia die Kuppeln von St. Zabione, und die Festungen Mazione und Rocca dei Monaldi. Ein ärmliches Häuschen an der Landstraße mit dem Zeichen der päpstlichen Krone und der Schlüssel, überschrieben: Dogana Pontifica, umgeben von Polizeibeamten in päpstlicher Uniform, mit

Mönchen und Bettlern, bezeichnete unsern Eintritt in das unmittelbare Gebiet Sr. Heiligkeit. — In der Nähe von Perugia hatte das Landvolk ein besseres Aeußere, so wie man dieß überhaupt in den päpstlichen Staaten ausnahusweise hin und wieder findet; doch verräth im Ganzen die Bevölkerung des päpstlichen Gebiets große Dürftigkeit und Mangel an Civilisation. Perugia liegt auf dem Gipfel eines anscheinend unzugänglichen Felsen, wo der Reisewagen durch Ochsen bergan gezogen wird. Die Citadelle, erbaut von dem despotischen Papst Paul III., dient jetzt zum Gefängniß. Vor der Revolution enthielt Perugia acht und vierzig Klöster, deren jetzt viele wieder hergestellt sind. Einige Kirchen sind merkwürdig durch die Meisterstücke Pietro Peruginos, eines Eingebornen von Perugia und durch die ersten Versuche seines jungen Schülers Raphael. Kein anderes Gebäude der Stadt ist jedoch durch Peruginos Pinsel in so großer Fülle geschmückt, als die kleine Börse (La Loggia oder Collegio del Cambio). — Unter der letzten Französischen Regierung war Perugia der Sitz eines Präfecten; jetzt steht es unter der obrigkeitlichen Verwaltung eines Priesters, des päpstlichen Gouverneurs Spinola. Durch das reizende Thal von Perugia, wo sich die Tiber als ein schlammiger Bach zeigt, kommt man über die Brücke San Giovanni zur Kirche della Madonna degli Angeli, unfern der frommen Stadt Assise, wo selbst der ungeduldigste Reisende anzuhalten pflegt, um den Betstuhl des heiligen Franciscus zu sehen.

Foligno, welches alle generische Züge einer Römischen Provinzialstadt, — Vernachlässigung und Oede, — an sich

trägt, hat dennoch seine prachtvollen Kirchen und Paläste, seine Klöster, Domherren, Nonnen und Edelleute. Doch Raphaels berühmte Madonna di Fóligno, so lange der Hauptschatz dieser Stadt, ist nach ihrer Rückkehr aus Paris in den Vatican gewandert. Zwischen Foligno und Spoleto liegen am Ufer des Flusses die Ruinen eines alten Tempels, welchen man für den Tempel des Clitumnus ausgiebt. Alle classische, ältere und neuere Reisebeschreiber erwähnen seiner; allein die besten Nachrichten über diese Ruinen findet man in den historischen Erläuterungen zu Lord Byrons Childe Harold.

Zur Nachtzeit kamen wir in den schrecklichen Mauern von Spoleto an, welche uns beim Lichte der erleuchteten Schreine der heiligen Jungfrau als eine Masse von Gefängnissen erschienen. Wir glaubten, eine verpestete Luft zu athmen, und wirklich rieth unser Italienischer Bedienter, nicht hier, sondern in einem Gasthofe jenseits der Stadt einzukehren. — Der Monte Lucco ist bekränzt mit Ruinen alterthümlicher Tempel des Jupiters, des Mars und der Concordia, jetzt bedeckt von christlichen Kirchen. Ueber eine enge, steile Kluft führt ein Römischer Aqueduct, dessen ächtes Alterthum jedoch neuere Skeptiker bezweifeln wollen. Von oben herab droht die Gothische Festung La Rocca, — einst der Schutz, jetzt das Gefängniß des Districts. Sämmtliche unveräußerte Klosterländereien um Spoleto sind den in der Stadt vom Papste wiederhergestellten fünfundzwanzig Klöstern zurückgegeben.

Immer schöner wird die Gegend von Spoleto bis nach Terni, — so berühmt durch seine im Childe Ha-

rold P. 37. Stanze 71. so schön beschriebenen Wasserfä
und merkwürdig als die Vaterstadt des Tacitus. H
wird die Gegend volkreicher, und es herrscht mehr Wo
stand. Unglücklicherweise wurden wir des Genusses je
vielgepriesenen Cascata delle Marmore beraubt, und zu
bloß deßwegen, weil die Miethmaulthiere, welche hier
päpstliche Rechnung gehalten werden, um Reisende dorti
zu führen, ein ausschließliches Recht auf diesen Gewi
haben, und eben damals sämmtlich auf der Fahrt begrif
waren.

Hinter Terni ersteigt man noch einmal die waldi
Apenninen. Unbeschreiblich schön sind die dem Auge h
dargebotenen Bergscenen und der steile Abhang in
breite Thal, durchrauscht von den schäumenden Fluten
Nera. — Die hochgewölbten Portale der kleinen päbs
chen Stadt Narni endigen diese Thalscene. Ein Neb
weg von Narni längs dem Flusse führt in die Abruz
die Hauptstraße über Otricoli (das alte Otriculum, wo
man noch einige formlose Schutthaufen sieht,) führt n
Rom.

Die schöne Brücke über die Tiber, erbaut unter Au
stus, und erneuert unter Sixtus V., bezeichnet die Gre
zwischen dem Umbrischen und Sabinischen Geb
Hier, wo sonst kaiserliche Tempel und Triumphbögen
herrliche Via Flaminia begrenzten, ist jetzt Alles verödet. H
hauseten vor der Französischen Revolution die sogenann
Masnadieri, Straßenräuber von Profession. Um sie
verscheuchen, lichteten oder verbrannten die Franzosen

waldigten Schlupfwinkel, und erreichten ihren Zweck; aber kaum war die päpstliche Regierung wieder eingeführt, als die Räuber, begünstigt durch das immittelst wieder aufgeschossene Gesträuch, in ihre vorigen Schlupfwinkel zurückkehrten. Mitten in dieser Einöde liegt das zerstörte Dorf Borghetto, dessen verödete Gasse niemand als ein Bettler, ein Pilgrimm oder ein Römischer Carabinier aus der nächsten Besatzung belebte. Weiterhin wird die Gegend immer öder, und bereitet den Weg in die Campagna. Hier zeigt man eine jener schrecklichen Scenen, von den Eingebornen Casaccia de' Assassini genannt, wo im J. 1815 eine Räuberbande ergriffen und hingerichtet ward. In der Nähe ist kürzlich erst ein Kreuz aufgepflanzt zum Andenken einer hier neuerlich vorgefallenen Mordthat. Es ist jedoch von den Tausenden vorübergezogener und noch täglich vorüberziehender Reisenden kein einziger angefallen worden.

Die nur zur Hälfte bewohnte Stadt Civita Castellana wird beschützt durch eine Citadelle, die nichts zu beschützen hat, als die Hütten einiger Bettler. — Neppi, eine fast unbewohnte Stadt, erhebt sich auf wüsten Anhöhen. Die wenigen Menschen, die wir hier sahen, waren todtenblaß und in Lumpen gehüllt. Wenn die Jahreszeit der hier periodisch herrschenden Mal-aria (ungesunden Luft) herannahet, verläßt Alles die Stadt, und nur Alte und Schwache bleiben zurück, um hier zu sterben. Jenseits Neppi beginnt die Campagna in ihrer ganzen schrecklichen Oede. Und dennoch waren diese Wüsten, — das Werk der Kirche und des Despotismus, den sie förderte und unterstützte, — einst die üppigen Gärten Römischer Epicu-

räer. Jenseits Baccano sieht man anstatt der menschenle
ren Gegenden, einen Schatten von Bevölkerung, die ab
durch ihre geisterbleichen Gestalten einen noch weit schred
licheren Anblick gewährt. Nichts läßt die Nähe einer gr
ßen Stadt ahnen, — einst der größten unter allen. Di
Barozza, eine Art von Todtenkarren, worin die Schlacht
opfer der endemischen Seuche in ein Römisches Hospit
gefahren werden, war das einzige Fuhrwerk, welches de
Sieben-Hügel-Stadt nahte, auf deren Einfahrten sic
einst Triumphwagen und Tragsessel der Consule drängten
Ein Galgen, worin noch menschliche Glieder hingen, de
verfallene Gasthof von Fossaccio, (so benannt von der Näh
eines fauligen Wassers,) die verödete Villa Giustiniani un
das plumpe, vorgebliche Grabmal Neros folgen einande
in furchtbarer Reihe bis an die Villen der Vorstadt. Au
dem Ponte Milvio geht man über die Tiber, erreicht au
der Via Flaminia die Porta del Popolo, und — ist i
Rom.

Rom.

Das Capitol ist seit Virgils Zeiten so oft als ei
wundervoller Gegenstand beschrieben worden, daß man sic
gewöhnlich Bilder unermeßlicher Gebäude, unzugänglicher
Abgründe, und einen weiten, erhabenen Raum mit Vesten,
Tempeln, glänzenden Altären, Triumphbögen und Götterbild
säulen darunter denkt. Und dennoch hat der Schauplat

aller dieſer Wunder, — dieſes Jovistempels mit ſeinen hundert Säulen und hundert Stufen, bereichert mit der Beute einer Welt, der Thron des Donnerers, die angehäuften Erzeugniſſe der Macht, des Reichthums und der Künſte, — einen nicht viel größern Umfang als Haus und Garten eines Londoner Bürgers. — Der modernen Gebäude, welche den Capitoliniſchen Hügel bedecken, ſind drei, bildend drei Seiten eines Vierecks. Die zu beiden Seiten ließ Papſt Paul III. nach Michel Angelos Angaben ausführen; allein vergebens würde man hier das Genie aufſuchen, welches das Pantheon auf den Gipfel der St. Peterskirche erhob. Dieſe Gebäude ſind von ſehr mäßiger Höhe, und ihre Façaden, verſteckt und überladen durch Pfeiler, bieten keine architectoniſche Schönheit dar. Das Centralgebäude, der Palazzo Senatorio, auf den Ruinen des alten Fabularium erbaut vom Papſt Bonifaz IX., beſteht faſt einzig aus einer weiten Halle im Erdgeſchoß, die, als wir ſie durchwandelten, ſchmutzig und öde war. Hinter dieſer Halle führt eine ſchmale ſteinerne Treppe zum Campanile, einem hohen Thurme, von wo aus man einer köſtlichen Ausſicht genießt. Das Seitengebäude zur Rechten des Senatspalaſtes enthält das Capitoliniſche Muſeum, eine glänzende, koſtbare Sammlung von Antiken, die allein einer Wallfahrt nach Rom werth iſt. Man braucht zu ihrem Preiſe nichts weiter zu ſagen, als daß ſie den Faun, den Gladiator und den Antinoüs enthält. Das Seitengebäude zur Linken des Senatspalaſtes iſt der Palazzo de' conservatori, und gleich dem Muſeo Capitolino den Künſten gewidmet. Es enthält eine Reihe von

Zimmern und Gallerien, gefüllt mit Antiken und einer un ermeßlichen Gemäldesammlung. Dieß ist der Tempel de Caracci, Guercino, Guido, Veronese und Palma.

Die Statuen und Antiken, welche das Campidoglio schmücken, die Löwen von Basalt von Aegyptischer Arbeit, die colossalen Statuen des Castor und Pollux ꝛc. sind von unzähligen Reisenden beschrieben.

Als wir eines Tages aus dem Porticus des Palazzo de' Conservatori kamen, fragte uns im Vorbeigehen ein schmutziger Stallknecht, einen Sieb mit Hafer in der einen, und ein Schlüsselbund in der andern Hand, ob wir Lust hätten, „nostra rupe Tarpeja" (unsern Tarpejischen Felsen) zu sehen, der hinter jenem Palast liegt und die Aussicht auf die Piazza della Consolazione gewährt? Wir nahmen seine Einladung an; er führte uns über einen schmutzigen Hof voll Schutt- und Düngerhaufen. Wir lehnten uns über eine verfallene Mauer; hier zeigte uns unser Cicerone einen hervorspringenden Felsklumpen, mit dem Ausruf: Ecco nostra rupe Tarpeja, und führte uns dann nach dem Empfang seines Paolo trällernd aus diesem schmutzigen Heiligthum. Unter so ungünstigen Umständen war es unmöglich, irgend eine classische Ideenverbindung hervorzurufen.

Agrippas Pantheon, (jetzt die Kirche Maria ad Martyres) gehört dem Zeitalter des Augustus an. Es ist das einzige vollkommen erhaltene kaiserliche Denkmal in Rom. Obwohl einst der Tempel aller Götter, ist es dennoch ein kleines Gebäude in Vergleich mit demjenigen, wel-

ches die Frömmigkeit späterer Zeiten zu Ehren St. Peters aufführte. Und doch erregte es Empfindungen, welche die St. Peterskirche nicht einzuflößen vermag, — Empfindungen, die in der vollendeten Einfachheit, jener großen Quelle des Erhabenen in den Künsten — beruhen. Aus dem Mittelpunct des Pantheons hat man einen vollständigen Gesammtblick auf das harmonische Ganze, erleuchtet durch eine einzige Oeffnung, die alle äußere Gegenstände außer dem schönen Bau des Himmels, gänzlich ausschließt. Die modernen Entstellungen dieses Heiligthums der Kunst und Frömmigkeit, — Roms Stolz, — beginnen außerhalb seines geweihten Umkreises auf der Piazza della Rotonda. Hier sucht man vergebens nach einem reinlichen, nicht für die Sinne beleidigenden Fleck, von wo aus man das herrliche Gebäude mit Muße betrachten könnte. Der Boden ist mit dem Blute und den Eingeweiden geschlachteter Thiere und ganzen Haufen verfaulter Fische bedeckt, und Fischverkäufer sitzen unfern jenes Wunderwerkes der Kunst, dessen Erbauer zu seyn, sich ein Phidias zum Ruhme gerechnet haben würde. — Ueber dem Carnieß des Säulenganges lieset man noch die ursprüngliche Inschrift: M. Agrippa. L. F. Tertium. Fecit., und nahe dabei im grellesten Contraste eine Inschrift, — das Werk des modernen Roms, — Immondezzaio!! (Kehricht-Platz). Diese an mehreren Straßenecken Roms zu lesende Inschrift giebt Jedem die Erlaubniß, allen möglichen Unrath dort hinzuwerfen. — Das Pantheon, abgesehen von seiner vollkommenen Bauart, seinen Corinthischen Säulen, seinen Pilastern und Carnießen von kostbarem Marmor, und einem

Fries von Porphyr, ist jetzt das non plus ultra ein schlechten Geschmacks. Der finsterste Aberglaube herrscht allen seinen neuern Verzierungen, und der Tempel all Götter gleicht beim ersten Anblick einer Trödelbude. D sechs buntscheckigen Capellen mit ihren colossalen Jun frauen und Heiligen, die sich zwischen den schönen Pil stern erheben, sind mit Ex-Votos bedeckt, die auf die u drigste Weise die physischen und moralischen Gebrechen d Schenker darstellen; zinnerne Nasen, hölzerne Beine, al Perücken und wollene Unterröcke entstellen die schönst Verhältnisse der Kunst und deuten zugleich auf einen, dur Unwissenheit und Frömmelei entwürdigten Zustand der G sellschaft. Uebrigens ist das Pantheon, einst allen Gö tern, dann allen Heiligen geweiht, jetzt allen Talente gewidmet. Hier sieht man die Brustbilder Raphaels un Annibal Caraccis, errichtet durch den Enthusiasmus un auf Kosten Carlo Marattis, die Büsten Correggios un Palladios, gearbeitet und geschenkt von Canova. Dich ter und Mathematiker haben hier ihren Platz zwische Heiligen und Malern, Musikern und Componisten; Met stasios und Pessutis, Sacchinis und Corellis Büsten theile die Huldigungen, welche hier einst dem Jupiter Ultor un der heiligen Jungfrau dargebracht wurden. Denn da Bild der heiligen Jungfrau nimmt jetzt die Stelle des rä chenden Gottes ein, welchem dieser Tempel ursprünglich ge widmet war. Wenn man vom capitolinischen Hügel in de Richtung des alten Clivus Asyli zur Rechten des Se natspalastes hinabsteigt, erscheinen Roms Alterthümer wi in einem Cabinet concentrirt. Das Römische Forum i

aller seiner Majestät und Oede füllt die Seele und übersättigt die Einbildungskraft. An einem Ende steht der Triumphbogen des Septimius Severus, und zerbrochene Säulen, von Tempeln, deren Gottheiten zweifelhaft sind; rechts das furchtbare Mamertinische Gefängniß, und am äußersten Ende sieht man die Ruinen des Colisseums. Den Zwischenraum füllen zu beiden Seiten Ueberreste vergangener Größe; Schwibbögen und Colonnaden, heidnische Tempel, verwandelt in christliche Kirchen, mit ihren bekehrten Gottheiten, umgeschaffen zu catholischen Heiligen. — Gäbe es auch kein anderes Denkmal der Grausamkeit des peinlichen Verfahrens der alten Römer, so würde der Anblick des Carcer Mamertinus dazu hinreichen; denn weder die Kerker der Inquisition noch die Venetianische Seufzerbrücke sind schrecklicher als diese steinernen Höhlen. Dieß Werkzeug des Despotismus ist jetzt dem Apostel Paulus geweiht, indem er während seines (etwas apocryphischen) Besuchs in Rom hier gefangen gesessen, und seine Kerkermeister getauft haben soll. Dieser tiefe Kerker ist jetzt durch stets brennende Kerzen erhellt, welche glänzende Schreine, vor denen täglich Andächtige knieen, und die mit Ex-Votos bedeckt sind, beleuchten.

Ueber diesen Gefängnissen erhebt sich die Kirche des heiligen Joseph (San Giuseppe dei Falegnami, eigentlich der heilige Joseph der Zimmerleute). — Die drei schönen Säulen, welche nach der neuern Meinung der Alterthumskundigen zu dem ehemaligen Tempel Jupiters des Donnerers gehören, sind der Rest eines Denkmals von des Augustus Frömmelei oder Heuchelei; denn er errichtete diesen

Tempel zum Andenken eines angeblichen Wunders, welches ihm auf seiner Reise nach Spanien, als seine Sänftenträger neben ihm vom Blitz erschlagen wurden, das Leben rettete.

Der Triumphbogen des Septimius Severus erinnert an die Triumphe kaiserlicher Ehrsucht, und das Geschlecht von Ungeheuern, welchem dieser Eroberer des Orients das Leben gab. Unfern dieses Bogens steht eine einzelne Säule, die man sonst für einen Ueberbleibsel des Jovistempels hielt, bis im J. 1813 die regsamen Franzosen im Laufe ihrer Nachgrabungen entdeckten, es sei nur eine Säule, im siebenten Jahrhundert zu Ehren des blutdürstigen Usurpators Phocas errichtet von Smaragdus, einem Italienischen Exarchen.

Der Triumphbogen des Titus stellt in seinen Basreliefs die Vergötterung des Kaisers und seinen Triumphzug nach dem Siege über die Juden vor. Der nahe Triumphbogen Constantins verherrlicht die christlichen Triumphe dieses Kaisers über Juden und Heiden.

Es giebt jedoch in diesem weiten Umkreise glänzender Ruinen ein Denkmal, größer als alle, und eben so schön als groß: — das Coliseum, — das letzte und herrlichste Denkmal Römischer Größe und Römischer Verbrechen, errichtet mit dem Schweiße und der Arbeit von Millionen Gefangener, um an die Entwürdigung eines Volks, dessen erschlaffenden Gemeingeist man durch rohe Grausamkeit ersetzen wollte, die letzte Hand zu legen. Das erste, auf dieser kostbaren Schlachtbank dem Volke gegeben

Schauspiel kostete der Nation eilf Millionen. — — Das Blut von fünftausend wilden Thieren überströmte die Arena. Der Mensch und seine natürlichen Feinde, die wilden Thiere, — der Sieger und Besiegte wälzten sich im blutigen Kampfe sterbend auf dem Boden; siebenundachtzigtausend Zuschauer riefen dem Tode gefangener Krieger lauten Beifall zu.

Die Franzosen, welche nichts in dem Zustande ließen, worin sie es fanden, und die Bewunderung der Römer für ihre erhabenen Ruinen, so wie ihren Geschmack am Genusse der frischen Luft und der Bewegung im Freien erhöhen wollten, eröffneten neben den Mauern des Coliseums einen schönen öffentlichen Garten; allein sie scheinen beide Zwecke verfehlt zu haben. Die heutigen Römer besuchen weder Ruinen noch Gartenspaziergänge, und scheinen eben so wenig Freude an frischer Luft als am Coliseum zu haben. Der Garten verwildert; doch ließ der Pabst bei unserer Anwesenheit in Rom durch Galeerensclaven an dem Amphitheater die nöthigen Arbeiten vornehmen, um es vom gänzlichen Einsturz zu retten.

Der unbestreitbaren Ueberreste des Alterthums, welche augenscheinliche Beweise ihrer ursprünglichen Bestimmung an sich tragen, giebt es in Rom nur wenige; allein unzählbar sind die Stellen, den Erinnerungen des Alterthums geweiht durch classische Forschungen, Hügel, bedeckend ehemalige Wohnungen, geheimnißvolle Zellen und finstere Höhlen, verschüttet unter Trümmern, zeigen sich von allen Seiten. Jeder Reisende pflegt in diese unterirdischen La-

byrinthe hinabzusteigen, beim matten Fackelschein über Schutthaufen umher zu stolpern, und der Kunstjünger bildet sich ein, da, wo der Kenner nur Schutt und Mauern fand, Reste von Hippodromen und Sudatorien zu entdecken.

Die anziehendsten, und, wie ich glaube, auch die am besten erhaltenen von diesen unterirdischen Ruinen sind die Bäder des Titus, welche einen Theil des Esquilinums einnehmen, wo Nero spielte, während Rom brannte. In vielen dieser unterirdischen Gemächer sieht man an den Wänden Götter, Nymphen, Vasen ꝛc. in den schönsten Formen gemalt; doch eilen sie, seitdem die Luft hinzukommt, dem Untergange zu. Hier ward unter dem Papst Julius II der Laocoon ausgegraben.

Die Franzosen ließen 1812—1813 neue Nachgrabungen veranstalten, und wirklich entdeckte man einen mit Fresco geschmückten Corridor. Es war Bonapartes Absicht den Plan, welchen einst Raphael dem Papst Leo zu einer allgemeinen Nachgrabung in Rom vergebens vorgelegt hatte, erweitert in Ausführung zu bringen. Ueberhaupt ist es eine Wahrheit, worin fast jedermann übereinstimmt, daß sowohl das alte, als das neue Rom, an dem einzigen Mann und der einzigen Regierung, wodurch es von seiner Unreinlichkeit, Trägheit und Erschlaffung befreiet und auf den Weg künftiger Freiheit und Civilisation geleitet werden konnte, sehr vieles verloren hat. In der Nachbarschaft der Bäder des Titus wohnten Horaz, Virgil, Properz und Mäcen. — Der Esquilinische Hügel, wo Horaz vielleicht mit seiner Lydia umherwandelte, ist öde und unbewohnt.

Zu den übrigen merkwürdigen Ruinen Roms gehören die Façade der Dogana, (ein Fragment des Tempels des Antonius Pius). die Thermae (warmen Bäder) des Diocletian, gegenwärtig die Kirche (Santa Maria degli Angeli), die Colonnade des Tempels des Antonin und der Faustina, das Theater des Marcellus, die Pyramide des Cestius, das Grab der Cäcilia Metella ꝛc. Für den Künstler und Alterthumskenner mag jedes Säulenfragment anziehend seyn, allein für den allgemeinen Beobachter, unangesteckt durch Virtuosität und Kunstjüngerschaft, ist die Anzahl alterthümlicher Ueberreste in Rom, solche, welche der Zeit und Kosten der Forschung werth sind, sehr gering. Die Säule des Trajan ist die Gegend, wo die Franzosen die meisten Nachgrabungen veranstaltet haben. Sie ließen mehrere Gebäude niederreißen, und lichteten das Steinpflaster des Forum Trayani bis auf mehr als die Hälfte seiner Oberfläche. Bei dieser Operation wurden viele architectonische Ueberreste entdeckt und die zerbrochenen Säulenschäfte bedecken einen großen Theil des ganzen Raumes. Das Pflaster besteht fachweise aus Giallo antico und weißem Marmor. Die ganze Aushöhlung ist eingehegt, und die Inschriften, Capitäler, Friese ꝛc. sind an den Seiten geordnet. Man hatte die Absicht, das ganze Pflaster durch Wegräumung der auf der andern Hälfte des Forums errichteten Gebäude zu Tage zu fördern; allein unter der jetzigen Regierung ist an die Ausführung dieses Plans schwerlich zu denken, da auch zwei Kirchen weggerissen werden müßten.

Die Zugänge zur Kirche San Giovanni Laterano ha-

ben in der Geschichte der Verödungen nicht ihres Gleichen. Hier sieht man eine lange geräumige Straße, ganz unbewohnt; oder wenn hin und wieder ein abgezehrtes Gesicht aus den zerbrochenen Fenstern schaut, so dient es nur zum Beweise, daß diese hohen, verfallenen Gebäude einst die Wohnung der Mächtigen und Reichen, jetzt nur noch Zufluchtsorte der niedrigsten und elendesten Volksclassen sind. Hier herrscht die Mal-aria (böse Luft) ungehindert durch Bevölkerung, ihre wirksamste Feindin, — die aber durch die kirchlichen Institute täglich schwächer wird. Noch vor wenig Jahrhunderten wählte man diesen Erdfleck wegen seiner gesunden Luft zum Wohnsitz der Päbste und Cardinäle. Diese verödete Straße führt auf einen großen, moosbewachsenen Platz, wo rund umher Schweigen herrscht, und in dessen Mittelpunct sich jene kostbare Masse schwerfälliger architectonischen Bauverzierungen, — die Kirche und der Palast des Laterans erhebt. Vor denselben steht der Obelisk von Theben. Dort einst der Sonne zu Ehren errichtet, zog ihn Cambyses, der Cäsar seiner Zeit, aus Thebens Ruinen hervor; dann verherrlichte er die Größe Constantins und seines Sohnes auf dem Circus Maximus in Rom, und nachdem er hier aufs neue Jahrhunderte lang unter Ruinen begraben gelegen hatte, stellte ihn Papst Sixtus V. auf der Piazza di San Giovanni Laterano auf.

Der päpstliche Palast des Lateran, jetzt verfallen und unbewohnt, ist groß und imposant, und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Campagna di Roma bis an dem Fuß der blauen Albanischen Hügel. — Die Kirche

oder Basilica St. Johanns von Lateran ist die vornehmste, und wie ich glaube, auch die älteste in Rom. Sie trägt noch jetzt das Gepräge alterthümlicher Hoheit und gothischer Pracht, und wirkt dadurch weit imposanter auf die Einbildungskraft, als aller Glanz und Schimmer der Peterskirche. Das an die Kirche stoßende Battisterio Lateranense ist von Constantin erbaut, der dort vom Pabst St. Sylvester getauft seyn soll. Oft ward es durch Eroberer verwüstet, und blieb im Mittelalter lange in gänzlichem Verfall, bis mehrere Päpste, vorzüglich Gregor XIII. und Urban VIII. es in seinem jetzigen schwerfälligen Geschmacke ausschmückten. Der Taufstein ist eine antike, mit Gold und Bronze gezierte Basalturne. Hier werden jährlich am Ostersonntage bekehrte Juden getauft. Roms Witzlinge behaupten, daß, um es an dieser Ceremonie niemals mangeln zu lassen, auf den Fall fehlender auswärtigen Candidaten, stets ein heimischer Catechumene in Bereitschaft gehalten werde, daß aber einer von diesen Aushelfern seine Rolle schon zu oft gespielt habe, als daß er hätte unerkannt bleiben können.

Dem Lateranischen Palast gegenüber steht die ehrwürdige Capelle della scala santa (der heiligen Treppe), wohin täglich Landleute wallfahrten, deren viele die heiligen Stufen auf den Knieen hinaufrutschen. Die fünf Mittelstufen sollen nämlich zu der Treppe vor Pontius Pilatus Hause gehört haben, und durch Tropfen vom Blute Christi geheiligt seyn. Wer jenem unbequemen Ersteigungsmittel sich nicht unterwerfen will, muß sich der Seitenstufen bedienen. Die schönen Schwibbögen der Wasserleitungen, errichtet von

Nero, um die Claudianischen Gewässer zum Berge Clelio zu führen, und das antike Thor San Giovanni, so wie Roms Mauern, errichtet auf der Grundlage derer, die der Kaiser Aurelian aufführen ließ, vollenden dieß Gemälde glänzender Oede.

Als die Mal-aria sich über den Clelio verbreitete, und selbst den päpstlichen Palast erreichte, wählte der heilige Vater seinen Wohnsitz im Vatican, einem alten Gebäude, welches vom Kaiser Constantin für künftige Päpste erbaut, und von Carl dem Großen, während seines Aufenthalts in Rom, bewohnt worden seyn soll. Jetzt begannen die glänzenden Wunder St. Peters und des Vaticanischen Palastes. Seit dem dreizehnten Jahrhundert setzte jeder Papst seinen Ehrgeiz darin, den Vorgänger an Pracht zu übertreffen; es erhob sich ein Altar, ein Pavillon nach dem andern; Schätze wurden auf Schätze gehäuft, bis endlich der Wohnsitz des Dieners der Diener Gottes eine größere Oberfläche bedeckte, als die ganze königliche Hauptstadt Turin, und die Kuppel seiner Kirche dem größten aller heidnischen Tempel an Umfang gleich kam.

Das Museo Chiaramonti, — jetzt unter der Aufsicht Canovas, — zeigt, daß weder der Hang der Päpste zum Aufwande, noch auch Italienisches Talent durch Zeit und Revolutionen gänzlich erloschen sind.

Die Umgebungen der Peterskirche tragen einen ganz andern Character, als die beiden andern Hauptkirchen St. Paul und St. Johann von Lateran. Jeder enge Zugang zur Peterskirche ist bevölkert von einer Menschengat-

tung, welche Züge der Dürftigkeit oder Immoralität an sich trägt. Hier findet man die unreinlichsten Straßen der unreinlichsten Stadt in Europa. Hier sieht man schöne weibliche Formen, entstellt durch Mangel an Reinlichkeit, oder durch unanständigen Aufputz, und die junge plebejische Schöne, ruhend auf der Schwelle ihrer verfallenen Wohnung, wie sie ihr flechtenreiches Haar löset, und ihr reizendes Köpfchen von irgend einer alten Magd untersuchen läßt, ohne Scheu vor den Vorübergehenden, die sie mit unbefangener Freundlichkeit grüßt. Selbst die Façaden einzelner Marmorpaläste in den zur Peterskirche führenden Straßen, sind durch trocknendes Leingeräth, welches einen Seifengeruch in der Atmosphäre verbreitet, verunziert.

Endlich kommt man auf die Piazza de St. Pietro in Vaticano, worüber schon so viel gesagt, gedichtet und gesungen ist, daß den jetzigen und künftigen Reisenden nichts übrig bleibt, als schweigend zu genießen, oder höchstens ihre ersten Eindrücke mitzutheilen.

Der erste Eindruck der Façade von St. Peter war bei der Verfasserin ein Gefühl gänzlicher Täuschung. Der sich ihr darbietende Anblick ergriff sie nicht durch seine Großartigkeit, und wegen seines Mangels an Einfachheit und Vollendung eben so wenig durch angenehme Regungen. Nachdem sie einige Minuten beobachtet hatte, wandte sie sich unwillkürlich zu anziehenderen Gegenständen, — den halbcirkelförmigen Colonnaden, den herrlichen Springbrunnen, die ihr reines, in der Mittagssonne glänzendes

Wasser hoch in die Lüfte spritzen, und im Fallen Kühl verbreiten, — zu den antiken Obelisken, deren Versetz von Heliopolis (wo Sesostris Sohn sie setzen ließ) n Rom die Geschichte gefallener Reiche und wechseln Macht im Bilde darstellt. Allein der Anblick aller di Gegenstände vermochte doch nicht, den Eindruck der Fa der Peterskirche wieder zu verlöschen. Die Originalze nung derselben von Michel Angelos Händen, die man der Bibliothek des Vaticans sieht, dient nur, ihn zu b stigen. Doch niemals wird das Großartige der St. terskirche bei den ersten Beaugenscheinigungen nach W den geschätzt, eben weil die Harmonie ihrer Verhältnisse vollkommen ist, daß sie keinen Vergleichungspunct rig läßt.

Unter der großen Anzahl ihrer prachtvollen Ma leen, errichtet zum Andenken von Päbsten und Fürsten Kirche, oder zur Aufbewahrung der Asche von Königen Königinnen, ist eines, welches einen auffallenden Comm tar zu dem Text dieses mächtigen Gebäudes darbietet. ist das Grabmal der berufenen Gräfin Mathilde, der m tigsten Bundesgenossin, welche jemals die Kirche hatte; vertheidigte die Päbste und deren System, und verma der Kirche ihre beträchtlichen Erbstaaten; dieß erwarb ein Denkmal in der Peterskirche, wohin Pabst ban VIII. ihre Gebeine von Mantua bringen ließ. Bildniß zeigt eine ernste, grämliche Frau, deren fe Wille für Gerie gelten könnte; sie hält den päbstlic Scepter und die Tiare in der einen Hand, und in der dern die Schlüssel der Kirche. Vor ihr steht ihr Sa

shag, dessen Basreliefs Kaiser Heinrich IV. zu Gregors Füßen darstellen; eine Lage, worin ihn Mathilde versetzen half. Der halb entkleidete Kaiser, umgeben von weltlichen und geistlichen Großen, bildet einen starken Contrast mit dem stolzen, allgewaltigen Pabst, der in Begriff zu seyn scheint, seinen Fuß auf den Nacken des unglücklichen Souveräns zu setzen. Als Kaiser Joseph II. die Peterskirche besuchte, und seine Begleiter ihn an dieß Denkmal führten, soll er sich mit ironischem Lächeln abgewandt und eine Röthe des Unwillens seine Wangen überzogen haben.

Merkwürdig für jeden Brittischen Reisenden, wie auch seine politischen Gesinnungen beschaffen seyn mögen, ist das schöne Mausoleum, — ein Werk Canovas, — welches der jetzt regierende König von England (damals noch Prinz-Regent) dem Letzten der Stuarts, seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen setzen ließ. Es gereicht dem Herzen und Geschmack Georgs IV. zur Ehre, daß sämmtliche Titel, welche die Geburt den Verstorbnen im Leben anzunehmen veranlaßte, ihm im Grabe beigelegt sind. Zur Linken der Basilica liegen die Sacristeien. Hier werden die Geschäfte der Kirche verhandelt, und hier halten die Domherren ihre Rathsversammlungen und ihre Schmäuse. Die Corridors dieser Sacristeien sind mit Säulen und Pilastern von Bigio Antico und Verd'antico, mit Inschriften, Büsten, Statuen ꝛc. geschmückt. Jedes Zimmer hat eine prächtige kleine Capelle, gefüllt mit kostbaren Gemälden der größten Meister. Die Reichthümer des Ganzen übersteigen alle Begriffe. Die auf diese unnöthige Sacristei ver-

wandten Summen und andere ähnliche Unternehmungen de letzten Papsts Pius VI., stürzten Staat und Volk in Armut Der schlechte Geschmack dieses Papstes fiel eben so sehr i die Augen, als seine Verschwendung, obwohl er sich für e nen großen Architecten hielt. Um diese schwerfällige Se cristei zu erbauen, ließ er einen Venustempel niederreißen welchen Michel Angelo einst verschont hatte. Zur Rechte der Basilica führt eine ihrer langen, schönen Colonnade zu der Paulinischen und zur Sixtinischen Capell die durch Michel Angelos Genie geschmückt sind. Die Co ridore dieser gleichsam in der Luft schwebenden Tempel füh ren zum Palaste des Papstes, dem prunkenden Vatica mit seinen dreizehntausend Zimmern, seinen Hö fen (Cortili) besetzt mit Orangenbäumen in Marmorvase und jenseits dieses Feenpalastes sieht man jene durch Elen verödete Gegend, den Sitz des Jammers, — die Cam pagna di Roma!!

Der Palast des Vaticans ist nicht sowohl ein einzel nes Gebäude, als vielmehr ein Aggregat von Palästen, di ren Bauart so verschieden ist, als die Jahrhunderte, un die Talente, die auf deren Vollendung verwandt wurden Sie halten drei hohe Stockwerke, jedes umgeben von eine Loggia, oder einem offnen, schön gemalten Corridor. Di zahllosen Hallen und Gallerien, die schönen Capellen, di treffliche Bibliothek, die 20 Cortili und 200 Treppen, bil den einen wahren Irrgarten von Meisterwerken der Kunst und Wissenschaft, aus welchem sich der Fremde, so oft e ihn auch besucht, nur einzelner hervorstechender Theile er innern kann. Doch nie wird er Raphaels Loge (Log

gia di Raffaello)*), die Zimmerreihe der Borgias**), den Portico del Cortile, das Belvedere, und die Reihe unvergleichlicher Antiquitäten-Cabinette vergessen. Hier sieht man einen Saal der Thiere, der Büsten, der Musen, die Rotonda, die Cabinete der Biga und der Candelabern, den Corridor der Inschriften, das Belvedere, das Museum Chiaramonti und Pio-Clementino. Das große Local dieser prachtvollen Säle und Cabinete ist allein einer Reise nach Rom werth. Die Fußböden sind vom reichsten Mosaik, die Decken vom schönsten Azurblau, die Wände mit den kunstreichsten Bildhauerarbeiten geschmückt, oder von den größten Meistern gemalt, die Säulen von Porphyr, Alabaster, Lapis Lazuli und pariſchem Marmor, die Thü-

*) Als Murat mit seiner Armee in Rom eintraf, war sein erster Gang in Raphaels Loge. Mit Unwillen sah er, wie sehr die Malereien in diesen offenen Colonnaden durch die Jahrhundert lange Einwirkung der Luft und Witterung gelitten haben, und ließ sogleich die ganze Logenreihe mit schönen Fenstern versehen. Die Arbeit ward in vierzehn Tagen vollendet, und die Nachwelt verdankt daher diesem braven, gutherzigen und unglücklichen Manne die Erhaltung dieses kostbarsten aller Kunstschätze.

**) Diese Reihe von Sälen ward von Papst Alexander VI., schändlichen Andenkens, erbaut; sie enthalten jetzt die auserlesenste, und vielleicht die schönste Gemäldesammlung in der ganzen Welt. Hier sieht man die berühmte Verklärung von Raphael, die Madonna di Foligno, und Meisterwerke Dominichinos, Guido Renis, und fast aller größten Künstler.

ren von Bronze und Gold. Dieß Alles, verbunden
den schönen, einen Zirkel oder ein Achteck bildenden Fo
der Gemächer, theilt die Aufmerksamkeit des Anschaue
mit den Werken, die sie enthalten. Dahin gehören
andern: der Laocoon, der Torso und der Apoll von B
dere. Wer die einzige Beschreibung lesen will, welch
Vollkommenheit dieser letzteren Statue würdig ist, f
sie im letzten Gesange des Childe Harold. — Zweim
der Woche hat das Publicum ganz unentgeltlichen Zu
zu diesen Schätzen.

Diese endlose Gallerie ist durch Thüren und S
in Abtheilungen gesondert, gewissermaßen, um der Ei
dungskraft und dem Gedächtnisse Ruhepuncte zu gewä
Die erste Abtheilung, welche in die Bibliothek führt,
hält eine Sammlung der seltensten in Europa bekan
Inschriften. Dann folgt das Museo Chiaramo
reich an Denkmälern des Alterthums, geordnet von
größten Bildhauern unserer Zeiten; und das Museo
Clementino, — die Sammlung der von Pius VI. a
häuften Schätze, vermehrt vom jetzt regierenden Pabste
Die vaticanische Bibliothek nach Verdienst zu
schreiben, würde dicke Bände füllen. Das Local ist
an sich selbst ein Palast. Auffallend ists, daß man in
größten Bibliothek Europas, welche allein 30,000 M
scriptbände enthält, kein einziges Buch erblickt; denn
Behältnisse, worin die Sammlung aufbewahrt wird, h
kein äußeres Anzeichen ihres Inhalts. Die Hauptgal
370 Palmen lang, ist durch Pfeiler abgetheilt, und
den Wänden sieht man Abbildungen von berühmten a

thümlichen Bibliotheken, von Generalconcilien und von Erfindern der Schriftzeichen verschiedener Sprachen. Niedere Schränke, reich und phantastisch gemalt, welche die kostbarsten Handschriften enthalten, umgeben diesen herrlichen Saal; Tische von Aegyptischem Granit, marmorne Sarcophage und Fragmente des Alterthums sind im Innern vertheilt.

Der Saal des Papyrus, gemalt von Mengs, führt in eine andere geräumige, mit Vergoldungen und Spiegeln geschmückte Gallerie, wo man die kostbarsten Bücher der Sammlung findet. Hier sieht man auch zwei prächtige Candelaber aus der Porcellanmanufactur von Sevres, welche Napoleon bei seiner Vermählung dem Pabste zum Geschenk machte. Zuletzt folgen in diesem Flügel: das Münzcabinet, ein Kupferstichcabinet und eine Sammlung von Inschriften. Viele Medaillen wurden in der ersten Epoche der Revolution weggenommen. Die Französische Regierung nahm 500 Bände aus der Bibliothek, und zwar, wie uns einer der Bibliothekare sagte, nicht ausgesucht nach dem wahren Werthe, sondern a capriccio. — Auf der andern Seite enthält eine Reihe schöner, mit Porphyrsäulen geschmückter Zimmer-Bücherschränke, geziert mit Etruscischen Vasen, und eine Folgereihe von Gemälden, darstellend die Prüfungen des letztverstorbnen und des jetztregierenden Pabstes während der Revolutionszeit, und endlich die Krönung und Wiedereinsetzung Pius VII. Die hauptsächlichsten Gemälde waren folgende: des Pabstes Pius VI. Gefangennehmung durch Berthier; seine Ankunft auf der Carthause von Florenz; seine Ankunft zu Valence, wo er

starb; der Papst auf dem Todtbette; Erwählung Pius zu Venedig; sein Empfang in Rom; sein Besuch in feum und in Ostia; seine Entführung durch die Fran nach Grenoble und Savona; sein Aufenthalt in Font bleau; sein Uebergang über den Berg Cenis; seine dereinsetzung im J. 1814; seine Flucht von Rom nach nua während der Besetzung Roms durch Murat.

Schon im 16. Jahrhundert, bevor noch die Ma ria in die Pavillons des Vatican eingedrungen war, ihre Bewohnung während einiger Monate des Jahrs fahrvoll gemacht hatte, wurden die Päpste dieses prachtvollen Wohnsitzes müde, und Gregor XIII. beg um sein Pontificat zu verherrlichen, die Erbauung des lastes und der Kirche des Quirinals, der Residenz jetzt regierenden Papstes und seiner unmittelbaren Vor ger. Dieß ungemein große Gebäude, nur dem Va weichend an Umfang, nimmt die Anhöhe des Quiri schen Hügels ein, und gewährt eine herrliche Aussicht die Stadt, die sich zu seinen Füßen zu schmiegen sch Viel that Pius VI. zur Verschönerung des Palastes der Piazza del monte caballo, der seinen Namen den berühmten Pferden führt, die laut der Inschrift Praxiteles und Phidias, nach einer neueren Meinung gegen, dem Zeitalter Constantins zugeschrieben werden. Prunkzimmer des Quirinals sind ziemlich schön, und den bei dem letzten Besuche des Kaisers von Oester von diesem Monarchen und seiner Familie bewohnt. Gärten sind geräumig, aber wie gewöhnlich, zu sehr

Marmor und anderm Gestein überladen. Das Glänzendste im ganzen Quirinal ist die Capelle, wo der Pabst an Sonn- und Festtagen das Hochamt hält. Sie prangt in so reinem Schimmer, daß sie, erleuchtet von den Strahlen der Mittagssonne, dem Sonnentempel gleicht, der einst an dieser Stelle gestanden haben soll. In dieser Capelle sieht man nichts, was den guten Geschmack beleidigt; keine Votivgaben verletzen die Sinne, und keine schreckliche Bilder Auge und Herz. Die hier abgebildeten Heiligen gleichen Halbgöttern, und auf dem Hochaltar sieht man ein glänzendes Kreuz von schöner Form, so wie es den Busen der Damen zu schmücken pflegt, und nicht, wie es in allen Italienischen Kirchen gewöhnlich ist, ein mit Blut bespritztes, gar zu getreues Bild des Todes. Hier füllen bezaubernde Töne und liebliche Wohlgerüche die Luft, und die heiligen Mysterien werden in den schönsten Formen und mitten unter den anziehendsten Umgebungen gefeiert.

Einen höchst seltsamen Anblick gewähren die Gruppen, welche Sonntags Morgens den Quirinal hinansteigen, um dem Pabst in seiner Capelle pontificiren zu sehen. Mitglieder aller Kirchen und Bekenner aller Secten, Cardinäle und deren Gefolge in prunkenden Staatskutschen, Mönche, Carabiniers zu Pferde, Alles strömt durch die massiven Thore des Palastes, bewacht von gigantischen Schweizern in alterthümlichem Costüm. Am Eintritt des Tempels trennen sich die Geschlechter. Hier zeigen sich die dem Dienste der Capelle gewidmeten untergeordneten Geistlichen in buntscheckigem Gemische, beschäftigt, den Ankommenden

angemessene Plätze anzuweisen, worin Fremden ohne Unter-
schied der Religion, insbesondre Engländern, mehr Auf-
merksamkeit bewiesen wird, als Einheimischen. Bald füllt
sich die Capelle bis zum Ersticken. Die Tribünen zu bei-
den Seiten sind von eleganten Damen aus den Hauptstäd-
ten Europens und Nordamericas besetzt. Im Mittelschiff
der Kirche drängen sich Aebte, Prioren und Würdenträger
mehrerer Grade, Römische Generale, Mönche, Wachen und
Staatsbeamte zusammen. Zunächst außerhalb der Schran-
ken, welche rund um den Chor gezogen sind, haben fremde
Männer von Stande ihren Platz. Der Chor selbst, auf
Glänzendste verziert, bleibt leer, bis ein Zeichen gegeben
wird. Die Menge weicht aus einander, die Procession be-
ginnt. Geistliche mehrerer unteren Classen bilden den Vor-
trab. Dann erscheint, hoch auf den Schultern kraftvoller
Männer getragen, der Pabst, ein wahres Bild der Alters-
schwäche. Hinter ihm folgen die Cardinäle, gekleidet in
Brocat, glänzend von Gold und Silber, in langen sammt-
nen Schleppenmänteln und reich mit Gold besetzten Unter-
gewändern. Der ganze Anzug dieser Fürsten der Kirche
ist aufs sorgfältigste geordnet, vom gepuderten Toupet bis
zu den diamantenen Schuhschnallen. Endlich wird der
Pabst auf seinen goldnen Thron niedergesetzt. Um ihn
reihen sich seine geistlichen Diener, ordnen seinen weiten
weißen und glänzenden Caftan und seine schimmernde
Tiare. Einer derselben trägt das päbstliche Schnupftuch
im Busen und wischt ihm von Zeit zu Zeit das Gesicht
ab. Die Römischen Conservatoren, die Caryatiden der
Kirche, stellen sich auf die Stufen des Thrones, und der

Repräsentant des Römischen Senats nimmt seinen Platz unmittelbar neben dem glänzenden Sitze ein. Die Cardinäle lassen sich in ihren Chorstühlen auf sammtne Kissen nieder, ihre Schleppträger zu ihren Füßen. Im Mittelpunct stehen oder sitzen auf den Stufen des Hochaltars die Bischöfe. Jetzt erschallt das Hosiannah; der Pabst hält das Hochamt; aus goldnen Rauchfässern werden Wohlgerüche in die Luft geschwungen; die vollkommenste Harmonie und die würdevollsten Bewegungen erfreuen Ohr und Auge. Beim Emporheben der Hostie herrscht tiefes, feierliches Schweigen; Jedermann wirft sich zur Erde, und das Militär, seine Waffen niederlegend, tiefer als Alle.

Nach Endigung der Feierlichkeit kehrt die Procession zurück, wie sie kam, die Congregation hinterher, und im nächstfolgenden Augenblick gleicht das Vorzimmer dieses Tempels dem Foyer eines Opernhauses. Aebte und Prioren mischen sich unter den Laienhaufen, und die Cardinäle plaudern mit den Damen. Hier wurden wir dem Cardinal-Minister Gonsalvi vorgestellt, der in Haltung und Manieren weltliche Anmuth und kirchliche Würde in seltenem Grade vereinigt. Seine Religionstoleranz hat Italien viele Leiden erspart, und seine Menschenliebe, die er in der Abschaffung oder Milderung mehrerer schrecklichen Todesstrafen zeigte, hat ihm den Beifall aller Weisen und Gutdenkenden erworben. In der St. Peterskirche versammelt man sich aufs Neue, um die Vesper zu hören, sich Rendezvous zu geben und Partien für die Oper zu machen. Selbst die in der Sonntagsfeier so strengen

Engländer entfesseln sich in Rom von diesen heimischen Formen.

Die Römischen Paläste sind zwar zahlreicher, größer und prachtvoller, als es deren sonst wo in ganz Italien giebt; allein sie haben kein historisches Interesse. Sie sind Denkmäler der Verschwendung der Päbste an ihre natürlichen Kinder*) oder an ihre Nepoten, und die meisten wurden gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, als die Künste in Verfall waren, gebaut. — Auf den Haustreppen und in den Vorhallen der Paläste Römischer Großen herrscht die größte Unreinlichkeit und Unordnung. Sonderbar contrastirt dagegen der Thron, den jeder Römische Fürst, der sich als einen Souverän auf seinem eignen Gebiete ansah, nicht nur im Vorzimmer, sondern häufig auch in den Prunkgemächern aufgeschlagen hat. Seit der Revolution haben jedoch diese Fürsten ihre Feudalprivilegien verloren, und sind noch nicht in die Machtvollkommenheit wieder eingesetzt, welche mit andern Mißbräuchen vielleicht künftig zurückkehren wird.

Unter diesen prachtvollen, jetzt leer stehenden Wohnsitzen ist fast kein einziger, der nicht werth wäre, den prunk-

---

*) Bekanntlich gaben die Päbste des 15. und 16. Jahrhunderts sich nicht die Mühe, ihre zärtlichen Verbindungen zu verhehlen. Die Päbste aus den Häusern Farnese und Borgia lebten öffentlich mit ihren Kindern. Noch unter der Regierung Ludwigs XIV. brachte der Cardinal Retz bei seiner Reise nach Rom zuerst der Geliebten des Pabstes, der notorischen Giftmischerin, Donna Olympia, seine Huldigungen dar.

liebendſten Monarchen aufzunehmen, und wenn man die Paläſte Borgheſe, Corſini, Doria-Pamfili, Farneſe, Barberini und Colonna durchgeht, ſieht man deutlich, daß ungeachtet des zahlreichen Gefolges, welches die Römiſchen Fürſten unterhielten und behauſeten, ſie nie das Ganze ihrer Paläſte benutzen konnten. Jetzt behelfen ſich ihre Beſitzer in wenigen Zimmern des zweiten Stockwerks oder des dritten, wenn die beiden erſten, wie nicht ſelten der Fall iſt, durch die Gemäldeſammlungen gefüllt ſind. Denn ungeachtet die Römiſchen Fürſten aus Geldmangel viele ihrer Gemälde verkauft haben, ſo ſind doch im Ganzen die Gemäldegallerieen in ihren Paläſten ſchöner und zahlreicher, als in irgend einem andern Theile Italiens.

Der Palaſt Corſini verdankt ſeine Pracht dem aus dieſem Hauſe herſtammenden Pabſt Clemens XII. Hier wohnte und ſtarb die Königin Chriſtina von Schweden. Obwohl der Beſitzer, wie oben erwähnt iſt, in Florenz wohnt, ſo wird doch ſowohl ſein Palaſt, als der, des gleichfalls in Florenz ſich aufhaltenden Fürſten Borgheſe, in Rom nebſt der darin enthaltenen Kunſt- und Bücherſammlung ſehr gut unterhalten. Merkwürdig iſt im Palaſt Corſini ein Zimmer, ausſchließlich gewidmet den Streitverhandlungen zwiſchen den Janſeniſten und Moliniſten. Das Casino (Luſtſchloß) Corsini, zu dieſem Palaſt gehörig, ſteht auf dem Berge Janiculum, und zwar an der Stelle, wo Julius Martial's (Vetters des Epigrammatiſten) Villa lag. Dieſe Römiſchen Fürſten neuerer Zeiten ließen ſelbſt die größten Schwelger und Genußlinge aus

den Tagen des Augustus an Prachtaufwand weit hinter sich.

Der Palast Borghese, wegen seiner flügelartigen Form in Rom Cembalo genannt, das Werk Pabst Pauls V., eines Mitgliedes dieser Familie, nimmt einen unermeßlichen Raum ein. Das Erdgeschoß enthält in eilf schönen Zimmern die Gemäldegallerie, prangend mit den Werken der größten Meister aller Länder. Der rechte Flügel wird von der Fürstin Pauline Borghese und ihrem Gefolge bewohnt. Im linken befinden sich die Privatzimmer des Fürsten.

Die Villa Borghese, innerhalb der Ringmauern der Stadt und unfern des Palastes dieses Namens, war einst vor allen andern Römischen Villen berühmt, und hat mit ihren Gärten und ihrem Landsee beinahe drei Meilen im Umfange. Sie ward erbaut vom Cardinal Scipio Borghese, dem Neffen Pauls V. Das Innere ist mit antiken und modernen Bildhauerarbeiten angefüllt; und aus dieser Villa nahm der Prinz die Statuen, die er dem Kaiser Napoleon verkaufte und mit Nationalgütern in Piemont bezahlt erhielt. Doch so groß ist der Schatz dieser Villa an Kunstwerken, daß die mangelnden Statuen keine Lücke bemerken lassen. — Eine zweite Villa Borghese, — groß, prachtvoll und verödet, erhebt sich zwischen den lieblichen Anhöhen von Frascati. Unter allen Villen des Hauses Borghese ist jedoch nur eine einzige bewohnbar, wo Englische Reinlichkeit, Französische Eleganz und Italienischer Geschmack vereint sind. Dieß ist die Villa der Prinzessin Pauline Bonaparte Borghese, unter ihrer eignen Leitung

angelegt, verschönert und möblirt. Wer einen Frühlingsmorgen in diesem reizenden Aufenthalte zugebracht, und an einem der wöchentlichen Dejeunés der Prinzessin Theil genommen hat, empfängt einen Eindruck vom Innern einer Römischen Villa, der mit den gewöhnlichen Römischen Sitten, und insbesondre mit der Römischen Unwirthlichkeit sehr contrastirt.

Die Villa Farnesina ist eigentlich nur ein Casino oder ein Lusthaus innerhalb der Ringmauern der Stadt. Die Farnesischen Paläste in Rom gehören jetzt dem König von Neapel, der sie ihrer sämmtlichen Kunstwerke beraubt hat. Gut, daß er die schönen Freescogemälde von den Händen Caraccis nicht mitnehmen konnte. Ein Zimmer der Farnesina ist ganz von Raphael und seinen ausgezeichnetsten Schülern gemalt.

Die Villa Pamfili-Doria ist eine der schönsten in Roms Umgebungen, vorzüglich in Hinsicht ihrer reizenden Anlagen und Gehölze. Die Zimmer sind fast überladen mit Kunstwerken. Und doch versicherte uns der Custode, daß die Prinzen und Prinzessinnen Pamfili-Doria seit vier bis fünf Jahren nicht dahin gekommen wären. Noch ärger ists, was man vom Prinzen Barberini erzählt, dem Besitzer des eben so reizenden, als historisch merkwürdigen Palestrina, dem Praeneste der Vorzeit, dem Schauplatz der Kriege Syllas, dem Zufluchtsorte des Marius, und im Mittelalter der Scene päbstlicher Kämpfe. Als man jüngst den jetzigen Inhaber fragte, warum er diesen so anziehenden, nur eine kleine Tagereise

von seinem Palaste in Rom entfernten Ort nie besucht habe, erwiderte er: „weil mein Vater ihn nie besuchte, weil für meine eignen Pferde die Tagereise dahin zu lang, und der Ort der Ausgabe für Postpferde nicht werth ist."

Die Villa Albani, erbaut in der Mitte des 18. Jahrhunderts, ist die vollkommenste und frischeste unter allen Römischen Villen. Sie gleicht einem eleganten, reingriechischen Tempel, und ist ein kleines Pantheon, geweiht allen ländlichen Gottheiten, mit deren antiken Statuen ihre marmornen Colonnaden und Gallerieen geschmückt sind. Der Besitzer, Cardinal Albani, besucht diese entzückende Villa, die von der mal-aria heimgesucht ist, nur zu Zeiten auf einer Morgenspazierfahrt, und hat seine Gärten zum Gemüsebau vermiethet.

Ganz abgesondert von den Ruinen des Alterthums und von päbstlichen und fürstlichen Palästen ist die moderne Stadt Rom, von allen Seiten begrenzt durch Schutt und öde Plätze. Die Einfahrt in das ehemalige Caput mundi durch die Porta del popolo täuscht sehr die Erwartung. Die Piazza del popolo hat nichts Ausgezeichnetes, und der Corso ist an seinem Eingange eine enge unscheinbare Straße, bis endlich auf ihre ärmlichen Kaufläden und unansehnlichen Gebäude plötzlich die schönsten Paläste folgen, die in einer ununterbrochnen Reihe bis an die schöne Piazza di Venezia fortgehen. Die Via del Babbuino, die Piazza d'Espagna und ein Paar benachbarte Straßen sind buchstäblich Brittische Colonieen, und als der Wohnsitz von Ausländern

durch ihr regeres Leben und Treiben von allen übrigen Theilen der Stadt zu unterscheiden.

Zwischen den Ruinen und Fragmenten, welche den Hof und die Zugänge des Palastes Barberini füllen, liegen einige der ausgezeichnetsten Künstlerwerkstätte Roms. Eine der anziehendsten ist die des Ritters Thorwaldsen, obwohl der schnelle Absatz seiner schönsten Erzeugnisse nur Wenige dem Anschauen des Reisenden übrig läßt. Besonders schön sind seine Basreliefs, vorzüglich sein treffliches Modell des Triumphs Alexanders, bestellt von Napoleon für die Façade des Quirinals.

In der Werkstatt des Deutschen Bildhauers Schadow, dessen Filatrice (Spinnerin) unter andern eigenthümlichen Verdiensten auch das eines hohen Grades von Originalität besitzt, indem sie in keinem Stücke von der Antike entlehnt ist.

Die schöne Gestalt der Spinnerin ist voll Leben und Bewegung. — Noch eine andere Abweichung von der ruhigen, bewegungslosen Würde der Antike sahen wir in Fabrices Werkstatt, — eine Venus, prüfend die Spitze eines Pfeils, den der schalkhafte Liebesgott ihr aus den Händen zu winden versucht.

Der Marchese Canova und sein trefflicher Bruder, der Abbé, gehörten zu denen, die uns nach unsrer Ankunft in Rom zuerst besuchten. Canovas Lebhaftigkeit und allgemeine Kenntnisse machen seine Unterhaltung äußerst anziehend. Sein Aeußeres hat, so wie seine Manieren, ganz

die Einfachheit des wahren Talents und hochherziger Den
weise; er wird daher in seinen gesellschaftlichen Verhältni
sen eben so sehr geschätzt, als wegen seiner Kunst bewu
dert. Seine Werkstatt ist bei weitem die größte in Rom
Große Massen von Marmor, eben erst aus den Brüch
ausgegraben, füllen die unteren Räume; andere enthalt
die ersten Umrisse seiner Schöpfungen, und diesen folg
Gruppen, die gleich den Metamorphosen der Fabel, ins L
ben zu treten scheinen. In der Mitte erhebt sich eine C
lossalstatue. Drei Könige bestellten dieß kraftvollste E
zeugniß von Canovas unsterblichem Meißel. Niema
fordert es jetzt ab. Die einzige Inschrift dieses c
lossalen Standbildes ist: Napoleon. Als wir Cano
zuerst besuchten, war er bei seiner Nymphe beschäftig
die er selbst ein Meisterstück nennt. Er war damals sch
über 60 Jahre alt, allein bei einer schwachen Gesundhe
ist sein Enthusiasmus noch unerkaltet und sein Gemü
kraftvoll.

Es leben in Rom Hunderte von jungen emporstrebe
den Künstlern, voll Nachahmungseifer, Geist und Talen
aber was hilft Genie, wenn es nicht hinreichend geschä
noch weniger aufgemuntert, und sein Erzeugniß nicht g
kauft wird? Wir leben nicht im Jahrhundert der Künst

Es giebt in Rom ein Gewerbe, welches sich gleichfal
mit den Künsten beschäftigt, und dessen Werkstätte von d
Reisenden eben so viel besucht werden, als Gallerien, od
Ateliers großer Meister. Dieß sind die Scarpellini, -
Arbeiter in Marmor und pietra dura, die im Kleinen t

schönsten Formen und die berühmtesten Denkmäler mit vie- ter Zartheit und Treue nachbilden; eine Englische Dilet- tantin kann hier jeden Quadratzoll rosso antico oder Orientalischen Alabaster, den sie etwa auffindet, in die Form irgend eines Kunstschatzes umwandeln lassen.

Am Charfreitage besuchten wir eine Sitzung der Ge- sellschaft der Arcadier, welche diesen Tag mit be- sondrer Festlichkeit feiert. Das Local, beschützt durch päbst- liche Schildwachen, war ein kleines Zimmer, bis zum Er- sticken angefüllt. Hier hingen die Gemälde der ausgezeich- netsten männlichen und weiblichen Mitglieder der Gesell- schaft. Vier wohlbeleibte, lebende Musen saßen neben dem Rostrum, jede mit einer Papierrolle in der Hand, und erhoben sich, eine nach der andern, um ein Sonnet und eine Canzone auf die Passion, oder eine Ode auf die Schönheiten der beata madre vorzulesen. Der weiner- liche Ton ihrer Declamation, die Gestalten der Arcadierin- nen und die sichtliche Eitelkeit, die in der ganzen Darstel- lung herrschte, machte einen höchst peinlichen Eindruck. — Es giebt mehrere andere Academien in Rom, welche die Kirche, so wie die der Arcadier befördert, um die literari- sche Jugend auf Gegenstände zu lenken, die ihren Zwecken nicht zuwiderlaufen. Hieher gehört die Gesellschaft der Tiberini, ein Zweig der Arcadier. — Die Accade- mia ecclesiastica ist gestiftet, Kirche und Staat ge- gen die Angriffe der neuern Philosophie und revolutionärer Einrichtungen zu vertheidigen. In der Accademia legale wird der Justinianeische Codex gepriesen, und der

Napoleonische verschrieen, und in der Gesellschaft t
Bonpiani werden antiquarische, nicht selten kleinli
und unfruchtbare Streitfragen erörtert. Zu einer höher
Classe gehört die Maler-Academie von St. Lucas, t
schon deßwegen besuchenswerth ist, weil man in ihrem L
cal den Schädel Raphaels in einer crystallenen Vase au
bewahrt. Sie war gänzlich in Verfall gerathen, wa
aber von der Französischen Regierung durch Anstellu
neuer Professoren gehoben; ferner die naturwissen
schaftliche Gesellschaft, eine der ältesten in Eur
pa. Endlich die archäologische Academie, die sch
vor der Revolution aufgelöst, von den Franzosen aber, vo
züglich zur Beförderung der Nachgrabungen, wieder herg
stellt ward. Bei der Restauration ward sie auf Bese
der päbstlichen Regierung aufs neue aufgehoben. Je
hat Canova durch dringendes Anhalten bei Sr. Heiligk
Erlaubniß erhalten, die Academie wieder zu eröffnen, u
zu deren Erhaltung einen Theil der Einkünfte des ih
vom Pabste geschenkten Marquisats Ischia angewiesen.

Die Theater werden in Rom nur tolerirt, w
nigstens wird es so angenommen. Doch geht diese Tol
ranz jetzt viel weiter, als sonst, und weibliche Rollen bra
chen nicht mehr durch Knaben gespielt zu werden. Uebr
gens sind die Schauspielhäuser finster, unreinlich u
schlecht decorirt. Das Theater d'Alibert, e
baut von den Franzosen, ist geräumig und elegant;
wird jedoch aus Gründen, welche der Verfasserin unbekan
sind, bloß zu Maskenbällen im Carneval gebraucht. — A

reinlichſten iſt das Theater Argentino. Als die
ürgerſchaft von Rom beim Pabſt um Erlaubniß anſuch-
, dieß elende Gebäude zu verbeſſern, und in der Fronte
it einem Porticus zu verſehen, erfolgte die Laconiſche
ntwort: „Rom ſei die Stadt der Kirchen und nicht der
heater, und Se. Heiligkeit nähmen keine Kenntniß von
chaubühnen.“

Die Oper wird in Rom ziemlich gut unterhalten.
ei unſrer Anweſenheit war David der erſte Sänger und
e ſchöne Dardanelli prima Donna. — Das Theater
alle iſt klein, niedrig und unreinlich, wird aber wegen
iner trefflichen comiſchen Opern und launigen Luſtſpiele
hr beſucht. — Das Teatro Della Pace, faſt ausſchließlich von den niederen Volksclaſſen beſucht, iſt im
nnern unreinlich und veraltet. Auf dem Comödienzettel
ar ein Schauſpiel unter dem Titel „Moſes“ angekündigt,
ls zwar alö eine cosa sagra e stupenda, mit ei-
r Farce, a morire da ridere (zum Todtlachen).
ſſre Loge koſtete zwei Paoli, und das Parterre für un-
re Bedienten einige Bajocchi. Für dieſen mäßigen Preis
hen wir die Juden mit Manna ſpeiſen, wir ſahen ein
hr gut gegebenes Intermezzo, und eine Poſſe, die ganz
s Verſprechen des Comödienzettels erfüllte. Am meiſten
uſtigte uns das Publicum. Alle Logen waren gedrängt
ll, und jede Gruppe würdig eines Wouvermans oder
niers. Trasteveriner *) waren in großer Anzahl da,

*) So nennt man den beträchtlichen Theil der Bevölkerung
Roms jenſeits der Tiber, — einen Reſt der Nachkommen-

und erkennbar an ihrem Anzuge und an ihren kühne
schönen, gebräunten Gesichtszügen. Unter den Frauenzi
mern bezeichnete der Unterschied der Anzüge die Versch
denheit der Stadtquartiere. Endlos waren die Beifallsb
zeigungen. „Bravo! Bravissimo! gran bella cosa! co
superba! cosa stupenda!“ riefen lärmend kreischende W
berstimmen. Zwischen denjenigen Zuhörern, welche d
Bühne am nächsten standen, und den Schauspielern
herrschte die liebenswürdigste Vertraulichkeit; der Souffle
steckte den Kopf hervor, und scherzte mit den Mädchen i
Parterre, so wie der Violoncellist mit einer schönen Tras
verinerin in einer Loge. Eine Dame in einer Theaterlo
blies zur großen Belustigung des Publicums die Lamp
aus, so oft der Lampenputzer sie wieder anzuzünden v
suchte. Mit einer in Italien sehr gewöhnlichen Sparsa

---

schaft ursprünglicher Bewohner des alten Roms, der sei
Abkunft durch schöne Gestalt und Gesichtszüge verräth. Au
durch den Anzug unterscheiden sich die Trasteveriner von d
übrigen Römern. Beide Geschlechter tragen nach Spanisch
Sitte ein seidnes Netz um den Kopf, schwarzsammete Wäm
ser, und ungemein große silberne Schuhschnallen. Die Mä
ner zeichnen sich durch scharlachrothe Gürtel, und die Weib
durch Schürzen von gleicher Farbe aus. Sie sind bigott u
der päbstlichen Regierung sehr ergeben. Ehemals waren
als Körperschaft durch Hang zu Ruhestörungen und Mor
thaten furchtbar; seitdem aber die Franzosen ihrer Zweiun
zwanzig wegen begangener schwerer Verbrechen erschießen un
allen ihre Dolche abnehmen ließen, hat ihre Sittenrohheit se
abgenommen.

keit steckten die Musiker, so bald ihr Spiel in den Zwischenacten vorbei war, ihre Talglichter in die Tasche, und gesellten sich zu den vordersten Zuschauern. — Die Marionettentheater in Rom sind in ihrer Art vortrefflich und zahlreich besucht. Namentlich das der Palicorda, wo ein sarcastischer Witzling Satyren gegen die Regierung vorbringt, die kein Andrer zu äußern wagen dürfte.

Roms gesellschaftlicher Zustand.

Die wahre Römische Gesellschaft ist Fremden fast unzugänglich; allein denen, die, begünstigt durch die Umstände, einen Blick in ihr Inneres thun konnten, scheint es, daß sie durch die Revolution weniger umgewandelt ist, als in irgend einer anderen Stadt Italiens. Bonaparte, der zweimal Italien eroberte, hat dennoch nie Rom gesehen, eine Thatsache, die zu den Inconsequenzen seines Characters gehört. Einzig in der höhern Bürgerclasse bemerkt man einige gesellschaftliche Reformen, freisinnige Grundsätze und aufgeklärte Ansichten; auch war sie es hauptsächlich, welche unter der letzten Regierung gewann, und daher diese Periode nicht selten zurückwünscht. Die Mitglieder dieser Classe halten unter einander musicalische Academieen, die in ihren Wohnungen

wechseln, oder sie lesen unter einander beliebte Schauspi
mit vertheilten Rollen. Die Angesehneren dieses Sta
des besuchen auch wohl die Conversazioni irgend ein
Mezza Dama, (buchstäblich eine Halbdame) worunter m
die Gattinnen der Provinzialedelleute versteht, die d
Winter in Rom zubringen, und in den fürstlichen und
plomatischen Zirkeln in der Regel nicht zugelassen werde

Die Römischen Patricier oder Fürsten sind gewöh
lich in Nichtsthun versunken. Den ganzen Morgen ve
tiren sie in einem staubigen Ueberrock, — der modern
Römischen Toga, — dann folgt ein frühes, keineswegs
fürstliches Mittagessen, diesem die Sieste und der Cors
dessen Stelle im Sommer eine Fahrt auf der kothig
Piazza navona vertritt. Denn bevor der Römis
Hohe Adel durch die mal-aria auf eine kurze Zeit auf sei
Villen getrieben wird, ist dieser Platz, der alsdann absich
lich unter Wasser gesetzt wird, ein Lieblingsziel seiner Sp
zierfahrten. Die Prima Sera wird im Palast irgend e
nes Großen zugebracht, wo am Ende einer langen
unerleuchteten Zimmerreihe die Signora Principessa b
ein Paar Talglichtern im weiten, nie geheizten Zimm
kaum zu erkennen ist. Der Caldanino (eine Art Feuerki
ke), wird, nachdem er der Dame des Hauses gedient ha
den ausgezeichnetsten Gästen angeboten, und leere Gespr
che füllen die Zeit bis zur Oper, oder bis die beiden einz
gen ächt Römischen Häuser, welche der Gesellschaft offe
stehen, ihre Rouge- et noir-Tische, — der Zweck diese
beiden Zirkel, in Bereitschaft sind. Der Zirkel beim Ba

quier Torlonia, der sich den Titel eines Herzogs von Bracciano gekauft hat, ist ächt Europäisch, und es würde Verläumdung seyn, sein Haus ein Römisches zu nennen. Seine Gastfreiheit gegen Personen aus allen Weltgegenden ist grenzenlos. Er ist der einzige Römer von Stande, welcher die Werke neuerer Künstler kauft. Sein prächtiger Palast an der Piazza di Venezia, wo seine Gemahlin Assembleen hält, die den Englischen gleichen, ist mit den Werken Canovas, Palazzis und Camuccis geschmückt. — Auch der Palast der Prinzessin Pauline Borghese kann kein Römisches Haus genannt werden. Sie giebt häufig glänzende Diners, und wöchentlich Conzert und Assembleen. Seit den Zeiten des Papstes Johann ward keine Dame so häufig von Cardinälen besucht, als die schöne Pauline. Lucian und Ludwig Bonaparte bewohnen zwar schöne Paläste, leben aber ausschließlich im engern Familienkreise. Bei weitem das ausgezeichnetste Mitglied der Familie Bonaparte ist die ehrwürdige Mutter Napoleons. Mit großen Ueberresten einer ehemaligen glänzenden Schönheit verbindet sie eben so viel Würde im Mißgeschick, als einst Mäßigung im Glücke. Ihr einziger Gedanke ist jetzt der Gefangene auf St. Helena, dessen Stolz sie in den Tagen seiner Herrlichkeit tadelte, und in dessen Sturz sie mehr den Lieblingssohn, als den Souverän eines mächtigen Reichs beklagt. Oft sahen wir diese ehrenwerthe Frau, obwohl sie in der Regel keine Gesellschaft bei sich aufnimmt, und glaubten in ihrer Energie und Characterstärke die Quelle der außerordentlichen Talente ihres Sohnes wahrzunehmen.

In den ächt patricischen Palästen herrscht die strengste Sparsamkeit, verbunden mit großer Unreinlichkeit. Nicht selten läßt sich die Familie portionenweise von ihrem Koch speisen. In dieser Classe ungemischter Aristocratie nehmen die Cardinäle die ausgezeichnetste Stelle ein. Bei geringen Einkünften, einem zahlreichen Gefolge *) und wenigen Hülfsquellen ist ihr Hauptzweck, Geld zu ersparen, und Zeit zu verschwenden. Sie sind immer noch die beaux garçons der Römischen Gesellschaft, und man sieht sie in allen Salons der Prinzessinnen und Herzoginnen mit ihren rothen Strümpfen und gepuderten Toupets umherscherzen. Mehr noch gilt dieß von den Römischen Monsignori oder Prälaten. Die Dienerschaft der Fürsten, Cardinäle und Monsignori war ehemals, und noch vor 50 Jahren, eine wichtige, vielvermögende Menschenclasse; jetzt ist sie nur noch bemerkbar durch ein groteskes Aeußere, — ein seltsames Gemisch von Unreinlichkeit und Flitterstaat. Die prachtvollen Livreen, in der Familie ihrer Herrschaften aus dem letzten Jahrhundert fortgeerbt, passen nicht, und der ungeheure Tressenhut, der aus übergroßer Unterwürfigkeit nur gar zu oft abgenommen wird, enthüllt ein ungewaschenes Gesicht. Kurz, die Römische, einst so insolente Dienerschaft ist jetzt zu einem Mittelding zwischen Lakaien und Bettlern geworden. Hat man in irgend einem

*) Die Verfasserin sah sich genöthigt, die ihr zugedachten Besuche zweier Cardinäle bloß deßwegen abzulehnen, weil ihr Vorzimmer nicht groß genug war, das Gefolge Ihrer Eminenzen zu fassen.

ornehmen Hause eine Visitenkarte abgegeben, so erscheint
ie ganze Dienerschaft, dem Besuchenden einen guten Mor-
n zu wünschen und ihr unterthäniges Compliment zu
achen, das heißt, ein Trinkgeld (Mancia) zu erbetteln;
ei der Abreise des Fremden wird diese Bettelei wiederholt.
)er hohe Adel, weit entfernt, diese Erpressungen zu miß-
illigen, würde es sehr übel nehmen, wenn man sich ihnen
icht unterwerfen wollte.

Ungeachtet des Preßzwanges, fehlt es doch in Rom
icht an gelehrten Männern und Frauen. Classische Ge-
hrsamkeit hat von päbstlichen Censoren wenig zu fürchten,
nd überhaupt dürfen diejenigen Zweige der Wissenschaften,
elche nicht auf die bürgerliche Ordnung der Gesellschaft
ezug haben, ungestraft bearbeitet werden. Marini
chreibt ohne Censur über die Fortificationskunst, und Dr.
orichini, Roms einziger berühmter Naturkundiger und
hemiker, über die magnetischen Eigenschaften des Purpur-
bis. Außerdem verdienen noch genannt zu werden: die
ientalisten, Amati und Lanci, der Abate Colandralli, Di-
ctor des Observatoriums am Collegio Romano, Hr.
nati und Andere. Wenn die Censoren, an deren Spitze
r Dominicanermönch Filippo Anfossi steht, sich selbst
erlassen sind, so üben sie, wie es uns selbst mit der
usfuhr verschiedener in Rom gekaufter Bücher ging, eine
ordnungswidrige Strenge, daß man nicht selten den
rdinal-Minister in Fällen, wo deßhalb Klage bei ihm
oben ward, hat ausrufen hören: „O! che bestie!
! che sciocchi!“ (O! über die Dummköpfe, die
arren!)

Die Verfasserin kann sich rühmen, von den wenigen gelehrten Römerinnen sehr freundlich aufgenommen worden zu seyn. In diese Categorie gehören mit vollem Rechte: die treffliche, talentvolle Signora Dionigi, Verfasserin eines gelehrten Werks über Römische Antiquitäten. Ihre Abendgesellschaften (conversazioni) werden noch anziehender durch die Talente ihrer Tochter, einer vollendeten Improvisatrice. — Die Marquise Sacrati hat einige Novellen, in der Manier der Englischen, so wie sie vor 50 Jahren erschienen, geschrieben. Uebrigens legt sie ihre vielen Kenntnisse in ihrer leichten, gefälligen Unterhaltung keineswegs zur Schau. — Wird die junge, schöne Gräfin Perticari es mir verzeihen, wenn ich sie unter die gelehrten Damen zähle? Wird sie mir vergeben, wenn ich ihr „Gedicht an die Rose" der Feder ihres Vaters, des berühmten Dichters Monti für würdig erkläre? Sie ist die einzige Römerin, in der ich alle meine Ideen von antiker Römischen Schönheit verwirklicht fand. Ihr Gemahl, der Graf Perticari, rühmlich bekannt durch seine Schriften, hat seinen Wohnort in Pesaro und pflegt nur den Winter in Rom zuzubringen.

Roms kirchliche Festlichkeiten.

Unsere Ansicht der glänzendsten, Römischen Kirchenceremonien begann mit dem Weihnachtsfest 1819. Die Ankunft der Calabresischen pifferari (Pfeifer) mit ihre

Schalmeien verkündigt den Anbeginn des Festes. Ihre Melodien sind klagend und ähneln den Irländischen Nationalmelodien. Man sieht diese Calabresen vor den Schreinen der Jungfrau spielen, der Sage nach, um ihre Geburtsschmerzen am nahenden Weihnachtsfeste zu lindern. Auch vor der Werkstatt eines Zimmermanns sahen wir sie spielen, und erfuhren auf unsere Erkundigung nach der Ursache: es geschehe per politezza al messer San Giuseppe (aus Höflichkeit für den heiligen Joseph). Inmittelst steigt mit der Annäherung des Festes die Regsamkeit und Geschäftigkeit in der ganzen Stadt. Decorateurs sind beschäftigt, Kirchen und Altäre zu drappiren und Façaden mit Festons zu behängen. Weltliche und geistliche Damen bereiten Anzüge, Kronen, Halsbänder und kleine Wiegen. Die chierici, eine Art von supernumerären Kirchendienern, die sich zu allerlei Geschäften gebrauchen lassen, ordnen den Anzug der Jungfrau, und schmücken ihn, je nachdem es der Reichthum der Gemeinde zuläßt, mit Edelgesteinen, Zinn, Glasperlen oder Goldpapier. Schon vor dem Ende der Fasten geben die Läden der Geflügelhändler, Metzger, und vor allen der pizzicaroli, — der Verkäufer alles dessen, was dem Gaumen der Römer und ihrem Beutel am besten zusagt, einen einladenden Anblick. Hier wetteifert die berühmte Bologneserwurst mit Corsicanischem Lachs und Thunfisch, in geschmackvolle Guirlanden geordnet um Madonnenbilder, erleuchtet von Talglichtern. Frömmer und zugleich geschmackvoller bieten die Pazzolari oder Zuckerbäcker, ein sichereres oder süßeres Mittel zum Seelenheil dar. Vor ihren schimmernden Fenstern sieht man das

ganze Heer der Märtyrer, wunderbar erhalten in Zucker, und die 11,000 Jungfrauen, aufbewahrt in Brantwein. Jedes Gewerbe trägt zur Weihnachtsfeier das Seinige bei, und selbst der Barbier, der bei der Seltenheit des Abnehmens Römischer Bärte nur zu oft seine Stube schließen muß, hält seinen Sessel und sein Becken, auf eine sichere Beute hoffend, in Bereitschaft.

Endlich kündigt Trommelschlag und Kanonendonner von der Engelsburg den Vorabend des Festes an; Läden werden geschlossen, Salons verlassen; Alles zieht sich zurück, um für die Anstrengungen der Nacht Kräfte zu sammeln. Das mitternächtliche Mahl und die Lobgesänge beginnen; dem heiligen Jubel und dem glänzenden Pomp der erhabenen Ceremonien in den Kirchen des Quirinals, des heiligen Ludwigs und der Ara Coeli folgt ein Mahl, an welchem selbst das ärmste Kind Theil zu nehmen sucht. Nach erhaltener Vergebung der Sünden und gestillter Eßlust, mit reinem Gewissen und vollem Magen, wandern die Andächtigen zur Kirche Santa Maria Maggiore, um der Procession der culla oder der Wiege Christi, die während des Festes der Anbetung der Gläubigen auf dem Hochaltar ausgesetzt wird, beizuwohnen. In diesem prachtvollsten aller christlichen Tempel, der wahrscheinlich den d. Juno Lucina, auf dessen Trümmern er erbaut ist, übertrifft, bot eine über alle Beschreibung überraschende Scene sich unsern Augen dar. Tausende von Wachskerzen erleuchteten drei weite Chorgänge, gesondert durch Jonische Säulen von weißem Marmor*); Wachs-

*) Ehemals zum Tempel der Juno gehörig.

ichter auf goldnen Leuchtern erhellten die Seitencapellen
nd die Bildsäulen der Päbste und Drapperien von gold-
esetztem, carmoisinrothen Sammet schmückten die Zwischen-
äume der Säulen. Mitten unter dieser imposanten
Schaustellung kirchlicher Pracht schlenderte eine Volksmen-
e, welche das Gepräge des größten Elends an sich trug,
mher, oder ruhte unter den Porticos und Thorwegen.
Die abgezehrten Bergbewohner und die Tagelöhner aus der
ampagna di Roma hatten sich unter das ganze Corps der
römischen Bettler gemischt, und ihre schwarzen Augen,
ervorblickend unter dem Mantel, der halb nur ihren An-
ug von Schaffellen bedeckte, gaben ihnen das Ansehen
on Banditen, die auf ihre Beute lauerten; andere knieten
lb schlafend mit ihren Weibern und Kindern um die Ca-
elle des heiligen Kreuzes, verloren in stupider Bewunde-
ung ihres Glanzes, oder anbetend vor den in Porphyr
ingefaßten Reliquien von Josephs heiligem Hause. Im
Mittelpuncte des Schiffs der Kirche ging die niedere Bür-
erclasse, in Rom Popolaccio genannt, laut schwatzend
nd lachend umher. Unter sie mischten sich Albaner und
Trasteveriner in ihren seltsamen Trachten, und Engländer
on Stande in eigenthümlichen oder erborgten Obristen-
nd Capitänsuniformen. Um 3 Uhr Morgens ward end-
ich die Ungeduld der Harrenden befriedigt. Eine Proces-
ion von Priestern aller Grade eröffnete die Feierlichkeit
er Geburt Christi. Der Gottesdienst auf dem Chor be-
tand größtentheils aus Musik, begleitet durch Bewegun-
en, Kopf- und Kniebeugungen, die, wenn gleich das
anze äußerst imposant war, dennoch durch ihre zweistün-

dige Dauer in nächtlicher Ruhezeit sehr langweilig wurden. Hierauf begann die Procession der Wiege, welche ihre Richtung zu einer Art von Zelle nahm, wo die Wiege im Kerzenglanze aufgestellt war. Unter feierlichen Lobgesängen ward sie in die Capelle des heiligen Kreuzes, wo sich Jeder einen Platz zu verschaffen suchte, getragen. Jetzt ward die Culla unter einer musicalischen Messe auf den Altar gesetzt, und die erschöpften Zuschauer gingen von dannen, als eben die Kuppel der St. Peterskirche vom ersten Morgenlicht erhellt ward.

Das Gedächtnißfest der Einsetzung des Stuhles Petri (La Festa di Cattedra), die Kerzenweihe und die Einsegnung der Thiere, gehören zu den auffallendsten Ceremonien, welche auf das Weihnachtsfest folgen. Bei der ersteren Feier erhebt sich hinter dem Altar auf einer nach Michel Angelos Zeichnung gearbeiteten Tribüne ein Thron von kostbaren Materialien, ruhend auf vier gigantischen Figuren. Eine Glorie von Seraphim und Gruppen von Engeln, wirft ein glänzendes Licht auf diese Gegenstände. Dieser Thron umfaßt den wirklichen, einfachen, von Würmern zerfressenen hölzernen Stuhl, auf welchem der Fürst der Apostel sein Amt verrichtet haben soll. Die frevelhafte Neugier der Franzosen hatte diese Reliquie ans Licht gezogen, von Staub gereinigt und auf derselben eine Arabische Inschrift entdeckt, bestehend in den Worten: „Es ist nur Ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet.“ Vermuthlich hatten die Kreuzfahrer diesen Stuhl als Beute mitgebracht und der Kirche zum Geschenk gemacht. Man hat in der Folge diese unzweckmäßige Ent-

deckung vertuscht, und nur die Unheiligen erwähnen ihrer noch. Die Stuhlfeier ist eine der wenigen Festlichkeiten, die in der Peterskirche celebrirt werden. Die glänzend gekleideten Truppen zu beiden Seiten des Schiffs, die Mannigfaltigkeit und Pracht der Anzüge geistlicher Dignitarien aller Grade, bilden eine Procession, die in Europa nicht ihres Gleichen hat. Umgeben von Schwerdtern und Krummstäben, Hellebarden und Crucifixen, Fahnen und kirchlichen Panieren, wird der hochbejahrte, schwache Papst auf den Schultern starker Männer in einem mit Gold besetzten, rothsammetnen Sessel einhergetragen, umgeben von mehreren Personen, die ihm mit Straußfedern, befestigt an elfenbeinernen Stäben, Kühlung zufächeln. Alles kniet, wenn er vorbeigetragen wird; er nimmt Platz auf einem kleinen Throne unterhalb dem Stuhle Petri; dann wird feierlicher Gottesdienst gehalten, und Lobgesänge erschallen.

Am Fest der Kerzenweihe pontificirt der Papst in der schönen Capelle des Quirinals, und vertheilt mit eigner Hand Kerzen unter alle Geistliche, die sich kniend seinem Throne nahen. Die Ceremonie beginnt mit den Cardinälen und geht dem Range nach bis zum untersten Kirchendiener herab. Die Kerzenweihe soll sinnbildlich das Licht der Offenbarung darstellen und wird in allen Pfarrkirchen gefeiert. — Die Einsegnung der Thiere am St. Antoniustage ist ein Halbfest (mezza festa) zu Ehren dieses thierliebenden Heiligen in der ihm gewidmeten kleinen Kirche. Es währt einige Tage; denn nicht nur jeder Römer, vom Papst bis zum Bauern, läßt seine Pferde, Maulthiere und Esel am Schreien des heiligen

Antonius einsegnen, sondern jeder Engländer läßt sein Miethpferd und seine Lieblingshunde für einige Paoli durch Besprengung mit Weihwasser unter den Schutz des Heiligen stellen, der sich so gern predigen hörte, daß er, nach Ermüdung seiner menschlichen Zuhörer, den Fischen predigte, wie solches auf einem schönen Gemälde im Palast Borghese eben so erbaulich als kunstreich dargestellt ist.

Das Carneval begann in früheren Zeiten regelmäßig mit einer Hinrichtung, indem man zu diesem Zwecke einen verurtheilten Verbrecher aufbewahrte; doch hat der Cardinal Gonsalvi zu seiner Ehre diesen Gebrauch abgeschafft. Wenn Ausschweifende diese Tage der Indulgenz unerlaubter Galanterie widmen, so bietet dagegen ein großer Theil der mittleren und unteren Classen den rührenden und achtungswerthen Anblick häuslicher Vereinigung dar, welche unter allen Gesetzen, Religionen und Regierungen diese Classen am besten beibehalten. Eine Gruppe von drei Generationen sieht man nicht selten auf einem offenen Miethwagen, oder auf den Gallerien und Stühlen in engem Vereine an dem glänzenden Tumulte des Corso bloß als Zuschauer Theil nehmen. Mehrere Tage vor dem Anfange dieser Festlichkeiten sind die Läden in Garderoben umgewandelt und ganze Straßen mit Masken und Dominos behangen. Zeltdächer werden ausgebreitet, Fenster und Balcons verzieret, und am Corso Gerüste für die Zuschauer aufgeschlagen. Jetzt beginnt die Zeit der Erndte für Liebhaber und Verkäufer von Antiken und Gemälden. Um einen Wagen zu miethen, einen schönen Maskenanzug oder ein Billet zur Maskerade im Theater Aliberti

anzuschaffen, werden häufig die Privatsammlungen von Kunstwerken, in deren Besitz jeder Römer seinen Stolz setzt, vermindert. Ein Kanonenschuß auf der Piazza di Venezia verkündigt an jedem Tage des Carnevals den Anfang der Belustigungen, und fast die ganze Römische Volksmenge drängt sich auf den langen, schmalen Corso. Hier bietet sich eine sonderbare, für ein paar Tage wahrhaft unterhaltende Scene dar. An der ganzen Straße, von der Porta del Popolo bis an den Fuß des Capitolinischen Hügels, — mehr als eine Meile lang, welche beständig von Cavalleriepatrouillen durchritten wird, sind die Fenster aller Häuser bis ins sechste Stockwerk mit Zuschauern besetzt, die von Zeit zu Zeit herabkommen und sich unter die Masken zu Fuß und zu Wagen mischen. Die Gerüste sind zum Brechen voll; die Mitte des Corso nehmen die Kutschen der Vornehmen und die offenen, mit Leuten aus den Römischen Bürgerclassen und ihren Kindern gefüllten Miethwagen ein. Sämmtliche Wagen bilden zwei Rheien, die sich in regelmäßiger Folge in entgegengesetzter Richtung hin und her bewegen, sämmtlich gefüllt mit Masken im höchsten Flitterstaat.

Zur Stunde des Ave Maria giebt ein Kanonenschuß das Zeichen zur Räumung der Straße für das Pferderennen; jeder eilt an einen Platz zum Zuschauen. Nahe bei der Porta del popolo ist eine Barriere errichtet, wo die Pferde ihren Lauf beginnen, und auf der Piazza di Venetia bezeichnet eine andere das Ziel des Laufes. Die Pferde sind klein, von geringem Werthe und haben keinen Reiter; es wird aber eine Anzahl Fähnchen von Flittergold

und Papier, mit kleinen Stacheln versehen, an ihr Hintertheil befestigt, die sie gleich Sporen zum Lau antreiben; unter dem Beifallsgeschrei der Menge vollen sie ihren Lauf. Diese Scene beschließt jeden Carnevalst ausgenommen die zwei Tage, wo im Theater Aliberti M kenball gegeben wird. Am Fastendienstage wird das Carne unmittelbar nach dem Pferderennen durch eine seltsa Illumination geschlossen. Nicht nur alle Häuser sind leuchtet, sondern alle Personen zu Fuß und zu Wagen h ten brennende Kerzen. Dieß dauert eine Stunde, alsda sie bei der Erscheinung einer den Corso entlang ziehent Patrouille ausgelöscht werden müssen und plötzliche Du kelheit eintritt. Alles eilt zu Hause oder zum Speisewir wo ein Abendessen die Epoche der Sünden und des G nusses beschließt.

Das Carneval ist ein Ueberbleibsel jener Volksfes die nur in rohen Zeiten blühen können, und mit der st genden Aufklärung allmählig ihre Wirkung verliert In Italien behalten sie einzig durch Protection und B förderung von Seiten der Kirche und Regierung imm noch einen Rest ihres Einflusses. Unter der Französisch Regierung kam das Carneval fast ganz in Abnahme, u obgleich in jedem Staate sich allemal eine hinreichende A zahl vergnügungssüchtiger Personen findet, die dem Rufe zu ö fentlichen Lustbarkeiten folgt, so zeigen doch die Beschreibu gen des Römischen Carnevals, so wie es bis zum En des achtzehnten Jahrhunderts gefeiert ward, verglich mit dieser Festlichkeit, so wie wir sie 1820 sahen, das d Geschmack daran im Ganzen sehr abgenommen hat, u

daß es jetzt für Fremde weit mehr Reiz hat als für die Italiener selbst, so daß es eben sowohl als andere kirchliche Feste den Ersteren großentheils seinen Glanz verdankt. Die anziehendste Seite des Carnevals ist die Höflichkeit und gute Laune des Volks.

Die Fastenzeit drückt eigentlich niemanden; denn nur diejenigen beobachten sie strenge, die sich ohnehin nothgedrungen einen großen Theil des Jahres der Fleischspeisen enthalten müssen. — Die unteren Volksclassen, so lange sie ihre Polenta, Maccaroni, ihren leichten Wein und eine Fülle von Früchten haben, fühlen keine Entbehrung. — Allein es giebt nichts Unheiligeres als die Art und Weise, wie die heilige Woche in der heiligsten Hauptstadt der Christenheit zugebracht wird. Die Wiedereinsetzung des Papstes auf den Stuhl Petri hat allen vorigen Glanz der Settimana Santa neu belebt. In der Fastenzeit ist Rom buchstäblich eine todte Stadt, und alle öffentliche Vergnügungen hören auf und alle Theater sind geschlossen. Aber welch ein Contrast zwischen dem Freitag und dem Vorabend des Palmsonntages! Diejenigen, welche in den letzten Tagen des Carnevals ausgewandert sind, kehren in den ersten der Passionswoche zurück. Die Porta del Popolo und die öde Gegend des Laterans wimmeln dann von Menschen; Postkutschen rollen, Courierpeitschen knallen, die Gasthöfe sind überfüllt; diese jüngst noch verödeten Gassen gewinnen ein ganz neues Ansehen, und alle Fremden eilen, sich einen Platz im Vatican zu sichern. Inzwischen kommen Pilgerschaaren, angetrieben durch Glauben oder Gewinnsucht, von den Gebirgen der Abruzzos oder

aus den benachbarten Dörfern, den Pilgerstab in der Hand, und ein auf Zinn gemaltes Bild der Jungfrau um den Hals, in die Stadt gewandert, welcher sie unter allen Besuchern den wenigsten Gewinn bringen, daher sie auch von den Römern sehr kalt aufgenommen werden, obwohl die Kirche für ihr Unterkommen und ihre Nahrung sorgt. Jetzt tritt in allen Geschäften ein Stillstand ein; die Gallerien des Vaticans und des Capitols sind verödet wie die Campagna, und die Vorzimmer der Cardinäle und Minister sind gedrängt voll von Supplicanten um Eintrittsbillets in das Quirinal und die Peterskirche. Endlich kommt der wichtige Augenblick heran. Die Damen legen vorschriftmäßig eine schwarze Kleidung an, vergessen aber nur zu oft den ausdrücklichen Befehl des Papstes, nicht unverschleiert vor Sr. Heiligkeit zu erscheinen. Daher denn besonders die Engländerinnen nicht selten in den Fall kommen, daß clerici ihnen die Gesichter mit Taschentüchern verhüllen und sie am Palmsonntage im Quirinal, wo die Festlichkeiten beginnen, so zu ihren Sitzen führen müssen, als wollten sie blinde Kuh spielen. Der Papst hält das Hochamt, und vertheilt die geweihten Zweige. Die Cardinäle erscheinen im vollen Staat in ihren Chorstühlen, die Schleppträger zu ihren Füßen. Sobald die Vertheilung der Zweige beginnt, erheben sie sich, lassen ihre violetten Schleppkleider plötzlich fallen, und erscheinen in allem Glanze ihrer von Golde schimmernden Untergewänder. So treten sie hervor, die Palme aus den Händen des Papstes zu empfangen, die sie ihren Schleppträgern übergeben, welche nach den Dignitarien der Kirche

ebenfalls jeder einen Zweig erhalten. Dann folgt die Procession; es wird eine Messe gesungen, und der Papst reicht einem Cardinal den Friedenskuß, der ihn einem andern Cardinal giebt und so fort, bis auch der geringste Geistliche einen Kuß erhalten hat. Minder wichtige Ceremonien füllen den Montag und Dienstag, allein am Mittwochen beginnen die imposantesten, wahrhaft prachtvollen kirchlichen Gebräuche. Die Sixtinische Capelle vermag nicht, die Anzahl derer zu fassen, die sich am Mittwochen herbeidrängen, das Miserere zu hören, gesungen vom ganzen päpstlichen Chor, ohne Instrumentalbegleitung. Immer hat man dafür gehalten, daß bei dieser Gelegenheit die Wirkung der Vocalmusik den höchsten Grad erreicht; und wirklich gleicht an manchen Stellen der Gesang dem Orgelton, hinsterbend gleich dem Laute der Aeolsharfe; doch gab es unter den Stimmen manche rauhe, und mitunter endigten die langgehaltenen Töne am Schlusse eines musicalischen Satzes nicht mit vollkommner Reinheit. Auch hat das Sängerchor wenig gute Tenoristen, und in gehaltenen Tönen machen die kreischenden Knabenstimmen der Altisten eine unangenehme Wirkung. Allein man hat so wenig Gelegenheit, Jomellis, Pergoleses und anderer alten Italienischen Componisten Musik zu hören, daß die Sixtinische Capelle an allen drei Abenden, wo sie gegeben wird, gedrängt voll ist.

Am grünen Donnerstag strömt die ganze Masse der Fremden dem Vatican zu. Der Porticus, die Colonnaden, die Kirche und die Vorhallen des Palastes gewinnen das Ansehen des Hofes eines militärischen Fürsten.

Päpstliche Hellebardiere, Schweizer und Linientrupp
nebst der Nobelgarde, Englische Officiere aller Grad
oder solche Fremde, die sich irgend eine Uniform zulege
weil hier nur die Amtskleidung der Kirche oder des Kri
ges eine höfliche Begegnung sichert, — Alles bewegt si
zu den Portalen der Sixtinischen Capelle. Die uniformi
ten oder im vollen Hofanzuge gekleideten Männer wurd
auf einer Tribune im Chor zugelassen. Allein, da d
Menge der ausgetheilten Einlaßkarten für den Raum
groß war, so entstand eine unbeschreibliche Verwirrun
Vergebens hatte sich lange schon der Stellvertreter Gott
auf Erden gezeigt, vergebens glänzte das Friedenskre
über dem Hochaltar, nicht eher ward Ruhe hergestellt, a
bis der Tempel zum Ersticken voll war. Endlich sind d
kirchlichen Gebräuche geendigt; es folgt die Procession d
Sacraments zur Paulinischen Capelle, gleichend der obe
beschriebenen im Quirinal. Einer langen Reihe von Pri
stern mit brennenden Wachskerzen folgen die Cardinäl
die Hände auf der Brust gefaltet, hinter ihnen der Papst
unterstützt von Prälaten, schwankend und langsam einhe
wandelnd unter einem Baldachin; seine lange Schlepp
wird ihm nachgetragen; von Zeit zu Zeit singt er m
zitternder Stimme einige schwache Töne, von den Uebri
gen im Chor beantwortet, bis die ganze Procession die une
meßliche Vorhalle erreicht, die zu beiden Capellen führ
Die Thore der Paulinischen Capelle öffnen sich und zeige
diesen Tempel erleuchtet mit Tausenden von Wachskerze
Nur Wenige können hier eindringen, um den Papst de
Pilgrimmen die Füße waschen, und diese bei ihre

Mahle von Cardinälen bedienen zu sehen. Zum Schluß der Feierlichkeit ertheilt der Papst vom Balcon herab den Segen. — Die Feier des Charfreitages, eines Tages der Trauer und des Fastens, — beginnt im Vatican mit einem kostbaren Mittagsmahle, welches den Cardinälen und dem diplomatischen Corps gegeben wird. In einem andern Zimmer präsidirt der Erzpriester oder Cardinal-Dechant bei einem Mahle für die Domherren und andere höhere kirchliche Beamte. Zwar bestehen diese Diners hauptsächlich nur aus Fischen; aber die Saucen, welche längst zu den Geheimnissen der Kirche gehörten, könnten einem Lucull genügen. So vorbereitet zur Feier des Miserere, geht es in die Sixtinische Capelle. Wenn das letzte Licht erloschen, und der letzte Ton des Miserere verhallet ist, eilt Jeder in die Peterskirche. Das erleuchtete Kreuz, die Anbetung des Papstes und der Cardinäle ist für den Abend der anziehende Gegenstand. Hier bedarf es keiner Einlaßkarten; denn ungeachtet der zuströmenden Tausende scheint dieß unermeßliche Gebäude noch halb leer zu seyn. Ein flammendes Kreuz, herabhangend von der Kuppel vor dem Baldachin des Hochaltars erleuchtet nur seine unmittelbare Umgebung, und läßt alles Uebrige in majestätischem Dunkel. Doch ist der Effect dieser Erleuchtung keineswegs vollkommen, weil das Creuz sich zu tief herabsenkt und dem Auge des Zuschauers zu nahe ist. Der erleuchtete Raum ist durch eine dreifache Reihe von Soldaten abgesondert. Der Papst wirft sich auf sammtnen Kissen vor dem Kreuze nieder; die Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem Gefolge zu seiner Rechten, die Cardi-

näle zu seiner Linken. Es herrscht das tiefste Schweigen: der Papst schien in wahre Andacht versunken. Die Cardinäle hingegen waren, dem äußeren Ansehen nach, weniger vertieft in ähnliche Gefühle. Sie ließen ihre Tabatieren circuliren, flüsterten unter einander, gähnten und ihre schlaftrunkenen Augen blinzelten vor dem Kerzenglanz.

Inzwischen wird die Menge auf mannigfaltige Weise beschäftigt. Der Groß-Pönitentiarius auf seinem Throne ertheilt Ablaß. Die Domherren zeigten der Menge die Reliquien der Kirche in ihren glänzenden Schreinen. Im Mittelpunct der Kirche wimmelte es von vornehmen Ausländern aus allen Hauptstädten Europens, die in einer lebhaften gesellschaftlichen Unterhaltung begriffen waren. Unter sie mischten sich schöne Römerinnen in ihren langen schwarzen Schleiern. Ganze Familien aus den mittleren Classen saßen auf den Stufen des Altars oder zu den Füßen der Denkmäler. Bei sinkendem Abende verliert sich die Menge, und man sieht Pilgerschaaren und Brüderschaften, angeführt von irgend einer Römerin von Stande mit dem Kreuz in der Hand, bei Fackelschein singend die Ufer der Tiber entlang wandern. — Der Sonnabend wird ohne imposante Ceremonien in Schweigen und Trauer hingebracht, bis Abends spät sich die Freuden des folgenden Osterfests durch mancherlei Ausstellungen in den erleuchteten Kaufläden verkündigen. Der Ostersonntag wird in der Peterskirche gefeiert. Der geräumige Petersplatz, seine Porticos, Springbrunnen und die erstaunenswürdige Façade im Glanz der Mittagssonne, werden jetzt

er Schauplatz der Darstellungen. Im Mittelpunct des
on Militair besetzten Platzes und auf den Stufen der
Kirche wimmelt es von einer zahllosen Menge. Die Log
ie über den Porticos sind gefüllt mit Cardinälen, in de
n Mitte der Papst, auf den Schultern mehrerer Män
r getragen, hocherhaben erscheint. Nachdem er in der
tille gebetet, ertheilt er den Segen, welches zuvor durch
s Läuten der großen Petersglocke und Kanonendonner
n der Engelsburg angekündigt wird. Das Militair
eckt die Waffen und knieet; die Cardinäle werfen Ab
zettel für mehrjährige Sünden unter das Volk, welches
kaum bückt, sie aufzunehmen, anstatt daß es sich
mals darum gerissen hatte. Unter Trommelschlag und
mpetenschall ziehen die Truppen ab, und die Ceremo
endigt mit der Illumination des Vaticans, — das
zendste Schauspiel, welches Rom darbietet; — nicht
hl durch die Tausende von Raketen, die in dem näm
n Moment in die Lüfte steigen; ein Schauspiel, wel
man sich wenigstens denken kann, sondern wegen der
schreiblichen Wirkung der Myriaden von Lampen auf
gigantische Gebäude der Peterskirche und der einzel
Theile ihrer herrlichen Architectur. Die unglaublich
le Umwandlung der Erleuchtung beim Anzünden der
en Lampenreihe, bringt einen wahrhaft feenartigen
hervor; und das Ganze, gesehen in der Entfernung
zwei Meilen, (wie wir es von den Anhöhen des
o sahen) gewährt vielleicht den schönsten opti
Anblick, welchen menschlicher Erfindungsgeist jemals

Am Ostermontag fährt und reitet Alles aufs Lan
— zum Vesuv, zu den Ruinen von Herculanum, ob
kehrt nach Florenz und Genua zurück. Die Römis
Matrone bleibt daheim, um ungestört von ihren unru
gen auswärtigen Gästen, ihren Osterkuchen zu bereit
und die Römische Existenz fällt wieder in ihre Eintön
keit zurück, die durch nichts, als durch die Zeit der M
aria unterbrochen wird, bis aufs Neue mit den zurückk
renden Schwalben ein Zug fremder Gäste in die Po
del Popolo einzieht.

Reise von Rom nach Neapel.

Wer, die große Heerstraße von Rom nach Neapel
schlagend, aus der Porta San Giovanni fährt, dem b
sich eine der malerischsten Ansichten in ganz Italien
auf die marmornen Kuppeln des Laterans, die Via Ap
die sich bis an das Grab der Curiatier erstreckt, und
endlosen Arcaden Römischer Wasserleitungen, die sä
lich die Richtung zur Hauptstadt nehmen. Dann komm
grenzenlose Wüste der Campagna. In der Ferne sieht
Ruinen von Villen; aber kein Baum, kein Getraidehal
in jener Gegend zu sehen, wo einst Genüßlinge prach
Lustschlösser bewohnten. Jenseits der Poststation Tor
Mezza Via zeigen sich die blauen Hügel von Albano
licher am Horizont, und die halbunbewohnte Stadt
Namens, deren verfallene Gebäude an der Stelle de

ualigen prächtigen Villen des Pompejus und Domitians
then. Zur Linken erheben sich die Anhöhen von Castel
andolfo über die ungesunde Ebene. Auf diesen Höhen
iegt eine päpstliche Villa, — ein großer Palast, — mit
iner Gruppe religiöser Gebäude, und auf der Stelle, wo
lba-Longa lag, steht jetzt ein Franziscanerkloster. Rechts
on Albano liegen die Sümpfe, der Hafen und das Ge-
ängniß von Ostia, der Aufenthalt der Galeerensclaven; noch
or wenig Jahren gab es hier Freistätten für Raubmörder
nter dem Schutze des Cardinals Albani.

La Riccia, düster und verfallen, liegt auf einem
nfruchtbaren Hügel und bietet nichts Sehenswerthes dar,
s den großen Palast Chigi und die demselben gegenüber-
egende Kirche. Alterthümliche Namen heiligen die Umge-
nd jenseits der Stadt. Lavinium, Ardea, Lauren-
m! Aber vergebens sucht man sich die Villa des Pli-
us und Horazes Reise ins Gedächtniß zu rufen; andere
egenstände bemächtigen sich der Sinne. In Velletri pfle-
n Reisende einander zu erwarten, um ihre Fahrt in Ge-
llschaft fortzusetzen und sich wechselseitig vor Räubern zu
ützen. Von den Pontinischen Sümpfen geht die Via
ppia einen tiefen Canal entlang, dessen pestilenzialische
ewässer die Schädlichkeit der Atmosphäre steigern. Die-
Canal, gegraben im Alterthume, und wieder geöffnet
neuern Zeiten, dient der Umgegend zur theilweisen Ab-
sserung. Hier liegen in elenden Hütten päpstliche Solda-
, bestimmt, die Sicherheit der Landstraßen zu erhalten.
ch sind sie von geringem Nutzen, und in so kläglichem
tande, daß sie sich nicht scheuen, zu betteln, und sogar

in dem Rufe stehen, den Räubern Vorschub zu leisten
Bis Terracina, der letzten päpstlichen Stadt, sind di
einzigen menschl n Wohnorte an dieser Straße, deren
ich mich erinnere: Cisterna (der Sage nach die Tres Ta
bernae des heiligen Paulus) und Torre de Tre Ponti (das
Forum Appii Horazens; Terracina (das Anxur der Al
ten), die letzte päpstliche Stadt, ist eben so reich an Natur
schönheiten ihrer Umgebung, als an historischen und classi
schen Erinnerungen. Rechts das Meer, von dessem Stran
de sich die Gebirge von Terracina zu erheben scheinen,
die alte Stadt mit ihren düstern Gebäuden auf dem Gipfe
eines isolirten Felsen, aus dessen Klüften Orangen- un
Citronenbäume, Palmen und Indianische Feigen hervor
wachsen. Die Façade eines schönen noch unvollendete
Palastes am Abhange; zur Linken der Stadt das Fran
ziscanerkloster, dessen Garten voll Myrthen und Palme
sich zur Landstraße hinabsenkt; und hoch oben die drohen
den Ruinen von Theodorichs Palaste. Die Aussicht wir
begrenzt durch weiße, senkrechte Klippen, die sich dem Mee
anschließen und bis an die Neapolitanische Grenze ei
mehrere Meilen langes Defilee bilden, welches m
mäßiger Anstrengung gegen jedes eindringende Heer ve
theidigt werden könnte. Diese ganze Linie ist mit Wach
posten besetzt, die sich einander zurufen können, um den Re
senden gegen Räuber, die wahren Herren dieser Region,
beschützen. Die Gegend von Terracina bis Fondi und vo
Fondi bis Itri, das heißt von den Pontinischen Sümpf
bis zu den Felsen der Scylla, ist das Vaterland der Rä

nei. Hier ist auch das Geburtsland der berüchtigten läuberhauptleute Peppo Mastrillo und Fra Dia-olo. Die Franzosen, von denen viele unter ihren Strei-hen gefallen waren, trafen gleich nach ihrer Besitznahme n Rom und Neapel so wirksame Maßregeln zur Herstel-ng der Sicherheit, daß im J. 1810 der Reisende vollkom-en sicher von Rom nach Neapel, und von Neapel an jeden dern Ort gelangte, und daß die Räuber, die weder Galgen ch Rad gefürchtet hatten, vor dem bloßen Namen des Poli-eichefs Spinelli zitterten. Der Umsturz der Französischen acht in Italien hatte sogleich die Wiederherstellung der traßenräuberei zur Folge, die jetzt bis an die Thore von om und Neapel ungescheut getrieben wird. Ergreift und rhaftet man irgend einen abstreifenden Räuber, so wird aufs Gelindeste behandelt, und man weist ihm das beste efängniß an. Anstatt der heilsamen Polizei unter der rigen Regierung, sind die ehemaligen Sbirren wieder geführt, die ärger sind, als die Banditen, mit denen sie wöhnlich im Einverständnisse stehen. — Die Alterthü-er von Terracina bestehen mehr in der Lage der Stadt, in ihren Ruinen, und die beengte Atmosphäre dieses rts gestattete uns nicht, lange genug zu weilen, um die brochnen Säulen, — angebliche Reste eines Apollotem-s, — zu untersuchen.

Der feste Paß zwischen dem Neapolitanischen und mischen Gebiete, so wie zwischen dem Ocean und den birgen, — Torre dei Confini, — ist das erste Nea-litanische Zollhaus. Schon in Fondi ist ein zweites; r sahen wir die ersten Neapolitanischen Bettler von

Handwerk, bemerkbar durch ihre kaum glaubliche Unreil
lichkeit und ihre unaufhörlichen Gesticulationen und Pa
tomimen. Eine paradiesische Landschaft führte uns die Ki
ste entlang durch Orangenwälder nach Itri. Auf den ste
len, romantischen Höhen des Monte Sant' Andrea ware
die Wachtposten verdoppelt; aber die Soldaten ruhten i
ihren Strohhütten in den Armen des Schlafs. Jenseit
Itri weichen allmählig die Gebirge zur Linken, und d
Landschaft verschönert sich aufs Neue, so wie man d
Mola di Gaeta nahet. An der Seeseite liegt ein Gas
hof, halb versteckt in Orangenwäldchen, an dessen Stel
Ciceros Villa gestanden haben soll; auch hat der Wirt
Ciceros Bild, im Purpurmantel und citronengelben Pa
talons, zum Schilde gewählt. Noch zeigt man in d
Nähe einen malerischen, verfallenen Thurm, der Sa
nach, den nämlichen, welchen Ciceros Freigelassener erbaut
um die Stelle zu bezeichnen, wo der Letzte der Römer g
tödtet ward. In weiter Ferne scheint sich Gaeta aus de
Ocean zu erheben, welches die weißen Mauern seiner Hä
ser längs der Küste ausdehnt. Hier ist die Region, w
hin Homer den Schauplatz der Zusammenkunft des kalth
zigen Ulysses mit der Tochter des Königs der Lästrigon
verlegt. An diesen lieblichen Ufern schlürfte und besa
Horaz seinen Falerner, und Martial, der wenig lob
pries diese heiteren Gegenden.

Zu Garigliano geht man über den alterthümlich
Fluß Liris, verläßt die Via Appia und geht auf die A
Domitiana über, welche zuerst in das einsame Wirthsha
St. Agatha, unfern der Ruinen von Minturnä und da

nach Capua führt, etwa eine Meile von den Ruinen der alten Stadt dieses Namens. — Die kleine Normannische Stadt Aversa liegt am Eingange der herrlichen Straße, welche in die Stadt des Vesuvs führt, die sich uns bei der Abfahrt von einer Anhöhe im vollen Glanze der Abendröthe, gleich einer fabelhaften Stadt des Orients, in den Träumen Arabischer Dichter, darstellte. Nachdem wir die Dogano und die große, volkreiche Vorstadt St. Antonio passirt waren, nahm uns die Straße Toledo und der Corso auf, der aber himmelweit von dem Römischen verschieden ist, wo langsam, wie Leichenzüge, die Processionen der Lustfahrten sich hin und her bewegen. Hier flogen die Kutschen zwischen gedrängten Haufen von Fußgängern die Straße entlang. Die Fenster und beschatteten Balcons der hohen, schönen Häuser waren mit lachenden, schwatzenden Gruppen besetzt, und unter den Zeltdächern der zahlreichen Caffeehäuser saßen in großer Anzahl Männer, nach Englischer Weise gekleidet, aber mit ächt südlichen Gesichtszügen; sie waren in lebhaften, mit vielen Gesticulationen begleiteten Gesprächen begriffen, oder lasen die Zeitungen; denn eben damals war politische Gährung und eine gewisse Spannung der Gemüther an der Tagesordnung. Der Wegweiser, den unsere Englischen Freunde uns entgegen geschickt hatten, geleitete unsern Postillon auf den Largo di Castello *), wo für uns Quartier bestellt war. Dieser geräumige Platz, die Scene mancher Belustigungen und

*) Largo ist in Neapel gleichbedeutend mit einer Piazza in Rom.

Grausamkeiten des Volks, gewährt eine Aussicht auf die Bai, den Vesuv und den Hafen mit seinem malerischen Leuchtthurm. An einer Seite erhebt sich das Fort Castell-Nuovo, an der andern sieht man kleine Theater, kleine Kirchen, Weinhäuser, Heiligenschreine und Marionettenspiele. Hier predigt ein Mönch, das Cruzifix emporhaltend, und dort macht ein Taschenspieler seine Künste. Allenthalben sieht man phantastisch geschmückte Läden der Frucht-, Blumen- und Wasserverkäufer. Halbnackte Bettler laben sich mit Eiswasser, und neben ihnen bietet ein wandernder Buchhändler La nuova Istoria della Vita e Morte di uno famoso Banditto feil. Die Luft erschallt von den kreischenden Tönen, welche zu den Eigenthümlichkeiten Neapels gehören, und die weder Trompetenklang noch Hörnerschall, welche zum Besuch der verschiedenen Belustigungstempel einladen, überstimmen können. — Bei der Ankunft vor unsrer Wohnung, — einem alten Palaste nahe am Hafendamm, bemächtigten sich Lazzaroni mit verwegener Miene unseres Wagens, und wollten nicht zugeben, daß unsere Leute das Mindeste abpackten. Wir eilten immittelst auf den offenen Balcon unseres großen, öden Zimmers. Hier hatten wir im Purpurlicht der Abendsonne die Aussicht auf die Bai, den Hafen, die vor Anker liegenden Schiffe, die kreisförmigen Anhöhen von Portici mit ihren Villen und Palästen, und den mit Rauchwolken umgebenen Vesuv. Aber bald schwanden diese reichen Tinten in Dämmerung dahin; die Dampfwolken des Vesuvs wurden zur Flamme, ein dunkelrothes Feuer erhob sich in der Atmosphäre, und ein rother Lavastrom ergoß sich gleich

einem Waldstrom am Abhange des Berges, und schien seine glühenden Fluthen im Meere zu löschen. Ein schwacher Lichtfunke schimmerte vom Leuchtthurm herüber, die Laternen auf den Barken am Ufer, und der Widerschein der Lichter in den Häusern tanzten auf den Wellen. Der aufgehende Mond vollendete die Schönheit dieser Abendscene.

Neapel.

Der große, unterscheidende Zug dieser Stadt ist der eigenthümliche und erhabene Character, welchen die Natur ihrer Region aufgedrückt hat. In dieser Hinsicht ist Neapel ohne Gleichen, — namentlich in Betracht ihrer gefahrvollen Lage am Rande des Unterganges, unfern eines unaufhörlich wirksamen Vulcans, der heute Berge schafft, wo gestern noch eine Ebene war *). — In der Umgebung von Neapel findet der Alterthumskundige, der Maler, der Naturkenner und der Philosoph reiche Beschäftigungen. Neapels Küsten werden bespült von dem Meere Homers; Neapels Landseen und seine Hügel bieten Virgils Topographie dar, und jede Klippe, jedes Vorgebirge ist ein ge-

*) Dieß war 1538 der Fall mit dem Monte Nuovo nahe bei Neapel.

schichtliches Denkmal, die Erinnerung an ein Verbrechen od
an ein Abenteuer, welches den, der es bestand oder beschrie
unsterblich machte. — Bei der Mannichfaltigkeit der G
genstände, würdig der Beschreibung, ist es schwer, eine Au
wahl zu treffen, und würde Eitelkeit verrathen, sie zu ver
suchen. Maler, Historiker, Alterthumskenner und Reisend
neuerer Zeiten haben nichts Neues zu beschreiben übrig g
lassen. Neapel war ein fruchtbarer, und ist jetzt ein er
schöpfter Gegenstand.

Nachdem wir Tage und Nächte Neapels Umgegende
an der Küste und im Innern des Landes besucht hat
ten, blieben Puzzuoli und Baiae, Pausilippo und
Portici die Gegenstände, die uns, wie jeden Andern, am
meisten ergriffen: der Vesuv und Pompeji, die Grotte von
Pausilippo, und die verbrannten Einöden der Solfatara.
Der Weg von Neapel nach Pompeji längs der Bai befaßt
nicht nur eine der lieblichsten unter den vielen lieblichen
Aussichten dieser Region, sondern auch die anziehendsten
Gegenstände für den Alterthumsforscher und Naturkundi-
gen, — Herculanum, Portici und den Vesuv. Achtzig
Palmen tief, bedeckt von einer siebenfachen Lavaschichte,
liegen die unterirdischen Reste von Herculanum. Jeder
Hinabsteigende wird von dem Führer mit einem Lichte ver-
sehen; dieser steckt hin und wieder brennende Lichter in die
Lavamauern, und doch ist in den Tiefen von Herculanum
wenig zu sehen, als die Trümmer des Amphitheaters; al-
lein das Ganze ist so unvollständig ausgegraben, und die
Finsterniß so undurchdringlich, daß der Anblick undeutlich,
und der Eindruck schwach bleibt. Die Denkmäler sind so

tief in Lava begraben, daß die in dieser Masse abgedrückten Formen noch den einzigen, einigermassen deutlichen Begriff von den Gegenständen dieser unterirdischen Stadt geben; so daß die Rückkehr ans Tageslicht zu den erfreulichsten Resultaten eines Besuches in Herculanum gehört.

Portici ist zwar eine der beträchtlichsten, am reizendsten gelegenen königl. Villen, muß aber im Innern höchst unfreundlich und unwöhnlich gewesen seyn, bevor sie durch die eleganten Verbesserungen und Verschönerungen, — das Werk der letztregierenden, thätigen Königin, jetzt nur noch mit dem Titel Madame Murat, — umgeschaffen ward, und zwar in solchem Grade, daß die königliche Familie bei ihrer Rückkehr diesen Landsitz eben so wenig als andere Gegenstände der durch die vorige Königin bewirkten Verbesserungen wiedererkannte, und ihre Bewunderung mit einer Naivetät ausdrückte, wovon noch immer manche Anecdoten in Neapel circuliren.

Eine Meile von Portici liegt die Villa der letztverstorbenen legitimen Königin, — die wohlbekannte Favorita, — ein sehr unbedeutendes, schlechtmeublirtes Gebäude, so nahe dem Vesuv, daß es uns, während unserer dortigen Anwesenheit, schien, als drohe die Lava, von dem eben damals tobenden Vesuv ins Fenster zu strömen. Der Aufgang zu diesem Berge beginnt in Portici, wo man die Wagen zurückläßt und Maulthiere miethet. Der Weg ist steil, aber malerisch, und gewährt häufige Aussichten auf Neapel und die Bai. Je höher man kommt, je öfter ist der Weg von alten Lavaströmen durchschnitten. In einer

Einsiedelei, wo zwei Franziscanermönche die Reisenden mit Nahrungsmitteln und Lacrymae Christi versehen, läßt man die Maulthiere zurück, und setzt den Weg zu Fuß fort. Der Führer windet den Zaum seines Maulthieres um den Leib, giebt das eine Ende den Reisenden und zieht ihn so fast senkrecht bergan auf einem Boden, theils aus Lava und theils aus lockerem Sande gebildet. Als wir nach anderthalb Stunden den Gipfel erreicht hatten, war der große Crater, von Zeit zu Zeit Steinmassen mit furchtbarem Getöse in die Höhe werfend, in der Nähe sichtbar. Wir zogen uns daher in respectvolle Entfernung zurück. Hier trafen wir eine Gesellschaft Brittischer Bekannten, deren Unterhaltung, so angenehm sie uns unter andern Umständen gewesen seyn würde, den Vollgenuß der unserer harrenden imposanten Naturscene einigermaßen störte. Vergebens schauten wir auf die dünne, bebende Cruste, welche über den Crater ein Gewölbe bildete, und den Zuschauer von diesem Flammenabgrunde trennte. Wir vermochten unter den steten Fragen und Begrüßungscomplimenten nicht unsere Einbildungskraft dieser großen Scene anzueignen. — Für den Geologen ist der Vesuv ein unerschöpflicher Schatz, und es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß die Erzeugnisse der Lava jetzt nicht mehr die nämlichen sind, als bei früheren Eruptionen. Das literarische Publicum kann über diesen Gegenstand von Sir Humphry Davy, (Präsidenten der Londoner Academie der Wissenschaften), welcher den Berg mehrmals untersuchte, bald anziehende Erläuterungen erwarten.

Die Stadt Pompeji ist nicht mehr mit Asche und

Weinbergen bedeckt, sondern Sie liegt dem Auge offen dar. Unter allen großen Denkmälern des Alterthums gleicht nichts dieser uns aufbewahrten Probe häuslicher Bauart, Einrichtung und bürgerlicher Existenz der Alten. Seit beinahe 1800 Jahren unter der Erde verschüttet, ist Pompeji jetzt so vollständig ausgegraben, daß man sie gleich jeder andern Italienischen Stadt betritt, ausgenommen, daß der ewige Ruf: „niente per la Dogana," der den Reisenden sonst allenthalben empfängt, hier sein Ohr verschont. Die Straßen von Pompeji sind so eng, daß keine unserer modernen Kutschen sie passiren könnte; doch sieht man Spuren von Rädern. Die Straßen sind besetzt mit Façaden kleiner, einfacher Gebäude, gleichend den Italienischen Häusern aus dem Mittelalter. Wenn man hereingetreten ist, zeigt sich ein kleiner Hof, gleich den modernen Cortili in Florenz und Rom, umgeben von niedrigen, in kleine abgesonderte Zimmer (nicht so groß als Klosterzellen) abgetheilten Gebäuden. Viele Häuser haben an der Straße Läden, deren Schilder über der Thür in Stein gehauen sind. In einer Milchbude und einer Apotheke waren noch Tischtische und Gefäße, die jetzt in das Museum nach Neapel gebracht sind, unversehrt gefunden. Aus der Kleinheit und Unbequemlichkeit der Privathäuser läßt sich schließen, daß die alte, so wie die neuere Bevölkerung Roms und Neapels mehr außerhalb, als innerhalb der Häuser lebte. Auch contrastiren die öffentlichen Plätze von Pompeji sehr auffallend mit der Einfachheit und Kleinheit der Privatgebäude. Uebrigens ist es zu bedauern, daß sowohl aus dem Isistempel, als aus allen andern öffentlichen und Privat-

Digitized by Google

gebäuden sämmtliche Geräthschaften, sogar das Pflaster d
Forums hinweggenommen und ins Museum gebracht sin
Hätte man nur ein einziges Haus und einen einzigen Te
pel in seinem ursprünglichen Zustande gelassen, so hätte s
die Einbildungskraft vollkommen um anderthalb Jahrta
sende zurückversetzen können. —

Kommt man von Pompeji, so kann man sich kein
größern Genuß verschaffen, als einen Besuch im Muse
Borbonico, wo sich eine Reihe von Sälen darbiet
besonders gewidmet den Reliquien der durch den Ves
verschütteten Städte, von denen sie La Galleria di Pest
Pompeji, Puzzuoli etc. benannt sind. Der erste Sa
enthält Küchengeräthschaften, so vollständig und elega
daß keine Französische batterie de cuisine etwas Vo
kommneres darbietet. Die meisten Geräthschaften sind v
Bronze oder anderm schönen Metall; zum Theil, wie m
sieht, ehemals inwendig versilbert. Dann folgen Sammlung
von Tischgeräthschaften, Messern, Gabeln, Löffeln ꝛc., sch
geformten Wasserurnen, die noch jetzt den glänzendsten Th
tisch schmücken würden. Ein Stubenofen verbindet
größte Eleganz mit Holzersparniß, und ist den heutig
Italienischen Kohlenbecken zur Erwärmung der Zimm
weit vorzuziehen; doch ward er wahrscheinlich gleich die
in die Mitte des Zimmers gestellt. Dieser Ofen hat
Form einer Festung mit einer doppelten Mauer und v
Thürmen. Die Plateforme, worauf er ruht, kann n
Wasser gefüllt, und dieß durch einen Hahn abgelassen w
den, so daß sie zum Fußwärmer dient. Ueberdieß enth
er mehrere künstliche Einrichtungen zum Wasserkochen,

ichtlich Ersparung der Feurung bezwecken. Die Klingeln nd Wagschalen, Schüsseln ꝛc. sind von versilberter Bronze trefflich gearbeitet, und die Gewichte in Form schöner Bü- ten gegossen. Ein anderer Saal enthält Gegenstände, die n den besten Zimmern der Privatgebäude und zu den empeln gehören. Hier ist vorzüglich die endlose Mannig- altigkeit in der Größe und Form trefflich gearbeiteter Lam- en und Vasen merkwürdig. Sessel von schönster Bronze nd so gearbeitet, daß sie gleich unsern Gartenstühlen zu- ammengeschlagen werden können, und die Schreibtische sind vollständig und elegant eingerichtet, daß sie eben sowohl on einem Plinius als von einer Aspasia gebraucht wer- en konnten. Dann kommt eine Reihe von Proben der ergnügungssucht und Eitelkeit der Alten: Würfel, Thea- billets, (nicht unähnlich den knöchernen Theaterzeichen r Bühne von Haymarket), Toilettenkästchen, würdig einer higlichen Braut, Spiegel von polirtem Metall, rothe chminke, Haarnadeln, Armbänder, Kämme von jeder röße und Form ꝛc. Eine Sammlung von Aegyptischen asen und Figuren, — den Antiquitäten der Alten, — ibt einen Begriff von ihren Antikencabinetten, und ließt zweckmäßig diese Gallerie, die ihrer Art einzig in r Welt ist.

Das Gebäude des Museo Borbonico ist schön, äumig und schon sehr alt; ein Neapolitanischer Edel- ann ließ es erbauen, bevor noch der Name Bourbon in apel genannt ward. Es steht dem Publicum offen, und hält außer der erwähnten Gallerie mehrere Kunstsamm- ngen an Marmor, Bronze, Aegyptischen Antiquitäten,

Medaillen ꝛc., den Papyrus-Saal, wo wir den gelehrte
Antiquar Sir Humphry Davy mit dem Abrollen verkohl
ter Manuscripte beschäftigt fanden, — eine Verfahrungs
art, die äußerst künstlich und sehenswerth ist. Von de
1700 Manuscripten, die in Herculanum gefunden sind, sol
len die meisten der Wiederherstellung auf diesem Wege fä
hig seyn, nicht so diejenigen, die man noch täglich in Pom
peji findet. Das Museum enthält eine Büchersammlun
von 150,000 Bänden, worunter 4000 aus dem 14. Jahr
hundert und 3000 Manuscripte. An das Gebäude stöß
ein sehenswerther Griechisch-Römischer Kirchhof, wo viel
Griechische und Römische Grabmäler entdeckt sind, und noc
viele ausgegraben werden können.

Die neue, unter Murats Regierung angelegte Straße
die sich um die Abhänge des herrlichen Vorgebirges vo
Pausilippo windet, gewährt die herelichste Aussicht in de
Umgebungen von Neapel. An dieser bezaubernden Küste
von wo aus man so viele Inseln von classischem Interess
und malerischer Schönheit erblickt, und die in allen Zeite
zu einem ruhigen, genußvollen Zufluchtsort gewählt worde
ist, erhebt sich der Hügel, oder das Vorgebirge von Paus
lippo, der wellenförmig einen großen Theil der Stadt um
kränzt. Einer seiner Abhänge ist vor andern romantisch
und abgeschieden. Dieß enge und steile Defilee ist dich
mit Holz bewachsen, und endigt plötzlich am Rande eine
Abgrundes auf einem kleinen Rasenplatz vor einer Einsiedler
grotte, aus deren Spalten Myrthen und Lorbeeren hervor
wachsen, und dichter Epheu sich auf den Eingang herab
senkt. Das Innere entspricht dem romantischen Aeußern

ıb die feuchten Wände ſind ſchwach erleuchtet durch ein
ines, von Geſträuchen halbbeſchattetes Bogenfenſter. Aus
eſer Oeffnung bietet die unten liegende Scene einen ma-
ſchen Anblick dar, — die Höhle eines Zauberers, — die
rotte einer Sibylle, — wunderbar zu ſchauen, aber un-
öglich zu beſchreiben. Die lange, enge Perſpective wür-
, wenn nicht das glänzende Blau des Tageslichts an bei-
n Enden Zugang hätte, und durch die Entfernung zu einem
chtpunct verkleinert würde, dem Auge entgehen. Der
littelpunct, über welchem der Schauende herabblickt, iſt
it Lampen, die vom Felsdach herabhangen, erleuchtet; ſie
erfen in fernen Zwiſchenräumen einen gelben Schein auf
e Felsmaſſen, und bringen eine noch weit auffallendere
irkung auf die beweglichen Gruppen hervor, die ſich in
ıweigender Eile vor dieſem unterirdiſchen Schauplatze hin
ıd her bewegen. Bald fallen ihre Strahlen auf eine
önchsproceſſion, folgend mit Fackel und Cruzifix einem
bedeckten Leichnam auf der Bahre, bald auf buntfärbig
kleidete Bauern von Pozzuoli, beladen mit Marktkörben,
er Maulthiere vor ſich hertreibend, und bald auf eine
gante Engliſche Barutſche, oder eine Neapolitaniſche Ca-
ht, beſetzt mit grotesken Geſtalten. Es ſchwindelt dem
ıſchauer vor den Augen, wenn er dieß bewegliche, magi-
e Panorama von ſeiner Höhe herab betrachtet, und oft
it er zurück, um die Zelle, von wo aus dieſe Höhle am
ſten geſehen werden kann, zu betrachten. Die Zelle iſt
das Grab Virgils; die Höhle, — die Grotte
in Pauſilippo. Zwar iſt erſteres von Alterthumskun-
ıen beſtritten; allein es iſt Thorheit, Dinge zu bezwei-

sein, deren Glaube einen angenehmen Genuß gewährt. — Einige Meilen weit enthält die Küste eine Fülle von Ruinen alter Tempel, Villen, Amphitheater und geschichtlich merkwürdiger, oder von alten Dichtern besungener Stellen. Die ganze Gegend ist ein ausgebrannter Vulcan, dessen Wirksamkeit wahrscheinlich aufhörte, als die des Vesuv begann. Einen ehemaligen Crater bildet der See von Agnano, einen andern der Averner-See, und Naturkundige wollen ihrer noch mehrere in der Nähe entdeckt haben. Der See Agnano enthält noch zwei Spuren seiner ursprünglichen Formation, nämlich in der Grotta del Cane, die seit Jahrhunderten unaufhörliche Ströme von kohlensaurem Gas ergießt, und 300 Fuß weiter in den Dampfbädern von St. Germano. Die Solfatara, ein Crater, den man kaum als ausgebrannt betrachten kann, giebt unaufhörlich einen dichten Dampf von sich, der so viel Schwefel ansetzt, daß das Königreich Neapel, so lange Sicilien demselben verschlossen war, hinreichend mit diesem Artikel daraus versehen werden konnte.

Die Bauart Neapels zu verschreien, ist fast zur Mode geworden. Allein, kann sie gleich nicht gut genannt werden, so ist sie doch originell, mitunter grotesk, aber oft malerisch, und spricht immer die Einbildungskraft an, ausgenommen, wenn sie der Griechischen Bauart nachzustreben versucht. Von den 330 Kirchen Neapels sind einige sehr sehenswerth; unter andern die Cathedralkirche, (wo man immer noch zur Belustigung des Pöbels das Blut des heiligen Januarius flüssig macht,) und die Kirchen San Gia-

:omo dei Spagnuoli und San Giovanni a Carbonara, (die Westminster-Abtei von Neapel). — Vom Palast und den Villen des Königs ist wenig zu sagen; der erstere ist geräumig, aber von schwerfälliger Bauart und durch eine Brücke mit ler alten Festung Castel Nuovo in Verbindung gesetzt. Der König soll bei seiner Rückkehr nach Neapel über Murats Verschönerungen dieses Palastes eben so sehr erstaunt und erfreut gewesen seyn, als über die schönen Ameublements, ie reinen Zimmer und die Blumengärten der Madame Murat. Ihr Gemahl hatte nämlich alle enge Zugänge es Palastes gelichtet, zwei Klöster niederreißen lassen, die nit ihren Kirchhöfen unmittelbar vor der Residenz lagen, nd elegante Gebäude und Colonnaden an ihrer Stelle ufgeführt, die man aber bis jetzt noch unvollendet gelas-n hat.

Die alten Paläste des Adels in den engen Gas-n der Altstadt, sind klosterähnliche, schlecht möblirte und ernachlässigte Gebäude. Die neueren in der Toledo-Straße und an andern geräumigen Plätzen, sind von kei-er bemerkenswerthen Bauart. Die Chiaja ist haupt-ächlich vom diplomatischen Corps und Fremden aus allen ändern bewohnt, die in den hier sehr zahlreichen Häusern talienischer Fürsten und Edelleute Zimmer miethen, und war für einen ungeheuren Preis; denn in aller Hinsicht t Neapel für einen Fremden vielleicht der kostspieligste ufenthalt in ganz Europa nächst London.

Die unteren Volksclassen Neapels scheuen in der Ver richtung aller gewöhnlichen Obliegenheiten und Bedürfniss des gemeinen Lebens keineswegs das Tageslicht; an de Straßenecken, auf den Schwellen der Hausthüren, am Ha fen oder am Largo sieht man bei hellem Mittage unte den Augen des Publicums alle Arten von Geschäften un Ergetzlichkeiten treiben. Es wird laut gelacht, gesungen geschwatzt und gedroht; der Tasso wird im versammelte Volkskreise vorgelesen; es werden Köpfe gereinigt un Bärte geschoren, alles ohne die mindeste Zurückhaltung. – Die jederzeit übertriebenen Beschuldigungen der Falschhei und des Betruges, die man den Neapolitanern hat zu Last legen wollen, sind die unvermeidlichen Ergebnisse ihre gesellschaftlichen Lage. Freilich ist ihnen nothwendigerweis der abstracte Werth der Wahrheit durch den Einfluß eine religiösen und politischen Systems, welches alle Forschun gen verbietet, fremd geworden, und täglich werden sie vo der Zuträglichkeit der Falschheit practisch belehrt durch di Sicherheit, die sie ihnen in ihren kleinen Betrügereien ge währt; allein ihre Unredlichkeit, die selten in Gewaltthä tigkeiten ausbricht*), ausgenommen während politischer Un

*) Dieß versteht ohne Zweifel d. Wf. nur von den Einwohner der Hauptstadt.

A. d. U.

ruhen, und gewöhnlich durch Armuth herbeigeführt wird, ist das natürliche Laster eines Volkes, welches man ohne gewissenhafte Grundsätze läßt. Redlichkeit und Ehrlichkeit kommen mit dem Eigenthum; wer den Werth desselben kennt, achtet es schon aus eigennützigen Grundsätzen bei Andern.

Die große Masse der Bevölkerung des Königreichs Neapel (die Abruzzi und Calabrien mit eingeschlossen), gleicht den Arabern in ihren Gewohnheiten und Grundsätzen, und den Griechen an Schlauheit und Talenten; die Neapolitaner haben viele Anhänglichkeit an eine Religion, die ihnen ihre Feste popolari sichert, und an eine Regierung, die gegen Gewaltthat und Nichtsthun nachsichtig ist, und sogar in manchen Fällen, — namentlich unter Ruffo, — Räuberbanden in ihren Sold genommen hat. Dieß waren die Ursachen, welche die Revolution den niedern Ständen verhaßt machte, und sie bewog, als sie genöthigt waren, in den Kämpfen zwischen Unabhängigkeit und unumschränkter Herrschaft Partei zu nehmen, sich der letztern anzuschließen. Es ist jedoch notorisch, daß die nämlichen Menschen, welche unter einem Pepe und Filangieri die Fahnen der Freiheit verließen, sich tumultuirend einer neuen drückenden Auflage widersetzt, ihren heimatlichen Herd mit Tigerwuth vertheidigt und dem Einfall der Franzosen mit einer Beharrlichkeit sich entgegengestellt haben, wovon es in ganz Italien außer Piemont kein Beispiel giebt. Und doch ist politische Unabhängigkeit für sie bloß ein metaphysischer Ausdruck, von dessen Theorie oder Praxis, sie eben so wenig wissen, als von seinen Resultaten.

Einer ungebildeten Volksmenge kann durch Fanatismus, nicht aber durch Vernunftgründe Thatkraft eingeflößt werden.

Bei den unteren Volksclassen Neapels ist Sprache, Religion, Kleidungsweise und Zeitvertreib in vollkommener Uebereinstimmung. Ihre Mundart ist gewissermaßen ein poetischer Text, commentirt durch pantomimische Gesten; der erstere ist ganz figürlich, die letztern sind voll Anmuth. Ihre Begrüßungen ähneln dem Coquettiren, und die Leichtigkeit, womit sie sich mit einander aus bedeutender Ferne durch eine Art von telegraphischer Bewegung der Hände und Arme unterhalten, gleicht einem magischen Einverständnisse. Sehr anziehend ists, die Lazzaroni und andere Personen aus den untersten Volksclassen auf öffentlichen Plätzen um wandernde Vorleser einen Kreis bilden, und sich Stellen aus Tassos Gedichten oder andere Poesien und Legenden vorlesen zu lassen. Das gemeine Volk nennt den Tasso gewöhnlich il Rinaldo, von dem Helden seines Meisterwerks, für dessen verschiedne Hauptpersonen jeder sich so lebhaft interessirt, daß nicht selten Faustkämpfe daraus entstehen. Ueberhaupt haben diese ungebildeten Menschen einen so richtigen Tact in der Würdigung des poetischen Verdienstes ihrer heimischen Dichter, daß er dem critischen Scharfsinn eines Recensenten von Profession oft Ehre machen würde.

Die Feste popolari oder Religionsfeierlichkeiten sind so zahlreich, daß kaum ein Tag ohne irgend eine Ceremonie hingeht. Zur Weihnachtszeit legen die Neapolitaner einen ganz besondern Werth auf die Schaustellung der

Präsepien, — der figurirten Geburtsscene Christi mit allen Umgebungen. — Außerdem werden das St. Antonsfest, der Ostersonntag, Himmelfahrt und Pfingsten mit eigenthümlichen Gebräuchen gefeiert, deren größte Merkwürdigkeit darin liegt, daß sie in Hinsicht des Aeußern und insbesondere der Costüme, den heidnischen Ceremonien der alten Griechen sehr nahe kommen. Selbst die Epheukränze des Bacchus, so wie man sie auf alten Bildhauerarbeiten abgebildet sieht, werden nicht vergessen. Ueberhaupt ist unter allen christlichen Secten die Neapolitanische Kirche die am mindesten intolerante, und will nichts von Verfolgungen hören, daher auch sowohl der jetzt regierende König als sein nächster legitimer Vorgänger die Einführung der Inquisition vergebens versucht haben.

Neapel enthielt vor der Revolution 500,000 Seelen, worunter 10,000 Mönche und Nonnen, und 40,000 Lazzaroni, oder Menschen, die kein Obdach haben, und in der tiefsten Armuth leben. Vor der Unterwerfung Italiens unter Carl V. scheinen sie keine Körperschaft gebildet zu haben; allein bald vereinigte sie gemeinschaftliches Interesse, und sie wurden furchtbar durch ihre Anzahl und ihre Verzweiflung. Da sie nichts zu geben hatten, konnten keine Abgaben von ihnen gefordert werden. Die zwei Grani für ihre tägliche Portion Maccaroni und eben so viel für Eiswasser, und das Marionettentheater waren leicht verdient; durch etwas angestrengte Erfindsamkeit verschafften sie sich einige Ellen grober Leinwand zu einem Hemde und Schifferhosen, den einzigen Bestandtheilen ih-

res Anzuges, und außerdem bedurften sie nichts, als da
süße far niente in der Sonne oder im Schatten. Ihr
elenden Sprößlinge waren die Opfer dieses Nichtsthuns
denn die Mütter, erbittert durch Mangel und Elend, räch
ten sich dafür durch schlechte Behandlung ihrer Kinder.

Während Murats Regierung machten öffentliche Ar
beiten, — neue Heerstraßen, Pompeji und die Solfatara
die Niederreißung von Kirchen, Klöstern und alten Gebäu
den, oder die Erbauung neuer, so wie die von der Regie
rung aufgemunterten Seiden- und Porcellanmanufacturen
— große Ansprüche an die Bevölkerung von Neapel. Vo
allen Dingen aber trug die Conscription, (dieß kurze Mit
tel zur Reinigung eines solchen Augiasstalls physischer un
moralischer Verderbniß,) zur Beschäftigung und Lichtun
der Neapolitanischen Volksmenge, und insbesondre der La
zaroni bei. Wider Willen entrissen dem Nichtsthun un
zum Theil in rauhere Climate geschickt, freuten sie un
Alle, die mit ihnen in gleicher Lage waren, sich der Rück
kehr ihres legitimen Königs, in der Hoffnung, die Scene
der Grausamkeit, die sie während der schrecklichen Reactio
von 1799 an ihren Mitbürgern ausgeübt, wieder zu erleben, un
die Dienste, welche sie dem Staate hiedurch unter dem Cardina
Ruffo geleistet zu haben glaubten, flößten ihnen Gefühl
ihrer Wichtigkeit ein. Sie schickten daher dem Könige
als er noch auf dem Englischen Kriegsschiff war, eine De
putation aus ihrer Mitte. Allein so gnädig sie auch auf
genommen ward, so fand sich bald, daß Maßregeln getro
fen waren, die Scenen von 1799 nicht wieder zu e

neuern. Ferdinand IV. ward daher bei dieser zügellosen Volksclasse bald eben so unpopulär, als Joachim I. gewesen war. Doch sollen laut neueren Nachrichten die Ultras von Neapel, gleich den Französischen Ultras, denen sie in mancher Hinsicht gleichen, Grund gefunden haben, aufs Neue mit ihrem väterlichen Könige zufrieden zu seyn.

Zwischen dem Volke des Königreichs Neapel und den höheren Classen, (mit Einschluß des Adels, der Landbesitzer, der Gelehrten, Künstler und Professionisten und selbst eines großen Theils der Geistlichen), ist eine unermeßliche Kluft; und eben in dieser ungeheueren Verschiedenheit liegt das Uebel, welches neuerlich so verderbliche Folgen gehabt hat. Die letzteren Classen, welche die Wohlthaten einer guten Erziehung genossen hatten, — die jüngere, emporkeimende Generation des Adels, die Gelehrten, die höheren Geistlichen, die Künstler und Professionisten, — gehören zu den aufgeklärtesten Männern Italiens. Philosophisch und vorurtheilsfrei sind sie vertraut mit den Theorien der politischen Wissenschaften und voll Enthusiasmus für die Freiheit. Freilich hat ihr Eifer die Grenzen ihrer Mittel überschritten, und ihre Unkunde der Gewohnheiten freier Regierungsverfassungen hat mit der Verderbniß und Furchtsamkeit der unteren Volksclassen, ohne deren Theilnahme sie nichts bewirken konnten, ihren Erfolg in den Versuchen zur Erlangung einer constitutionellen Regierung gehindert.

Die Presse, welche unter Bonapartes Dynastie, sowohl in Frankreich und Italien, in Hinsicht aller mit dem

persönlichen Interesse und dem Ehrgeiz des Kaisers zusam
menhängenden Gegenständen gefesselt war, war in Hinsich
aller andern Puncte völlig frei, und Philosophie und Lite
ratur hatten niemals einen größeren Spielraum, als in de
letzten zwanzig Jahren.

Die Carbonari bildeten Anfangs eine Privatge
sellschaft zur Beförderung der Cultur politischer Wissensch
ten, nach dem Grundsatze constitutioneller Freiheit. E
hatte nämlich nach der schrecklichen Reaction von 1799 de
Cardinal Ruffo eine sogenannte Società della Sant
Fede gestiftet, bestimmt, gegen alle Reformen und übe
die Aufrechthaltung der alten Regierungssysteme zu wachen
Die Mitglieder bestanden aus Ultras unter den Hofleuten
alten Staatsdienern, und dem Pöbel. Diese Gesellschaf
blühte noch im Anfange der Regierung Murats, und be
förderte Spaltungen und Anarchie. Um sich ihr und alle
Beförderern des Despotismus entgegen zu setzen, schlosse
sich die Liberalen den Carbonari an, — ein Name, de
bald generisch für alle Aufgeklärte im Königreich ward
Ursprünglich hatte diese Gesellschaft weder Geheimnisse noc
Formalitäten. Murat begünstigte sie, und soll im Herze
ein guter Carbonaro gewesen seyn. Bei der Wiedereins
tzung des jetzigen Königs stellte der Marchese Canosa di
Gesellschaft della Santa Fede wieder her, und zwar unte
der neuen Benennung: Calderoni oder Calderari. Allei
die Regierung war vernünftig genug, weder die Anmaßun
ausschließlicher Loyalität, noch auch Grundsätz
religiöser Intoleranz befördern zu wollen; sie unterdrück

her diese Gesellschaft, und verbannte ihren Wiederhersteller,
ein nichtsdestoweniger zeigte sie doch einen unverkennba-
n Hang zu alten Formen und Einrichtungen, welches den
sprünglichen Grundsätzen der Carbonari einen neuen
chwung gab, und sie vom Widerstande zur Reform führ-
; deren unglückliches Ergebniß jetzt der Welt vor Augen
gt. — Als wir Neapel am Ende des Winters 1820 be-
chten, waren noch keine Zeichen eines nahen Ausbruchs
r letzten Revolution sichtbar; im Gegentheil schien es
s Sicherheitsmittel der Regierung zu seyn, daß sie den
tern Ironien und Philippiquen, wozu unter allen Ita-
nern die Neapolitaner den meisten Hang haben, und die
entlich nur im Allgemeinen gegen den Despotismus ge-
htet waren, keinen Einhalt that. Die Buchläden und
ivatbibliotheken waren mit in- und ausländischen libera-
n Schriften angefüllt, und die Verfasserin verdankte gro-
theils ihre günstige Aufnahme in den Zirkeln aller Clas-
derjenigen unter ihren Schriften, welche von den Ul-
s in Frankreich und England am heftigsten ver-
gt war.

Den ersten angenehmen Eindruck von der Neapolita-
chen Gesellschaft erhielten wir in der Accademia
bile, einem Casino oder Club, wo der zahlreiche
el der Hauptstadt Fremden auf eine sehr angenehme
ise die Honneurs macht. Das Local ist ein großer,
öner, glänzend erleuchteter und möblirter Palast, wo
schönen Wechsel alle Arten gesellschaftlicher Genüsse
geboten werden. Diese Anstalt besteht durch Subscrip-

tion der Theilnehmer, und jeder Fremde, der beim di
matischen Corps vorgestellt ist, hat auch hier Zutritt.
ter den Privathäusern, wo wir bald nach unsrer Ank
eingeführt wurden, waren für uns die anziehendsten
des trefflichen Erzbischofs von Tarent, Monsignore Ca
latro, unter allen Umständen ausgezeichnet durch Frei
und Edelmuth; ferner des Marchese Berio, und der P
zessin Belmonte, in deren Abendgesellschaften wir die a
nehmste Unterhaltung fanden.

In der Fastenzeit dürfen auf den Theatern N
pels keine andere Stücke gegeben werden, als die aus
heiligen Schrift genommen sind. Rossini ist der Liebli
componist der Neapolitaner, und seine Oper: Mos
ward ununterbrochen mit dem höchsten Beifall auf
Theater San Carlos gegeben; selten versagten wir uns
sen hohen Genuß. — Selbst das Theater des Pulc
nello, der nächst dem Könige und der Madonna un
tig der wichtigste Mann in Neapel, und dem Pant
von Venedig oder dem Doctor von Bologna zu verglei
ist, mußte sich jenem geistlichen Zwange unterwerfen,
sein Publicum mit einer Commedia Sagra, be
Ahab, unterhalten.

Reise von Neapel nach Venedig.

Der Weg von Neapel nach Venedig, — zwei
puncte der Italienischen Halbinsel, — ist bis Foligno

nämliche, den wir von Florenz aus zurückgelegt hatten. Wer aber jenseits Foligno die bergigte Straße einschlägt, und über Bologna geht, dem eröffnet sich eine ganz neue Landschaft. Man kommt über einen höheren, steileren, aber auch malerischeren Zweig der Apenninen, als derjenige, den wir früher zurückgelegt hatten. Diese, 40 Meilen weit bis Tolentino über furchtbare Höhen führende Straße ist sehr vernachlässigt und war kaum fahrbar, so daß wir die steile Höhe des Col Fiorito großentheils zu Fuße ersteigen mußten, obwohl unser leichter Reisewagen mit vier Maulthieren und drei Ochsen bespannt war. Allein unsere Anstrengung war reichlich durch das Erhabene der Aussicht vergütet; Felsen auf Felsen gethürmt; Abgründe, die noch in der Erinnerung Schauder erregen, und Waldströme, entspringend zwischen den Klippen, die sich in das nahe Thal hinabstürzen, — dieß waren die Hauptzüge dieser Naturgrenzen. Jenseits des Gipfels sieht man Gruppen unförmlicher Schoppen, mit nackten, halbverhungerten Menschen, die im Namen der heiligen Jungfrau den Reisenden anflehen, sie vom Hungertode zu retten. In dem gefahrvollen Defilé, welches zum Grenzdorfe Serravalle führt, waren vor zwei Tagen zwei junge Deutsche Edelleute, die wir in Roms Zirkeln häufig gesehen hatten, und die unvorsichtig genug gewesen waren, sich bloß den hiesigen Postpferden und einem Knaben als Postillon anzuvertrauen, am Rande eines Abgrundes umgeworfen. Einen von ihnen, der schrecklich zugerichtet war, fanden wir zu Spezeria in einer kleinen ärmlichen Apotheke, wo er viele Wochen liegen bleiben mußte. Serravalle war die Grenze des Kö-

nigreichs Italien. Von dort aus führt der Weg über Felsen und neben Abgründen nach Valcimara, und auf dem Ponte della Trave über einen schäumenden Waldstrom nach Belforte, wo wir einer Pilgerschaar beider Geschlechter begegneten, die von Loretto in ihre Heimat, die Abruzzi, zurückkehrten. Die scharfen, uns wohlbekannten Neapolitanischen Gesichtszüge, der buntfärbige Anzug, der Pilgerstab, der Rosenkranz und das schimmernde Kreuz, gab diesen Andächtigen, die, befreit von ihren Sünden, kühn, lärmend und fröhlich einhertraten, als wären sie geneigt, ein neues Conto-Courant mit der Jungfrau zu eröffnen, ein höchst phantastisches Ansehen.

„Jeder von diesen Männern hat wenigstens drei Mordthaten auf der Seele," bemerkte unser Postillon, ein lustiger Florentiner.

Tolentino ist eine kleine hübsche Stadt am Flusse Chiento, berühmt wegen des hier geschlossenen Friedenstractats zwischen dem Pabst Pius VI. und Bonaparte. — Zu Macerata bemerkt man an der fruchtbaren Gegend die Nähe der Lombardei. Macerata ist eine der niedlichsten, reinlichsten und wohlhabendsten Städte im päbstlichen Gebiete, und würdig ihrer schönen Lage auf einem Hügel, die eine herrliche Aussicht auf das Adriatische Meer gewährt. — Recanati, gleichfalls eine hübsche Stadt, auf einem steilen Hügel, bot nichts Sehenswerthes dar, außer einem Denkmal von Bronze zu Ehren der Madonna von Loretto, errichtet vor dem Palazzo Pubblico, und wir eilten mit der Ungeduld eines Pilgrims nach Loretto, nächst St.

Peter und Jerusalem der berühmteste Wallfahrtsort der christlichen Welt. Während wir die steile Anhöhe, wo die Stadt liegt, erstiegen, zeigten sich uns die nämlichen armseligen, elenden Gestalten, — ertönte der nämliche Nothruf, der auf den Apenninen Auge und Ohr beleidigt hatte. Aus jedem Schoppen drangen bei unserer Annäherung halbnackte Bettler hervor, flehten mit ausgebreiteten Armen, von Zeit zu Zeit knieend und andachtsvoll die Erde küssend, um Almosen. Mit diesem Gefolge fährt man in die engen Gassen von Loretto, der heiligsten und armseligsten aller Städte. Sie besteht fast ganz aus kleinen Kaufläden, Schoppen und großen kirchlichen Gebäuden. In den ersteren werden religiöse Kleinodien, Rosenkränze jeder Art und zu jedem Preise, — mit Holz-, Glas- und Bernsteinkügelchen, Crucifixe von Zinn, Kupfer und Gold, Reliquienkästchen und Reliquien, künstliche Blumen, Federn, Augen oder Nasen, kurz alle Gegenstände verkauft, die dem Himmel in materieller Form gefallen können.

Die Kirche des heiligen Hauses (chiesa della santa Casa) und die umliegenden Gebäude, bewohnt vom Bischof, den Prälaten, Domherren, Priestern, Mönchen, Pönitentiarien und dem Gouverneur, sind schön und geräumig, und nach Dorischen und Corinthischen Säulenordnungen unter Bramantes und Sansovinos Leitung erbaut. Den Platz, den sie umgeben, schmückt ein schöner Springbrunnen.

Kaum waren wir spät Abends im Gasthofe angelangt, als uns der Wirth, der selbst ein Magazin von diesen hei-

ligen Waaren hält, mehrere Kästchen voll Rosenkränze
Ansicht heraufbrachte. Vergebens erwiderte ich, meine
terei mache mich leider des Ankaufs so geweihter Ge
stände unwürdig. „Non importa, signora mia," en
nete er rasch, si non per devozione compratene pe
toiletta (das thut nichts, kaufen Sie es für die Toi
wenn auch nicht aus Andacht). Ich benutzte den
und kaufte ein Dutzend Halsbänder, die wenigstens
lich, wenn auch nicht für mich als Talisman wirksam
ren. Eben war ich im Begriff, sie nebst einigen silbe
Amuleten und goldnen Kreuzen in mein Toilettenkäs
einzupacken, als ein Cicerone, der uns beim Absteigen
Dienste aufgedrungen hatte, hereintrat, und darauf bes
daß ich meine Waaren nicht einpacken möchte, bis si
dem „heiligen Napf" geweiht wären; denn ohne diese
remonie, fügte er hinzu, hätten sie nicht den mind
Werth." Er forderte uns daher auf, uns am folge
Morgen um 5 Uhr, als wann sämmtliche Pilger sich
Andacht versammelten, in der Kirche einzufinden.
geschah; ich behing mich mit meinen frommen Zierra
und so wanderten wir gleich nach Sonnenaufgang der
berühmten Kirche von Loretto zu. Die unter
bendsten Züge dieses colossalen, oft beschriebenen Gebä
sind: dessen Asiatischer Character, wodurch es sich der
chitectonischen Formen Venedigs nähert, und die Hütte
ter der prächtigen Kuppel, obwohl Geschmacklosigkeit
übelverstandene Frömmigkeit sie ihrer ursprünglichen
fachheit beraubt haben. Die Geschichte des „adora
Albergo," ist an den Wänden der Kirche in den m

bekannten Sprachen zu lesen. Auch ist „mit dem Privilegio der Regierung kürzlich bei Rossi, Buchdrucker des heiligen Hauses zu Loretto," die dritte Auflage eines Octavbandes erschienen, worin unwiderſprechliche Beweiſe (irrefragabili provi) enthalten ſind, daß dieß Haus das nämliche iſt, worin die Mutter Gottes geboren ward, daß es an einer Gaſſe in Nazareth ſtand, und nach langen Jahren von Engeln nach Loretto gebracht ward, um dort die ſchönſte Zierde Italiens (il piu bel vanto della nostra Italia) zu bilden. Es ſteht in der Mitte der Kirche, iſt höchſtens 19 Palmen hoch und 42 Palmen lang*), und muß, als es noch in Nazareth ſtand, einer Irländiſchen Hütte geglichen haben; allein ſo wie es jetzt erſcheint, hat es ſchwerlich ſeines Gleichen. Von Außen iſt es mit Marmor, verarbeitet in Basreliefs, bekleidet, geſchmückt mit Corinthiſchen Säulen und Statuen von Propheten und Sibyllen, ſeltſam genug — vergeſellſchaftet. Die Thüren ſind von Bronze, und das ganze Aeußere und Innere glänzt im Scheine ſilberner Lampen, die ſämmtlich ſeit der Reſtauration der Jungfrau zum Geſchenk dargebracht ſind. Mitten im Innern iſt der Hochaltar, ſtrahlend von Gold und Edelgeſteinen. Rund um das heilige Haus und an deſſen geweihter Schwelle knieten Pilgrime, Hut und Pilgerſtab zur Seite. Es waren meiſtens ärmlich ausſehende Perſonen, die während ihres Hierſeins unentgeltlich ein Obdach, und wenn ſie es verlangen, auch Nahrung erhalten. Hinter dem Hochaltar

*) Die Palme hält 18 Franzöſiſche Zoll und 13 Linien.

ist eine große Nische, die meinen geblendeten Augen ge
mit Gold belegt schien. *) Hier steht das wunderthätige B
der Jungfrau, von ihr selbst hieher gestellt, an jeder S
te ein colossaler Engel, anscheinend bekleidet mit dem nä
lichen kostbaren Metall, prächtige Candelabern mit brenn
den Wachskerzen in der Hand, welches eine äußerst im
sante Wirkung hervorbrachte, wenn gleich das Wunderb
selbst, von St. Lucas aus Cedernholz verfertigt, von d
Fortschritten der Bildhauerkunst in Nazareth eben kein
großen Begriff giebt.

Die diamantenen Kronen, welche sonst die Jungfr
und das Christkind trugen, waren ein Votivgeschenk L
wigs XIII., der Jungfrau gelobt, falls er mit einem Pr
zen beglückt werden würde. So ward Ludwig XIV.
den Preis von 3300 Diamanten (so viel Edelgesteine e
hielten die Kronen) vom Himmel erkauft. Allein alle di
Kleinodien verschwanden nebst den Votivgeschenken ande
Monarchen beim Frieden von Tolentino. Selbst das wu
derthätige Marienbild hatten die Franzosen mit nach Fra
reich genommen, schickten es aber im J. 1811 auf Bitt
des jetzigen Papstes zurück. Nach der Restauration wu
die Madonna von Loretto im alten Glanze wieder hergest
und vom Papst Pius VII. gekrönt. Als wir sie sah
war sie in einer ganz neuen schwarz sammetnen Robe
Juwelen besetzt gekleidet. Die Edelgesteine des Halsband

---

*) In Don Vincenzo Murris Geschichte des heiligen Hau
(1820) wird es bestätigt, daß diese Nische ganz mit Go
platten bekleidet ist. A. d. V.

der Ohrringe und ihrer und des Christkindes Krone wür-
den Jahre lang oder vielleicht auf immer hingereicht haben,
die Nothleidenden in der heiligen Stadt und ihrer Umge-
bung vor Mangel zu sichern. Der Priester holte aus
einem Behältniß in der Nische einen kleinen irdenen Napf
(wunderbar genug von anscheinend modernem Material)
hervor, den einst die Madonna gebrauchte, dem Christkinde
seine Nahrung zu reichen. Der Priester fragte mich, ob
ich keine Rosenkränze bei mir hätte, die ich einsegnen lassen
wollte? Ich bot ihm meine Ankäufe vom vorhergehenden
Abend dar; er legte sie in den Napf, betete über demselben
eine Secunde, und führte uns dann zu dem Schatz oder
der Garderobe der Madonna, die seit den letzten fünf Jah-
ren ein geräumiges, schön geschmücktes, rund umher mit
Schränken besetztes Zimmer füllt. Die Wände der anste-
henden kleinen Gallerien enthalten einige treffliche Gemälde,
unter andern von Parmigiano und Zucchiro. Von den
Schätzen hatten unter andern geschenkt: Pius VII. einen
goldnen Becher; die Nonnen zu Inspruck ein rosenfarbenes
seidenes Kleid, Prinz Eugen und seine Gemahlin in den
Jahren 1815 und 1819 einen silbernen Becher mit Brillis
anten, einen Dito mit Rubinen, einen dritten von acqua
marina, ein silbernes Rauchfaß und andere kostbare Gegen-
stände; die Ex-Königin von Etrurien (1815) ein Bouquet
von Diamanten; der König Carl IV. von Spanien und
seine Gemahlin (1816) ein diamantenes Kreuz und eine
dito Krone; Prinzessin Maria von Wirtemberg ein präch-
tiges Perlenhalsband nebst Kette, goldnen Kreuzen und
einem goldnen Herzen; der König von Frankreich (1815)

zwei Vasen von Jaspis und Gold (muthmaßlich ein Theil von den Franzosen von Loretto weggeführten Schätze) ꝛc.

Der Abhang der Anhöhe von Loretto senkt sich allmäl bis zur alten Stadt Ancona und zu dem Adriatischen M hinab, welches sich dem Auge in voller Pracht dar bi Die Hauptstadt der Mark Ancona gewährt in einiger E fernung einen imposanten Anblick, ist aber im Innern dü und ärmlich. Selbst in der Hauptstraße können kaum z Kutschen neben einander fahren. Überdieß findet der A sende große Schwierigkeiten, in den Thoren der Stadt gelassen zu werden, weßhalb wir unsern Wagen in ei Gasthofe außerhalb der Ringmauern zurückließen. K die endlosen Förmlichkeiten, denen man sich in Ancona terwerfen muß, machen diesen Freihafen alter und n Zeiten zu den unfreiesten in ganz Europa. A fanden wir keine Schiffe im Hafen, und die Volksm der Stadt bestand aus der in den päpstlichen Staaten wöhnlichen, verhältnißmäßigen Anzahl von Mönchen, S lern und Douanenbeamten.

Der Weg von Ancona nach Sinigaglia geht lä dem Strande des Adriatischen Meeres. An einer S erblickte man den Abglanz des azurblauen Himm an der andern sanfte Abhänge, bedeckt mit Frühl grün; hin und wieder ein altes verfallenes Ge de, bewohnt von Fischern, die ihre Netze ausspa ten oder ihre Barken ans Ufer zogen; aber im Ga war die Küste öde und entvölkert bis an die Vorstadt Sinigaglia, — einer Stadt zweiten Ranges, die ein heiteres, freundliches Ansehn hat, so wie man es

ten in größern Städten Italiens findet. Sie hat einen kleinen, aber schönen Hafen an der Mündung des Flusses Misa, und etwas Handel mit Korn, Hanf und Seide befördert den Gewerbfleiß der Einwohner; allein die Hauptquelle ihres Wohlstandes ist die hiesige Messe, welche das Innere dieser ganzen Region Italiens mit allen Waarengattungen versieht, und fast aus jeder Handelsstadt Europens Kaufleute und Commissionäre herbeiführt. Doch klagen die Einwohner über den Verfall des Handels, seit die Stadt nicht mehr unter der Regierung des Königreichs Italien steht.

Die Straßen von Sinigaglia sind sehr geräumig und zeigten uns auf den Balcons ihrer wohlgebauten Häuser viele freundliche, zum Theil recht hübsche Gesichter, — sehenswerther als die Kirchen, die, mit Ausnahme der Cathedralkirche, für eine päpstliche Stadt klein und ärmlich sind. Als wir beim Abendessen unter unserm Fenster einige Nachtmusiken vorbeiziehen hörten, welche die gewöhnlichen Italienischen Straßenmusiker übertrafen, fragten wir den Aufwärter: ob viel Musikliebhaberei in der Stadt herrsche? „Eben nicht besonders, erwiederte er; allein die Sängerchöre, die wir draußen singen hörten, bestünden aus jungen Kaufleuten, die an mondhellen Abenden ihren Geliebten Ständchen zu bringen pflegten.“ Wir fragten, ob Sinigaglia berühmte Sänger hervorgebracht habe. Nach einigem Nachsinnen erwiderte er kalt, während er die Teller wechselte: „Si Signora, una certa Catalani ed altri.“ Das Haus des Vaters der berühmten Sängerin Catalani (eines kleinen Krä-

merk), welche dort geboren ward, steht unfern des Gasthofes, wo wir eingekehrt waren. Sie wurde, noch sehr jung, von einigen Damen, die sich ihrer angenommen hatten, in eine Musikschule geschickt. Vergebens schwang sie sich zu einer seltenen künstlerischen Höhe empor, so daß sie von Kaisern und Königen gesucht ward; — daheim gilt sie eben so wenig, wie andre Propheten in ihrem Vaterlande; — man nennt sie „eine gewisse Catalani"!

Jenseits Sinigaglia führt die Landstraße den Strand entlang durch eine mitunter rauhe, aber wildschöne Küstengegend, beschattet von den Abhängen der Apenninen, welche der Landschaft großen Reiz verleihen. Das zum Theil verfallene Fano, gesehen im Sonnenschein, am Rande blauer Gewässer, unfern des Classischen Flusses Metauro, (wo Asdrubal von den Consuln Livius Salinator und Claudius Nero geschlagen ward), mit seinen verfallenen Springbrunnen, Bildsäulen und den Trümmern seines Triumphbogens, verwirklicht ganz das Bild einer alten Italienischen Stadt, und verdient wohl, daß der Reisende, (was so Wenige zu thun pflegen,) ihre Straßen durchwandelt und die Bibliothek besucht. Einst war Fano berühmt wegen seines prachtvollen Theaters, welches man damals für das schönste in Italien hielt. Eine Poststation von Fano, zwischen dem Meere und den fruchtbaren, die Küste umkränzenden Hügeln, erhebt sich Pesaro, eine der ältesten Städte im District von Urbino. Zwar sind ihre Straßen ziemlich geräumig, und eine derselben fast ganz von den großen, düstern Palästen des Adels besetzt, allein

dennoch hat sie das Ansehn einer Provinzialstadt. Nur der Marktag, der die Landleute in ihrer festlichen Kleidung versammelte, verbreitete etwas Leben; allein außer der Gegend des Markts waren die Straßen öde und schweigend und manche Häuser schienen unbewohnt oder unbewohnbar. Pesaro war im fünften Jahre der Republik das Hauptquartier der Französischen Armee und eine Zeitlang der Aufenthalt des Generals Bonaparte und seines Generalstabes. Die Stadt hat ihre Prachtkirchen, ihre Paläste, Opern, Gemälde- und Antikensammlungen. Pesaro hat zu allen Zeiten manche talentvolle Männer hervorgebracht, — namentlich in unsern Tagen den berühmten Philologen und Naturkundigen Passeri, den oben erwähnten Grafen Perticari, der während unserer kurzen Anwesenheit eben in Rom war und — den großen Componisten Rossini.

Immer schöner wird der Weg nach Bologna; das Gepräge größerer Civilisation in den verhältnißmäßig freien vier Legationen ist allenthalben sichtbar. Bezaubernd ist die Gegend unmittelbar jenseits Pesaro; Englischer Wohlstand unter Italiens heiterem Himmel zeigt sich auf jedem Schritte. Ein eleganter Pachthof zwischen Pesaro und Cattolica auf einem reizenden Abhange an der Landstraße machte den Eindruck für uns noch täuschender. Eine Englische Kutsche mit Vorreitern fuhr eben, als wir dieß ächt Englische, einfache Landhaus betrachteten, in das Hofthor; eine Dame stieg vor der Hausthür aus dem Wagen; — es war die Königin von England, und dieß ihr

Wohnort bei Pesaro, dessen bei einer neueren Veranlassung so oft erwähnt ist.

Die kleine Stadt Cattolica führt ihren Namen davon, daß sie in den Zeiten des Conciliums von Rimini den orthodoxen Prälaten, die sich von den Arianern trennten, zum Zufluchtsort diente. Hier endet das Herzogthum Urbino, Romagna beginnt und die Küsten des Adriatischen Meeres führen nach Rimini, reich an historischen und poetischen Erinnerungen von Dante bis auf Pellico; es war der Sitz jener tapfern Condottieri, der Malatestas. Die Stadt trägt alle Spuren hohen Alterthums und ehemaliger militärischen Wichtigkeit, sowohl in den Zeiten der Römer, als im Mittelalter. Hier enden die beiden consularischen Wege, der Aemilianische und der Flaminionesche. Der Triumphbogen des Augustus, welcher die Porta Romana schmückt und die von Tiberius vollendete marmorne Brücke sind beides Denkmäler großen Classischen Interesses; ihnen folgen Beweise der Macht und des Reichthums der Feudaloberhäupter, die in Italien Nachfolger von Dictatoren und Kaisern wurden. Die Malatestas, Herren von Rimini, zogen entweder auf Krieg und Raub aus, oder sie verschönerten ihre Heimat. Die zahlreichen Kirchen und andere Gebäude von Istrischem Marmor an den geradlinigen Strasien von Rimini sind hauptsächlich ihr Werk. Die alte Begräbnißkirche San Francesco, wo die Asche der Malatestas ruht, ist aus dem funfzehnten Jahrhundert, und eines der anziehendsten und ältesten Gebäude von Rimini, nächst dem Schloß und der Citadelle, erbaut im Jahr 1446 unter Sigismund Mala-

testa, den man für den Erfinder der Bomben und Kanonen hält. Zugleich war dieser große Feldherr und Tactiker eine Art von Philosoph, und seine für Ketzerei erklärten kirchlichen Lehrsätze erwarben ihm die Ehre der Excommunication vom Papst Pius II.

Das schöne alte Schloß von Rimini, eine so romantische Ansicht es auch gewährt, (selbst jetzt noch als päpstliche Caserne) ist nicht jene Wohnung wo Dantes „Francesca" ihr „tempo de' dolci sospiri" verlebte. Die Zartheit, worin Dante in seiner kurzen Episode Francesca da Riminis und Paolo Malatestas Liebe hüllte, ist oft nachgeahmt, nie erreicht und noch weniger übertroffen. Dennoch scheint die Geliebte des unglücklichen, tapfern Paolo minder bekannt oder doch ihr Andenken in Rimini weniger populär zu seyn, als das, der gelehrten Gebieterin Sigismund Pandolfs Malatesta, — der Donna Isotta, deren Gemälde uns schon aus der Bibliothek zu Bologna und jetzt wieder als Medaillon am Schlosse zu Rimini anstarrte. Von dem Palazzo Signorile dei Malatesti, wohin Pellico die Scene seines Trauerspiels verlegt hat, ist keine Spur mehr vorhanden. Er stand auf der nämlichen Stelle, wo man jetzt das Collegio delle Coelibate sieht.

In Pesaro und Rimini fanden wir die päpstlichen Polizei- und Douaneneinrichtungen unnützerweise streng und lästig, und mußten überdieß für die Erduldung dieser Plackereien eine Abgabe bezahlen, — eine Sitte, die uns in ganz Italien einzig bei der Erreichung dieser päpstlichen Grenze vorgekommen war.

Zehn Meilen von der „cortesa Citta di Rimini“ rechts von der Heerstraße erhebt sich ein weißlicher steiler Felsen, ehemals durch den classischen Namen Monte Titano bezeichnet. Auf diesem Titanen-Berge liegt der einzige in Italien noch übrige Freistaat, — die Republik San Marino.

Die Gründung des freiesten und tugendhaftesten unter allem Gemeinwesen schreibt man einem ehrlichen Maurer aus Dalmatien, Namens Marino, zu, der, in der Heimat verfolgt, sein Glück als Handwerker in Rimini versuchte. Auf seinen Wanderungen in der Umgegend fiel ihm die abgeschiedene Höhe des Titanenberges auf, er siedelte sich dort an, fand Ruhe vor künftigen Verfolgungen und hinreichende Materialien zur Betreibung seines Handwerks. Seine Geschicklichkeit und sein gottesfürchtiges einsiedlerisches Leben zog die Aufmerksamkeit des Bischofs Gaudentius von Rimini auf sich, der ihn zu frommen Sendungen gebrauchte und ihm das Eigenthumsrecht auf den rauhen, unfruchtbaren Berg verschaffte, der in der Folge seinen Namen erhielt. Mehrere andächtige, friedliebende Menschen folgten dem Beispiele des Maurers aus Dalmatien, legten auf seinem Felsen Häuser und Gärten an, beteten und arbeiteten.

Dieß waren die ersten Elemente der Republik St. Marino, (denn der Stifter ward nach seinem Tode heilig gesprochen,) die sich dreizehn Jahrhunderte lang unverändert erhalten hat, während mächtige und reiche Freistaaten rund umher untergegangen sind. Die Stadt liegt

im Herzen des päpstlichen Gebiets und genießt aller Wohlthaten einer freien Verfassung; auch liest man die Inschrift: Freiheit, über den Stadtthoren und über den Portalen ihrer Hauptkirche. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wütheten Italiens Kriege am Fuße der Felsenstadt; aber Guelfen und Gibellinen, Condottieri und Massnadieri achteten ihre Rechte. Nur der Papst, oder vielmehr der Cardinal Alberoni, sein Legat in der Romagna, worin der Freistaat San Marino enclavirt ist, trachtete nach ihrem Besitz. Im October 1739 überfiel er Nachts die Stadt mit päpstlichen Soldaten und Sbirren, und forderte die Einwohner zur Unterwerfung unter die Souveränität des heil. Stuhles auf; allein die Entschlossenheit dieser Republicaner nöthigte den Cardinal zum Abzuge. Ihm legte jetzt die päpstliche Regierung die Schuld des mißglückten Unternehmens zur Last, und entschuldigte sich bei der Republik St. Marino wegen dieses, vorgeblich ohne ihr Zuthun unternommenen Ueberfalls.

Seit diesem Zeitpunct blieb der kleine Freistaat in der Ausübung seiner Tugenden und dem Genusse seiner Freiheiten unangefochten, bis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Frankreichs Waffen ganz Italien überzogen und auch am Fuße der felsigten Anhöhen von St. Marino blinkten. Die ältesten Republicaner der bekannten Welt schauten von ihrem Felsen herab auf die Heere der Französischen Republik; allein sie blieben ungestört von den revolutionären Republicanern. Noch merkwürdiger war es, daß Napoleon, der in Italien die Grenzen der Romagna nicht überschritt und es ablehnte, Rom zu besuchen, der

Republik San Marino Namens der großen Nation
Besuch abzustatten beschloß, und bis er diesen Vorsatz
führen konnte, einstweilen theils eigenhändig, theils
Berthier Schreiben an sie erließ und ihr eine Deputa
den berühmten Monge an der Spitze, zusandte. Mo
Anrede ward von den Repräsentanten von St. M
mit dem Ausdruck enthusiastischer Bewunderung der
zosen und des Befehlshabers ihrer Heere beantwortet
lein eine ihrem Freistaate von dem Eroberer Italiens
gebotene Gebietserweiterung ward abgelehnt, und die
publik entschloß sich, in ihren bisherigen engen Gr
zu bleiben, deren Beschränkung zum Theil die Ur
ihrer dauernden Freiheit gewesen war. — Die coali
Souveräne Europens haben ebenfalls die Rechte von
Marino bis jetzt unverletzt erhalten. Die Regierung
ses kleinen Staats verwirklichte einst den Vorschlag
allgemeinen Stimmenführung, und jedes Wohnhaus s
einen Stellvertreter in den großen Rath (Arringo);
hat diese Einrichtung in der Folge einige Abänderun
litten, indem die Zahl der Stimmenden doch zu gro
funden ward, um Ordnung und zweckmäßige Berat
zuzulassen. Die Rathsversammlung ward daher auf
zig Personen, und der Arringo oder die Volksverso
lung ward auf sehr dringende Fälle beschränkt.

Cesena, eine sehr hübsche Stadt, reizend gelege
Fuße eines Hügels nahe am Flusse Sairo, ist zwei
lienische Posten von Rimini entfernt. Bevor mar
Stadt erreicht, kommt man über einen jener Ströme
nen man den Namen des vielbestrittenen Rubicon ge

hat, und eine alterthümliche Inschrift, ebenso bestritten als der Strom, welche allen Centurionen oder Befehlshabern verbietet, ihn bewaffnet zu passiren, ist am Ufer zu lesen.

Oberhalb dieses classischen oder nicht classischen Stromes liegt auf einer lieblichen Anhöhe zwischen Weinreben und Pappeln das Kloster und die Kirche Madonna del Fuoco, wo der jetzt regierende Papst sein Noviciat im Benedictinerorden zubrachte. Da es nebst seinen schönen Besitzungen am Rubicon während der Revolution verkauft war, kaufte er nach seiner Wiedereinsetzung das Kloster nebst allem Zubehör wieder an sich, und gab es den Benedictinern zurück. Cesena ward von dem letzten seiner Gebieter aus dem Hause Malatesta dem Römischen Stuhle durch ein Testament vermacht. Pius VI. war aus dieser Stadt gebürtig, vor deren Palazzo pubblico seine Bildsäule errichtet ist. Bei der Wiedereinsetzung des jetzigen Papstes ward die Stadt ein Mittelpunct vieler Versuche der Ultras, die Erwerber der während der Revolution verkauften Kirchenländereien zu deren Wiederabtretung zu vermögen; die Priester drohten den Widerspenstigen mit Verweigerung der Absolution, und versprachen hingegen den Willfährigen alle mögliche geistliche Schätze; allein die Cesenesер beharrten darauf, sich mit ihren irdischen Besitzungen begnügen zu wollen, und die Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und ihrer rebellischen Heerde wurden so heftig, daß der Papst sich ins Mittel legen mußte, um Ordnung herzustellen. Ein alter Priester, mit dem wir uns in einem Buchladen unterhielten, war daher

keineswegeS mit den Einwohnern zufrieden; namentlich be
schwerte er sich, daß die Jugend der Stadt häufiger Ca
feehäuser und Billardsäle besuchte, als die Kirche, un
eifriger die Zeitung, als das Gebetbuch läsen. „Zu
Glück fügte er hinzu, hat die Regierung alle öffentl
che Blätter, außer dem Diario di Roma und der
Mailändischen Journal in der Stadt verboten.“ Doc
hatte sie nicht das Glück gehabt, die Spanische Re
volution, obwohl sie in jenen öffentlichen Blättern
noch verschwiegen war, der öffentlichen Kunde zu ni
ziehen. Zwar waren wir schon in Neapel und Rom
Zeugen der Freude gewesen, welche diese Nachricht unte
allen Classen hervorbrachte; allein daß dieß auch in eine
so entfernten Provinzialstadt als Cesena in so hohem
Grade der Fall seyn würde, war uns überraschend. Wi
hatten jedoch in der Folge Gelegenheit, zu bemerken, da
in den übrigen auf unserm Wege liegenden Städten de
vier Legationen die nämlichen Gesinnungen vorherrschten.

Die Bibliothek von Cesena, — das einzige Sehens
werthe in der Stadt, — füllt eine lange Reihe schöner al
ter klösterlicher Zimmer. Sie war (merkwürdig genug) ge
stiftet im J. 1450 von Malatesta Novello, dem man, al
einem der Wissenschaften unkundigen Condottiere, eine sol
che Stiftung kaum hätte zutrauen sollen. In dem be
scheidnen, gefälligen Bibliothekar, einem Benedictiner
mönch, fand ich einen Irländischen Landsmann, der vo
einer Reihe von Jahren der Religion halber sein Vater
land verlassen hatte, und sich mit dem größten Eifer be
mir nach der Emancipation der Catholiken erkundigte.

Von Cesena nach Forli und Faenza ist die Gegend bezaubernd. Allein so fruchtbar und reizend sie ist, so muß doch den Reisenden weit mehr noch die fortschreitende Vervollkommnung des moralischen Zustandes des Volkes und der nämlichen Ordnung, Industrie und Ausbildung ansprechen, die ihn im Bolognesischen entzücken. Alle öffentliche Verbesserungen geschehen in diesem District, wie uns ein Pächter zu Forli erzählte, durch die Commüne (la communità), namentlich die Anlegung der von Pappeln beschatteten Fußwege, der öffentlichen Gärten und der kleinen Tempel außerhalb der Stadt Forli, um dem Wanderer Ruhe und Erholung, den Städtern Spazierplätze zu gewähren, und mehrere andere Beweise des Wohlstandes und der Bequemlichkeit. Unter der letzten Regierung überließ man der Gemeinde die ganze Einrichtung ihrer innern Oeconomie, und der blühende Zustand derselben zeigte eine treffliche Verwaltung und Gemeingeist. Allerdings war es dem Pabste nicht zu verdenken, wenn er sich für die Rückgabe seiner schönen Legationen einige Aufopferungen gefallen ließ. Denn von dem geheimen Artikel des Wiener Tractats, vermöge dessen der Pabst eine jährliche Subsidie an Oesterreich zahlt, wogegen ihm die Legationen mit Vorbehalt einstweiliger Besetzung der Grenzstadt Ferrara zurückgegeben sind, wird jetzt in Rom laut gesprochen.

Forli, das alte Forum Livii, ist eine sehr hübsche, freundliche Stadt, weder antik noch Italienisch, ausgenommen eine oder zwei Kirchen; denn die Straßen waren reinlich, das Volk regsam, und ein Gasthof vor dem

Thore hatte ein so ganz Englisches Ansehen, daß wir versucht waren, einen Tag hier zu verweilen.

Durch Korn, Hanf und Flachsfelder und eine Fülle von Weinreben fährt man auf einer schönen, breiten Straße nach Faenza, einer beträchtlichen Stadt am Amone. Der öffentliche Platz, der Mittelpunct vier schöner Straßen, enthält alle einigermaßen sehenswerthe Gegenstände, das Teatro nuovo, den Torre del Orologio und den Dom, und diese Gebäude gleichen allen andern dieser Art in den übrigen größeren Städten Italiens. Allein berühmter ist Faenza wegen seiner Steingutfabrik; — von der Stadt Faenza hat diese Waarengattung im Französischen den corrumpirten Namen Fayence erhalten. Doch ist dieß Steingut ungeachtet seiner Berühmtheit und seines Alterthums grob und geschmacklos, ausgenommen einige sehenswerthe Fabricate von Gaspara Fermiani. — Faenza wird, ich weiß nicht, warum? — das Florenz der Romagna genannt.

Imola, eine Stadt von alterthümlichem Aeußern, an der Stelle des ehemaligen Forum Cornelii, liegt eine Post von Faenza, und zeichnet sich durch jene malerischen Porticos oder Arcaden aus, welche den Bolognesischen Städten eigen sind. Hier hielt Pius VII. als Benedictiner, und Bischof von Imola seine bekannte republicanische Predigt.

Da Imola an den Grenzen der Romagna liegt, so wurden unsere Pässe sehr genau untersucht, — eine Zögerung, die uns um so unangenehmer war, da wir voll Un-

geduld des Wiedersehens derer harrten, denen wir uns nur erst vor einigen Monaten als Fremde vorgestellt hatten, und die wir als Freunde wieder suchten und fanden.

Die gerade Straße von Bologna nach Ferrara ist ein neuer, unter der letzten Regierung unweit der alten Heerstraße angelegter Steindamm. Er ist wohl unterhalten und führt durch eine fruchtbare, hoher Cultur fähige Fläche. In einiger Entfernung vom Posthause zu Malalbergo muß man den Reno auf einem Floß passiren, und dieß ist eine von den Unannehmlichkeiten, welche durch die flache Gegend und durch die unermeßliche, von den Alpen herab in das Adriatische Meer strömende Wassermasse angehäuft werden.

Ferrara, Arioste Citta ben avventurosa breitet sich in der Mitte seiner uninteressanten Fläche weit umher aus, furchtbar als eine starke, von Oesterreichischen Truppen besetzte Festung. Die erste Ansicht der Stadt, — die Piazza nuova, die langen, geräumigen, schweigenden, mit Gras bewachsenen Straßen, — geben ihr etwas Feierliches, und das große, prächtige, Gothische Schloß der alten Herzoge von Ferrara, mit seinen Thürmen und seinem stagnirenden Graben im Mittelpunct der Piazza und der Stadt, sieht der alterthümlichen Hauptstadt der Estes ganz gleich. Dieser weite Palast war der Schauplatz vieler Verbrechen und vieler Festlichkeiten. Hier waren die Kerker, wo Calvins Anhänger umkamen, und die Schaubühne, wo Arioste, Tassos und Guarinis Dramen gespielt wurden. Hier hielt Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara,

die würdige Tochter Pabst Alexanders VI., berüchtigten Andenkens, ihre gelehrten Coterien. Auf jedem Schritt in den endlosen Corridors dieses Schlosses drangen sich uns die Bilder Arioſts, Taſſos und Eleonorens auf. Als Taſſo 1579 von Turin in den Palaſt von Ferrara zurückkehrte, fand er Alles mit den Vorbereitungen zur Ankunft der jungen Braut des Herzogs, Margareta di Gonzaga, beſchäftigt. Keiner unter den Hofleuten erinnerte ſich ſeiner; er wanderte von Zimmer zu Zimmer in dieſem unermeßlichen Palaſt, ohne eine Stelle zu finden, wo er ſein müdes Haupt hinlegen konnte. Sobald die Vermählungsfeierlichkeiten vorüber waren, fand der Herzog Muße, ihn in ein Irrenhaus zu ſchicken. Auch Benvenuto Cellini, den der Cardinal Hipolito, Herzog Alphonſens Bruder, von Rom nach Ferrara gebracht hatte, irrte lange Zeit in den Vorzimmern des Palaſtes Eſte umher, um vergebens Bezahlung für ſeine Arbeiten zu verlangen. Als Arioſt ſich von dieſem Hofe zurückzog, deſſen Günſtling zu ſeyn er längſt aufgehört hatte, betrug ſein ganzes jährliches Einkommen 100 Scudi.

Joſeph II. nahm ſich bei ſeiner Durchreiſe durch Ferrara nur ſo lange Zeit, Arioſts Grab in der Benedictinerkirche zu beſuchen. Im J. 1801 wurden Arioſts irdiſche Ueberreſte aus dem verfallenen Benedictinerkloſter in die Bibliothek von Ferrara gebracht. „Die Verſetzung dieſer Reliquien, ſagt Lord Byron, war eines der glänzendſten Schauſpiele der Italieniſchen Republik, und zur Weihe des Andenkens der Ceremonie wurden die berufenen Intrepidi in eine Arioſtäiſche Academie wieder hergeſtellt.“ Wenige Reiſende laſſen das kleine, verfallene Haus unbeſehen, wel-

ches Arioſts unſterblichen Namen über der Thür trägt. Der tapfere Franzöſiſche General Miollis, ein enthuſiaſtiſcher Literaturfreund, ließ außer der älteren eine neue Inſchrift hinzufügen.

Das St. Annen-Hoſpital ſchien, obgleich ein Theil deſſelben neu aufgebaut war, in demjenigen Theile, wo Taſſo im J. 1579 in ſeinen Kerker eingeſperrt ward, großentheils im alten Zuſtande zu ſeyn. Es iſt ein weites, düſteres Gebäude, beſtimmt zur Heilung phyſiſcher und Gemüthskrankheiten. Die feuchte, dumpfige Zelle, welche Taſſos Aufenthalt war, liegt in einem kleinen hoch ummauerten Hofe, und erhält ihr Licht durch ein einziges kleines Gitterfenſter. Sie iſt nach Hrn. Hobhouſes Ausmeſſung 9 Schritt lang, 5 bis 6 Schritt breit und etwa 7 Fuß hoch.

Das Haus Guarinis, wo ſein pedantiſcher Paſtor Fido zum erſtenmal aufgeführt ward, gehört ebenfalls mit in den Kreislauf der Sehenswürdigkeiten in Ferrara. Die Bücherſammlung der Univerſität oder des Lyceums hat trotz ihrer Inſchriften und ihres Medaillencabinets nichts ſo Koſtbares, als die Manuſcripte Taſſos und Arioſts. Auch des letzteren Seſſel und Dintenfaß werden unter den koſtbarſten Reliquien der Bibliothek nebſt einem trefflichen Bildniſſe des Dichters aufbewahrt.

Ferrara ſteht jetzt unter dem Gouvernement eines Cardinallegaten, der in dem alten Palaſte ſeinen Wohnſitz hat, wo er neuerlich allen Fremden den Zutritt zur Gemäldegalerie hat verſchließen laſſen. Dieß, und manches Andere, hat ihn bei den Einwohnern aller Claſſen keineswegs be-

liebt gemacht. Die Franzosen haben hier, so wie allenthalben, manches Gute gestiftet: eine treffliche Straße und einen öffentlichen Spaziergang, den sie zum Corso für die Einwohner einrichteten, und der noch jetzt von Vielen Strada Napoleona oder Strada Bonaparte genannt wird.

Die Reise von Ferrara nach Venedig hat etwas Eigenthümliches durch die häufigen Ein- und Ausschiffungen beim Uebergange über die Flüsse und Canäle, welche allenthalben das Land durchschneiden, und seine Fruchtbarkeit, nicht aber seine Schönheit erhöhen. — Rovigo ist eine hübsche Stadt, die uns insbesondere durch die Schönheit des weiblichen Geschlechts, welches wir sehr zahlreich aus der Vesper kommen sahen, sehr angenehm auffiel. Rovigo hat einem der Herzoge Bonapartes einen Titel gegeben, welches mit mehrerem andern seiner Marschälle der Fall war, die jetzt Ludwigs XVIII. Vorzimmer füllen helfen. Einst kam ein Italienischer Prinz voll Wuth zu Talleyrand und beklagte sich, daß einer seiner ältesten Titel dem Sohne eines Kochs oder eines Schneiders gegeben sei. Nachdem Talleyrand seine Theilnahme an diesem Schicksale bezeigt hatte, fügte er plötzlich hinzu: „Voyons! Voyons! Le Bacciochi est vacant; le voulez-vous?“ — Der Name Bacciochi war eben damals gegen das Herzogthum Lucca umgetauscht.

Von Padua, der ältesten, einst der gelehrtesten, und nach unsern Bekanntschaften zu urtheilen, immer noch einer der angenehmsten Städte Italiens, konnte ich wegen unvermeidlicher Abkürzung unseres hiesigen Aufenthalts nur

wenig mehr sehen, als was jede Reise beschreibt, und ich gestehe, daß ich nach einer mehrstündigen Durchwanderung Paduas, — ausgenommen etwa den seltsamen Gothischen Salon im Justizpalast, die prächtige Kirche seines Schutzpatrons und die ehrwürdigen Clausen seiner alterthümlichen Universität, — einen höchst unvollkommenen Eindruck von der Stadt des Antenor und Livius, und einen höchst angenehmen von den liebenswürdigen Menschen, deren Bekanntschaften ich machte, mit hinweggenommen habe.

Der Palazzo della Giustizia, begonnen 1172 von Pietro Cozzo und vollendet 1306, ist eines der ältesten Gebäude in Italien und trägt ganz das Gepräge seines Alterthumes. Der Salone oder die große Halle ist ein Denkmal der Sitten des Mittelalters. Es war gewissermaßen eine Börse für die Paduanischen Kaufleute, und ein Bazar für das Volk zum Einkauf auswärtiger Prunkwaaren, die zu beiden Seiten dieses ungeheueren, bedeckten Platzes feil geboten wurden. Das Dach der Halle, 300 Fuß lang und 100 Fuß breit, ruht bloß auf den massiven Mauern, welche fast 600 Jahre lang Probe gehalten haben, und immer noch mit Giottos Frescogemälden, die schon von so vielen Generationen betrachtet wurden, geschmückt sind. Einen Theil des Saals nahmen einige Aegyptische Denkmäler ein, ein Geschenk des talentvollen Belzoni an seine Geburtsstadt Padua, die seinen Werth vollkommen zu schätzen weiß.

Der Universitätspalast ist aus weit neueren Zeiten und von Palladio erbaut; er enthält die öffentlichen Hörsäle,

das anatomische Theater und das Naturaliencabinet, gesammelt von Vallisnieri; an das Gebäude stößt ein schöner botanischer Garten. Der düstre Hof des Universitätspalastes und seine Arcadenreihen haben nur wenig von dem gewöhnlichen kalten Griechischen Character der Architectur Palladios; es müßten denn die Inschriften und Basreliefs, mit denen diese Mauern geschmückt sind, ihre antike Strenge etwas mildern; denn in diesen Porticos sieht man Abbildungen, Namen, Vaterland und Alter mehrerer Paduanischen Studenten angebracht, die aus allen Theilen der Welt hieher kamen; selbst mancher Brittische Jüngling verließ die alma mater von London oder Edinburgh, um unter einem Italienischen Himmel den Wissenschaften zu huldigen. Unter den an diesen alten Mauern verzeichneten Namen und jugendlichen, aber schlecht gemalten Köpfen fanden wir unter andern die Namen Thomas Erskine und A. Henley.

St. Antonius von Padua ist einer der berühmtesten Heiligen im Calender, und seine Kirche ist eine der glänzendsten in Italien. Glücklicherweise besuchten wir sie während des Hochamts an einem Sonntagmorgen. Dieß war das erstemal, daß ich jemals eine große Italienische Kirche mit einer heimischen Versammlung, wovon wenigstens ein Drittheil zu den höheren Classen zu gehören schien, gefüllt fand. Die Damen waren auf das Eleganteste à la Française gekleidet, und gähnten oder lorgnirten rund umher mit einem solchen ennui nach der Mode, daß ich mir einbildete, in einer protestantischen Kirche Englands zu seyn.

Die Altstadt von Padua (la città vecchia) mit ihren düstern, engen Gassen und hohen alten Palästen, hat ein ganz eigenthümliches Interesse. Hieher verlegte Shakspeare, welcher Italienische Sitten seiner Zeit so treffend zu malen weiß, das Haus des Gremio in seinem Lustspiel: „Die gezähmte Widerbellerin.“ — Dieß Haus,

„Mit Silber wohl versehen und mit Gold,
Und kostbaren Gefäßen, abzukühlen
Ein zartes Händchen; Alles reich geschmückt
Mit Teppichen, aus Tyrus hergebracht.“

Das genauere Verzeichniß des Einguts lautet so:

„Und meine Schätze legte ich in Kisten
Von Elfenbein; die kostbaren Gewänder,
Gestickte Zelte, Baldachins und Decken
Und Türk'sche Kissen, ausgenäht mit Perlen,
Auch goldgeschmückte Bettbehänge, Leinwand,
Geräth in Erz und Zinn und Kupfer; Alles,
Zum Hause und zur Haushaltung gehörig,
Liegt dort in Kisten von Cypressenholz.“

Dieß war das wahre Inventarium des Hauses eines Italienischen Edelmanns in Shakespeares Zeitalter, wie man noch jetzt durch Alles, was Zeit und Veränderung in Italien übrig gelassen hat, bestätigt findet. Es giebt keinen einzigen der hier beschriebenen Artikel, den ich nicht in einem oder dem andern Palaste von Florenz, Venedig oder Genua, — den ehemaligen Handelsrepubliken Italiens, — gefunden habe. Es war sonst Mode, Shakespeares Gelehrsamkeit zu bestreiten; allein seine Kennt-

niſſe hatten wenigſtens einen bewundernswürdigen
fang; denn vom Römiſchen Capitol bis zum Hauſe
Paduaniſchen Kaufmanns herab, waren alle Einzelnhe
Thatſachen. Es gehört zu den ſchönſten Genüſſen
Reiſe durch Italien, daß Shakeſpeare und Milton für
jenigen, die, wie die Verfaſſerin, ihre Werke zum
genſtande ihres täglichen Nachdenkens machen, unzertr
liche Gefährten ſind.

Es iſt nichts Schönes oder Erhabenes in der It
niſchen Landſchaft, welches man nicht noch ſchöner
noch erhabener in den ſceniſchen Beſchreibungen des v
lornen Paradieſes wiederfindet. Es giebt ni
Characteriſtiſches in den Sitten und Gewohnheiten, oder
natürlichen und Nationalphyſiognomie der Italiener,
ches nicht Shakeſpeares Meiſterhand in ſeinen Schauſpi
gezeichnet hat. Von der hinſchmelzenden, ächt Venetianiſ
Sanftmuth Desdemonens bis zu der academiſchen Fr
des jungen Pedanten Lucentio und ſeines Bedienten Tra
und in allen Zügen Italieniſchen Humors, verbreitet
ſeine „zwei Gentlemen von Verona," ſeinen „Kaufm
von Venedig" und „Romeo und Julie" iſt nichts
Wahrheit und Nationalität.

Es iſt ein herrlicher Genuß, an einem ſchönen,
tern, ſonnigen Feſttagsmorgen die Ufer der Brenta ent
von Padua nach Fuſina zu rollen, — zur Rechten den
nal, durchſtrömend lachende, liebliche, fruchtbare Ge
zur Linken elegante, marmorne Villen mit Façaden
Palladio, mit ihren grünen Verandas und Orangen-

terren, die der Einbildungskraft die Foscarinis und Bembis der großen, freien Tage des republicanischen Venedigs vergegenwärtigen. Die Postbarke, (barca corriera) die erste Gondel, die man sieht, und die schwer beladenen Barchiellos gleiten hin und her, unter dem Gesange der Melodie des bekannten Liedes: „Das Carneval von Venedig.“ Allein am lieblichsten sind die Gruppen am Wege, mit festlichen Kleidern und Gesichtern, die Weiber reizend, die Männer munter und fröhlich, — die Töne lispelnd, und selbst das Lachen ist melodisch.

Aber die große Dogana von Fusina erhebt sich gleich einem temporären Gefängnisse am Rande des Adriatischen Meeres, und zerstreut das liebliche Traumbild der Brenta. Hier muß der Reisende durch zahllose Formalitäten gehen, und verstimmt schifft er sich an dieser einsamen Küste auf einer schwarzen Gondel ein. So wie sie aber fortgleitet, das Ufer zurückweicht, und die Wogenstadt, das Rom des Oceans am Horizont emporsteigt, werden die Lebensgeister aufs Neue aufgeregt; das Gedächtniß stellt der Einbildungskraft tausend Erinnerungen der Vorzeit dar. Allmählig erheben sich Venedigs Thürme und Kuppeln im Glanze der Mittagssonne, und seine Paläste, halb verhüllt in den luftigen Tinten der Ferne, nehmen allmählig ihre herrlichen Verhältnisse an; dann wird mancher Jugendtraum verwirklicht, und Scenen, lange ersehnt beim Lesen poetischer oder romantischer Zeilen, verkörpern sich, und nehmen unter den Wirklichkeiten ihre Stelle ein, als Gegenstände des Entzückens für Auge und Einbildungskraft.

Der Stadt nahend, kommt man ein kleines Eiland vorüber, mit einem einsamen Baume, beschattend eine be-

festigte Mauer; dann gleitet man ein anderes Inselchen vorbei, wo kaum eine Spur von Vegetation wahrzunehmen ist; hin und wieder malen sich auf den Wellen, so wie die Schatten länger werden, kleine insularische Forts; man fährt in eine Vorstadt ein, — eine Wasserstraße. Verfallene Gebäude erheben sich auf beiden Seiten, in seltsamen, grotesken Formen, aber sichtlich die Wohnung bescheidener Dürftigkeit, nicht gesunkenen Reichthums. Da es hier keinen Straßendamm giebt, so kann es auch keine Fußgänger geben; kein menschliches Angesicht erscheint vor den seltsam geformten Fenstern oder auf den Balcons; kein Laut stört das todtenähnliche Schweigen zu beiden Seiten, als das Geplätscher der rudernden Gondoliere. Es ist, als sähe man eine Stadt, welche aus der Sündfluth hervorgeht, — deren Einwohner von den Fluthen verschlungen, und deren Häuser langsam aus der „Tiefe der Gewässer" emporsteigen.

Venedig.

Jeder vorgefaßte Begriff von Venedig, als Staat oder als Gemeinwesen, gehört der Einbildungskraft an. Man ist geneigt, es als den Sitz einer feenartigen Macht zu betrachten, deren Rathschläge unter mitternächtlichen Orgien debattirt werden, wo die Zeit unter endlosen Lustbarkeiten verstreicht, wo Liebe, Religion und Vergnügen Hand

hingesetzt ist, wo alle Nächte mondhell, alle Tage sonnig sind, und wo das Leben unter der phantastischen Hülle eines Domino und einer Maske im steten Carneval hingebracht wird.

Es gab eine Zeit, wo die äußere Ansicht der Dinge in Venedig dem Fremden wirklich etwas Aehnliches von einem so glänzenden und phantastischen gesellschaftlichen Traume darbot, als die fröhliche Regatta bei Tage, und zügellose Versammlungen bei Nacht das finstere politische System verbargen, wodurch eine aristocratische Faction unter dem Namen einer Republik die Freiheit mit Füßen trat, und die Moralität des Volks verdarb. Aber wenn der Reisende einst die Lagunen und die Belustigungen des St. Marcusplatzes mit den nämlichen Täuschungen verließ, die er bei seiner Ankunft mitgebracht hatte, so ist dieser Augenblick jetzt vorbei; Bilder der Verödung und des Verfalls dringen sich ihm in jeder Einzelnheit des moralischen Zustandes und der äußern Ansicht der Stadt auf, so daß sie alle Träume der Einbildungskraft verscheuchen, und das Gemüth in eine traurige Stimmung versetzen, die mit dem Elende dieser einst so stolzen Gebieterin der Wellen am besten harmonirt. Wenn aber auch das hohe Interesse, welches einst den Reisenden in Venedig anzog, umgewandelt ist, so ist es eben deßwegen mehr gesteigert, als gemindert, und in malerischer Hinsicht war es vielleicht nie schöner oder ergreifender, als im jetzigen Moment.

Wenn man seine großen Canäle hinabgleitet, erheben Venedigs patricische Paläste sich zu beiden Seiten auf ih-

ren wasserumflossenen Grundlagen so majestätisch in ihre Trümmern, und bieten so rührende Bilder vorigen Glan zes und jetzigen Verfalles dar, daß ihre materielle Schö heit durch tiefe, moralische Characterzüge erhöhet wird Vorzüglich im Anschauen solcher Gebäude, die durch ihr eigenthümliche Architectur imposant sind, fühlen wir, da wir eine Geschichte lesen, die in den Annalen der Mensch heit ohne Gleichen ist! Venedig ist einzig in allen seine Beziehungen, — in seinem Ursprunge, in seinem Wohl stande und in seinem Falle. Als Stadt erscheint sie, auc wenn man sie vor Augen hat, immer noch mehr wie ei Gewerk der Einbildungskraft, als wie eine Thatsache, un man bezweifelt die Wirklichkeit eines Schauspiels, welche an der Grenze der Unmöglichkeit zu liegen scheint, — ein prachtvolle Marmorstadt, ruhend auf der wogenden Ober fläche des Oceans, dessen Wellen die eingelegten Fußböde ihrer größten Gebäude bespülend, einen Eindruck zurücklas sen; — eine Wahrnehmung, die man insbesondre an den in Mosaik gearbeiteten Fußboden der Marcuskirche macht der durch den Druck des Wassers in hohen Fluthen unebe geworden ist.

Unter allen Städten Italiens ist Venedig am häufig sten und genauesten durch Feder und Pinsel dargestellt insbesondre haben uns Englische Reisebeschreiber ganz Bände über diesen Gegenstand gegeben. Bei weitem das lebhafteste und getreueste Gemälde der Topographie Vene digs, unter neuern Reisebeschreibern lieferte uns der ver storbene Scott in seinen Italian Sketches. Ueber Vene digs materielle und politische Existenz, selbst in unsern Ta

gen, haben Graf Cicognara in seinem Prachtwerk über Venedig und dessen Gebäude, welches bei unserer Anwesenheit seiner Beendigung nahe war, und Daru in seiner Geschichte Venedigs, (über beide Gegenstände) nichts zu sagen übrig gelassen *). Es wird daher genügen, wenn ich hier bloß Skizzen aus dem Tagebuche meiner Reise wiedergebe, und selbst unter diesen nach Maßgabe des Eindrucks, den die Gegenstände auf meine Einbildungskraft machten, eine Auswahl treffe. Auch benutzte ich die Winke des Grafen Cicognara, dessen und seiner Gemahlin Bekanntschaft wir hier erneuerten, in Hinsicht der Beaugenscheinigung sehenswürdiger architectonischer Gegenstände.

Es war ein günstiger Umstand für uns, daß wir in Venedig auf einem seiner am wenigsten besuchten, und am wenigsten anziehenden vierhundert Canäle eintrafen, und zwar zu einer Tageszeit, wo die große Hitze und die Zeit des Mittagsessens das Aeußere dieser wunderbaren, halb unbewohnten Stadt in tiefes Schweigen versenkte.

Einige Gondeln der Edelleute, deren jetzt nur sehr wenige seyn sollen, lagen an Pfählen, die vor ihren Palästen eingeschlagen sind, um die Façade zu beschützen und das Wappen der Familie. Die zum öffentlichen

*) Man vergleiche jedoch das neuere Werk eines heimischen Geschichtschreibers Sebastiano Crotta, Memorie Storico-Civili sopra le successive forme del Governo di Veneziani. Venetia, 1818.

Dienste bestimmten Gondeln lagen an ihren gewöhnlichen Orten, sämmtlich schwarz überzogen, als wollten sie sich einer Leichenprocession anschließen. Die Gondoliere waren in ihren Häusern, oder schliefen auf dem Boden ihrer Barken. Geschäfte und Vergnügungen wichen der Ruhe, als ob man einer Scene, wozu Schweigen und Einsamkeit am geeignetsten waren, vollen Effect geben wollte. Als wir den finstern, engen Rio mit dem breiten schlängelnden Canale Grande vertauschten, gaben die Gondoliere mit einem schrellen, melancholischen Tone ein nothwendiges Warnungszeichen, damit beim Umwenden um eine Ecke andere Gondeln nicht mit der ihrigen zusammenstoßen möchten. So betraten wir die prächtigste, originellste Scene, die irgend eine Stadt in der Welt darbietet, schweigend dahin gleitend zwischen Reihen prächtiger, aber verfallender Paläste, die mit ihren leichten und schönen Maurischen Balcons und Fenstern, ihren marmornen Porticos und seltsam geformten Schornsteinen aussahen, als wären sie aus irgend einer Orientalischen Hauptstadt herübergebracht. Auf der Façade eines dieser Paläste waren die Fenster unregelmäßig vertheilt; die Ankerpfähle vor dem Porticus trugen ein adeliges Wappen mit einer Englischen Freiherrnkrone; der Palast war schweigend und verödet, wie die übrigen; „es ist der Palast des Lord Byron," sagte einer unserer Gondoliere, als wir vorbeiruderten. Der Lord hielt sich eben damals in Ravenna auf. Jetzt kündigte man uns den Rialto an; wir landeten an einem kleinen Campo, welcher einige Schritte von dem einzigen, herrlichen Bogen entfernt ist, vor einem schönen, alten Palaste, einst das

esitzthum eines Mitgliedes des Rathe der Zehner, st das Hotel della Grande Bretagna.

Schon so oft hat die Einbildungskraft bei der Wasxistenz eines Venetianischen Aufenthalts verweilt, und ücher hatten uns mit den Einzelnheiten der Canäle und ondeln so vertraut gemacht, daß unsere Neugierde sich in rer ersten Ausflucht zu den Straßen von Venedig, und cht auf die Lagunen richtete, und bevor wir uns ganz r auserlesenen Bequemlichkeit eines Gondeln-Lebens hinaben, beschlossen wir so weit in Venedig umherzugehen, s der künstliche Grund und Boden zulassen wollte. Nach inem frühen Mittagsessen fühlten wir am ersten Abend nserer Ankunft nicht das Bedürfniß einer Sieste, und beannen unsere Wanderung mit dem Rialto, den ich so oft n Bilde gesehen hatte. Form und Bauart dieser Brücke nd Gegenstände allgemeiner Bewunderung; allein ihre alerische Wirkung entspricht keineswegs den Erwartunn, welche Bücher und Kupferstiche davon erregen. Sie st durch zwei Reihen plumper Krambuden beengt, und da ie ärmlichen Rückseiten dieser verfallenen Gebäude dem Wasser zugekehrt sind, so giebt dieß dem Ganzen ein elenes Ansehen. Die Breite der Brücke ist hinreichend, den ußgängern drei Wege zu gestatten; einen zwischen den ramläden, und zwei zwischen diesen und den Parapete. ur Linken, am einen Ende der Brücke wohnt jetzt ein geisser Signore Antonio, ein „Kaufmann von Venedig," e, wenn er auch nicht die vielen Schiffe seines theatralihen Vorgängers besitzt, dennoch der Einbildungskraft

Reichthümer darbietet, die wohl so viel werth waren als jene. Auch fehlte es nicht an Gestalten, die wohl Shylocks abgeben konnten, und die niedliche Jessica kann man fast in jedem gebräunten, weiblichen Gesichte wiederfinden, welches unter der sehr wohl kleidenden Zendaletta (einer Art Schleier) mit seinen schwarzen Augen hervorblickt. Bis dahin machte unser Lohnbedienter, der schon eine Gondel für uns in wöchentlichen Accord genommen hatte, keine Einwendungen; als wir aber jetzt von ihm verlangten, uns weiter zu führen, ließ seine Venetianische Indolenz und seine bisherige Gewohnheit als Cicerone sich abgerissene Ausrufungen entfallen über unsern schlechten Geschmack, eine ermüdende Wanderung zwischen engen, heißen Mauern dem Fresco der Canäle und Rios und der lieblichen Ruhe auf der gleitenden Gondel vorzuziehen.

Die Straßen Venedigs, von denen einige aus angehäuften Steinmassen, andere aus zerstreuten Felsen oder kleinen Eilanden gebildet sind, gleichen in ihren Dimensionen den Pariser Durchgängen (passages) oder den Alleys in London. Vielleicht sind sie etwas enger, auf jeden Fall aber sind sie weit reinlicher, als beide. Da kein Thier diese Durchgänge betritt, und kein Fuhrwerk sie passirt, so ist ihre Reinlichkeit und Geräuschlosigkeit äußerst characteristisch; die Stille wird durch nichts unterbrochen, als etwa durch irgend einen Ausruf, der aber in Venetianischer Mundart nichts Rauhes hat, oder durch das Gemurmel des Gesprächs in den Kaufläden und Caffeehäusern, wo der lispelnde Accent der Venetianer und ihre Vorliebe für

Diminutiven vorzüglich im Gebrauch der Vornamen den Fremden sehr bemerkbar ist. Die Läden enthalten großentheils Leckereien oder Bijouterien, Spielsachen und zierliche Glaswaaren; die Venetianischen Perlen, bekannt unter dem Namen Conterie oder Margherite, sind fast allein noch übrig von jener trefflichen „arte vitraria," welche zuerst Europen von Tyrus Sande unabhängig machte, und in Venedig eine Manufactur errichtete, die der Natur zum Trotz die Welt mit einem ihrer glänzendsten Luxusartikel versehen hat. Die Venetianischen Läden schimmern nicht mehr von diamantenähnlichen Girandolen, von Blumen, glänzender und zerbrechlicher als Frühlingsblüthen, die sie nachahmten, und von Spiegeln, die zuerst das trübere Metall durch den zurückstrahlenden Glanz des Crystalls verdrängten. Die immer noch feilgebotenen Kleinigkeiten in Glas, die für den kindischen Geschmack Orientalischer Märkte bestimmt sind, geben den Straßen ein heiteres Ansehen, und das Ganze gleicht in der Abendbeleuchtung der Hauptstadt eines Feenreiches.

Noch war die Sonne nicht untergegangen, ihre röthlichen Strahlen fielen noch auf Kuppeln und Thürme, und brachen sich im reichsten Farbenglanz an Façaden und auf Fußböden, als wir uns plötzlich aus dem Dämmerlicht dieser schmalen Gänge auf den überraschendsten, prachtvollsten Platz in Italien, die Piazza di San Marco — erhoben. Beim Eintritt in das große Mittelportal lag die St. Marcus-Kirche, — ein Gebäude, welches nie seines Gleichen hatte, vor uns. Es gleicht einer Moschee, einem

Tempel, einer Cathedralkirche, und könnte eben so wohl dem Mahomed, oder der Isis, als dem Erlöser geweiht seyn. Es schien eine Mischung verschiedener religiöser Bauarten, — würdevoll, mystisch und prunkend, — Griechisch, Maurisch und Gothisch, so barbarisch, und doch so schön unter einander gemengt, daß sie allen vorgefaßten Begriffen über Harmonie und Verhältnisse Trotz bieten. Die Vorhallen, Kuppeln, Minarets, die Mauriſchen Verzierungen, Gothischen Bögen und Griechischen Säulen glänzen sämmtlich in den Tinten ihrer Bekleidungen von Gold und Ultramarin, ihrer Mosaiks von Gemmen und Marmorarten jeder Farbe und Region. Die runden Schwibbögen, die sich in schimmernder Reihefolge über dem Haupteingange erheben, sind sämmtlich mit Bildhauerarbeit geschmückt, grotesk und zugleich sorgfältig ausgeführt, gleich den Heiligenbildern und andern Figuren, die hoch über ihnen strahlen. Ueber dem ersten dieser Bögen stehen auf Fußgestellen die vier Pferde des Lysippas, die Beute jedes Eroberers, nach einander verherrlichend die Triumphbögen von Rom und Constantinopel, die Portale von St. Marcus und die Thore der Tuilerien.

Ueber dem zweiten Bogen, der mit einem großen Fenster von gefärbtem Glase ausgefüllt ist, steht auf einem in Blau und Gold gemalten Grunde St. Marcus der Schutzpatron der Stadt; allein nicht in seinem Character apostolischer Milde, sondern so, wie er in der geheimnißvollen Vision Ezechiels vorkommt, — ein kriechender Löwe mit fliegender Mähne und glänzenden Flügeln. — Das Innere dieses alten Tempels ist bereichert mit der Beute

besiegter Nationen, — den geplünderten Schätzen des Orients; allein sein düsterer Glanz ist selbst am Tage nicht klar zu sehen, und seine Mosaiks von Onyx und Smaragd, sein Fußboden von Alabaster und Türkis, sind beim Abendlicht nur da genau zu unterscheiden, wo der Schimmer einer Votivlampe an einem Schrein sich concentrirt, oder wo Kerzen an Altären brennen, vor welchen der Ambrosianische Ritus jetzt gehörig gefeiert wird, obwohl an ihren Aegyptischen Marmorverzierungen die geheiligten Katzen der Isis einst von den Priestern dieser Gottheit gefüttert seyn mögen. Von innen so wie von außen ist die Marcuskirche ein verschiedenartiges Gemisch von Symbolen mannichfaltiger Glaubensbekenntnisse, und nichts erinnert an die rein christliche und catholische Kirche, als der kleine mit Porphyr belegte Fleck im Porticus, wo der Kaiser Barbarossa sich vor dem Pabst Alexander III. niederwarf, ihm die Füße zu küssen (1177). „Non Tibi sed Petro!“ sagte unwillig der Kaiser, als der Pabst ihm den Fuß auf den Nacken setzte, „et mihi et Petro“ entgegnete der stolze Pabst. Diese Scene ist in einem schönen Gemälde im herzoglichen Palast zu Venedig vorgestellt.

Zu beiden Seiten des Marcusplatzes ist eine Reihe architectonisch verzierter, über Porticos und Arcaden sich erhebender Gebäude, — Versammlungsorte für Geschäfte und Vergnügungen. Die Caffeehäuser, welche sie gegen die Sonne schützen, sind zahlreich und zur Erfrischung und Ruhe sehr zweckmäßig eingerichtet; sie würden eben so gut in das Palais Royal, als in die Stadt Bagdad passen.

Man sagte uns bei unsrer Anwesenheit in Venedig, daß sowohl diese Caffeehäuser, als die Piazza selbst, verglichen mit früheren Zeiten, menschenleer und verödet wären. Die Lampen der Läden und der schön erhellten Caffeehäuser sind jetzt die einzige Erleuchtung des Marcusplatzes, der während der Französischen Occupation auf Kosten der Regierung die ganze Nacht erleuchtet ward. Uns wenigstens gewährten die vor den Caffeehäusern ausgebreiteten Zeltdächer mit Lampen wohl versehen und mit Gästen besetzt, einen neuen, glänzenden Anblick. Wie Alles in Venedig, sind auch diese Caffeehäuser mehr Orientalisch, als Italienisch und gewähren dem Fremden wegen der eigenthümlichen Höflichkeit der Venetianer einen angenehmen Aufenthalt. Ein auffallender Zug der Piazza sind die Orientalischen Fremden, die sich hier immer noch einfinden, wenn gleich ihre Zahl sehr abgenommen hat. Hier sahen wir Türken unter Zelten ruhen, die ihren eigenen Gartens-Kiosks gleichen, Mauren, Griechen, Armenier und Sclavonier, deren Gestalt und Anzug die Aufmerksamkeit auf sich zog; einige flüsterten mit einander an einem marmornen, mit Papieren belegten Tische, andere ruhten, versunken in die Einwirkungen des Opiums oder in kaufmännische Speculationen; andere unterhielten sich in mancherlei Dialecten oder schlürften schweigend Eis und Sorbet, und schwangen im Weggehen eine lange Pfeife anstatt des Schwertes, welches so edlen Gestalten und würdevollen Bewegungen angemessener gewesen seyn würde. Allein solche Gäste sind verhältnißmäßig gegen frühere Zeiten in Venedig nicht zahlreich, und wenn hin und wieder eine Galiote, oder

eine Karacke im Hafen liegt, so erinnert sie nur an die tapferen Kauffahrteiflotten, die einst von Aegypten und der Levante her die Lagunen füllten, und die Specereien Arabiens, oder Asiens und Africas Edelgesteine und Gold gegen die seidnen und andern Stoffe, Waffen und Spiegel von Venetianischer Manufactur, — Perlen gegen Glaskügelchen, und die reiche Beute der Minen für die Ergebnisse menschlicher Industrie und Erfindungskraft austauschten.

Die zahlreichen und eleganten Zimmer über den Kaufläden, Coffeehäusern und Porticos in den Gebäuden, welche den Namen Procuratia führen, waren einst dem Gebrauch des Adels gewidmet. Hier hatte der ernste Senator und der munterste Cavaliere servente sein Casino; hier kannte das Vergnügen keinen Zwang, und eine Regierung, deren Macht auf das Verderbniß der Volkssitten gegründet war, gestattete ihren in Sclaverei gestürzten Mitbürgern willig die Erlaubniß, lasterhaft zu seyn.

Der Mittelpunct des Marcusplatzes war jederzeit der Schauplatz aller öffentlichen Festlichkeiten, entsprungen in den großen Epochen Venetianischer Größe, und bestimmt, irgend ein Ereigniß, bezeichnet durch Ruhm oder durch Einwirkung auf den Wohlstand des Staats, zu feiern. Unter allen diesen Festlichkeiten war das Himmelfahrtsfest, oder La Sensa, gestiftet im J. 1180, — als die Freiheiten und der Wohlstand Venedigs ihren Höhepunct erreicht hatten, und Handel und Manufacturen alle Nationen auf ihre Märkte führten, die glänzendste und

älteste. Sie war zugleich eine Messe und ein Fest, begann am Himmelfahrtstage und währte acht Tage. Auf dem Marcusplatze wurden Buden von phantastischer Bauart aufgeschlagen, und Venetianische Stoffe in Seide, Wolle und Sammet, goldne Ketten, crystallne Spiegel, Bijouteriewaaren, Juwelen, Feuergewehre und musicalische Instrumente mischten sich mit Allem, was die Künste in jedem Jahrhunderte hervorbrachten, bis endlich selbst Titians, Tintoretts und anderer großen Meister schönste Werke auf der Sensa dargelegt wurden.

Aber Titian und Tintorett waren längst dahingeschwunden, und Werke gleich den ihrigen hatten aufgehört, dieß Fest zu verschönern, als mitten unter den Kunstgegenständen desselben eine Marmorgruppe erschien, welche Praxiteles Meißel in Erinnerung brachte; sie stellte die Geschichte des Dädalus und Icarus vor. Alles strömte herbei, dieß herrliche Kunstwerk zu betrachten, und laut fragte man nach dem Namen des Bildhauers. Die Gruppe war das Werk eines Venetianischen Jünglings, der, noch unberühmt, in der Werkstatt seines Meisters Storetti arbeitete. — Sein Name war — Antonio Canova. Der ehrwürdige Storetti war bei unserer Abwesenheit in Venedig noch am Leben. Wir besuchten ihn, um die Werkstatt zu sehen, wo Canova lernte, einen Meißel zu führen, bestimmt, die edelste aller Künste neu zu beleben. Die Sensa ward bis zum Jahr 1796 gefeiert; dann fiel sie wie die Festlichkeit des Bucentaurs, wie die herzogliche Krone, das goldene Buch, die Maske und andere Nationalfeste und Symbole unter dem Druck revolutionärer Umgestaltungen.

Das erste öffentliche Fest von einiger Wichtigkeit, welches nach einem langen Zwischenraume in Venedig gefeiert ward, ließ die kaiserlich Oesterreichische Regierung zu Ehren der Rückkehr der weltberühmten Pferde veranstalten. Man unterließ nichts, zur glänzenden Feier eines Ereignisses, welches die, durch die Widerherstellung der Legitimität und durch den Umsturz der Usurpation verliehenen Wohlthaten bezeichnete. Auf dem Marcusplatz war ein prächtiges Amphitheater für den Venetianischen Adel, nahe am St. Marcusthurm ein schöner Balcon für die kaiserliche Familie errichtet. Sobald der Kaiser mit dem Hofe eintraf, verkündigte Kanonendonner aus dem Hafen und Arsenal den Moment, wo die Rosse des Lysippus in die Höhe gezogen wurden, um auf der Stelle, die sie 600 Jahre lang eingenommen hatten, aufgestellt zu werden. Es geschah unter dem Schall der Musik und unter dem Geläute der Glocken. Kurz, es fehlte nichts zur Vervollständigung des Glanzes der Scene, als eine zahlreichere Volksversammelung; denn der ehemals bei ähnlichen Gelegenheiten gedrängtvolle Marcusplatz war nur sehr dünn mit Menschen besäet.

Gegen das Meer hin bildet der Marcusplatz eine zweite, nicht minder schöne Piazza, die wegen ihres geringeren Umfanges La Piazzetta genannt wird. An einer Seite begrenzt sie die treffliche Maurische oder Gothische Façade des herzoglichen Palastes, und an der andern eine Reihe herrlicher Gebäude, das Werk Sansovinos. Die Piazzetta endet am Meere in zwei prächtigen Granitsäulen, als Trophäen der Republik im Jahr 1174 aus Griechenland mitgebracht. Der Löwe des St. Marcus und die

Statue des heiligen Theodors krönen diese Säulen; und wenn man die schrecklichen Hinrichtungen, welche zwischen denselben Statt gefunden haben, vergißt, kann man sie nicht ohne tiefes geschichtliches und architectonisches Interesse betrachten.

Vergebens hat die Strenge der Critik unzählige Fehler am herzoglichen Palast zu Venedig entdeckt. Für den Maler und Dichter, für die Einbildungskraft, die sich an den romantischen Epochen des Mittelalters weidet, die von den Gefilden Palästinas und Roncesvalles zu den Thaten der Dandolis und Faliers übergeht, ist dieß das Gebäude par excellence, und die Arena des Coliseums ist für den classischen Künstler kein Gegenstand religiöserer Bewunderung als der Corte del Palazzo ducale für diejenigen, die voll Enthusiasmus sind für die kühnen, kraftvollen und romantischen Zeiten, welche Tassos und Arioste Strophen begeisterten und die kriegerischen Kaufleute Venedigs hervorbrachten. Dieß unermeßliche Gebäude, welchem ursprünglich die Marcuskirche als Capelle angehörte, hat acht Eingangsthore, und nimmt einen Theil der Piazza, der Piazzetta und des großen Canals ein. Das Hauptthor, erbaut im 15. Jahrhundert, führt in den Corte, und Alles, was sich hier dem Blicke darstellt, könnte man für eine Scene des Alhambra halten. Die reiche Mischung Maurischer und Gothischer Architectur, die Reihen klösterlicher Porticos, die sich eben so gut für heilige Zufluchtsorte Mahumedanischer, als christlicher Mönche zu eignen scheinen, und dennoch das Gepräge einer glänzenden königlichen Residenz tragen, sind eben so prach-

voll, als imposant. Wenn man die Riesentreppe hinansteigt, so bieten sich die schrecklichen Löwenrachen, in welchen einst die verhängnißvollen „denunzie secrete“ angenommen wurden, dem Auge dar. Von diesem äußern Corridor kommt man in die Prunkzimmer. Die Wände der Sala di quatro porte (Saal der vier Thüren) sind bedeckt mit den Werken Tintorets, Titians und Vicentinos; allein sie stellen hauptsächlich kalte Allegorien dar, anspielend auf den Ruhm der Republik Venedig. Hierauf folgen geräumige reich mit Gemälden geschmückte, ehemals zu den Sitzungen mehrerer Staatsbehörden bestimmte Zimmer. Die Halle der Pregadi, wo sich der Senat, bestehend aus 230 Mitgliedern, welcher über Krieg und Frieden entschied, versammlete, ist ein prachtvoller, hauptsächlich mit Palmas Werken geschmückter Saal. Er hat überdieß die Auszeichnung, daß Titian die Decke gemalt hat. Am merkwürdigsten ist wegen seiner Bestimmung der Sitzungssaal des Raths der Zehner, — dieses Divans des Todes, der unter dem Vorwande, über die öffentliche Sicherheit zu wachen und über Staatsverbrechen zu entscheiden, Leben und Eigenthum gefährdete und gegen beides die schwärzesten Verbrechen beging. Noch sieht man die Thore, wodurch die Verbrecher oder die Schlachtopfer, hier im geheimnißvollen Dunkel gerichtet, verschwanden, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Nur Wenige wurden hier entlassen, um dem Leben zurückgegeben oder einer öffentlichen Hinrichtung überlassen zu werden; aber Viele starben eines langsamen Todes in der brennenden Hitze der piombi (der Gefängnisse unter den Bleidächern) oder in den finstern,

feuchten Gewölben der pozzi (Brunnen). Es ist unmöglich, hier zu weilen, sondern man eilt ohne Interesse oder Neugier selbst durch den prächtigen Saal des großen Rathes, geschmückt mit den Bildnissen Venetianischer Dogen und ruhmvollen Thaten Venetianischer Tapferkeit; Auge und Gemüth entfliehen diesen Denkmälern, welche die wahren Ursachen der Entwürdigung dieses Staates, — unumschränkte Gewalt und unersättlichen Ehrgeiz ins Gedächtniß zurückrufen. Es ist genußreich, beim Herausgehen aus diesem mächtigen Gebäude, einen Palast und ein Gefängniß an jeder Seite, das Adriatische Meer zu beschiffen, jene ungeheure, düstere Steinmasse mit ihrer Seufzerbrücke und Riesentreppe aus den Augen schwinden zu sehen und traurige Gefühle mit freundlichern Eindrücken zu vertauschen, — gelagert auf den weichen Kissen der Gondel auf der Spiegelfläche des Wassers hinzugleiten, sich von dem durch seidene Drapperien gemilderten Sonnenlichte bescheinen zu lassen, und um des Daseins willen, verscheuchend alle trübe Gedanken, des Daseins zu genießen.

In solcher Stimmung ließen wir uns, die riva dei sciavoni entlang, der Isola San Lazzaro zuführen, wo die Kirche und das Kloster der Armenischen Mönche vom Orden Mechitarestica liegt. So wie wir uns von der Küste entfernten, wo Venedig auf seinen hundert Inseln thront, entfaltete sich allmählig eine der glänzendsten Aussichten auf diese seltsame Stadt; Kuppeln und Thürme erhoben sich und glänzten auf der Wasserfläche; künstliche Gärten blüheten vom Castello bis zu den Motte, (lange

legt und bepflanzt durch die Franzosen) die gleich schwimmenden Inseln den Wasservorstädten dieser oceanischen Hauptstadt einigen Vorschmack inländischer Naturschönheiten geben.

So wie wir weiter ruderten, schwanden allmählig die Mauriſchen Paläſte am Canale Grande in luftige Gebäude dahin; wir fuhren eine Inſel und ein kleines Eiland vorüber, die St. Georgenkirche (nach Palladios Plänen erbaut) erhob ihre Kuppeln über Bäume und Geſträuche, gepflanzt von den Mönchen. Die Kuppeln der Kirche des Erlöſers, Palladios Meiſterſtück, ſteht auf der Spitze der Isola della Zueca, die wir umfuhren; ein Fort oder ein Lazzaretto ſchien in Zwiſchenräumen aus den Gewäſſern emporzuſteigen und auf der Oberfläche mehr zu ſchwimmen, als auf den Felſen zu ruhen, die ihm zur Grundlage dienten.

Als wir das Ufer der Inſel entlang fuhren, um bei der großen Hitze Schatten zu ſuchen, kamen wir nahe unter einen Flügel des Lazzaretto, ſo daß wir in demſelben deutlich den Ruf einer jugendlichen Silberſtimme unaufhörlich widerholen hören konnten: „Venite per me? Venite per me, cari amici?“ (Kommt ihr um meinetwillen, theure Freunde;) Geleitet durch den Ton, gewahrten wir hinter den eiſernen Gittern eines ſcheibenloſen Fenſters in einem hohen Theile des Gebäudes ein blaſſes Geſicht; eine ſchneeweiße Hand ragte aus dem Gitter hervor und begleitete mit ungeduldigen Geſten die ſehnſuchtsvolle Frage: „Venite per me?“ So wie wir weiter ruderten, verlor die Stimme ihre Freundlichkeit; der Ton des Unwillens trat an deren Stelle, und lange noch tönte der Klageruf

in unser Ohr. „Poverina!“ sagte der Gondolier mitleidig, „sie ist wahnsinnig aus Liebe, und das Plätschern jeder vorbeirudernden Gondel entlockt ihr jene Frage.“

Wir erreichten die Insel San Lazzaro, die einem kleinen Blumenstück in der See gleicht, und landeten in der Vorhalle des Klosters der Armenier. Ein Laienbruder führte uns in ein hübsches, reinliches Zimmer, und holte den Mönch herbei, welcher beauftragt ist, Fremde Namens des Klosters zu empfangen. Nach einigen Minuten erschien er mit dem Bibliothekar Dr. Pasquale Aucher, der uns mit der Leichtigkeit eines Weltmanns, aber mit einem Kopf und in einem Anzuge empfing, welchen die Welt selten darbietet. Der erstere, welchen keine schmutzige Mönchskappe verunstaltete, war ausgezeichnet schön, und der letztere weit weniger grotesk, als Mönchskleidungen gewöhnlich zu seyn pflegen; ein scharfer, wahrhaft Griechischer Verstand sprach aus seinen braunen Gesichtszügen, und sein Bart, — wie sein Haupthaar schwarz und glänzend, — würde selbst dem Hohenpriester in Salomos Tempel wohl gestanden haben. Unser Armenier führte uns sogleich in die Bibliothek, welche an Armenischen Manuscripten reich ist. Als wir an einem, die Aussicht auf die See gewährenden Fenster standen und uns mit unserm Führer unterhileten, bildeten wir uns fast ein, am Bord einer Missionarfregatte zu seyn, befrachtet von der Bibelsocietät für finstere, ferne Weltgegenden. Es ist in dieser seeumgürteten Bibliothek ein Gegenstand, außergewöhnlicher für eine solche Lage, als die Bibliothek selbst; — nämlich eine

Buchdruckerpresse. Wir blieben lange genug in dieser Officin, um mehrere Blätter abdrucken zu sehen, die bald in den entferntesten Theilen Asiens in Umlauf kommen sollten. Der Hauptzweck dieser Buchdruckerei ist die Erhaltung der Armenischen Sprache, und die Vervielfältigung und Verbreitung solcher Werke in jenem alterthümlichen Dialect, welche durch die Caravanen von Tocat, Aleppo, Smyrna und Constantinopel im ganzen Orient in Umlauf kommen. Im Laufe des Jahres 1813 wurden hier, außer einer Anzahl Grammatiken und Wörterbücher, die Chronik des Eusebius von Cäsarea in Armenischer, Lateinischer und Griechischer Sprache gedruckt, und damals war man bei einigen Armenischen Manuscripten beschäftigt. Die Buchdruckerei von St. Lazzaro stiftet Gutes in ganz Asien, und verschafft den Mönchen einen beträchtlichen Theil ihres Einkommens.

Als wir die Klostergänge durchwandelten, ward eben zur Vesper geläutet. Mehrere junge Armenier, Zöglinge der Anstalt, gingen uns mit ihren Meßbüchern in der Hand vorüber; ihnen folgten die Mönche, und zuletzt der Abt, welchem wir vorgestellt wurden, und der einige höfliche Worte zu uns sprach, ohne jedoch seiner gewohnten Würde und Gravität etwas zu vergeben. Er ist ein Armenier von hoher Geburt aus Giorgiova, und wurde im J. 1804 zum Erzbischof in Rom (?) ernannt.

Nachdem wir alles Sehenswerthe im Kloster und der Bibliothek, wo auch einige Gemälde waren, in Augenschein genommen hatten, lustwandelten wir mit unserm liebens-

würdigen Bibliothekar in dem kleinen, die Klostergäng umgebenden, von der See bespülten Weingarten, und sein verständige, angenehme Unterhaltung, seine höflichen un herzlichen Manieren, verbunden mit der allgemeinen Ord nung, Bequemlichkeit und Schicklichkeit, die wir in diesen mönchischen Zufluchtsort wahrnahmen, machten auf un den angenehmsten Eindruck, den wir jemals von mönch schen Anstalten erhalten hatten. Hier gab es keine Spu von Bigotterie, Unreinlichkeit und Müssiggang, und offen bar hat diese Gesellschaft, vereinigt aus den Städten Ar meniens und Arabiens im Schooß des Adriatischen Mee res, und beschäftigt mit der Erziehung der Jugend ihre Vaterlandes, mit ihrer Buchdruckerei, ihren Weingärte und ihrer ächten Nationalbibliothek, die Langeweile nich zu fürchten.

Der Stifter des Klosters von St. Lazzaro, Mechita di Pietro, machte die Erziehung junger Armenier zu Hauptvorschrift seines Gesetzbuches. Nur Armenier werde zugelassen, und schon im frühesten Lebensalter aufgenom men. Sie lernen Grammatik, Geschichte, Erdbeschreibun Mathematik, Rhetorik. Poetik, Philosophie und Gottesg lahrtheit. Ihr Tisch ist reichlich versehen; während d Mittagsessens wird die Bibel vorgelesen. Sie dürfen i dem kleinen Garten arbeiten, und einmal im Jahre wä rend ihrer langen Ferien Venedig und die Terra firma b suchen. Als sämmtliche mönchische Anstalten von d Franzosen abgeschafft wurden, ließen sie kraft eines beso dern Decrets dieß Kloster ungestört, und die Mönche v St. Lazzaro sind allen wechselnden Schicksalen ihrer N

misch-catholischen Brüder entgangen. Die Päbste haben ihre Congregation, obwohl eine ketzerische, seit der ersten Einrichtung dieses insularischen Klosters im J. 1715 durch ihren großen Stifter Mechitar di Pietro bis auf den heutigen Tag unter ihre besondere Protection genommen.

Die öffentlichen Gebäude (Fabbriche Pubblische) von Venedig sind zwar von edler Architectur, allein ihre Griechische Bauart ist weniger auffallend, als die vieler Privatwohnungen mit ihren Maurischen Façaden, wie z. B. die Paläste Bressa, Bembo, Piiani, Donado, und vieler andern, in denen nicht die Kälte von Palladios Corinthischem Geschmack wehet.

Der alte Palast Barbarigo enthält, wie viele andere verfallene Wohnsitze Venetianischer Nobili, einige schöne Gemälde. Titian soll jenen Palast lange bewohnt haben, und noch heißt die Gallerie Scuola di Tiziano. In ihren verödeten Sälen sahen wir einige seiner frühesten Werke, und die seines Meisters Giovanni Bellini. Einige der Abbildungen der vielen Dogen, welche diese berühmte Familie der Republik gab, sind von beiden Meistern gemalt. Hier verliert auch Titians berühmte Magdalene mit den weinenden Augen täglich mehr durch den Zahn der Zeit und durch Vernachlässigung, so daß sie nicht wieder hergestellt werden kann. Auch findet man hier Titians erstes Werk, den heiligen Hieronymus, und sein letztes, den heiligen Sebastian. Das Letztere ist, wie er es ließ, unvollendet; denn er starb, 90 Jahre alt, eben als er dabei beschäftigt war, an der Pest. Es war traurig, aber natürlich; von dieser Wiege

seines Genies, wo er zuerst seinen Traum von weiblicher Schönheit in seiner oft copirten Venus verwirklichte, an sein Grab in der Kirche der Barfüßermönche zu eilen. Nachdem wir dort an dem kostbaren Denkmal des großen Doge Foscari vorübergegangen waren, unter dessen Regierung die Republik viele ihrer glänzendsten Italienischen Eroberungen machte, sahen wir am Fuße des Kreuz-Altars auf einem Stein im Fußboden ohne irgend eine Monumentaltrophäe die einfache Inschrift: „Qui giace il gran Tiziano.“ — (Hier liegt der große Titian). Allein trotz dieses bescheidenen Grabmals ward der große Künstler in so hohen Ehren gehalten, daß man ungeachtet der bei seinem Tode wüthenden Pest Muße fand, ihn mit allem Begräbnißpomp, der damals nur den vornehmsten Nobili bewilligt ward, zur Erde bestattete.

Tiziano di Vecellio, das Haupt, wenn gleich nicht der Stifter der Venetianischen Schule, — der Maler, gekrönt von Königen, aber verachtend das Leben am Hofe jedes Europäischen Herrschers, der Freund Sansovinos, Michel-Angelos, Bembos, Tassos, Speronis und Cellinis, — gesucht von Cardinälen und der Vertraute von Kaisern, — vereinigte in seinem Character die Unabhängigkeit des Genies und die Industrie des Mittelstandes. Er war ein Muster in seiner Kunst und in seinem Leben. Nachdem er die Bildnisse aller Fürsten Europens gemalt hatte, lehnte er ihre Einladungen als Gast oder Schützling ab, und starb unabhängig trotz der Einladungen Carls V., Franz I., Heinrichs VIII., Philips II., Pabst Pauls IV. und Leos X.

Die Kirchen von Venedig sind zahlreich und immer noch prachtvoll. Die von St. Sebastian würde schon sehenswerth seyn, wenn sie auch nur das Grab und Denkmal Paul Veroneses enthielte, welcher die Decke und Wände dieser Kirche mit seinen genialen Werken bedeckt hat. Hier malte er in seiner frühesten Jugend; hier wurden seine Obsequien im J. 1588 wenige Jahre nach Titians Tode gefeiert.

Die Kirche San Giovanni e Paolo, den Dominicanermönchen gehörig, ist ein ehrwürdiges Gothisches Gebäude, das große Mausoleum von siebzehn Dogen, deren schwerfällige, aber prachtvolle Denkmäler in ihren düstern Chorgängen zerstreut sind. Auf dem Platze vor der Kirche steht in Bronze das Reiterstandbild Barthelemis von Bergamo, Oberhaupts einer Truppe von Condottieri, in der Folge Befehlshabers des Heeres der Republik. Dieß soll das einzige Reiterstandbild in der Stadt Venedig seyn.

In dieser Kirche ist das berühmte Bild St. Peter des Märtyrers von Titian, wovon Dominichino seine Idee über den nämlichen Gegenstand in dem, jetzt in der Galerie von Bologna befindlichen herrlichen Gemälde entlehnt hat. Zwar rührt der Originalgedanke von Titian her, allein Dominichinos Bild macht größere dramatische Wirkung. Lange weilten wir in diesem trefflichen alten Gebäude, und noch länger würden wir hier geweilt haben, hätten wir damals schon Lord Byrons Marino Faliero*) gelesen.

*) M. s. dritter Aufzug erster Auftritt.

Die älteste Kirche von Venedig ist die von Santa Maria della Carità, die im Anfang des 12. Jahrhunderts gebaut ward. Sie verdankt ihre ehemalige Berühmtheit dem Fest und den Indulgenzen, welche Pabst Alexander, der bei ihren Mönchen vor Barbarossas Verfolgungen eine Zuflucht fand, ihr bewilligte. Das Fest der Santa Maria della Carità, ausgezeichnet durch die Anwesenheit des Doge mit seinem ganzen Gefolge, ward bis zum J. 1796, welches so manchen alten religiösen Festlichkeiten verderblich ward, mit allem Glanze gefeiert. Kirche und Kloster wurden von den Franzosen aufgehoben; allein die mit letzterem verbundene Confraternità delle belle arti rettete es vom gänzlichen Umsturz, und das Local einer der ältesten Maleracademien in Europa ward von der Französischen Regierung zur Wiederherstellung einer in gänzlichen Verfall gekommenen Gesellschaft, und zur Aufnahme alterthümlicher und neuer Kunstwerke ausersehen. Unter dem Vorsitz des Grafen Cicognara ward Titians Schule wieder eröffnet, und Venedig verdankt der Einsicht, der Thätigkeit und dem Genie dieses trefflichen Mannes und seines Secretärs Antonio Diebo nicht nur die Wiederbelebung der Künste, sondern auch die Wiedererlangung einiger der kostbarsten Schätze, hervorgebracht durch die alte Venetianische Schule.

Die Himmelfahrt der Jungfrau, Titians Meisterwerk, hatte lange vernachlässigt und mit Schmutz bedeckt in der Kirche, wo es ursprünglich seinen Platz erhalten hatte, verborgen gelegen, als Graf Cicognara es entdeckte und in die Gallerie der Academie versetzte, wo es nach einem bemerkenswerthen, aber äußerst mühsamen Verfahren die vorige Schönheit und den unerreichten

benglanz wieder erhielt, der Titian zu so hohem Ruhme reichte. Dieß Verfahren war übrigens sehr einfach in inen Mitteln. Man wusch nämlich die Oberfläche des ildes mit einer alcalinischen Auflösung. Zu diesem wecke bediente man sich kleiner Flöckchen Baumwolle, mit nen man es so leicht als nur immer möglich rieb. Obohl aus Furcht, das Gemälde zu verderben, die Reinigung nicht so weit getrieben ward, daß man die Einwirkungen des Weihrauchs gänzlich wegschaffte, so wurden och bei dieser Operation mehrere Ballen Baumwolle verraucht. Die Tinten dieses merkwürdigen Kunstwerkes sind lbst in diesem noch unvollständig enthüllten Zustande lebhafter, als auf irgend einem Gemälde, welches wir in Italien sahen, und die Farbengebung ist hier vielleicht zu der öchsten Vollkommenheit gebracht, deren die Kunst fähig ist.

Die große Kirche der Carita ist in Zimmer für die aler-, Kupferstecher- und Zeichnungsschule gesondert. Das loster ist zu Wohnungen für die Professoren, den Secreir und die Unterbeamten, so wie zu Hallen für die Bilothek, die Ausstellungen ꝛc. benutzt, und das alte Gebäude der Brüderschaft ist jetzt der jährlichen Ausstellung er Werke junger Künstler und den jährlichen Preisvertheiungen gewidmet. Zwar ist der alte Name dieses Instituts ieder hergestellt worden; allein im Grunde verdankt man ie ganze Anstalt der Freigebigkeit der Französischen Regierung.

Einst machte Galileo die Bemerkung: „ein speculativer Kopf würdt große Gelegenheit finden, seine Talente an

den mannichfaltigen Arbeiten aller Art, welche in dem berühmten Arsenal von Venedig unaufhörlich betrieben würden, zu üben;" und selbst jetzt noch verkündigen die massiven, über seinen weiten Raum verbreiteten Fragmente die Größe dieser Anstalt in einem Zeitpunct, als es für das mächtige Bollwerk Italiens, und selbst ganz Europens gegen die Türken und Ungläubigen gehalten ward. Isolirt und umgeben von hohen Mauern, gleicht es einer Stadt von Forts und Thürmen. Der Löwe, welcher den Piräus von Athen bewachte, zeigt sich an den Thoren des Venetianischen Arsenals. Allein dieser geschäftvolle Erdfleck, einst belebt durch 16,000 Werkleute, und zu Zeiten der Aufenthalt von 36,000 Seeleuten, — die ungemein große Segeltuchfabrik, worin Hunderte von Weibern arbeiteten, die Kanonengießerei, die großen, zahlreichen Schmieden, würdig der Höhle des Vulcans, die Bomben-, Kugel- und Pulvermagazine, und die Vorräthe aller Gattungen von Zerstörungswerkzeugen, dieß Alles ist jetzt verödet und verlassen, und nichts erinnert an das große Arsenal der Republik Venedig, und die auf seinen Werften ausgerüsteten Flotten, als ein zertrümmerter Bucentaur, nicht mehr bestimmt, den thronenden Doge seiner Adriatischen Braut zuzuführen. Nur eine einzige unvollendete Galeere liegt auf dem Stapel! Und dennoch ist in Venedig nichts characteristischer, nichts sehenswürdiger, als das Arsenal, woraus schwimmende Festungen (damals ohne Gleichen) hervorgingen, das Schrecken der Saracenen und der Neid der Genueser. Von hier aus sandte der Handel seine befrachteten Karaken an Schwedens, Spaniens, und selbst an Persiens Kü-

sen, und kleinere Barken fuhren den Po, die Etsch und den Mincio stromaufwärts. Selbst unter den Franzosen wurden fortwährend 5000 Werkleute im Venetianischen Arsenal beschäftigt; jetzt sind bei weitem nicht 300 zu den dortigen Arbeiten erforderlich, und ihre geringe Anzahl verliert sich in dem weiten, einer Wüste gleichenden Raume.

Der Zustand der Gesellschaft, der Moralität und der Sitten in Venedig ist seit dem Verfall seiner Größe in den Werken der Reisebeschreiber und Historiker, von dem gezierten Amelot bis auf den unparteiischen Daru, nur zu häufig und getreu geschildert. Letzterer erläutert Venedigs Verderbniß durch eine Bemerkung, welche deutlicher spricht, als ganze Bände. „Sittenverderbniß, sagt Daru, hatte die Frauen ihrer ganzen Herrschaft beraubt; man mag Venedigs ganze Geschichte durchgehen, und nie wird man sie den mindesten Einfluß ausüben sehen*)". Die Gesellschaft, worin das weibliche Geschlecht keinen Einfluß hat, ist bis zur tiefsten Stufe der Entwürdigung herabgesunken, und selbst desorganisirt; denn der Einfluß des Weibes ist „ein göttliches Recht," entspringend aus ihrem hohen Beruf als Gattin und Mutter. Und dennoch, wenn es jemals ein Land gab, wo Schönheit, Liebenswürdigkeit, warme Herzen und Seelengüte Hand in Hand gehen, so ist es, so weit ich urtheilen kann, Venedig. Die freundlichen Blicke, das lächelnde Auge, die weibliche Sanftmuth und Heiterkeit, welche den

*) Hist. de la republ. de Venise. Vol. 5.

Fremden entzücken, verkündigen eine Classe weiblicher Wesen, geschaffen, die edelsten Regungen zu fühlen und einzuflößen. Aber Klöster und Casinos, politische Tyrannei und religiöse Bigotterie, sind bittere Feinde der Tugenden, welche so bezaubernde Aussichten darbieten, und die Gracien, welche, vereint mit höheren Eigenschaften, den Sitz weiblicher Macht in den Lagunen des Adriatischen Meeres dauernd befestigt haben würden, schienen nur darum zu weilen, um das Weib zur Sclavin oder zur Sultanin zu machen, — bestimmt, zu dienen, oder durch die schlechtesten Mittel zu herrschen. Venedigs Privatzirkel, so wie sie in früheren Zeiten bestanden, haben jetzt gänzlich aufgehört, und die einzigen Häuser, die, so viel ich weiß, in dieser, einst so heiteren, glänzenden Stadt, der feinen Gesellschaft jetzt noch offen stehen, sind die der Gräfinnen Benzoni, Michele, und Albrizzi. Es scheint, als habe Venedig im Schiffbruch seines gesellschaftlichen Glanzes noch einige Proben aufbewahren wollen, um die zu seinem Nachtheil verbreiteten Eindrücke zu verlöschen, und in den jetzigen Repräsentantinnen seiner früheren Zirkel einige Muster jener Talente, Anmuth und Schönheit zu geben, welche ohne Zweifel das ursprüngliche Erbtheil der Weiber und Töchter der freien Männer der Republik waren.

Die mitternächtlichen Conversazioni bei der Gräfin Benzoni, — denn sie beginnen erst nach der Oper, — geben keine Idee von den zügellosen Orgien der ehemaligen Venetianischen Casinos. Wir fanden jene gesellschaftlichen Unterhaltungen durchgängig bestehend aus sehr einsichtsvollen Männern und liebenswürdigen Frauen; allein die

inzliche Trennungen der Geschlechter, deren jedes einen beson-
rn Kreis bildete, führte eine gewisse Etikette und Förmlichkeit
rbei, mit welchen verglichen, die Englischen Manieren aus-
lassen scheinen möchten. Hin und wieder streifte einer der
erren zu den Damen herüber; allein dieß schien vielmehr
ne Neuerung, als eine Gewohnheit, und selbst die personi-
irte Decenz würde sich über die Ultraformalität der Ge-
llschaft einer der berühmtesten Schönheiten Italiens be-
agt haben. Die Reize der Gräfin Marina Benzoni sind
n allen, die jemals nach der Melodie des Liedes: „La
iondina in Gondoletta“ auf der Guitarre klimperten,
ungen worden; allein der Zauber ihrer Venetianischen
anieren, ihre Sanftmuth und Naivetät sind weniger zu
ier Beschreibung geeignet. Sie gleicht der Priesterin ei-
s verödeten Tempels, die immer noch die zertrümmerten
läre umschwebt, deren Feuer erloschen ist, und deren
stlichkeiten auf immer dahin sind.

In einem der angenehmsten Casinos an Venedigs Ca-
len, stets anziehend für den Englischen Reisenden durch
auf den Balkons blühende Fülle von Gesträuchen und
lumen, giebt die Gräfin Giustina Michele eine Gesell-
aft, die weit mehr den Pariser Soirées, als den Ita-
nischen Conversazioni gleicht. Es läßt sich voraussetzen,
die Uebersetzerin Shakesspeares, die Verfasserin der
este Veneziane“ Alles bei sich vereinigt, was in der
adt der Bembos, Zenos, Goldonis, Chiaris und Goz-
an Talent und Geschmack für Literatur übrig geblieben
Aber selbst in dem geistvollen Gesellschaftszirkel der
fin Michele vermag nichts die Aufmerksamkeit von

ihr selbst abzulenken. Genie und Patriotismus sind, gleich der Seele, geschlechtlos; und wie glücklich sie sich mit weiblicher Sanftmuth vereinigen lassen, davon giebt das Benehmen und die Unterhaltung dieser Dame unwidersprechliche Beweise. In ihrer eleganten kleinen Schrift über die Venetianischen Feste sucht sie den gesunkenen Zustand Venedigs durch Erinnerungen an dessen vergangenen Ruhm und ehemalige Freiheit, so wie an alle sie begleitenden Tugenden zu verschleiern. — Der Dichter Pindamonte, der Uebersetzer Homers, — Mustoxethi, der gelehrte Grieche, den wir auf unserer Rückreise in Paris fanden, Casti, der gelehrte Sohn des berühmten Dichters, Pietropoli, der Verfasser mehrerer Flugschriften, und Madame Albrizzi (Pindamontes Saggia Isabella,) — waren sämmtlich während unseres kurzen Aufenthalts in Venedig abwesend. Die kurze Bekanntschaft, die wir mit der Madame Albrizzi in Padua machten, war ganz geeignet, uns die Entbehrung ihrer angenehmen Abendgesellschaften, die wir sehr rühmen hörten, bedauern zu lassen.

Was die jetzige Regierungsverfassung von Venedig anlangt, so führen in sämmtlichen Departements der Staatsverwaltung nur Deutsche den Vorsitz. Zur Zeit unserer Anwesenheit war einzig der Präsident der Academie der Künste ein Italiener, der außer seinem hohen Ruf und unleugbaren Talenten, die ihn zur Beibehaltung seines Amtes eigneten, auch noch das Verdienst hatte, sein Amt unentgeltlich zu verwalten. — Sämmtliche Richter waren ohne Ausnahme Ausländer, unkund-

der Sitten und der Sprache des Landes. Oeffentlichkeit des peinlichen Verfahrens findet nicht Statt. — Handelsbeschränkungen hemmen den Geldgewinn, und starke Abgaben ziehen das baare Geld aus dem Lande. Die in Venedig wohnenden Staatsbeamten verzehren dort einen so mäßigen Theil ihres Einkommens, daß ihre Besoldungen nicht wieder in Umlauf kommen. Ueberdieß werden sämmtliche Kleidungs- und Bewaffnungsartikel des Militärs von Wien herübergeschickt, so, daß der Venetianische Handwerker an öffentlichen Arbeiten nichts verdient. Es fehlt daher an baarem Gelde, und die circulirende kleine Münze, so geringhaltig sie auch ist, kann man doch nur mit Mühe haben, so daß wir auf ein Fünffrankenstück drei Sous verlieren mußten. Das Agio auf Gold war beträchtlich höher, als in irgend einer andern Stadt Italiens. Die alten Venetianischen Zechinen waren wegen ihres innern Gehalts und ihres schönen Gepräges in so großem Rufe, daß Reisende sie jenseits des Ganges und an der Küste Malabar gefunden haben.

Die Venetianer sind unter diesen Umständen unfähig, die großen öffentlichen Werke, die zur Erhaltung ihrer Stadt unumgänglich nothwendig sind, auf ihre Kosten im Stande erhalten zu lassen. Allmählig füllen sich die Lagunen und die Häuser stürzen in die Canäle, weil man die Pfähle, auf denen sie ruhen, nicht erneuern kann. Die Volksmenge, die bei dem Umsturz der Republik 140,000 Seelen betrug, ist jetzt bis auf 100,000 herabgesunken. Zwischen den Jahren 1813 und 1817 verlor die Stadt zweitausend, und man glaubt, daß der nächste

Census einen neuen Verlust von dreitausend Seelen erge-
ben wird. In den lezten zwanzig Jahren sind vier-
undzwanzig der größten Paläste verkauft und nie-
dergerissen, und der Verfall der noch übrigen verkündigt
nur zu deutlich ihr nahendes Schicksal. Da die Quellen und
Anziehungsmittel öffentlicher Vergnügungen sich mindern,
so mindern sich auch die Antriebe fremder Reisenden, hier
zu weilen; und einige Tage, zugebracht in dem immer
noch anziehenden Local, — einige Abende, genossen in
den einzigen jezt Fremden offen stehenden Häusern oder in
der spärlich besuchten Oper, vollenden einen Besuch in Ve-
nedig, der in den Tagen der Evelyns und Wortleys oft
ganze Monate und Jahre währte. Geht dieß so fort, so
wird Venedigs Schicksal, als Stadt, bald entschieden
seyn. Es wird von diesem Denkmahle tausendjährigen
Ruhmes keine Trümmer übrig bleiben; die Wellen des
Adriatischen Meeres werden über den Palästen der Foscari
und der Priuli zusammenschlagen, und die Werke Sansovi-
nos und Palladios werden in die Lagunen versinken, wo
sie schon jezt im vorzeitigen Verfall verwittern.

Reise

im

Innern der Insel Ceylon.

Nach dem Englischen des Dr. John Davy.

Digitized by Google

Der Verfasser der hier im gedrängten Auszuge mitgetheilten Darstellung des Innern von Ceylon hielt sich als Arzt bei dem Generalstab der Brittischen Armee auf jener Insel vom August 1816 bis zum Februar 1820 auf, und benutzte diese Gelegenheit, um theils aus den sichersten Quellen, theils aus eigenen Beobachtungen, Materialien zu einer genauen umfassenden Beschreibung jener merkwürdigen Insel zu sammeln, die er so eben unter dem Titel: an account of the interior of Ceylon and of its inhabitants, with travels in that island; (London 1821) herausgegeben. Sie wird den Freunden der Erdkunde um so angenehmer seyn, als seit der Herausgabe der History of Ceylon by Captain Robert Knox im J. 1681 kein einziges aus eigner Ansicht und zuverlässigen Quellen geschöpftes Werk über diesen Gegenstand erschienen ist.

Allgemeine geognostische Beschreibung der Insel.

Der Name „Ceylon," den bei uns jene in so vieler Hinsicht merkwürdige Insel führt, die wir hier zu beschrei-

ben unternehmen, ist nicht derjenige, welcher ihr von ihren Bewohnern selbst gegeben wird, wiewohl er wahrscheinlich von einer in früherer Zeit üblich gewesenen Benennung derselben, Sinhala, mag abgeleitet seyn. Gegenwärtig heißt diese Insel bei den Eingebornen Lakka oder auch Lanka.

Sie liegt unter dem Wendekreis des Krebses zwischen dem 6° 10′ nördl. Br. und 80° und 82° östl. L. beim westlichen Eingang der Bai von Bengalen, dem südlichen Theil der Küste Coromandel gegenüber, von welcher ihr nächster Punct durch den Golf von Manar nur 30 (Engl.) Meilen entfernt ist. Sie hat beinahe die Gestalt eines Herzens, und ist ungefähr an Größe zwei Dritteln von Irland gleich, indem sie zusammen ungefähr 20,770 Quadratmeilen enthält.

Das Innere von Ceylon, das vormalige Königreich Kandy, welches jetzt den Namen der Kandyschen Provinzen führt, und mit dessen Beschreibung wir es hier hauptsächlich zu thun haben, erstreckt sich vom 6° 20′ bis 8° 45′ nördl. Br. und 80° 8′ bis 81° 45′ östl. L. Diese Provinzen nehmen die ganze Mitte und ein großes Stück des südlichen Theils der Insel ein, und enthalten einen Flächenraum von ungefähr 12,360 Quadratmeilen. Hinsichtlich des Bodens kann man denselben füglich in die ebene, hügelichte und gebirgige Gegend eintheilen, und zwar wird das Hochland von der hügelichten, so wie diese von der ebenen Gegend umgürtet. Als characteristische Kennzeichen dieser drei Theile kann man dem Gebirgsland Großartigkeit der Gestalt, Schönheit den Hügelreihen und Einsö

migkeit der Ebene zuschreiben, welche von den Erzeugnissen einer üppigen Vegetation, die fortwährend zunimmt, überall bedeckt ist.

Der gebirgige Theil der Insel erhebt sich über die Meeresfläche in verschiedener Höhe von 800 — 5000 Fuß; jedoch haben die Gebirgshöhen über 2000 Fuß nur eine geringe Ausdehnung; die bedeutendsten unter denselben sind die Gegenden zwischen Maturatta und Fort M'Donald, von 4000 Fuß, und eine in der Nähe dieser Orte liegende wilde und unbebaute Gegend, Neyra Ellya genannt, von 5000 Fuß Höhe. Unter den einzelnen Bergen ist die Adamsspitze (Adam's Peak) von 6150 Fuß perpendiculärer Höhe, der höchste; nach ihm kommt der Namana Cooli Kandy von 5548 Fuß. Uebrigens zeigen die sämmtlichen Bergreihen die mannichfaltigsten Arten der Gestaltung, und folgen auch nur in der Provinz Doombera einer bestimmten Richtung (von N. N. O. nach S. S. W.). Die Thäler sind meistens gar nicht breit, oft aber sehr tief; das tiefste ist das von Maturatta von 3000 — 4000 Fuß, welches kaum eine halbe (Engl.) Meile breit ist. Alle Thäler haben übrigens einen freien Ausgang, da auf der ganzen Insel nirgends sich ein See, ja nicht einmal ein stehender Sumpf findet.

Die hügelichte Gegend des Innern ist über der Meeresfläche 100 — 500 Fuß erhaben; einzelne Hügel haben aber 200 — 1000 Fuß perpendiculäre Höhe. Sie sind wie die Gebirge mehr oder weniger in kleine Ketten vereinigt, und meistens sanft sich vom Boden erhebende Abhänge.

Die Ebene erhebt sich über das Meer von 50 bis 200 Fuß. Sie ist meistens ganz flach, und wird nur an wenig Stellen durch kleine Reihen niedriger Hügel oder einzeln stehende Felsmassen, oft von 400 — 500 Fuß Höhe bedeckt.

In Hinsicht auf Geologie und Mineralogie ist es ein merkwürdiger Umstand, daß die Ceylonschen Gebirge nicht eine solche Ordnung und Stufenreihe der verschiedenen Erdschichten zeigen, wie die Europäischen, sondern nur auf einförmige Weise gebildet sind. Die Erdmasse der Insel ist ein Urgebirge, und besteht hauptsächlich aus Granit und Gneiß, von denen sich unendlich viele Arten finden. Quarz, Hornblende und Dolomitfels kommen selten in bestimmter Gestalt von Felsen vor. Von Erdmasse neuerer Bildung findet sich Kalkstein (jedoch nur in der nördlichsten und zugleich fruchtbarsten Provinz Jaffnapatnam) und Sandstein überall an den Küsten. Beide Gattungen braucht man zum Bauen, vorzüglich aber die letztere.

In mineralogischer Rücksicht zeichnet sich Ceylon dadurch aus, daß es sehr reich an Edelsteinen und sehr arm an nützlichen Metallen ist, und daß es von den erstern eine große Menge der verschiedensten Arten, von den letztern aber deren nur einige gewöhnliche besitzt. Auf diese Weise zeigt sich sein mineralogischer Character ganz als ächt Orientalisch; mehr auf Glanz und Schimmer als auf Nutzen und Gebrauch gerichtet.

Von eigentlichen Metallen findet sich bloß Eisen- und Braunstein (manganese); ersteres von verschiednen Gattun

gen und in ziemlicher Menge. Aus den dortigen Gebirgen sollte man vermuthen, daß auch noch andere Metalle sich auf Ceylon finden möchten, allein dennoch ist dieß nicht der Fall, obgleich es nicht an eifriger Nachforschung danach gefehlt hat. Die in einigen Schriften aufgestellte Behauptung, als gäbe es dort Gold und Quecksilber, ist ganz ungegründet. Eben so wenig finden sich irgendwo Spuren von Zinn, Kupfer oder Blei.

Unter den vielen Gattungen edler Gesteine, die auf Ceylon in Menge gefunden werden, sind die wichtigsten: Topase, Hyacinthen (Circonier) und Rubine mit ihren mannichfachen Unterarten, als Spinell, Sapphir u. s. w. An Salzen dagegen fehlt es sehr, und es wird bloß Salpeter, Magnesia, Alaun und gemeines Kochsalz, dieses jedoch in ziemlicher Menge gefunden.

Der Boden von Ceylon scheint durchgängig aus der Decomposition der Granit- und Gneißfelsen, oder des thonartigen Eisensteins entstanden zu seyn; sein Hauptbestandtheil ist Quarz in der Form von Sand oder Kies, oder zersetzter Felsspath in der Gestalt des Thon, mehr oder weniger mit Eisentheilchen vermischt. Uebrigens hat man noch bis jetzt keine Versuche gemacht, seine natürliche Fruchtbarkeit durch Dünger zu vermehren.

An Flüssen und Quellen ist Ceylon sehr reich, was wohl von der gebirgigen Beschaffenheit des Innern herrühren mag. Das Wasser zeichnet sich sehr durch seine Reinheit aus. Im Innern giebt es zwei heiße Quellen,

nämlich in Welassey und dem Lande der wilden Veddahs, die sich der ihrigen bedienen, um darin ihr Gemüse und Fleisch zu kochen. Warme Quellen giebt es auch in der Provinz Ouva, namentlich zu Badulla und Alipoota. Daß sie aber von besonderer Wichtigkeit und Gebrauch in medicinischer Hinsicht seien, hat sich noch nicht ergeben; überhaupt zeigen sich nirgends in Ceylon eigentliche mineralische Wasser.

Von vulcanischen Erscheinungen bietet Ceylon weiter keine besondere Spuren dar, obgleich mehrere Schriftsteller dieß behaupten, und sogar die Adamsspitze, den höchsten Berg der Insel, für einen Vulcan ausgeben *). Allein diese Hypothese gründet sich auf weiter nichts, als die Existenz jener heißen Quellen, die große (an einigen Stellen nahe am Ufer unermeßliche) Tiefe des Hafens von Trincomalie, und einige aufgefundene Stücke Eisenerz, die eine entfernte Aehnlichkeit mit der Lava haben; lauter Data, die keineswegs zur Aufstellung jener Behauptung berechtigen können.

Da Ceylon in der heißen Zone liegt, so kennt man dort weder den Winter noch den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten, der in der gemäßigten Zone Statt findet; der ewig dort herrschende Sommer besteht nur aus der Abwechselung trockner oder nasser Witterung. Die Winde, Mousoons genannt, wehen beinahe über die ganze Insel mit einer erstaunenswürdigen Regelmäßigkeit und seltenen

*) Gisborne's Nat. Theol. p. 108.

Ausnahmen das ganze Jahr hindurch in unveränderter Richtung, nämlich von Ende März bis Ende October von Südwest nach Nordost, und umgekehrt von Anfang Novembers bis zu Anfang Aprils. Wie man es von einem tropischen Clima schon im Voraus erwarten kann, so sind die Regengüsse dort sehr groß und anhaltend, wiewohl nicht so häufig wie z. B. in England; von ihrer Beträchtlichkeit aber giebt das einen Beleg, daß einst an einem Tage zu Colombo binnen zwölf Stunden das Wasser drei Zoll zwei Linien hoch auf dem Boden stand. Die Regen ergießen sich übrigens periodisch über die verschiedenen Gegenden der Insel. So halten dieselben in dem nördlichen Theile beim Anfang des Wehens des Nordostwindes mit großer Heftigkeit beinahe zwei Monate lang an; die übrigen zehn Monate hindurch aber sind fast von allem Regen entblößt. Glücklicher ist die Abwechselung, deren sich in dieser Hinsicht die Westküste erfreut, wo fast kein Monat ohne Regenguß vergeht; daher denn der Anblick derselben stets frisch und lieblich, und besonders ein Gegenstand der Bewunderung von Fremdlingen ist, die von weniger begünstigten Gegenden Indiens herkommen. Bemerkenswerth ist ferner, daß in den häufigen Güssen auf jener Küste eine gewisse Regelmäßigkeit herrscht, indem der folgende immer eine halbe oder ganze Stunde später oder früher anfängt, als der vorige, und stufenweise an Beträchtlichkeit zu- oder abnimmt.

Im Ganzen genommen ist das Clima gesund; natürlich aber dieß mehr oder weniger, wie sich dieß bei einer

Insel von solchem Umfang von selbst versteht. Die gesun-
desten Theile derselben sind die höher gelegenen Gegenden
des Gebirglandes, und die Südwestküste, welche den größ-
ten Theil des Jahres hindurch durch die frische Seeluft
angeweht, und fast überall durch prachtvolle Cocusnußwälder
und andere Obstbäume beschattet wird. Auch sind wenig
Inseln, besonders von den tropischen, weniger den heftigen
Stürmen und Orcanen ausgesetzt, als Ceylon. Während
des Verlaufs von vier Jahren ereigneten sich nur zwei
Beispiele eines Orcans und nur ein Sturmwind, der die-
sen Namen verdiente. Hagel ist in den niedrig gelegenen
Gegenden und an der Küste ein ganz ungewöhnliches Phä-
nomen, was in einem ganzen Jahrhundert höchstens einmal
vorkommt; häufiger aber ist er im Hochlande. Donner-
wetter sind sehr häufig, thun aber keinen Schaden, und da
sie immer mit Regen begleitet sind, so erfrischen und küh-
len sie die Atmosphäre. Merkwürdig war mir, daß in
Kandy die Singvögel niemals schöner singen, als während
eines heftigen Gewitters oder starken Regens, gleichsam
aus Dankbarkeit für eine ihnen erzeigte Wohlthat. Dieß
erinnerte mich an eine Bemerkung Mungo Parks, der von
den Bewohnern einer der Wüsten, durch die er reiste, er-
zählt, daß sie, wenn sie Blitze am Himmel gewahren, in
frohes Jauchzen und in laute Segenswünsche ausbrechen,
weil sie dieselben als sicheres Abzeichen eines sie erfrischen-
den Regens ansehen.

Thau ist nicht sehr häufig in Ceylon, außer in den
Thälern und Ebenen des Innern. Im Allgemeinen machte
ich die Bemerkung, daß sich nie Thau bildete, wenn der

Himmel mit Wolken bedeckt oder die Luft des Nachts nicht über zehn Grad kälter war als bei Tage, oder wenn ein heftiger Wind wehte. Es ist eine ziemlich allgemein angenommene Meinung, daß der „herabfallende" Thau den Boden befeuchte, und die Pflanzen besonders in der tropischen Zone erfrische. Daß er dieß Letztere thue, leidet keinen Zweifel, allein die Vorstellung, als falle der Thau aus der Luft auf den Boden herab, ist ganz irrig, indem er sich vielmehr am Boden selbst erst erzeugt. Dieß beweist die Beobachtung, daß von zwei Gartenbeeten die Pflanzen des Einen, welches man Abends mit Glas überdeckt hat, in einer thauigten Nacht viel feuchter werden, als die des Andern, welches der Luft frei ausgesetzt war. — Nebel sind ebenfalls häufig in dem Gebirgsland, und die höhern Berge desselben fast keinen Tag von Wolken frei. So lange der Südwestmonsoon weht, ist die Adamesspitze stets von ihnen umhüllt.

Die Dichter pflegen die Schönheiten eines tropischen Himmels als eben so prachtvoll als schnell vorübergehend zu schildern. Allein dieß ist irrig und übertrieben. Das Schauspiel des Sonnen Auf- und Untergangs ist dort bei weitem nicht so reizend, wie in den nördlichern Gegenden. Die Morgen- und Abendwolken entbehren meistens in jener Gegend des mannichfachen Farbenspiels, und des allmähligen Wechsels der Beleuchtung und des Schattens, was den Anblick des Himmels in unsern langdauernden Zwielichten so interessant macht. Dort dauert die Dämmerung aufs höchste nur eine halbe Stunde. Indessen bietet der tropische Himmel auch mehrere reizende Erschei-

nungen dar, z. B. die ausnehmende Reinheit der Atmosphäre, den hellen Glanz des Sternenlichts das reine Himmelsblau, und die großen Strahlen eines gelblichen Lichtes, welche man oft von der Stelle, wo die Sonne untergegangen ist, nach dem Zenith aufschießen sieht. Ein merkwürdiges Meteor ereignet sich auch dort zuweilen, welches den Nordlichtern sehr ähnlich ist, nur daß es sich bei vollkommen heiterer Luft um die Mittagszeit und mitten in der Luft unter dem Zenith des Himmelsgewölbes zeigt, ohne daß irgend eine ungewöhnliche Veränderung des Wetters vorhergegangen wäre. Die Eingebornen nennen diese Erscheinung Boodhoorais oder Boodhoostrahlen, von dem Namen eines Tempels des Boodhoo, von welchem sie ihrer Meinung nach herkommen sollen, und halten sie für eine sehr üble Vorbedeutung, außer wenn sie im Mai sich ereignet.

Die Häufigkeit der auf Ceylon stattfindenden Regen ist die Ursache, warum diese Insel sich einer vorzüglich reichlichen Wassermenge erfreut, in den Gebirgsthälern fließt fast in jedem ein Strom, welcher auch in der heißen Jahreszeit nicht versiegt. Unter den unzähligen Flüssen sind folgende acht die bedeutendsten: der Mahawellé-Ganga, Kalany ganga, Kalu ganga, Walleway ganga, Maha oya, Didioo oya, Parapa oya und der Navilaar. Die vier erstern bewässern das Ceylonsche Hochland, die vier letztern den hügelichten und den größten Theil des ebenen Landes. Nach der Behauptung der Eingebornen entspringen die vier erstgenannten, welche mit dem Namen Ganga (Strom) beehrt werden, auf der Adamsspitze; dieß ist aber nicht ganz richtig.

Der Mahawellé ganga (den die Engländer fälschlich Maha-villa ganga nennen (villa bedeutet im Singalesischen Feld, wellé aber Sand, und die Eingebornen haben diesem Strom seinen Namen wegen seiner sehr sandigen Ufer gegeben) ist der größte Fluß der Insel, und bewässert beinah zwei Drittel des ganzen Hochlandes. An ihm liegt die Stadt Kandy, und von ihr aus gerechnet bis zu den Ebenen von Bintenney in einer Entfernung von noch nicht dreißig Meilen fällt er über 1000 Fuß, indem er eine Menge kleiner Gewässer in sich auf diesem Wege aufnimmt. Bei Bintenney ist er am größten, und zwar 540 Fuß breit; sein Wasser ist dort ungefähr 5 Fuß tief. Leider verhindern viele Sandbänke und Felsstücke in seinem Flußbette seine Schiffbarmachung, welche für die ganze Insel von der größten Wichtigkeit seyn würde; für Böte ist er aber zwischen Kandy und Gompola befahrbar, und könnte dieß mit wenig Schwierigkeit bis Ambayammné werden.

Der Kalany ganga, der den nämlichen Namen führt, als jener berühmte Tempel, neben welchem er vorbei fließt, ist in Hinsicht auf seine Größe derjenige, der dem Mahawellé ganga am nächsten kommt, übertrifft ihn aber rücksichtlich seiner Wichtigkeit. Er entspringt am Fuß der Berggruppe, deren Mittelpunct die Adamsspitze ist, und nimmt bei seinem nicht langen Lauf eine Menge Bergwasser auf, wodurch er oft bei eintretendem starken Regen plötzlich ausnehmend hoch angeschwellt wird; sein Wasser ist übrigens sehr schön und crystallhell. Er ist, das letzte Viertel seines Laufs (von Talygamma aus) abgerechnet,

durchgehends für Böte fahrbar, und deßwegen für den Verkehr des Inlands von großer Wichtigkeit und bedeutendem Nutzen. Bei seiner Mündung, ungefähr drei Meilen nordwärts von Colombo, stemmt sich sein Wasser gegen eine große Sandbank, und seine Gestalt ist deßwegen hier der eines Sees ähnlich.

Der Kalu ganga (schwarze Strom) hat seinen Namen von seinen dunkeln Wogen erhalten, welche von seinen üppig bewachsenen Ufern beschattet werden, und steht an Größe und Nützlichkeit dem Kalany ganga nur wenig nach, mit dem er auch eine gleiche Gegend des Ursprungs gemein hat. Auch er ist fahrbar für Böte, ist aber manchmal binnen des kurzen Zeitraums von sechs Stunden bis auf 21 Fuß Höhe über seinen gewöhnlichen Wasserstand in der Gegend von Ratnapoora angeschwollen.

Viel unbedeutender als er in Hinsicht auf Größe, ist der Welleway ganga, welcher auch, da er meist durch unbewohnte und uncultivirte Gegenden fließt, wenig Nutzen und Vortheil gewährt. Bei seiner Mündung zwischen Tangalle und Hambantotte wird er oft durch Sandberge in seinem Laufe aufgehalten, welche die an der dortigen Seeküste heftig wogende See aufgethürmt hat, und überschwemmt dann das ganze um seine Ufer liegende Land.

Die übrigen Flüsse sind unbedeutend und nur vom zweiten Rang, weßwegen sie auch bloß den Namen Oya führen, und verdienen weiter keine nähere Beschreibung.

Was die Thiere und Pflanzen Ceylons betrifft, so liegt ihre detaillirte Beschreibung außerhalb der Grenzen

dieſes Werks, weßwegen ich nur einiges, was in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig iſt, anführen werde.

Es iſt ohne Zweifel eine intereſſante Frage, ob auf Ceylon eben die nämlichen Thiere gefunden werden, welche es in Oſtindien giebt? Rückſichtlich der Säugthiere iſt ſo viel ausgemacht, daß es keines derſelben auf der Inſel giebt, welches ſich nicht auch in Oſtindien fände; aber umgekehrt ſind mehrere in dem letztern, welche auf der Inſel fehlen, z. B. der Königstiger, der Wolf und verſchiedene Arten Antelopen. Aus dieſem letztgedachten Umſtand nun haben mehrere folgern wollen, daß Ceylon nie mit Oſtindien wirklich zuſammengehangen, und einen Theil deſſelben ausgemacht habe; allein die Abweſenheit jener Paar Thierarten berechtigt keineswegs zu dieſer Hypotheſe, welche ſchon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte als ganz unwahrſcheinlich darſtellt. Uebrigens thäte man beſſer, ſtatt ſich über dieſe theoretiſche Frage zu ſtreiten, das angefangene Werk der Natur zu vollenden, und den Canal, der jetzt noch ſehr gefährlich zu paſſiren iſt, zum Behufe der Küſtenſchiffahrt zu reinigen und brauchbar zu machen; eine Sache, welche freilich mit ſehr großen Schwierigkeiten verbunden ſeyn möchte, deren günſtiger Erfolg aber ſicher von der größten Wichtigkeit wäre.

Während meines dortigen Aufenthalts gab mir ſchon mein Amt Anlaß, mich mit den Schlangen, die ſich auf der Inſel finden, und mit der Unterſuchung ihrer giftigen Natur zu beſchäftigen. Es iſt eine gewöhnliche Meinung, daß Ceylon von Schlangen wimmle, daß der Biß derſelben

sehr gefährlich sei, und man sich nicht sorgfältig genug vo ihnen in Acht nehmen könne. Diese Behauptungen sin aber sehr übertrieben. Wo die Furcht groß ist, da ist ge wöhnlich der eigentliche Grund zu derselben sehr unbedeu tend, und Schlangen sind freilich seit undenklichen Zeiten bei allen Völkern und in allen Ländern Gegenstände der Furcht und Abneigung und fabelhafter abergläubischer Er zählungen gewesen. In Ceylon sind die Schlangen keines wegs sehr zahlreich und auch nicht sehr gefährlich, wie wohl es nicht an giftigen fehlt.

Ich habe daselbst zwanzig verschiedene Arten kennen lernen, von denen sechzehn unschädlich waren, obgleich die Mehrzahl derselben von den Eingebornen für giftig gehal ten wird. Unter diesen gehörte keine einzige in das Ge schlecht der Riesenschlange, welche sich meines Wissens gar nicht auf Ceylon findet; eine Art derselben gehörte zum Geschlecht des Python, dreizehn zu dem der Natter, und zwei zu den Schuppenschlangen. Die vier giftigen Arten sind sämmtlich Nattern.

Die größte unter allen ist die von den Eingebornen Pimberah genannte, welche zu dem von Cuvier neuerdings so bezeichneten Geschlecht Python gehört. Ich sah eine derselben von 17 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke; die Eingebornen behaupten aber, daß sie oft 30 Fuß Länge und die Dicke eines gewöhnlich-starken Mannes erreiche. Ihre Farbe ist eine Mischung von Braun und Gelb; ihr Rachen sehr weit und mit langen scharfen, aber nicht gif tigen Zähnen besetzt. Da ihre Muskelkraft ganz außeror

bentlich, und ihre Gewandtheit und Kühnheit ebenfalls sehr bedeutend ist, so ist es wohl glaublich, daß sie Roth-wild (deer) überwältigt und ganz verschlingt.

Die Brillenschlange (coluber naja) ist unter den giftigen diejenige, die sich am häufigsten auf Ceylon findet. Im Durchschnitt ist sie nur 2 bis 4 Fuß lang, doch sah ich eine von 6 Fuß Länge. Die Eingebornen verehren dieselbe mehr, als sie sie fürchten. Sie glauben, daß dieselbe eigentlich in die andere Welt gehöre, und nur besuchsweise sich auf unsrer Erde zeige, daß sie mit den Göttern verwandt und von einer viel erhabneren Natur als die Menschen sei. Auch glauben sie, daß diese Schlange unschädlich und großmüthig sei, und ungereizt Niemanden Uebel zufüge; sie tödten dieselbe daher auch nie.

Uebrigens ist es grade diese giftige Schlange, mit welcher die sogenannten Slangenbeschwörer in Ceylon und Ostindien ihre berühmten Kunststücke machen. Der Zauberer reizt die Schlange durch Schlagen und rasche drohende Bewegungen seiner Hand; sodann besänftigt er sie wieder durch seine Stimme und durch langsames sanftes Streicheln. Er vermeidet mit außerordentlicher Gewandtheit die Angriffe des gereizten Thiers, und spielt mit ihm nur, wenn es wieder ruhig geworden ist, wo er dann es sich über sein Gesicht ringeln läßt. Der Pöbel meint nun, daß er einen Zauber besitze, vermöge dessen er ohne Nachtheil das Thier so handhabe; die besser Unterrichteten glauben aber, daß deßwegen keine Gefahr bei diesem Spiel sei,

weil dem Thier schon vorher die giftigen Zähne ausgezoge
worden seien. Indessen ist die Meinung des Pöbels wirk
lich der Wahrheit näher, als die der Gebildetern; denn i
habe selbst die dabei gebrauchten Nattern untersucht und i
ihrem Rachen die Giftzähne unversehrt gefunden. D
Beschwörer besitzen allerdings ein Zaubermittel, nur freili
kein übernatürliches, sondern ihr Selbstvertrauen und ih
Kühnheit; da sie wissen, daß die Schlange nur im alleräu
ßersten Nothfall sich jener Waffe bedient, so lassen sie
nie dazu kommen, daß dieselbe in eigentliche Wuth gerät
sondern besänftigen sie immer noch zur rechter Zeit. Ic
selbst habe auf diese Weise mehr als einmal ebenfalls Ve
suche ohne allen üblen Erfolg gemacht.

Nächst dieser ist die Natter am häufigsten, welche d
Eingebornen Carawilla nennen. Sie ist im Durchschni
nur einen Fuß lang, röthlichbraun auf dem Rücken, ab
mit silberweißem Bauch und graufarbig nach dem Schwan
zu. Ihr Rachen ist sehr weit, ihre Zähne lang und seh
scharf, und gereizt rächt sie sich durch rasche gefährlich
Bisse. Die in dieser Hinsicht aber gefürchteste Natter i
die von den Einwohnern Tic-polonga genannte, welch
4 bis 5 Fuß lang, sehr dick, oben bräunlichgrau und unte
hellgelb ist.

Weit mehr als diese Schlangen, welche nur gerei
gefährlich sind, sollte eigentlich der Ceylonsche Blutig
(leech) Anlaß zur Furcht geben, indem derselbe sich in au
ßerordentlicher Anzahl überall findet, und sein Anfaug
sehr schlimme Folgen nach sich zieht, so daß oft nicht n

nputation eines Gliedes als einziges Rettungsmittel
rig bleibt, sondern sogar manchmal Verlust des Lebens
folgt.

Die Singalesen. — Ihre Kasteneintheilung.

Daß in einem Lande von solchem Umfang, wie Cey-
n, woselbst noch keine genaue statistische Untersuchun-
n angestellt worden sind, und dessen Volksmenge nicht in
tädten und Dörfern, sondern größtentheils zerstreut um-
wohnt, keine ganz genaue Angabe der Zahl der Ein-
hner stattfinden kann, ist wohl von selbst einleuchtend.
n Ganzen ist diese Insel nur sparsam bevölkert, und
t weniger, als es bei ihrer Fruchtbarkeit und bei ihrem
nden Clima der Fall seyn könnte; am volkreichsten sind
h die Seeprovinzen, welche zuerst von den Engländern
Besitz genommen worden sind. Nach einem in diesen
ern im J. 1814 veranstalteten Census belief sich ihre
mmte Bevölkerung auf 476,000 Seelen. Ueber die
wohnerzahl des Innern der Insel weichen die Angaben
bestunterrichtetsten Eingebornen gar sehr weit von
nder ab, indem einige dieselbe auf eine Million, an-
nur auf 300,000 schätzen. Diese letztere Angabe
nt aber im Ganzen genommen der Wahrheit viel nä-
zu kommen, und so möchte die Volksmenge der ganzen

Insel nicht über 800,000 Seelen betragen, wonach ein 38 Menschen auf eine Quadratmeile kämen.

Man kann die sämmtlichen Einwohner Ceylons zwei große Classen eintheilen, die Eingebornen der Ins und naturalisirte Fremdlinge. Die erstern sind die Sing lesen, welche ausschließlich das Innere und die südwestl chen Theile der Insel bewohnen. Die andern sind thei Malabaren, welche hauptsächlich an der nördlichen und ö lichen Seeküste wohnen, theils Araber, die keinen b stimmten District inne haben, sondern überall zerstreut u ter den Uebrigen leben, wie in Europa die Juden, m welchen sie überhaupt in mehrerer Hinsicht viel Aehnlic keit haben.

Vor drei Jahrhunderten, ehe noch die Europäer s an der Seeküste dieser Insel festgesetzt hatten, machten a Singalesen ohne Zweifel nur ein einzeges Volk mit kein andern verschiedenen Eigenthümlichkeiten aus, als dene welche von der Verschiedenheit des Climas eines Lande welches sich in Hochland und Ebenen theilt, herrühre Seit jenem Zeitpunct aber ist eine völlige Nationalversch denheit eingetreten, indem die in dem Hochland hausend Singalesen ihrer ursprünglichen Volksthümlichkeit treu blieben sind, die Bewohner der Ebenen hingegen in Sp che, Sitten und Gebräuchen durch den Einfluß, den stete Berührung und der Verkehr mit den Europäern u andern Fremdlingen nothwendig auf sie haben mußte, a mählig bedeutende Veränderungen erlitten haben. D nun die Kunde von den Singalesen des Hochlandes dar

bei weitem die interessanteste ist, braucht wohl nicht weiter bewiesen zu werden, zumal da höchst wahrscheinlicherweise auch auf sie die stets wachsende Ausbreitung Europäischer Sitte und Cultur auf jener Insel nach und nach den nämlichen Einfluß äußern wird, mithin künftige Generationen keine Kenntniß von ihrer wahren Volksthümlichkeit zu erhalten im Stande seyn möchten. Wir beschränken uns daher auch bloß auf ihre Schilderung.

Die Singalesen des Innern sind völlig Indier, sowohl in Hinsicht ihrer körperlichen Gestalt als ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche, Religion und Regierungsform. Wie die Indier überhaupt, unterscheiden sie sich von den Europäern weniger durch besondere Gesichtszüge, als durch ihre Hautfarbe, Größe und Körperbau. Die erstere ist sehr verschieden, und geht durch mannichfaltige Schattirungen vom Hellbraunen bis ins Schwarze über. Auch die Farbe ihres Haars und ihrer Augen ist nicht immer dieselbe; jedoch ist die schwarze hierin vorherrschend; am seltensten sind graue Augen und rothes Haar, häufiger ist die nußbraune Farbe beider. An Größe übertreffen sie zwar die Singalesen der Ebene, stehen aber doch hierin den Europäern nach, indem sie im Durchschnitt nur 5 Fuß 4 oder 5 Zoll Höhe haben. Sie sind wohlgebaut, haben gute Muskeln und nicht sehr starke Knochen. Für Indier sind sie ziemlich stämmig; sie haben in der Regel weite Brustkasten und breite Schultern, vorzüglich die eigentlichen Gebirgsbewohner, welche, wie überall die Hochländer, kleiner, aber kräftiger und musculöser gebaut sind. Ihre Hände

und Füße sind meistens sehr klein, und um so vieles kleiner als die unsrigen, daß sie uns ganz unproportionirt zu seyn scheinen. Die Gestalt ihres Kopfes ist in der Regel wohlgebildet, nur etwas länger als die der Europäer; eine Eigenthümlichkeit, welche nach Dr. Spurzheims Beobachtungen überhaupt sich bei den Asiaten findet. Ihre Gesichtszüge sind einnehmend, oft schön; sie sehen sehr lebendig und geistreich aus. Die Natur hat sie reichlich mit Haupt- und Barthaar ausgestattet, welches letztere sie ziemlich lang wachsen lassen, weil sie der Meinung sind, daß ein stattlicher Bart das Gesicht nicht entstelle, sondern verschönere.

Die Singalesinnen sind in der Regel wohlgebaut und sehen gut aus; viele sind wahrhaft schön zu nennen. Ihre Landsleute, die sehr große Kenner der Reize des weiblichen Geschlechts sind und dicke Bücher über diesen Gegenstand besitzen, welche ästhetische Regeln in dieser Hinsicht enthalten, lassen nur Diejenige für eine wahre Schönheit gelten, welche folgende Eigenschaften besitzt, die ich hier nach der Angabe eines Kandyschen in diesen Dingen sehr bewanderten Höflings wörtlich im Detail mittheile. „Ihr Haar muß reichlich seyn, wie der Schweif eines Pfaues, lang bis auf die Kniee herabhängen und sich in anmuthigen Locken ringeln; ihre Augenbraunen müssen dem Regenbogen gleichen, ihre Augen dem blauen Sapphir und den Blättern der blauen Manillablume. Ihre Nase muß gebogen seyn, wie der Schnabel eines Habichts, ihre Lippen glänzend und roth, wie die Corallen an dem jungen Blatte des Eisenbaums. Ihre Zähne seien klein, regelmäßig, dicht bei einander, und wie

Jasminknospen; ihr Nacken sei breit und rund wie Berrigodea. Ihr Brustkasten muß breit seyn, ihre Busen voll und kegelförmig, wie die gelbe Cocusnuß; ihr Taille schmal, so schmal, daß man sie mit einer Hand umspannen kann. Ihre Hüften seien breit, ihre Schenkel allmählig spitzer zulaufend, ihre Fußsohlen ohne Höhlung, und die Oberfläche ihres Körpers überhaupt sei sanft anzufühlen, zart, weich und rund, ohne hervorragende Knochen oder Nerven."

Wie sich aus der gegebenen Beschreibung ihres Körperbaues schon im Voraus vermuthen läßt, zeichnen sich die Singalesen mehr durch Gewandtheit und Behendigkeit als durch Kraft und Stärke aus, und besitzen mehr Ausdauer als Vermögen, sich einer bedeutenden Anstrengung zu unterziehen. Ihr moralischer Character wird sich am besten schildern und beurtheilen lassen, wenn eine Darstellung der äußern Umstände und Verhältnisse vorausgeschickt seyn wird, welche auf seine Bildung und Entwickelung den größten Einfluß haben.

Der merkwürdigste Characterzug des gesellschaftlichen Lebens aller Indier ist ihre Kasteneintheilung. Diese findet sich ebenfalls bei den Singalesen, nur daß sie etwas beschränkter ist und weniger unmittelbaren Einfluß auf den Volkscharacter hat, als bei den eigentlichen Hindus. Mit den letztern stimmen die Singalesen übrigens in den Hauptpuncten des Castensystems ganz überein, indem sie ebenfalls vier verschiedene Hauptcasten anerkennen, und nur wenig in einzelnen Namen oder der Rangordnung von Jenen abweichen.

Das Singalesische Castensystem ist folgendes:

1) Ekshastria wansé, oder die königliche Caste;
2) Brashmina wansé, oder die Caste der Brahminen;
3) Wiessia wansé, welche durch drei Unterabtheilungen, nämlich die der Kaufleute, Bauern und Hirten gebildet wird, und
4) Kshoodra wansé, welche die sechzig niedrigen Casten (kshoodra heißt gemein) unter sich begreift.

Glücklicherweise besteht aber jetzt die eigentliche Bevölkerung nur aus den zwei letztern Hauptcasten, indem die königliche und die priesterliche (und mit ihnen die zwei ergiebigsten Quellen politischen und geistlichen Despotismus) sich nicht mehr auf Ceylon findet.

Die Wiessia wansé besteht größtentheils aus der Goéwansé oder der Caste der Landleute, welche in dem ebenen Districte Ceylons den Namen Wellales führen. Sie machen bei weitem die zahlreichste Caste der Singalesen aus, beschränken sich aber gegenwärtig nicht mehr bloß auf ihre ursprüngliche Beschäftigung, den Ackerbau, sondern haben sich unter manchen Privilegien auch den ausschließlichen und erblichen Besitz aller kirchlichen und weltlichen Aemter anzueignen gewußt. Ihre Kleidung, welche als die Singalesische Nationaltracht angesehen werden kann, ist sehr einfach und steht ihnen nicht übel. Sie besteht aus einem Tuch, welches wie ein Turban um den Kopf gewunden ist, und einem langen Gewand, Topetty genannt, womit sie ihre Hüften umgürten, und welches von da bis auf die Knöchel herabhängt. Die Tracht der Wei-

ist der der Männer sehr ähnlich; nur tragen sie keine
pfbedeckung und ziehen einen Theil ihres Gewandes,
la genannt, über ihre linke Schulter herab. Bei festli-
n Gelegenheiten tragen die Männer und Weiber eine
je Jacke, und diejenigen, die dazu besonders privilegirt
d, statt des Tuchs auf dem Kopfe, eine Mütze, welche
mit goldnen Ketten und Borten verzieren. Mit gold-
l Zierrathen dürfen nämlich nur diejenigen sich schmü-
n, die dergleichen von Gliedern der Königscaste zum
schenk erhalten haben, indem gesetzlich jenes kostbare
etall zu ausschließlichem Gebrauch dieser Caste bestimmt

Der gewöhnliche Schmuck der Weiber besteht in
ngen, silbernen oder crystallnen Spangen und Ohrrin-
l. Rang und Vermögen der Individuen werden nicht
ch besondern Zuschnitt der Trachten, sondern durch die
ualität des Stoffs und die Menge der Anzüge angedeu-
, daher ein reicher Mann oft mit sechs bis acht über-
ander gezogenen Kleidern vom feinsten gestickten Muss-
erscheint.

Da die Goewansé die erste und vorzüglichste Caste
Singalesen ist, so können sich gesetzlich ihre Glieder
ht mit denen der zweiten Unterabtheilung der Haupt-
ie Wiessia, der der Nillemakaneya oder Hirten, durch
irath vermischen, jedoch darf ein Mann aus der erstern
nfalls ein Weib aus der zweiten nehmen; dagegen aber
n Mann aus der zweiten ein Weib aus der ersten,
wohl dieß dennoch dann und wann geschieht. Die
lichten und Leistungen dieser Caste an den König be-
ben darin, daß sie die eigentliche Miliz bei einem aus-

gebrochenen Kriege ausmachten, nach Maßgabe ihres Landeigenthums Frohndienste (bei öffentlichen Arbeiten, z. B. Straßenbau, verrichten und dem König als Obereigenthümer des Landes jährliche Steuer in dem zwanzigsten Theil des geerndeten Reißes und sechs Challies (ungefähr einen halben Pfennig) für jeden andern Acker entrichten mußten.

In diese Caste gehört auch noch der eigenthümliche wilde Volksstamm der Weddahs, welche die Waldungen am äußersten Ende der südöstlichen Küste der Insel bewohnen. Man kann sie füglich in zwei Classen eintheilen, in solche, welche in Dörfern wohnen, und in die, welche in den Wäldern hausen. Die erstern haben feste Wohnsitze und leben in geselliger Verbindung mit einander, die andern aber schweifen ohne bestimmten Wohnplatz einzeln umher und gleichen weit mehr den Raubthieren als menschlichen Wesen.

Diejenigen Weddahs der erstgenannten Classe, welche ich gesehen habe, waren kleine, übrigens wohlgebaute und sehr muskelstarke Männer, von wildem rauhen Ansehn, deren struppichtes, nie gekämmtes oder beschnittenes Haupt- und Barthaar tief über ihre, den andern Singalesen übrigens ähnliche Gesichter herein hing und sie beschattete. Sie tragen keine Kleider, sondern bloß ein Stückchen Tuch, womit sie ihre Schamtheile bedecken. Ihre Sprache ist ein nicht sehr abweichender Dialect des Singalesischen. In Zeiten der Noth essen sie verfaultes Holz, was sie mit Honig vermischt und zu einer Art Kuchen gebacken haben,

wodurch sie wenigstens den Qualen des Heißhungers entgehen.

Es findet sich bei ihnen, obgleich sie gesellig mit einander leben, noch fast keine Spur einer beginnenden Civilisation. Sie haben nicht einmal Namen. Einer von ihnen, der in dieser Hinsicht befragt wurde, erwiderte: „ich heiße ein Mann; als ich jung war, hieß ich ein junger Mann, und wenn ich alt geworden bin, so werde ich ein alter Mann heißen.“ Von Kunst oder Geschicklichkeiten findet sich nichts bei ihnen, wenn man nicht etwa das Verfertigen von Bogen und Pfeilen dahin rechnen will. Das Eisen an der Spitze ihrer Pfeile, so wie das Stückchen Tuch, womit sie sich umgürten, erhalten sie von Fremden durch Tausch gegen Wilpret, Thierfelle oder Honig und Wachs. Sie haben nur eine sehr dunkle Vorstellung vom Rechnen, und können nicht über fünf zählen. Sie glauben an die Existenz böser Geister, welche sie bei Unglücksfällen durch Opfer zu versöhnen suchen; von einem einzigen höchsten und wohlwollenden Wesen, welches die Welt schuf und regiert, haben sie dagegen keine Idee; eben so wenig von einem zweiten Leben, oder von künftigen Belohnungen und Bestrafungen, daher sie denn auch fast gar keinen Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen machen.

An ihre ungebundene, wiewohl höchst erbärmliche Lebensart gewöhnt, würden sie jede andere unerträglich finden, in der sie mehr eingeschränkt leben müßten. Sie glauben, den Gipfel der Glückseligkeit erreicht zu haben,

wenn sie genug zu essen haben. Ihre einzigen Vergnügungen bestehen in einer Art Tanz oder Gesang, wenn man anders diese Namen für ein wildes Umherspringen und Geschrei brauchen darf.

Sie scheinen mit den in den Wäldern hausenden Weddahs von einerlei Ursprung zu seyn, wiewohl sie jetzt durchaus in keinem Verkehr mit denselben stehen, und sie eben so sehr fürchten, als hassen. Von diesen Letztern giebt es übrigens nur sehr wenig Nachrichten. Sie sind bei weitem wilder, leben in Höhlen, nähren sich ausschließlich von der Jagd, und erscheinen nur in seltnen Fällen in größerer Anzahl zusammen. Uebrigens stehen beide Arten der Weddahs unter Anführern, welche in der Regel Singalesen einer benachbarten Gegend, aber von Weddahscher Abkunft sind, und ihre Untergebenen dann und wann zusammenberufen, um ihren Einfluß zu bewahren und ihr Ansehen nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Beinahe in gleichem Rang mit den Goewansé und zu denselben Dienstleistungen verpflichtet, wiewohl nicht zu derselben Caste gehörig, leben ein paar Hundert Singalesische Christen in den zwei Dörfern Wayacotté in Matelé und Galgomua in den Sevenkorles. In Kleidung, Farbe, Gestalt, so wie in Sitten und Gebräuchen sind sie nicht sehr von den andern Singalesen verschieden. Ihre Religion ist zwar dem Namen nach die christliche, aber voll des allergrößten Aberglaubens. Sie verehren die Jungfrau Maria und beten vor einem Crucifix, taufen ihre Kinder und befolgen im Ganzen bei Heirathen und Be-

gräbnissen den Ritus der Römischcatholischen Kirche; nichtsdestoweniger sollen sie aber auch dann und wann die Tempel des Boodhoo besuchen, und diesem Götzen Opfer darbringen; was auch leicht zu glauben ist, da ihre Religion sich nicht auf innere Ueberzeugung und Vernunft gründet, sondern in blindem Nachbeten unverstandner Formeln besteht, und auf bloßer Leichtgläubigkeit beruht, der Wurzel alles Aberglaubens. Sie haben nur einen einzigen Geistlichen, welcher den Titel Sachristian führt, übrigens ein ganz unwissender Mensch ist, der nicht einmal lesen kann und bloß einige Gebetformeln auswendig weiß. Sie sind ohne Zweifel die Abkömmlinge derjenigen Singalesen, welche von den Portugiesen vor mehrern Jahrhunderten zum Christenthum bekehrt worden sind. Ihr Dorf zu Matelé ist neuerdings auch von einem Englischen Geistlichen dem Herrn George Bisset besucht worden, der sie mit einem Exemplar des neuen Testaments in Singalesischer Sprache beschenkt hat, bei welcher Gelegenheit sie dasselbe zuerst kennen gelernt haben.

Die zweite Abtheilung der Wiessiawansé, die Nilemakareya, auch Patteastamm oder Hirtenvolk genannt, wird von den Singalesen mehr für eine Unterabtheilung der Goewansé als für eine besondere Caste angesehen. Ihrer ursprünglichen Beschäftigung gemäß treiben sie meistens Viehzucht und auch Landbau. Ihre Anzahl ist nicht sehr groß, und sie können nur zu den niedrigen Beamtenstellen gelangen. Ihre Abgaben an den König bestanden in Reiß, Gee (Butter), Tire (eine Art Molken) und Milch.

Die Kóhoodrawanſé beſteht aus folgenden Unterabtheilungen, über welche Beamte geſetzt waren, die die Abgaben derſelben an den König in Empfang nehmen, oder die Aufſicht über die ſchuldigen Dienſtleiſtungen führen mußten.

1) Die erſte der niedrigern Caſten iſt die der Carawé (Männer vom Salzwaſſer) oder Fiſcher. Im Innern des Landes, wo ſie von der See entfernt waren, mußten ſie eben denſelben Dienſt leiſten als die Marakkala oder Mohren, die, obgleich zu keiner Caſte gehörig, ihnen an Rang gleichſtehen und ſie ſehr an Anzahl und Bedeutung übertreffen.

Dieſe Mohren ſind ſämmtlich Muhamedaner und haben ſtets ungehinderte Ausübung ihrer Religion genoſſen. Wann ſie zuerſt nach Ceylon gekommen ſind, iſt ungewiß. So wie die Goewanſé alle obrigkeitliche Aemter, ſo haben die Mohren den ausſchließlichen Betrieb des Handels an ſich geriſſen. Sie ſind ein kräftiger, betriebſamer Menſchenſchlag, ſehr erwerbſam, verſchmitzt und unternehmend; übrigens unterſcheiden ſie ſich in Kleidung, Sitten und Gebräuchen nur ſehr wenig von den Singaleſen. Die geſammte Abtheilung, die Carawé mit eingerechnet, führt den Namen Madigé und beſteht aus ſolchen, die entweder Ländereien beſitzen, oder nicht. Bei beiden iſt Viehzucht die Hauptbeſchäftigung, und die der erſtern Art waren verpflichtet, mit ihren Rindern (dem einzigen Laſtthier der Inſel) ſich zu ſtellen, um den Reiß des Königs oder ſein Gepäcke weiter zu ſchaffen, und außerdem

noch eine kleine Abgabe von Salz oder eingesalznen Fischen u. d. m. zu entrichten. Die Soolan-Mohren, d. h. diejenigen, die keine Ländereien besitzen, wurden bei besondern Vorfällen als Staatsboten gebraucht, meistens aber trieben sie Handel für die Rechnung des Königs.

2) Auf die Carawés folgt die Caste der Madinnochandos oder die Toddyabzapfer. Ihre Beschäftigung besteht darin, den süßen Saft (Toddy genannt) zu sammeln, welcher von dem geköpften Blüthenstengel des Cocusnußbaums und zweier anderer Palmarten herabträufelt, und daraus ein geistiges Getränk zu bereiten. Da aber die religiösen Vorschriften der Singalesen den Gebrauch solcher Getränke verbieten, so giebt es nur sehr wenig Familien dieser Caste im Innern der Insel, mehr aber in der Nähe der Seeprovinzen.

3) Die dritte Caste ist die der Achari, welche Einige, wiewohl irrig, für die erstere halten. Sie besteht aus Gold- und Silberarbeitern, Messingchlägern, Hufschmidten, Schreinern, Drechslern, Steinhauern u. s. w., welche alle mit der allgemeinen Benennung Achari bezeichnet werden, welches so viel wie Meister oder Lehrer einer Kunst bedeutet. Für die Ländereien, die sie besitzen, mußten sie jährlich eine kleine Grundsteuer in Gelde und zum Bedarf des Königs einige Manufacturwaaren entrichten, auch überhaupt für den König ohne weitere Entschädigung arbeiten.

4) Die Hannawli oder Schneider sind nur in unbedeutender Anzahl vorhanden. Für ihre Ländereien mußten

sie statt andern Abgaben die Staatskleider des Königs und seines Hofstaats verfertigen.

5) Dagegen ist die Caste der Töpfer, Baddahela badda, sehr zahlreich, weil die Consumtion der Töpferwaare auf Ceylan sehr groß ist, indem es zu Folge der Singalesischen Religion für eine Verunreinigung gilt, aus einen Gefäß zu trinken, woraus Einer aus einer geringern Caste getrunken hat, und daher bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Mitglieder verschiedner Casten, alle gebrauchten Schüsseln und Kannen u. s. w. zertrümmert werden. Die Töpfer müssen jährlich eine kleine Grundsteuer entrichten und die königliche Küche mit den nöthigen Gefäßen versehen.

6) Die Ambattea's oder Barbiere sind in zu geringer Anzahl vorhanden, um den Namen einer Caste zu führen. Sie bezahlen eine kleine Geldsumme jährlich für ihre Ländereien und werden meistens als Lastträger gebraucht, da ihre eigentliche Profession ziemlich überflüssig ist, indem jeder Singalese seinen Bart selbst in Ordnung bringt.

7) Die Radabadda, Wäschercaste, ist sehr zahlreich. Ihr eigentlicher Dienst bestand darin, an den Orten, wo man den König erwartete, mit weißen Tüchern den Fußboden zu belegen, die Zimmer die zu seiner Aufnahme bestimmt waren, in Ordnung zu bringen und die Stühle zu überziehen. Von dieser Verpflichtung waren aber diejenigen Familien frei, welche die Hofwäsche zu besorgen hatten.

Uebrigens ist die Tracht der bisher angeführten Casten

dieselbe wie die der Goewansé, nur daß die Weiber der Radabadda statt des einfachen Hala zwei kurze Tücher tragen müssen, von denen sie das eine um die Hüften wickeln; das andere aber über den Schultern tragen.

8) Die Halees oder Chalias. — Diese eigentlich aus Weibern bestehende Caste ist nur von geringer Anzahl im Innern des Landes, aber sehr zahlreich in den Seeprovinzen, wo sie als Zimmtschäler gebraucht werden und durch diese einträgliche Beschäftigung zu einem ziemlichen Grade des Wohlstandes gelangt sind. Ihre Verpflichtung war es, außer einer Grundsteuer für ihre Ländereien, die königliche Küche mit Brennholz zu versehen, Lebensmittel herbeizuschaffen u. s. w. Die Männer dieser Caste dürfen keine Mützen tragen und keine Kleider, die weiter als bis zu den Knieen herabgehen.

9) Das Geschäft der Hakooro- oder Jaggery-Verfertiger, deren Caste sehr zahlreich ist, besteht darin, eine Art groben Zucker, Jaggrey genannt, aus dem Safte verschiedener Palmenarten, besonders aber der Ketoolga (Caryota urens), welche den meisten Zuckerstoff enthält, zu bereiten. Sie mußten als Abgabe für ihre Ländereien jährlich eine gewisse Quantität Jaggery und süßen Toddy an den Hof liefern.

o) Die Hunubaddé oder Kalkbrenner-Caste ist nicht bedeutend. Sie brennen auch Kohlen, und müssen, außer einer Grundsteuer in Geld, von beiden Artikeln eine Quantität jährlich an den König abliefern.

11) Zahlreicher sind die Pannago oder Grasmäher, die ihren Namen von Pan, einer Art hohen Grases, ab leiten, und denen die Sorge für die Fütterung des Rind viehs, der Pferde und Elephanten des Königs obliegt.

12) Auf diese folgt die kleine Caste der Vellediurai, welche Weber und wahrscheinlich Abkömmlinge der Chalias sind, und bloß in dem District Neuracalava wohnen.

13) Nicht viel zahlreicher sind die Doddah Weddahs oder Jäger, welche nur in den wildesten Gebirgsgegenden hausen, und als Tribut in die Hofküche Wildpret liefern müssen.

Was die sieben darauf folgenden Casten betrifft, s mag es genügen, ihre Namen und Rangordnung anzugeben da eine detaillirtere Beschreibung von keinem Interesse seyn möchte. Es sind folgende. Die Paduas (Bauleute, Eisen gießer u. s. w.), Barrawabaddé oder Mahabaddé (Trom melschläger und Pfeifer), Handees (Korbflechter), Palla roo, Radago (von beiden konnte ich nichts weiter erfah ren, als daß sie nur in geringer Anzahl vorhanden sind) Olee, Palee oder Kinnera badde, von denen die erster bei Processionen die monströsen Bilder der bösen Geister Assooriahs genannt, tragen müssen, die zweiten Wäsche und die letzten Seiler und Mattenfabricanten sind.

Noch giebt es zwei Gattungen Singaleser, welche z keiner Caste gerechnet werden, und mit denen im Verkeh zu stehen für Verunreinigung gilt. Die erstere ist die d Gattaroo, und besteht aus solchen, die der König wege

Verbrechen oder schändlicher Aufführung für aller Ehre verlustig erklärt hat. Die infamirende Sentenz lautet folgendermaßen: „Der Verbrecher soll fortan keine Steuern mehr zahlen, keine Dienste leisten und als ein Gattaroo betrachtet werden."

Die zweite Art sind die Rhodees oder Gasmundos, welche Abkömmlinge derjenigen sind, die aus den Casten gestoßen wurden, weil sie trotz des Verbots fortfuhren, Rindfleisch zu essen, und derer, die wegen Hochverrath verurtheilt worden sind. Sie besitzen nur sehr wenig Land, und müssen als Abgabe dafür Häute und Stricke zum Anbinden der Elephanten entrichten. Diesen Tribut müssen sie an das eine Ufer des Mahawellé ganga bringen, an dessen anderm ein dazu beauftragter königlicher Gefangenwärter steht und ihn, wenn sie sich wieder entfernt haben, in Empfang nimmt.

Diese Menschen leben in einem höchst erbärmlichen Zustand von aller Gemeinschaft mit den übrigen Casten gänzlich ausgeschlossen; sie essen, was ihnen vorkommt, selbst crepirte Thiere, und dürfen nicht in ordentlich gebauten Häusern wohnen, sondern in bloßen Schobern, welche von einer Seite ganz offen sind. Wenn ein Rhodia einen Goewansé sieht, so muß er ihn mit emporgehobenen gefalteten Händen grüßen, und ihm aus dem Wege gehen; sollten beide grade in einem engen Gange zusammentreffen, wo ein Ausweichen nicht Statt finden könnte, so muß der Rhodia zurückgehen. Falsch ist übrigens die Behauptung, daß in diesem Falle derselbe sich auf die Erde werfen müß-

te, damit der Goewanse über ihn hinwegschritte. Dieß würde ganz gegen die religiösen Meinungen der Singalesen verstoßen, indem sie sich durch jede Berührung mit einem Rhodia für verunreinigt halten. Nicht einmal an dem Gottesdienst dürfen diese letztern Antheil nehmen, und es ist nur ein Beispiel eines Priesters vorhanden, welcher mit ihnen betete, sie über religiöse Gegenstände belehrte, und da er sich hierdurch die Ungnade des Königs zugezogen hatte, den Muth besaß, zu behaupten, „Religion sei eine Sache, die für alle Menschen gehöre.“ Daß sie bei dieser Lage der Sachen in jeder Hinsicht ganz roh und uncultivirt sind, und mit wenigen Ausnahmen gar kein Gefühl für Sittlichkeit und Recht haben, läßt sich leicht denken. Uebrigens sollen sie doch ein kräftiger Menschenschlag, und ihre Weiber sehr schön seyn. Diese letztern werden daher deßwegen, und weil sie sich auf Wahrsagerei verstehen, weniger gemieden als die Männer, und ziehen häufig, wie bei uns die Zigeunerinnen, im Lande umher, um ihr trügliches Handwerk zu treiben.

Ueber den Ursprung der Indischen Casten im Allgemeinen hat bereits Hr. Mills in seinem gelehrten Werk (history of British India) sich weitläuftig ausgelassen. Seiner Meinung nach ist die Hauptveranlassung ihrer Errichtung die Ueberzeugung der frühern Regierungen gewesen, daß durch eine solche Eintheilung des Volkes und der Arbeit die Lage jedes Einzelnen um vieles verbessert werden würde. Vielleicht aber hat sich die Classification ursprünglich von selbst dadurch gebildet, daß in jeder Familie, die einmal übliche Beschäftigung vom Vater auf den Sohn forterbte, und erst spä-

von den Regierungen diese vorgefundene Einrichtung durch Hülfe religiöser Vorurtheile befestigt und vervollständigt wurde.

Daß die Brahmanencaste auf Ceylon sich nicht findet, davon geben die Singalesen den auch sehr wahrscheinlichen Grund an, daß vor 2363 Jahren, als zuerst Ceylon colonisirt ward, dieß durch Hindostaner, welche sämmtlich, ihren König allein ausgenommen, aus der Caste Goewanse waren, geschehen sei, indem diese und die ihnen folgenden Einwanderer von dem Theil der Ostküste Indiens hergekommen wären, in welchem die Brahmanencaste nicht geduldet wurde.

Wie schon oben im Allgemeinen bemerkt worden ist, so hat die Casteneintheilung weniger merklichen Einfluß auf die Singalesen als auf ihre Nachbarn, die Hindus, indem ein großer Theil der erstern ganz gleich und frei ist, und sich beliebig irgend eine Beschäftigung und Lebensart wählen kann. Was aber überhaupt den Einfluß des Castensystems betrifft, so ist es schwer, hierüber im Allgemeinen ein bestimmtes Urtheil zu fällen, und die Vortheile und Nachtheile desselben gehörig abzuwägen. In so fern dieß System eine allgemeinere Fortbildung und Vervollkommnung hindert, und auf ewige Zeiten ganze Volksclassen zu einer schmählichen Erniedrigung verdammt, ist es ohne Zweifel sehr schädlich und verwerflich; allein auf der andern Seite ist es auch wieder in so fern von Nutzen, als es den Verfall von Künsten und Gewerben verhindert, allem ungezügelten Ehrgeiz Schranken setzt, und Ordnung und Ruhe hervorbringt. In einem Lande und unter einem

Clima, in welchem das Volk zu einem regern Fortschreiten in der Cultur disponirt ist, muß jenes System nothwendig ganz verdammlich erscheinen; allein in einem Lande und Clima von entgegengesetzter Natur, wo man sich mehr zur Unthätigkeit und Verschlimmerung hinneigt, ist dasselbe offenbar von bedeutendem Nutzen. Zu welcher Gattung von Ländern man nun Ceylon rechnen soll, ist freilich nicht so bestimmt auszumachen, doch scheint es mir weit mehr zu der letztern Art zu gehören, als zu der erstgenannten. Mithin würde eine plötzliche Aufhebung der Casteneintheilung, bevor nicht durch andere moralische Motive für eine Ersetzung des in ihr liegenden geistigen Ressorts gesorgt ist, ohne Zweifel üble Folgen nach sich ziehen, besonders da das dortige Clima einen so nachtheiligen Einfluß auf die Thätigkeit der Einwohner hat, welchem auf alle Weise entgegengewirkt werden muß. Uebrigens ist aber freilich das Castensystem so erniedrigend, und für das menschliche Gefühl so empörend, daß eher zu fürchten ist, daß es die Engländer bei ihrem regen Sinn für Freiheit und Recht zu frühzeitig aufheben, als zu lange fortdauern lassen werden.

Die alte Staatsverfassung von Kandy. Hofstaat.

Das Innere von Ceylon, oder das alte Königreich Kandy, war in zweierlei Haupteintheilungen von verschiedener Benennung getheilt, nämlich in Dissavonies und

Ratties, wovon wir das erstere Wort füglich mit Provinzen, das zweite mit Grafschaften übersetzen können. Die Dissavonies, welche das Grenzgebiet des Königreichs ausmachten, so wie die Ratties das Centrum, waren folgende: Nuarakalawea, Sat-Korlé (die sieben Korlés), Hattere Korlé (die vier K.), Korlé Tunay (die drei K.; Korlé ist die Benennung für eine Unterabtheilung), Saperegamuay oder Saffragam, Ouva, Welassey-Pintenney, Tamankadada, Mutelé, Walapany und Udapalate. Die Ratties: Doombera, Harafea-pattoowe, Tolompané, Yatenuara, Udonuara Kotmalé, Hewahetté.

Die alte Staatsverfassung von Kandy hat nunmehr zu existiren aufgehört, nachdem sie wenigstens ein Paar tausend Jahre hindurch bestanden hat. Eine Darstellung derselben ist daher um so wichtiger, als in Verlauf von einiger Zeit man selbst an Ort und Stelle sie vergessen haben wird, und ohne ihre Kenntniß die Geschichte der Insel, so wie eine Schilderung des Characters, der Sitten und Gebräuche des Volks nothwendig unverständlich bleiben muß.

Sie war eine reine Monarchie, welche Staatsform die Singalesen für die einzige halten, bei der eine Ordnung und Harmonie des Ganzen möglich ist. Nur solche, die aus der Königscaste (Rajah oder Soora wansé) stammten, konnten gesetzlich den Thron besteigen, und bloß ausnahmsweise sind einige aus der Goewansé zu der königlichen Würde gelangt. Außerdem ward auch dazu erfordert,

daß der König der herrschenden Landesreligion zugethan, und ein Anbeter des Boodhoo war.

Unter dem Könige (Rajoorvowo) standen zunächst die Minister, Adikars (eigentlich Adikaarams) genannt, deren Anzahl zu verschiedenen Zeiten verschieden war, und sich unter dem letzten Könige auf drei belief. Sie wurden von dem Könige ernannt, und behielten ihre Stellen nur so lange, als er es für gut fand. Ihre Hauptfunction bestand in der Verwaltung der Justiz, wobei sie aber gewöhnlich nicht sehr unparteiisch verfuhren, weil sie keinen eigentlichen Gehalt erhielten, und bloß von Sporteln und Accidenzen leben mußten. Außerdem lag es ihnen auch ob, im Kriege den Oberbefehl über die Truppen des Königs zu führen. Sie sprachen in der Regel in allen Rechtsfällen die Sentenz, außer bei einigen Capitalverbrechen, Hochverrath nämlich und Mord, worüber sich der König ausschließlich die Entscheidung vorbehalten hatte. Auch konnte man von ihren Urtheilsprüchen an den König als oberste Instanz appelliren. Uebrigens kamen sie auch im äußern Pomp und Putz zunächst nach dem Könige; wohin sie gingen, schritt ein Mann vor ihnen her, der ihren silbernen gekrümmten Amtsstab trug, und eine Anzahl anderer Leute, welche große Peitschen trugen und schwangen, als Symbol der ihnen zustehenden Criminaljurisdiction.

Auf die Adikars folgten in der Singalesischen Rangordnung die Dissaves oder Dissave-pati, oder die Gouverneure der Provinzen, welche in ihren Districten als eigent

liche Stellvertreter des Königs angesehen wurden. Sie genossen daher auch aller Ehrenbezeugungen, die dem Könige zukamen, bloß das Niederfallen auf die Kniee ausgenommen. Vor jedem von ihnen wurde seine eigene Fahne hergetragen, und er selbst von einer zahlreichen Schaar Musicanten und Garden begleittt. Ihre Amtsverwaltung betraf die Handhabung der Rechtspflege, die Eintreibung des Tributs und die Ausführung der königlichen Befehle; von ihrem Richterspruch konnte man an die Adikars appelliren. Gelegentlich machten sie dem Könige ein Geschenk, doch ist es eine irrige Meinung, daß sie ihre Stellen erkauft hätten. Da die öffentlichen Einkünfte auf eine bestimmte Summe festgesetzt waren, und ihnen gesetzlich der Ueberschuß anheim fiel, so hatten sie freilich hierdurch ungehinderte Veranlassung zu mannichfachen Erpressungen und Bedrückungen ihrer Untergebenen. In frühern Zeiten durften sie nicht in ihren Provinzen selbst residiren, sondern mußten ihren Aufenthalt in Kandy nehmen, damit der König ihrer Treue und Anhänglichkeit gewiß sei; der letzte König gestattete ihnen aber des pecuniären Vortheils wegen die Entfernung aus der Residenz, und behielt zu seiner Sicherheit ihre Familien als Geißeln zurück.

Die Dissaves hatten das Recht, die Stellen folgender Unterbeamten beliebig zu besetzen: die der drei Mohottalar, nämlich des Dissaway-Mohottala (Vicegouverneur), Attapattee-mohotalla (Leibgardebrist), und Lobituakka-mohotalla (Oberaufseher des Districts). Sodann ernannten sie die Korawlas (Amtmänner),

Atu-Korawlas (Unterbeamte), Mohandiram (königliche Zimmtaufseher), Widahu (Schultheißen der Dörfer), Dooreyas (Vorsteher der geringen Casten), und Coneawnamas (untere Steuereinnehmer).

Der Wirkungskreis und die Amtspflichten der Ralemahatmeyas oder Gouverneure der Grafschaften waren denen der Dissaves gleich; an Rang standen sie aber den letztern nach, und durften nicht Fahnen vor sich hertragen lassen, oder unter Trommelschlag und Abfeuern der Gewehre ihren Einzug halten. Sie ernannten übrigens gleich den Dissaves ihre Unterbeamten.

Zunächst nach den Dissaves und Ratemahatmeyas, deren Stellen gewöhnlich nur an Glieder der vornehmsten Familien des Landes vergeben wurden, kamen die Oberaufseher der Tempel, welche Laien waren, und nicht von dem Collegium der Priester, sondern von dem Könige gewählt wurden. Der über den Haupttempel des Boodhoo zu Kandy, Dalada-mawligawé genannt, gesetzte führt davon den Titel Mawligawé-diwa-nalami, und unter ihm steht eine große Menge Patteas- oder Tempeldiener. Sein Amt ist es, darüber zu wachen, daß der herkömmliche Ritus stets beobachtet wird, und er bringt dem Boodhoo täglich die Morgen- und Abendopfer dar, von denen die ersten in Reiß und Blumen, die letztern in Blumen, einigem Getränk und Betelblättern bestehen.

Ueber die Tempel (Dewalay oder Dewalé genannt) der übrigen vier Götter, nämlich des Nata, Maha-Wischnu, Katragam und Patiné, sind ebenfalls vier Oberaufseher

ßt, welche den Namen Dewalay-basnayeke-nilamis hren, die aber nicht ſelbſt den Göttern die Opfer dar-ingen dürfen, was bloß einer beſondern Claſſe von Prie-rn, Kapuralles genannt, zuſteht.

Der Hofbedienten giebt es eine ſehr große Anzahl, dem für jedes einzelne Bedürfniß des Monarchen ge-hnlich ein beſonderes Amt errichtet iſt. Die vornehm-n unter ihnen ſind folgende: der Gajenayke nilami Elephantenchef), der Maha-aramoodaly-wanna-o-nilami (Großſchatzmeiſter), Maha-gabada-ilami (Haushofmeiſter), Maha-haiti pennagé ohandiram-nilami (Oberkammerherr) u. ſ. w.

Schwerlich hat es einen Hof gegeben, wo man mehr omp und Glanz, freilich in ſehr barbariſchem Geſchmack, eſtellte, und ſtrenger die kleinlichſten Vorſchriften der Eti-ette beobachtete, als zu Kandy. Der königliche Thron t mit Gold plattirt, und mit koſtbaren Edelſteinen ge-mückt. Wenn der König bei feierlichen Gelegenheiten chien, ſo war er entweder in die prachtvollſten, mit Ju-len überladenen Gewänder gekleidet, oder in völliger lbnen Rüſtung, die mit Rubinen, Smaragden und Dia-nten reich beſetzt war. Um den Eindruck der Pracht verſtärken, und der Sache noch mehr Feierlichkeit zu leihen, ward auch gewöhnlich die Nachtzeit gewählt, um dienz zu geben, oder Staatsangelegenheiten öffentlich zu handeln.

Die Ehrenbezeugungen, die dem Kandyſchen Monar-h geleiſtet werden mußten, waren ſo übertrieben, daß ſie

eher einem Gott als einem Menschen zukommen zu müsse
schienen. Die obersten Staatsbeamten erschienen nie vo
dem König, ohne sich auf die Kniee zu werfen, und rede
ten ihn gewöhnlich mit dem Titel „Dewo“ (Gott)
an. Die Titel, die er sich selbst in seinen Proclamationen
gab, sind zum Theil sehr characteristisch. So z. B. lau
tete der Anfang eines Sanus (Schenkungsbriefs) des letzte
Königs folgendermaßen: „Der Allermächtigste, — der groß
Beschützer der Religion, dessen Ruhm unendlich und übe
das ganze Universum ausgebreitet ist, dessen unaussprechli
che Erhabenheit den Glanz des Mondes, des himmlischen
Stroms (der Milchstraße) und aller Sterne verdunkelt, —
dessen Fuß für die Nasen der übrigen Könige ein so süße
Wohlgeruch ist, als Blumen für die Bienen, — unse
edelster Beschützer und unser Gott, — der wie Sakra
welcher die Assooriahs unterjochte, auf dem kostbaren Thro
der prachtvollen und glückseligen Stadt Sengada-gal
sitzt, welche die Schönheit und den Reichthum aller Kö
nigreiche in sich vereinigt enthält, — befiehlt u. s. w.“

Es war übrigens, wie überhaupt im Osten Asiens, i
Kandy nicht Sitte, daß der König gekrönt werden mußt
und die Krone gehörte nicht zu den wesentlichen Insigni
der königlichen Würde, welche in einem weißen Staatsson
nenschirm, einem Wedel (brush) aus den Haaren einer T
betanischen Kuh, einem goldnen Schwert, einer goldne
Stirnkappe und goldnen Pantoffeln bestanden. Uebrigen
war es nicht verboten, eine Krone zu tragen, und die Kö
nige von Kandy besaßen eine sehr schöne, prachtvoll m

Edelsteinen besetzte goldne; allein sie wurde fast nie gebraucht, weil die Könige fürchteten, durch das Tragen derselben die Götter, deren eigentliches Attribut sie ist, zu beleidigen, und die Eifersucht und den Neid derselben rege zu machen.

Die Königswürde war nach dem Recht der Erstgeburt erblich. Hatte ein König aber keine Nachkommen hinterlassen und keinen andern zum Nachfolger bestimmt, so wählten die Minister hierzu ein taugliches Subject.

Die Rechte und Befugnisse des Königs waren von sehr großer unbeschränkter Ausdehnung; er ward als alleiniger Grundeigenthümer des Bodens anerkannt, besteuerte nach Belieben das Volk, und schrieb die ihm zu leistenden Dienste vor; alle obrigkeitliche Aemter hingen von ihm ab, und er ward als Quelle aller Macht und Ehre angesehen. Nichtsdestoweniger war er dennoch nicht so ganz uneingeschränkt, als es hienach scheinen möchte. Er mußte nämlich die Sitten und Gebräuche des Volks achten, und sich in seinem Benehmen nach gewissen niedergeschriebenen Vorschriften für die Regierung eines Königs richten. Aus diesem politischen Catechismus sind die folgenden Regeln die hauptsächlichsten, und aus dem Pali oder der heiligen Priestersprache übersetzt, welche sie in Versen enthält:

1) Zeige dich gnädig dem, der es verdient.

2) Rede in mildem Ton.

3) Was du unternimmst und thust, sei auf die Wohlfahrt deines Volks gerichtet.

4) Liebe dein Volk, wie dich selbst.

5) Begünstige keinen zum Nachtheil eines Andern.

6) Beeinträchtige keinen zum Vortheil eines Andern.

7) Laß dich nicht Furcht abhalten, Gerechtigkeit zu üben.

8) Hüte dich, aus Unwissenheit oder Mangel an gehöriger Kenntniß der Sache Unrecht zu thun.

9) Sei freigebig.

10) Richte dich genau nach den Vorschriften deiner Religion.

11) Belohne das Verdienst.

12) Dein Betragen sei aufrichtig.

13) Sei geduldig.

14) Hege keinen Haß.

15) Thue Niemand eine Qual an.

16) Zeige dich stets mild.

17) Sei dankbar.

18) Höre auf guten Rath.

Sollte ein König diesen Vorschriften gradezu zuwiderhandeln, das Beispiel guter Regenten nicht befolgen, und besonders das Gewohnheitsrecht des Landes ntcht achten, so würde er für einen Tyrannen angesehen werden, und das Volk würde in Masse aufstehen und ihn entthronen; auch fehlt es wirklich nicht an Beispielen, wo das Volk in dringenden Fällen von diesem Recht des Widerstands mit günstigem Erfolge Gebrauch gemacht hat.

Gesetze. Rechtspflege.

Die richterliche und gesetzgebende Gewalt steht bei den Singalesen eben so, wie die executive, dem Könige zu; ein Umstand, worin ihre Verfassung sehr von der der Hindus des Continents abweicht. Die Ursache hiervon liegt darin, daß die erstern keine Braminen haben, welche überall, wo sie festen Fuß faßten, sich in den ausschließlichen Besitz der erstgedachten zwei Gewalten gesetzt haben.

Aus dem nämlichen Grunde erklärt es sich auch, daß die Singalesen nicht wie die Hindus eine geschriebene Gesetzsammlung haben, sondern ihre Rechtspflege auf Herkommen und dem allgemeinen, von allen Menschen anerkannten Billigkeitsgefühl beruht. Es haben zwar einige Schriftsteller behauptet, daß auch bei ihnen, wie bei den Burmas und Hindus, der Codex des Menu als Rechtsquelle gelte, allein dieß ist irrig, und nur einige wenige aus demselben entlehnte Gesetze finden sich hie und da in den Singalesischen Religionsbüchern zerstreut, sind aber sehr wenig bekannt und werden noch weniger befolgt*). Uebrigens ist das Singalesische Gewohnheitsrecht, so weit ich davon un-

*) Das Indische Wort Menu wird im Singalesischen Manu ausgesprochen, und bedeutet theils so viel als Mensch, theils ist es ein besonderer Geschlechtsname der königlichen Familie (Manuwansé), und man bediente sich seiner, wenn man den König von Kandy anredete.

terrichtet bin, dem Standpunct und der Eigenthümlichk
ihrer gesammten politischen Verfassung ganz angemesse
und es wäre nur zu wünschen, daß es mit größerer U
parteilichkeit und Strenge gehandhabt würde.

Sämmtliche Beamtete von dem Könige an, bis zu d
Widahnes (Dorfschultheißen) herab, üben mehr oder wen
ger die richterliche Gewalt aus, und von jeder Unterb
hörde kann man an die nächste Oberbehörde appelliren, b
dieser Instanzenzug bei dem Könige sich endigt, dessen En
urtheil peremtorisch entscheidend ist. Von den höhern Beam
ten, den Adikars, Dissaves, Ratte-mahatmeyas hat jeder e
nen besondern Gerichtshof für sich, und handhabt in seine
Gerichtssprengel die Rechtspflege unumschränkt und ohn
controllirt zu werden, nur daß man von seinen Ausspr
chen appelliren kann. Jeder vereinigt in sich die Functi
nen der über die Thatfrage entscheidenden Geschwornen un
des das Gesetz aussprechenden Richters, jedoch giebt
auch zwei Arten besonders niedergesetzter richterlicher Coll
gien; das eine wurde aus den vornehmsten Beamten a
Befehl des Königs gebildet, und war eine Art Specia
commission zur Untersuchung eines besondern Falles, di
andere bildeten die Behörden eines jeden Districts, wie d
Lekam, Korawles und Widahnes; dieß letztere hieß Sak
ballanda (von Saké Beweis und ballanda zu untersuchen
und hatte in mancher Hinsicht ähnliche Amtsfunctionen, w
das Schwurgericht der Mordschauer (coroners jury) i
England.

Wenn ein Todter gefunden wurde, so durfte di
Leichnam niemand anrühren, bis die Saké-ballanda ih

unterfucht hatte; selbst nicht in dem Falle, wenn es ein Erhängter war, den man durch zeitiges Abschneiden vielleicht noch ins Leben hätte zurückbringen können. Dieser Commission lag es ob, die Ursachen des Todes und alle Umstände, die sich auf denselben beziehen möchten, auszumitteln. Wenn sich in einem Dorfe ein Selbstmord ereignete, und der Selbstmörder bei gesundem Verstande, oder doch nur dann und wann nicht recht bei Sinnen war, so legte die Suké ballanda der Gemeinde eine Geldbuße von funfzig Riddies (ungefähr neunundzwanzig Schilling Englischen Geldes) auf, welche Summe erst entrichtet werden mußte, bevor der Leichnam begraben werden konnte; — eine Bedingung, die ihre Bezahlung stets bewirkte, indem auf das Unbegraben oder Unverbrannt liegen lassen eines Leichnams eine Strafe von ein oder zweihundert Riddies stand. Wenn aber der Selbstmörder wirklich blödsinnig oder wahnwitzig war, so wurde keine Geldbuße entrichtet. Der Grund dieser Bestimmungen lag darin, daß man im ersten Falle es so ansah, als hätten die Einwohner durch größere Sorge und durch Beistand, den sie dem Unglücklichen hätten leisten sollen, seinen Tod verhindern können; im letztern Falle aber wurde keine Strafe verhängt, weil Niemanden zugemuthet werden konnte, in einem fort über einen Wahnsinnigen zu wachen.

War ein Mord geschehen und der Thäter entdeckt worden, so mußte derselbe eigentlich nach Canby geschafft werden, weil der König sich die Bestrafung aller Mordthaten ausschließlich vorbehalten hatte. Allein gewöhnlich, wenn nicht der Fall besonders qualificirt und sehr notorisch war,

zog der Diſſave ſeines eigenen pecuniären Vortheils wegen die Sache vor ſeinen Gerichtshof, und begnügte ſich, dem Thäter eine ſehr ſchwere Geldbuße aufzulegen. Hatte ſich ein Mord in einem Hauſe oder Dorfe ereignet, ohne daß der Mörder hatte entdeckt werden können, ſo wurden die Bewohner des Hauſes oder Dorfes eben ſo wie im Fall eines Selbſtmords beſtraft, nur daß ſich der Betrag der Geldbuße nach den beſondern Umſtänden richtete. Dieſe Strafe wurde aber nicht verhängt, wenn der Schauplatz der That ein einſamer von den Wohnungen entfernter Ort geweſen war. Uebrigens war, ſo viel ich erfahren konnte, weder Selbſttödtung noch Mord häufig bei den Singaleſen, und ein bejahrter wohlunterrichteter Mann, der immer am Hofe zu Kandy gelebt hatte, verſicherte mir, daß die Anzahl von Mordthaten, von denen er Zeit ſeines Lebens gehört habe, ſich nicht über fünf beliefe, und daß öfters während der ganzen Regierungszeit eines Königs keine Hinrichtung Statt gefunden hätte. Dieſer letztere Umſtand iſt übrigens kein Beweis für die Seltenheit der Capitalverbrechen, weil mehrere Könige der Singaleſen in gewiſſenhafter Befolgung ihrer Religionsvorſchriften, ſich nicht erlaubten, irgend Jemand zum Tode zu verurtheilen. Die Todesſtrafe wird im Fall eines Mords durch den Strang, beim Hochverrath aber durch das Schwert vollzogen.

Dagegen ſoll beſonders in früherer Zeit Raub häufig bei den Singaleſen vorgekommen ſeyn. Der entdeckte Thäter mußte das geraubte Gut dem Eigenthümer wieder zurückerſtatten oder den Werth deſſelben erſetzen, und

außerdem noch eine Geldstrafe erlegen, welche der Richter und der Bestohlne theilten. Auch wurde er oft eingekerkert oder ausgepeitscht, nachdem er durch die Straßen des Orts geführt worden war, wobei ein Trommelschläger voranging und er mit Zeichen behangen war, die die Art seines Verbrechens und seiner Strafe andeuteten.

Das Verbrechen des Ehebruchs wird bei den Singalesen auf eine sehr summarische Weise bestraft. Der beleidigte Ehemann wendet sich nicht an die Obrigkeit, um sich Genugthuung zu verschaffen, sondern peitscht den Ehebrecher entweder in seinem Hause oder auch öffentlich derb aus, oder schneidet ihm auch wohl die Haare und Ohren ab, und scheidet sich selbst von seinem Weibe, welche in dem königlichen Magazin, der Strafexecutionsstätte für Weiber, ebenfalls ausgepeitscht und mit Schimpf und Schande ihrer Familie wieder zugesendet wird.

Verletzungen und Gewaltthätigkeiten sind zwar sehr selten bei den Singalesen, allein sie sind dagegen ein sehr streitsüchtiges Volk, was aber mehr aus äußern Umständen als aus einer bösen Characteranlage herrührt. Es verleitet sie nämlich zur Verlängerung und Vervielfältigung ihrer Prozesse theils die Unbestimmtheit oder Ungewißheit des Rechts, welches nicht in geschriebenen Gesetzen Allen offenkundig vorliegt, theils die ausgedehnte Freiheit zu Appellationen von einer Behörde an die andere, und die parteiische Verwaltung der Rechtspflege selbst. Bei Streitigkeiten über Landbesitz, welche am häufigsten vorkommen, pflegen sich die streitenden Parteien gewöhnlich zuerst an

das schiedsrichterliche Urtheil ihrer Nachbarn; sodann appellirt der sich beschwert glaubende Theil an den Korawl, von dessen Ausspruch dann weiter an den Mohottala, Dissave, den Adikar und zuletzt an den König. Diejenigen, die die Kosten dieses weitläuftigen Instanzenzugs nicht zu tragen vermögen, warten auf die Einsetzung neuer Beamten, welche sie durch Bestechung leicht dahin bringen, die ausgesprochne Sentenz ihrer Vorgänger wieder umzustoßen, worauf denn der Proceß von neuem losgeht.

In schwierigen Fällen nimmt man seine Zuflucht auch zu Gottesurteln, und man kennt dort zwei Gattungen derselben. Das eine Ordale besteht darin, daß die zwei Parteien in einem tewalé (Tempel) durch einen feierlichen Eid ihre Unschuld oder ihr Recht beschwören, und die Rache der Götter auf den Meineidigen herabrufen, welchen von beiden Theilen nun der erste unglückliche Zufall durch den Tod seines Weibes, Kindes oder Viehs u. s. w. trifft, der wird als Meineidiger angesehen, und die Sentenz fällt gegen ihn aus. Bei der andern Art des Gottesurteils werden die rechten Hände der Parteien in heißes Oel oder Kuhmist getaucht. Derjenige, an dessen Hand sich Spuren des Brandes zeigen, wird verurtheilt. Finden sich bei beiden Brandmaale, so bleibt die Sache unentschieden, und wenn der Gegenstand des Streits ein Landgut oder das Eigenthum einer andern theilbaren Sache ist, so wird derselbe unter beide vertheilt.

Insolvenz zieht bei den Singalesen die grausame

Folge nach sich, daß der unvermögende Schuldner sammt seiner Familie Sclave seines Gläubigers werden, und so lange bleiben muß, bis er seine Schuld abträgt. Stirbt er, ohne daß das Letztere geschehen ist, so darf seine Familie verkauft werden. Oft trifft es sich, daß ein Goewansé in Gefahr kommt, in die Sclaverei eines Gläubigers aus einer der niedrigen Casten zu gerathen; dann pflegt ein anderer Goewansé die Schuld statt seiner zu bezahlen, wogegen Jener der Sclave dieses Letztern werden muß. Uebrigens ist die Sclaverei bloß Strafe für insolvente Schuldner, und die Behandlung der Sclaven ist meistens so mild, daß sie sich wenig nach Freiheit sehnen. Ihre Anzahl mag sich nach einer ungefähren Berechnung im Ganzen auf 3000 belaufen.

Auf Zinsen zu leihen, war unter der alten Regierung der Singalesen verboten; die Mohren aber, welche fast ausschließlich sich mit den Geldgeschäften befaßten, durften 20 Procent jährlichen Zins nehmen. Wenn die Singalesen einander Geld liehen, so geschah es unter der Bedingung, daß dasselbe mit der Hälfte seines Betrags vermehrt zurückerstattet werden sollte, wobei jedoch auf die Dauer der Zeit, in welcher das Capital in den Händen des Schuldners blieb, nichts ankam.

Was den Landbesitz betrifft, so ist schon oben bemerkt worden, daß der König als eigentlicher Grundeigenthümer alles Bodens betrachtet wurde, und zwar beruht dieß auf der als wahr allgemein angenommenen Sage, daß der erste König, der die Insel in Besitz nahm, dieselbe von

den bösen Dämonen gereinigt und befreit habe, welche sie früher besessen hätten.

Wenn ein mit Gehölz bewachsenes Feld (Chenas genannt) einem Individuum von dem König zur Cultivirung verliehen wurde, so brauchte er während seines Lebens keine Abgaben von demselben zu entrichten. Auch konnte er es willkürlich an Andere verkaufen, verschenken, zu Afterlehn geben, oder durch Testament vermachen; nur wenn er es einem Wiharé weihen wollte, bedurfte er hierzu der speciellen Genehmigung des Königs, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil alles Tempelgut von Grundsteuer völlig und für immer frei ist. Starb der erste Anbauer ohne Testament, oder hatte er sich des Verbrechens des Aufruhrs schuldig gemacht, so fiel das Land an den König zurück, der es dann weiter verlieh. Wenn Einer ein solches bereits cultivirtes Landgut dreißig Jahre lang besessen hatte, so standen ihm dieselben Rechte wie dem ersten Anbauer desselben zu, in Gemäßheit eines Singalesischen Sprichworts: „der Teufel selbst erlangt durch dreißigjährigen Besitz volles Eigenthum".

Die übrigen Aecker und Reißfelder waren durch keine Lehnsverhältnisse beschränkt und wurden mit vollen Eigenthumsrechten besessen.

Religionssystem der Singalesen. Sprache. Künste und Wissenschaften. Gewerbe. Häusliches Leben.

Die Summe der religiösen oder mythologischen Dogmen, an welche die Singalesen glauben, ist das System der Boodhoisten oder der Verehrer des Boodhoo (Buduh ausgesprochen; im Sanscrit aber Bodha) welches mit verschiedenen Modificationen in mehreren Theilen des Osten von Asien herrschende Religion ist. *)

Das Wort Boodhoo (Bouddou) ist ein generischer Ausdruck und bedeutet so viel wie Weisheit. Es wird denjenigen menschlichen Wesen von ganz außerordentlichen Geisteskräften, Thaten und Schicksalen beigelegt, welche vom Fatum bestimmt sind, in einem Mahakalpé (Weltalter oder der Zeit zwischen der Entstehung und Vernichtung des einen Chaos

---

) Der Verfasser giebt nun eine sehr detaillirte Darstellung der Boodhoisten Mythologie, welche aber im Ganzen mit den Indischen Mythen vom Ursprung der Welt u. s. w. sehr überein kommt, und da überhaupt das Boodhoistische System eine bloße Nachbildung des Brahminischen zu seyn scheint,) so haben wir diese wilden Ausgeburten einer üppigen Phantasie hier übergangen. Wer die Indische Mythologie kennen lernen will, findet Nachweisung in folgenden Werken: Baldaus Reisen; Asiatische Originalschriften (Zürich 1791); Hindus Gesetzbuch von Hüttner; Asiatisches Magazin von Klaproth; Maier mythologisches Wörterbuch; Fr. Schlegel, von der Sprache und Weisheit der Indier; Wagner Ideen zur Mythologie. A. d. U.

*) Oder umgekehrt. A. d. R.

v:d der des darauf folgenden) zu erscheinen, um den Menschen Gott zu offenbaren und die Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen; sie werden nach ihrem Tode göttlich verehrt. Nach der Singalesischen Mythologie waren für das gegenwärtige Maha-kalpé fünf Boodhoos bestimmt, welche bereits sämmtlich bis auf den letzten, Nitre Boodhoo, erschienen sind, welcher erst nach Verfluß einer ganz ungeheuern Anzahl von Jahren erwartet wird.

Der vierte oder vorletzte Boodhoo hieß Goutama (Gautama), und dieser ist der eigentliche Gegenstand der Verehrung für die ächten Boodhoisten. Er hat übrigens noch außerdem nicht weniger als gegen 12,000 andere Namen, unter denen aber 37 vorzugsweise gebraucht werden. Von dem Tode eines Boodhoo nimmt die jedesmalige Zeitrechnung ihren Anfangspunct, und nach den besten Autoritäten, die ich mir verschaffen konnte, entspricht das gegenwärtige Jahr 1821 dem J. 2364 vom Tode des Goutama.

Außerdem werden von den Singalesen als eigentliche Götter (die aber dem Range nach unter dem Boodhoo stehen) folgende verehrt: Liswará, Wischnu, Nata, Katragam, Samen, Pittia, und die Göttin Pattiné; sie haben, Liswara ausgenommen, sämmtlich besondere Tempel.

Das Religionssystem des Boodhoo ist erst später (nach Einigen 218, nach andern 400 J. nach seinem Tode)

schriftlich aufgezeichnet worden, und besteht aus fünf einzelnen Theilen oder Sammlungen. Es ist übrigens so weitläuftig, daß kein Einzelner das ganze Werk durchstudirt hat, und in so mystischen Ausdrücken abgefaßt, daß es fast unverständlich ist, weßwegen die feindlich gesinnten Brahminen, welche es als eine Ausartung des ihrigen ansehen, zu sagen pflegen: „die Boodhoisten sind wie Blödsinnige, welche zwar träumen, aber ihre Träume nicht zu erklären wissen". Diese heiligen Schriften, die noch sämmtlich, einige Bücher der dritten Sammlung ausgenommen, in Ceylon vorhanden sind, werden als die Hauptquelle aller Bestimmungen des religiösen Ritus bei den Singalesen angesehen.

Das gesammte gottesdienstliche Wesen ist bei den Singalesen ganz vollständig und regelmäßig organisirt. In Kandy sind zwei Oberpriester-Collegien, Malwatté-wiharé und Asgirie-wiharé genannt, (die einem Boodhoo geweihten Tempel heißen Wiharé, die für einen Gott bestimmten Dewalé), welche die Oberaufsicht über sämmtliche übrige Priester der ganzen Insel führen, deren Gesammtzahl sich ungefähr auf 4000 beläuft. Einen wirklichen Amtsrang haben nur die zwei Präsidenten dieser Collegien, welche von dem Könige bestallt werden, und den Titel Maha-nikao-unanci und Anna-nikao-unanci führen (unanci bedeutet Herr, Meister, und ist der gewöhnliche Titel der Priester; nikao drückt einen vornehmern Rang aus). Die übrigen Priester haben nur in so fern einen Vorrang vor einander, als sie sich durch Kenntnisse oder Frömmigkeit auszeichnen. Sie sind übrigens in

zwei Hauptclassen getheilt, in eine höhere, Upasampava, u
in eine niedere, Samenero, genannt; die Mitglieder der
stern führen den Titel Tirunnancé, die der letztern heiß
Samenero. Priester kann nur ein Goewansé werden, w
es der Castenstolz verbietet, einem Niedrigern Ehrfurcht
bezeigen; doch giebt es auch in den geringern Casten ei
Art Leute, Silvat genannt, welche ein dem Gottesdien
gewidmetes Leben führen, und einige priesterliche Amt
pflichten versehen; sie sind aber nicht eigentlich ordini
und zu keiner Art von Auszeichnung berechtigt.

Wer Priester werden will, muß zuvor ein dreijährig
Noviciat aushalten, indem er sich in die Dienste ein
Priesters begiebt, der ihn dagegen in den religiösen Lehr
und dem äußern Ceremoniell unterrichtet. Nach Verla
dieser Zeit muß er, um Samenero zu werden, sich eine
Examen unterwerfen; eben so, wenn er nachher Upasa
pada werden will, wozu außerdem ein wenigstens zwanzi
jähriges Alter und die königliche Bestätigung erfordert
wird. Die Kleidung der Samenero besteht in einem g
ben Gewand, die der Letztern in einem weißen.

Jeder Priester ist an einer Wiharé angestellt, u
sein Amt besteht in dem Führen eines unthätigen, bloß b
schaulichen Lebens, und der Besorgung der gottesdienstlich
Gebräuche. Seinen nöthigen Unterhalt zieht er entwed
aus dem Ertrage der Ländereien, die zu dem Tempel geh
ren, oder er erhält ihn von der Mildthätigkeit der Einwohn
des Orts. An einem Tempel sind manchmal dreißig Pri

ter angestellt, und die Anzahl der Tempel überhaupt ist ihr groß, indem kaum die allerärmlichsten Dörfer ohne ei- nen solchen sind. Meistentheils sind sie an abgelegenen Plätzen, bei Felsen oder Flüssen gebaut, und sind anmuthig umpflanzt mit einer Menge schöner Palmen und üppigen Fruchtbäume; sie werden stets sehr reinlich und sauber ge- halten, und ihr Aeußeres bietet meistens einen sehr ange- nehmen, oft wahrhaft romantischen Anblick dar.

Alle Priester sind verpflichtet, das Triwedeboossharitie und Pratipatti zu befolgen. Das erste ist eine Summe von Vorschriften, welche folgende Handlungen verbieten: Thiere tödten, stehlen, lügen, ehebrechen, sich betrinken, in der Nacht zu essen, auf hohen Betten zu schlafen, zu sin- gen, tanzen, Gold oder Silber annehmen, und Blumen tragen oder sich wohlriechenden Salben zu bedienen. Das Pratipatti gebietet ihnen dreierlei, den Bildnissen und Statuen des Boodhoo dieselbe Ehrenbezeigungen zu leisten, welche der Boodhoo während seines Lebens genoß, die hei- ligen Religionsbücher und bejahrte Priester als ihre Ael- tern zu verehren. Die Anbetung des Boodhoo geschieht dreimal des Tages, bei Sonnen Auf- und Untergang und des Mittags, und besteht darin, daß man Blumen dar- bringt, und dabei knieend Gebetformeln ausspricht. Einst war ich bei einem solchen Abendgottesdienste in dem Sanc- tum des Hauptempels zu Kandy gegenwärtig, wobei mir lebhaft der Ritus der Römischcatholischen Kirche vorge- genwärtigt wurde, indem der Singalesische mit demselben sehr viel Aehnlichkeit hat, z. B. im Umhersprengen des

Weihwassers, Anzünden des Weihrauchs u. dgl. m. D
Verehrung der heiligen Bücher besteht darin, ihnen ebe
falls Blumen darzubringen, und sich nicht eher zu setze
bis diese Bücher auf einem erhabneren Stuhl oder Tis
aufgestellt sind. Vor den älteren Priestern müssen sich d
jüngern auf die Kniee niederwerfen, und werden von jene
dann durch Auflegen der Hände gesegnet.

In jedem Mondsmonat sind vier Feiertage (pohoya)
an denen die Priester vor dem im Tempel versammelte
Volke predigen, und ihm moralische und religiöse Vorschri
ten einprägen. Diese Feiertage sollen eigentlich wie unser
Sonntage ausschließlich dem Gottesdienst gewidmet und fr
von aller Arbeit seyn; allein diese Vorschrift wird selte
beobachtet. Alle vierzehn Tage müssen sich die Priest
eines jeden Tempels in der Poega (Versammlungsgebäude
vereinigen, und einer Vorlesung über ihre, in ihrem Amt
zu beobachtenden Verhaltungsregeln beiwohnen. Jährlic
müssen auch zweimal die Priester jeder der zwei Abtheilun
gen in ihrem Collegio zusammenkommen, wobei ihre Amts
führung von dem Oberpriester geprüft wird.

Dem Range nach steht ein Priester des Boodhoo s
hoch, daß er sogar über die andern Götter erhaben ist
welche er nicht eigentlich anbetet, sondern bloß einladet, be
seinen Predigten gegenwärtig zu seyn. Niemand darf sic
in seiner Gegenwart niedersetzen, nicht einmal der König
und er ist berechtigt, sich selbst eben so wie Boodhoo anbe
ten zu lassen.

Im Allgemeinen ist der Character der Singalesischen Priester moralisch gut und sehr sanftmüthig. Einen sehr vortheilhaften Einfluß auf sie hat der Umstand gehabt, daß sie nach Belieben aus ihrem Stande heraustreten können, wodurch die abscheulichen Ausschweifungen verhindert worden sind, zu denen das Cölibat den christlichen Mönchen so sehr Anlaß gab. Gleich den Letztern in den finstern Zeiten des Mittelalters sind sie noch jetzt die eigentlichen Depositäre und Besitzer aller Wissenschaft und Literatur der Insel, und gleichen jenen auch darin, daß sie ebenfalls sich meistens nur an die Worte und leere spitzfindige Formeln halten, mehr das Gedächtniß als die Urtheilskraft üben, und ihren Verstand höchstens in Vertheidigung scholastischer oder sophistischer Grundsätze anwenden. Am besten zeigen sie sich als Lehrer der Moral, indem sie unähnlich so vielen andern heidnischen Priestern die Vorschriften der Sittenlehre nicht bloß im Munde führen, sondern durch ihr eigenes Beispiel bekräftigen, und in strenger Befolgung derselben den Uebrigen vorangehen.

Uebrigens beten die gemeinen Singalesen außer dem Boodhoo und den oben genannten Göttern auch noch Dämonen oder böse Geister an, welchen sie alles Uebel und Unglück, das ihnen widerfährt, zuschreiben. Es giebt auch dort eine Art listiger Betrüger, die sich für Teufelsbeschwörer ausgeben, und das leichtgläubige Volk durch allerhand Taschenspielerkünste hintergehen. Doch findet dieser Aberglaube nur bei den niedrigsten Volksclassen Statt, und widerspricht den Vorschriften der Boodhoisten-Religion.

Was die Sprache der Singaleſen betrifft, ſo iſt dieſel nicht, wie ein neuerer Gelehrter, der über Ceylon geſchrieb hat *), behauptet, einerlei mit der Siameſiſchen, ſondern e beſonderer eigenthümlicher Dialect. Wie faſt alle übri Indiſche, hat ſie ihre urſprüngliche Wurzel in dem San crit. Alle, welche ſie genau kennen, rühmen ſie ſehr; ih Laute ſind harmoniſch, ihre Zuſammenſetzungen ſehr bez nend, an Mannichfaltigkeit und Stärke des Ausdruck fehlt es ihr ebenfalls nicht, und ihr ganzer Bau iſt zwa ſehr zuſammengeſetzt, allein doch regelmäßig. Sie hat ei nen ſolchen Reichthum verſchiedener Bezeichnungen für die ſelbe Sache, daß es beinah eben ſo viele verſchiedene Wö terbücher geben könnte, als Standesunterſchiede in de Singaleſiſchen Verfaſſung gegründet ſind, indem man ſich immer eines andern Worts für dieſelbe Sache zu bedienen pflegt, je nachdem man mit dem Könige, den Prieſtern oder den Gliedern einer vornehmern oder geringern Caſte ſpricht. Hauptſächlich hat ſich ein durchgehender Gegenſatz zwiſchen den vornehmern (und im ernſten Stil gebräuchli chen) und der Sprache des gemeinen Lebens gebildet, wel cher ſo grell geworden iſt, daß z. B. die Bewohner der See provinzen die erſtern gar nicht verſtehen, und ſich deßwe gen der Hülfe von Dollmetſchern bedienen müſſen. So dann ſind die Prieſter noch beſonders in dem ausſchließli chen Beſitz einer eſoteriſchen Sprache, Pali genannt, wel che dem Sanscrit ſehr ähnlich und ein Dialect deſſelben ſeyn ſoll, und die gewöhnliche Sprache der Prieſter ſowohl in Ceylon als in Siam und Ava iſt.

*) Bartolacci on Ceylon p. 40.

Sprachkunde steht überhaupt dort in hohem Ansehn, d ist fast der einzige wissenschaftliche Gegenstand, um ssen gründliche und sorgfältige Erlernung man sich be- ht. Sehr viele Singalesen verstehen vollkommen die rammatik ihrer Muttersprache; die Priester müssen die- be amtshalber inne haben, und mehrere von ihnen ver- hen auch das Sanscrit. Die Kunst des Lesens und chreibens ist keineswegs nur auf die gebildeteren Classen schränkt, sondern so allgemein unter den Mannspersonen f Ceylon verbreitet, wie bei uns in England. Die Wei- : werden dagegen in derselben nicht unterrichtet, und die nigen von ihnen, die lesen und schreiben können, haben rst nach ihrer Verheirathung gelernt.

Die Singalesen schreiben eine nette flüchtige Hand. re Schreibmaterialien bestehen in einem scharf gespitzten ssstift, und einer aus Lampenschwärze und einer Auflö- g von Gummi verfertigten Dinte, womit sie auf Baum- ter schreiben. Gewöhnlich bedient man sich hierzu des geheuer großen Blatts der Talipot-Palme, welches oft Fuß im Umfang hat. Man trocknet dasselbe sorgfältig, t ihm sodann ein Oel ein, und schneidet es hierauf in ücke von verschiedener Größe, welche aber jedesmal weitem viel länger als breit sind. An den beiden äu- n Rändern ist jedes Blatt durchbohrt, damit man die elnen Blätter durch eine Schnur zusammenheften kann; r des Einbands bedient man sich zweier Bretter, welche ssens zierlich bemalt oder ausgeschmückt sind. Dann wann, aber sehr sehr selten, besteht ein Buch aus dün- Kupferplatten.

Diese Schreibmaterialien sind sehr dauerhaft, und viel dauerhafter als die unsrigen, besonders für Ceylon, wo unser Papier sehr leicht von Insecten zernagt wird, und unsere Dinte bald verbleicht. Es giebt dort sehr viele Bücher (natürlich bloß geschriebene), und obgleich sie viel voluminöser sind als unsere gedruckten Werke, so sind sie doch viel wohlfeiler, als in Europa die Manuscripte vor Erfindung der Buchdruckerkunst waren.

Der Gegenstand ihrer Werke ist sehr verschieden; hauptsächlich bezieht er sich aber auf Theologie, Astrologie, Medicin, Geschichte und Poesie. Der Stil ist theils prosaisch, theils in Versen; bei religiösen Darstellungen ist jedoch der erstere fast allein gebräuchlich, während man andere Gegenstände meistens in Versen abhandelt. In beiderlei Hinsicht aber ist er ächt Orientalisch, und so viel ich aus Uebersetzungen urtheilen kann, eben so blumenreich als dunkel. Die Singalesen halten sehr viel von Spielereien in Hinsicht auf mannichfache Versetzungen der Buchstaben u. dgl. m.; und ich hörte einmal ein Gedicht mit dem höchsten Enthusiasmus preisen, dessen einziges Verdienst darin bestand, daß es so geschrieben und combinirt war, daß sich, man mochte es von der rechten nach der linken Hand, oder von oben nach unten und umgekehrt lesen, dennoch stets ein Sinn ergab. Die Gelehrten suchen auch viel darin, ihre Kenntniß mehrerer Sprachen zu zeigen, und mischen deßwegen gern überall Ausdrücke aus dem Pali und Sanscrit ein.

Fast jeder Singalese ist mehr oder weniger ein Poet, oder kann wenigstens das hervorbringen, was man bei ih-

nen Poesie nennt. Liebe ist übrigens dort nicht das große Thema, das die Dichter begeistert, sondern Ehrgeiz und Interesse; ein junger Kandyaner besingt nicht die sanft gewölbten Augenbraunen seiner Gebieterin, sondern sein bärtiger Vorgesetzter ist der Gegenstand seiner Muse, dem er sein Anliegen in Versen kund thut, wenn er sich um eine Gunst bewerben will. Alle ihre Gedichte singen oder declamiren sie; ihr Tonsystem besteht aus sieben Tönen, unter denen der beliebteste der sogenannte „Pferdetrab" ist, der diesen Namen von seiner Schallähnlichkeit mit dem Trott eines Pferdes hat.

Auf ihre Musik, die sehr einfach ist, sind sie sehr stolz, und ziehen sie bei weitem der unsrigen vor, welche ihnen, wie sie sagen, ganz unverständlich ist. Sie haben verschiedene Instrumente, die unsern Trommeln und Pfeifen gleichen, und meistens sehr gellend und geräuschvoll klingen, aber hauptsächlich bloß bei religiösen Festen und Aufzügen gebraucht werden. Das Lieblingsinstrument ist die Udakea, eine Art kleiner Trommel, die mit der Hand geschlagen wird, und in der Regel zum Accompagnement aller Gedichte oder Gesänge dient. Man hört sie besonders häufig des Abends in den Häusern der Vornehmern, die die Gewohnheit haben, sich durch dieselbe einschläfern zu lassen, indem nach einem Singalesischen Sprüchwort nichts so zum Schlummer einladend ist, als süße Poesie von der lieblichen Udakea begleitet.

Hinsichtlich der Wissenschaften kann man freilich kaum sagen, daß es dergleichen bei den Singalesen giebt. Von

der Geometrie und der übrigen Mathematik verstehen
gar nichts, und ihre Arithmetik ist sehr eingeschränkt. S
haben keine besondere Zahlzeichen, und mußten sich dah
der Buchstaben bedienen, wenn sie nicht seit geraumer Z
sich der Malabarischen oder Tamulschen Ziffern bediente
welche auf das decadische Zahlensystem gegründet sind, u
für die Einer und Zehner bis Tausend besondere Bezei
nungen enthalten. Von den Malabaren haben die Sing
lesen auch einige Subtractions- und Multiplicationstafe
entlehnt, deren sie sich aber fast nie bei ihren gewöhnlich
Rechnungen bedienen, welche sie gewöhnlich mit großer G
wandtheit durch Hülfe ihrer Finger abmachen.

Daß in einem Lande, wo die Arithmetik auf einer
niedrigen Stufe steht, auf Genauigkeit in Maß und G
wicht wenig gesehen wird, kann man sich leicht vorstelle
Das kleinste Maß für trockene Waaren heißt Hundua, u
beträgt so viel als eine Handvoll, ist aber auch so versch
den und an Größe so abweichend, wie das Richtmaß, d
ihm zum Grunde liegt, nämlich die menschliche Ha
Zwei Hundias gelten gleich einer Nellea; vier Nelleas
ner Punchy-laha, anderthalb dieser letztern einer Loch
laha; zehn Lochoo-lahas sind gleich einer Pala, und v
Palas gleich einem Ammomam; die letztern zwei Ma
sind aber bloß Nominalbezeichnungen für bedeutende Qua
titäten. Eben so wenig präcis sind ihre Bestimmungen
Entfernungen zwischen zwei Orten; das kleinste Maß
dieser Hinsicht ist ein Hallohruf, der von dem einen O
bis zum andern gehört werden kann und Whoo (Huh

ausgesprochen wird; zwei solcher Whoos machen eine Attaliné, vier Attalinées eine Gow, und fünf Gows eine Tagereise (25—30 Engl. Meilen) aus. Zur genauern Bezeichnung bedienen sie sich noch zweier anderer Maße, Bamba und Bandera-Bamba genannt, von denen das erste die Entfernung zwischen den Fingerspitzen der zwei seitwärts ausgestreckten Hände (ungefähr 6 Fuß), und das zweite die der Höhe bezeichnet, welche ein Mann erreichen kann, wenn er seinen Arm über seinem Haupte empor hält (ungefähr 9 Fuß); 500 Bandera-bambas gehen auf eine Attaliné.

Die Singalesischen Münzen sind von Gold, Silber und Kupfer; von dem erstgenannten Metall giebt es aber nur noch die Indischen Pagodahs. Die gewöhnliche Curent Silbermünze heißt Riddy (oder Rheedy) und ist an Werth ungefähr 7 (Engl.) Pfennigen und 64 Kandyanischen Challys gleich. (Rhatra heißt im Singalesischen Gold, Riddy Silber, und Chälly Kupfer). Die Riddys haben die besondere Gestalt, daß sie nicht rund, sondern länglich gebogen sind, und einer Fischangel gleichen. Uebrigens ist der Gebrauch des Geldes überhaupt bei den Singalesen gar nicht häufig, weil sich nur eine geringe Quantität von Metallen, besonders von den edlern, dort findet. Daher betrug auch die Gesammtsumme der baaren Einkünfte des letzten Königs von Kandy, obgleich dieser seine Unterthanen so hoch als nur irgend möglich war, besteuerte, nur ungefähr 1500 Pf. Sterl.

Je weniger die Singalesen auf der Culturstufe, auf welcher sie jetzt stehen, von der eigentlichen Sternkunde

(Aſtronomie) verſtehen und verſtehen können, deſto mehr haben ſie ſich auf Sterndeuterei (Aſtrologie) gelegt. Jeder ihrer ſieben Wochentage ſteht unter der ſpeciellen Regierung eines Planeten, ſo wie jede der ſechzig Stunden, in die ſie den Tag theilen, unter der eines Fixſterns. Ueberhaupt ſchreiben ſie dem Einfluſſe der Geſtirne alle wichtige Veränderungen und Schickſale, die das Leben der Menſchen betreffen, zu, und glauben auch, daß alle menſchliche Handlungen durch die beſondern Conſtellationen der Himmelskörper prädeſtinirt ſind. Daher kommt es denn auch, daß ſie jener trügeriſchen Kunſt der Sterndeuterei ſo viel Gewicht und Anſehn beilegen, und faſt keine nur irgend etwas bedeutende Handlung vornehmen, ohne vorher die Geſtirne beobachtet zu haben. Sobald ein Kind geboren iſt, ſo iſt das erſte Geſchäft der Eltern, ihm die Nativität und das Horoſcop zu ſtellen; eine Handlung, die für die Kandyaner und ihr künftiges Leben eben die Folgen und die Wichtigkeit hat, als bei uns ein Taufſchein aus dem Kirchenbuch. Keine Heirath wird vollzogen, ohne die glückliche Stunde vorher ausgemittelt, keine Reiſe oder irgend ein ſonſtiges Geſchäft wird unternommen, ohne die Nekata (Conſtellation) gehörig zuvor erforſcht zu haben; und dieß gilt ſowohl in Beziehung aller öffentlichen, als aller häuslichen Angelegenheiten. Es verdient indeſſen doch auch noch bemerkt zu werden, daß die Singaleſiſchen Aſtrologen mit Hülfe von Sonnen- und Mondtafeln, die ſie ſich von dem Continent in Indien verſchafft haben, die Sonnen- und Mondfinſterniſſe ziemlich genau zu berechnen wiſſen.

Auf gleicher Stufe von Unvollkommenheit ſtehen ihre mediciniſchen Kenntniſſe, wozu beſonders der Umſtand viel beigetragen hat, daß ihre religiöſen Vorurtheile, nach welchen es für eine Verunreinigung gilt, einen todten Körper zu berühren, ſie abgehalten haben, Anatomie zu ſtudieren, daher ſie von der innern Structur des menſchlichen Körpers eben ſo irrige und abenteuerliche Vorſtellungen haben, als von dem Weltall. Ihre Noſologie beſteht in einem Regiſter von 572 Claſſen von Krankheitsurſachen und Krankheiten; ſie ſehen aber nicht eine Krankheit als eine Combination verſchiedener Symptome an, ſondern halten jedes einzelne Symptom und jede Modification eines Symptoms für eine beſondere Krankheit, woraus ſich dieſer ſtarke Catalogus erklärt. Uebrigens iſt ihre mediciniſche Praxis bei weitem nicht ſo ſchädlich, als man aus ihren irrigen theoretiſchen Principien wohl vermuthen könnte; ſie überlaſſen die Heilung größtentheils der Natur ſelbſt, was ohne Zweifel eine ſehr lobenswerthe Methode iſt. Ihre Medicin hängt auch ſehr von der Aſtrologie ab, und jeder, der ſich zum Arzt bilden will, muß zuvörderſt in der letztgenannten Wiſſenſchaft wohl erfahren ſeyn, um zu wiſſen, welche Conſtellationen der Geſtirne Krankheiten verurſachen, und welches die beſte Zeit iſt, um Arzeneien einzugeben oder Kräuter zu ſammeln. Eben ſo muß er ſich vollkommen auf die Phyſiognomik verſtehen, um ſogleich dem Kranken, oder auch wohl dem ihm herbeiholenden Boten die Urſache des Uebels am Geſicht anzuſehen; ferner darf ihm die Kunſt, Träume auszulegen, nicht unbekannt ſeyn, und was dergleichen Abſurdidäten mehr ſind,

deren Anzahl zu groß ist, um hier aufgeführt werden zu können.

In einem äußerst unvollkommenen Zustand befindet sich die Wundarzneikunst der Singalesen. Ihre gesammten Operationen bestehen nur im Wegschneiden, dem Oeffnen von Schwären und dem Gebrauch von Arzneimitteln; Aderlassen ist selten üblich, und während der letzten vierzig Jahre ist in Kandy nur eine einzige bedeutende Operation bewerkstelligt worden, welche in der Amputation eines Beins bestand, und nach der alten Art durch ein glühendes Messer verrichtet wurde.

Ihre Chemie und Pharmacie beschränkt sich auf die Bereitung einiger Decocte, Pulver und Salben, und auf die Destillation eines geistigen Getränks (Arrack), welches trotz dem Verbote der Religion häufig genossen wird.

In den Künsten, besonders in denen, die zu äußern Verzierungen und Ausschmückungen dienen, haben es die Singalesen einige Grade weiter gebracht, als in den Wissenschaften. In der Malerei sind sie jedoch noch am weitesten zurück. Da sie nichts von der Perspective verstehen, so geben sie sich fast niemals damit ab, Landschaften zu zeichnen; allein auch bei der Darstellung einzelner Figuren sind sie selten im Treffen glücklich. Sie haben nur wenig Farben, und verstehen nichts von der so nothwendigen Kunst, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, daher sie bloß durch recht grelle glänzende Farben Eindruck zu machen bemüht sind. Oelmalerei ist ihnen gänzlich unbekannt.

Sehr häufig wird bei ihnen die Kunst der Firnißmalerei (lacker-painting) geübt, auf welche sie auch nicht wenig stolz sind. Sie bedienen sich hierzu eines Firnisses, Kapitia genannt, der aus einem Saft bereitet wird, welcher gleich dem Gummi aus einem auf der Insel sehr häufig sich findenden Gesträuche gleichen Namens (croton laciferum) herausschwitzt. Dieser Firniß ist in der That äußerst trefflich; er dauert so lange als die Substanz, welche mit ihm überzogen worden, und behält stets unversehrt den ursprünglichen Glanz seiner Farben. Auch ist nicht zu läugnen, daß viele Singalesen bei Ausübung der Firnißmalerei wirklich mit vielem Geschick und Talent zu Werke gehen, und dadurch beweisen, daß es ihnen keineswegs an einem natürlichen Sinn und Geschmack für die Kunst fehle.

Einen deutlichern Beleg zu dieser letzten Behauptung giebt der Umstand, daß die Bildhauerei bei weitem zu einem größern Grade der Vollkommenheit bei den Singalesen gediehen ist, als die Malerei, weil mehr Veranlassung und Aufmunterung zur Ausübung dieser erstgenannten Kunst Statt fand. Wie im alten Griechenland, so bot die Religion dieser Kunst einen fortwährenden Gegenstand der Nachbildung, so wie die Tempelschätze die Mittel zur Ausführung solcher Kunstwerke dar. Der gewöhnlichste Gegenstand der Darstellung ist der Boodhoo, von welchen Büsten und Statuen aller Art und Größe sich in jedem Tempel finden. Manche derselben haben eine gigantische Größe von 20 bis 30 Fuß Höhe; diese sind von Stein; andere in Lebensgröße sind meistens aus Thon, Marmor oder

Holz geformt, sehr viele ganz kleine aber aus edlern Metalen. Die Künstler dürfen den Boodhoo nur in den drei Stellungen, als stehend, sitzend oder liegend, und jedesmal im priesterlichen Costüme darstellen, wobei sie streng an die vorgeschriebenen Regeln gebunden sind, und durchaus nichts von den Producten ihrer eigenen Phantasie beimischen dürfen. Sie bemalen alle ihre Statuen, und geben ihnen auch eine Pupille im Auge, wodurch der Eindruck und Anblick derselben sehr viel an Lebhaftigkeit gewinnt. Erst in dem Moment, wenn das Auge der Statue vollständig fertig geformt ist, was mit vielen mysteriösen Ceremonien bewerkstelligt wird, erhält das Kunstwerk seine eigentliche höhere Bedeutung, und wird aus der bloßen Materie zu einem göttlichen Wesen; dann fällt auch der Künstler vor ihm auf die Kniee nieder, und betet das Machwerk seiner eignen Hände als Gott an.

Nicht minder erfahren und geschickt wie in der Sculptur, sind die Singalesen in der Kunst des Gießens, wozu sie meistens Messing und Kupfer nehmen. In Kandy befindet sich noch gegenwärtig eine in Kupfer gegossene Statue des Boodhoo in Lebensgröße und in sitzender Stellung, welche so wohl ausgeführt ist, daß sie selbst in Europa Bewunderung erregen würde.

In Hinsicht auf Architectur kann man eben nicht sagen, daß die Singalesen einen volksthümlichen Stil besäßen; im Gegentheil giebt es vielleicht kein Land, wo sich eine solche Mannichfaltigkeit desselben, und so viel Spuren eines allmähligen Fortschritts aus den rohsten Anfängen

orfinden. Im Innern des Landes giebt es sehr viele
elsentempel, die, abgesehen von ihren Ausschmückungen,
ehr ein Werk der Natur als der Menschen sind. Auf
er nächst höhern Stufe finden sich hie und da zerstreut
empel im Hinduschen Stil, welche meistens bereits in
uinen verwandelt worden sind. Die Dewalés oder Tem-
el der Götter, haben etwas der Griechischen Baukunst
hnliches, und die Wiharés (Tempel des Boodhoo) erin-
ern sehr lebhaft an die Chinesischen Gebäude, und haben
eistens etwas sehr Tartarisches in ihrem äußern Ansehn.
im Ganzen kann man aus den Ueberbleibseln aller Sin-
alesischen Architecur schließen, daß diese Kunst früher auf
ner höhern Stufe der Vollendung gestanden habe, und
it den zwei letzten Jahrhunderten allmählig in Verfall
rathen ist. Ihre öffentlichen Gebäude sind meistens
ein, und bieten wenig Merkwürdiges dar. Ihre bürger-
he Baukunst ist sehr schlicht, und bloß auf Bequemlich-
it und ökonomische Nützlichkeit, keineswegs auf Pracht
d Eleganz gerichtet. Die besten Häuser, die der Vor-
hmen, sind von Lehm, mit Ziegeln gedeckt, viereckig,
ben nur ein Stockwerk, welches in mehrere Gemächer
heilt ist, und zeichnen sich vor denen des Volks nur
ch größern Umfang aus, so wie dadurch, daß die des
tern nicht mit Ziegeln, sondern bloß mit Stroh gedeckt
n dürfen. Der Fensteröffnungen sind nur wenige und
se so klein, daß man kaum den Kopf durchstecken kann.
ie königlichen Gebäude selbst unterscheiden sich von denen
Vornehmen nicht viel mehr, als die dieser letztern von
en der geringern Classen; doch steht bloß ihnen und

den Tempeln das Vorrecht zu, den Fußboden und di Wände mit Kalk anstreichen zu lassen.

Was die übrigen Künste und Handwerke der Singa lesen betrifft, so sind sie nicht ungeschickt in Gold- un Silberarbeiten, wiewohl ihre Werkzeuge und Instrument dazu sehr mangelhaft und unvollkommen sind. Eben s verstehen sie sich ziemlich gut auf die Fassung von Edelge steinen; weniger aber auf das Schleifen derselben, weil e am Hof von Kandy Mode war, die Juwelen ungeschliffe und höchstens gerundet und polirt zu tragen. Von de Weberkunst haben sie aber wenig inne, und begnügen sich starke dauerhafte baumwollne Zeuge zu verfertigen, die da gemeine Volk trägt; die Musseline der Vornehmen sin keine Producte des Singalesischen Kunstfleißes, sonder werden von außen eingeführt. Sehr geschickt sind dagege die Singalesen in der Schmiedekunst, und ihre Töpfer waaren sind zwar unglasirt und sehr dick, haben abe meistens eine gefällige antike Form.

Die wichtigste aller Beschäftigungen in Ceylon ist de Ackerbau, welche auch wohl in keinem Theile der Wel in größerm Ansehn und Achtung steht als dort. Die Cul tivirung geschieht entweder auf trocknem oder feuchtem Bo den, und daran findet die erstere Art meistens an de Seiten der Hügel oder in den wasserleeren Ebenen Statt Ist der Boden, wie gewöhnlich der Fall ist, mit Gehölz bedeckt, so heißt der Acker ein Chenas, und die Cultivi rung desselben beginnt in der trocknen Jahrszeit damit, daß man das Gehölz schlägt und davon verbrennt, was

n nicht als Zaun stehen lassen will. Sobald die Ober-
he des Bodens auf diese Weise gelichtet ist, wird der-
be gepflügt und besäet, und muß bis zur Erndte des
achts bewacht und vor den wilden Thieren, z. B. den
ephanten, Ebern, Hirschen u. s. w. geschützt werden,
sich fast überall auf der ganzen Insel in großer An-
hl vorfinden, und die größte Plage des Landmanns
d. Das Düngen der Felder ist nicht üblich, daher das-
be Grundstück nicht zwei Jahre hintereinander trägt,
elches auch noch insbesondere durch den Umstand verhin-
rt wird, daß das anfangs geschlagne, aber nicht mit der
urzel ausgerodete Gehölz binnen zwölf Monaten wieder
nz üppig emporgewachsen ist. Die trocken liegenden
lder werden nur von der ärmern Classe der Ein-
ohner bebaut und sind im Vergleich der mit Bewässerung
rsehenen von sehr unbedeutendem Ertrage. Die gewöhn-
he Getreideart, die auf den trocknen Grundstücken gebaut
ird, ist Corrican oder Natchiné, eine besondere Art von
eiß und Indianischem Korn. In den nassen Gegenden
gegen wird fast ausschließlich nur Reiß gebaut, und in
n Gebirgsgegenden, wo an Wasser kein Mangel ist,
ndtet man diese Frucht oft des Jahres zweimal, ja sogar
eimal, wiewohl sie dann von einer weniger guten Qua-
ät ist, als wenn nur eine Erndte Statt gefunden hat.
ie Reißfelder bieten in den Ebenen einen ganz flachen
eit ausgedehnten Anblick dar; in dem Hochlande aber
währen sie ein sehr reizendes Schauspiel, indem sie in
malen Terrassen die Hügel und Berge umgürten,
nd meistens einen sehr interessanten Contrast mit den

romantisch wilden unbebauten Gegenden um sie herum bilden.

Von der Gärtnerei der Singalesen läßt sich nicht viel sagen, weil sie dieselbe nicht als Kunst treiben. Sie pflanzen zwar verschiedene Arten von Palmen und Obstbäumen rund um ihre Wohnungen an, und umgeben ihre Tempel mit Blüthengesträuchen, bauen auch wohl gelegentlich einiges Gemüse, z. B. Zwiebeln, süße Pataten und die Brodfrucht (yam); allein nirgend sieht man auf ihren Ländereien etwas, was dem Begriff eines Gartens, wie wir ihn haben, entspräche.

Was ihre häusliche Lebensart, Sitten und Gebräuche betrifft, so muß man natürlich bei der Beurtheilung derselben nicht etwa unsern oder einen andern willkürlichen Maßstab gebrauchen, weil man ihnen sonst offenbar sehr Unrecht thun würde. Eben so wenig ist man berechtigt, aus einigen einzelnen Handlungen und Thatsachen auf die Beschaffenheit des Nationalcharacters eines Volks überhaupt zu schließen. Um diese beiden Klippen zu vermeiden, an denen die unparteiliche Darstellung eines Reisebeschreibers so leicht scheitert, werde ich mich daher nur auf ganz ausgemachte und durchaus glaubwürdige allgemeine Thatsachen beschränken, und sie ganz einfach und ungeschmückt, wie sie sind, darstellen.

Die Singalesen im Innern der Insel leben nicht in großen Dörfern zusammen; Kandy allein ausgenommen, die Hauptstadt des Landes, welche aber im Grunde nur ein großes Dorf ist, kenne ich weiter keine eigentliche

Stadt, und die Einwohner leben wie gewöhnlich die ursprünglich landwirthschafttreibenden Völker seit undenklichen Zeiten in einzelnen abgesonderten Gehöften oder ganz kleinen Dörfern familienweise zusammen, so daß jedes Haus von den zu ihm gehörigen Reißfeldern umgeben ist. Die Singalesischen Wohnungen sind meistens an niedrigen vor dem Winde geschützten Stellen angelegt, weil sie der Zugluft in den Gebäuden eine sehr nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit zuschreiben. Jede derselben ist eine kleine selbstständige Niederlassung, so wie jedes Dorf oder jeder District ein unabhängiges Ganze bildet. Jede Familie hat unmittelbar in ihrer Umgebung Alles, was sie an Lebensbedürfnissen durchaus nöthig hat; den Reiß, den Hauptbestandtheil der Nahrung der Singalesen, bieten ihnen in Ueberfluß ihre dicht um ihre Wohnungen herumliegenden Felder dar; mit Milch versorgen sie ihre Kühe, und Obst und Oel bekommen sie von den Bäumen, die ihre Häuser umschatten. Von dem Schmidte, Weber, Töpfer u. s. w. des Dorfes erhalten sie mittelst Tausches diejenigen Geräthschaften und Werkzeuge, die sie nicht selbst verfertigen können, und ebenfalls durch Tausch verschaffen sie sich von den im Lande hausirenden Mohren die wenigen Luxus- und Vergnügungs-Artikel, die ihr Land nicht erzeugt, und die meistens nur in Taback, Salzfischen und einem Stück Tuch oder einem Gewand für die Festtage bestehen.

Die Haushaltung einer Singalesischen Familie ist sehr einfach, und die Beschäftigungen der verschiedenen Glieder sind regelmäßig und wohl vertheilt. Die schwerere und

mühsamere Arbeit bei der Landwirthschaft, z. B. Pflüge liegt dem Manne zu besorgen ob; bei den leichtern G schäften, z. B. dem Bewässern der Felder und dem Ei erndten der Frucht, müssen die Weiber hülfreiche Hand a legen. Die Letztern müssen überdieß ausschließlich al Sorge für die eigentliche Haushaltung über sich nehme und bringen ihre Zeit damit hin, die nöthigen Speis zu bereiten, den Reiß und das Indianische Korn in kl nen Handmühlen zu mahlen und baumwolle zu spinne woraus dann der Weber des Dorfs die nöthigen Zeu zu den Kleidungen verfertigt. Dieß ist übrigens nur d Lebensart der Weiber vom Mittelstande. Die Vorne mern pflegen völlig müssig zu seyn, und ihre Zeit dur geschwätzige Unterhaltungen sich zu vertreiben; in den F milien der Armen dagegen ist das Loos der Weiber ei unaufhörliche Plackerei.

Die Geräthschaften und Möbeln eines Hauses bestehe gewöhnlich nur aus einem oder zwei Betten, einige Stühlen und Matten und zwei oder drei Tischen vo Porzelan; bei den Vornehmern finden sich noch einig Schüsseln und andere Luxusartikel. Das ganze Küchengr räthe ist ebenfalls sehr einfach, und enthält, außer grobg arbeiteter irdner Waare und Körben, nur noch einen Reiß mörser (wang-gadea) aus Holz oder Stein verfertigt eine Handmühle von Stein (corrican-galle), ein Reib eisen für Cocusnüsse (heromane) und eine sehr einfach Maschine, um Oel zu bereiten.

Die Singalesen stehen mit Tagesanbruch auf, un legen sich nach neun oder zehn Uhr nieder. Sie schlafe

f Matten entweder in Betten oder auf der Hausflur; wöhnlich wird ein Feuer des Nachts im Zimmer unter- lten. Ihre Hauptmahlzeit halten sie Mittags, und die uptsächlichste Kost ist der Reiß. Die Vornehmern lassen h mancherlei Gerichte zubereiten, und essen auch Eier d Fleisch von Hühnern und einigen andern Thieren. indfleisch genießen sie nie; und zwar nicht darum, weil re Religion, sondern weil ein alter König ihnen den enuß dieser Speise untersagt hat, welcher von einer Kuh nährt worden seyn, und zur Dankbarkeit jenes Verbot er- ssen haben soll. Frühstücken thun nur Wenige; fast Alle er essen Abends zwischen acht und neun Uhr. Außer- m genießen sie auch noch Milch, besonders geronnene, nnen aber kein Schmalz und die Butter bloß in einem lssigen Zustand, worin sie ihnen zum Schmelzen ver- iedener Gerichte dient. Ihre Mahlzeiten dauern nicht ng und sind sehr ungesellig; zuerst wird der Herr des uses oder der Familienvater versorgt, und sein Weib rtet ihm hiebei auf. Sodann kommt die Reihe an die au und an die kleinen Kinder, die noch nicht ohne Auf- ht und Hülfleistung der Mutter essen können; was dann rig bleibt, gehört den übrigen Familiengliedern. In den dern Volksclassen beobachtet man aber diese Rangord- ng nicht, und Vater und Mutter, Kinder und die son- gen Hausgenossen essen alle zu gleicher Zeit und mit ein- der zusammen. Auch unter den Vornehmen geschieht es hl manchmal, daß der Mann zugleich mit seiner Frau ißet; allein dieß wird für eine unschickliche und unan- ndige Handlung gehalten.

Die Singaleſen ſind übrigens, ausgenommen bei ihren Mahlzeiten, von ſehr geſelliger Natur, und ſchwatzen viel und gern mit einander; alle Zeit, die ihnen ihre Geſchäfte übrig laſſen, pflegen ſie daher mit Beſuchen und Unterhaltungen hinzubringen, und in dieſen finden ſie ihr größtes Vergnügen. Bei ſolchen gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften bilden übrigens die beiden Geſchlechter jedes ſeinen beſondern Cirkel, und nie ſtehen beide mit einander in geſelligem Verkehr.

Die Vornehmen, die nur wenig zu thun haben, unterhalten ſich meiſtens durch Kartenſpiel, welches ſie wahrſcheinlich von den Portugieſen erlernt haben, und durch Erzählungen, Gedichte und Muſik, die ſie ſich vortragen laſſen. Beide Geſchlechter pflegen immer Betel zu kauen, und jeder Vornehme hat einen eigens dazu beſtimmten Bedienten, der für die Zubereitung dieſes Artikels ſtets Sorge tragen muß.

Die Singaleſen ſind ein höfliches ceremoniöſes Volk, und weil ſie auf die kleinlichſten Diſtinctionen ihrer Caſten- und Rangordnung ſo viel Gewicht legen, ſo zeigen ſie ſich in ihrem Benehmen gegen einander viel gegenſeitige Achtung. Die Vornehmen ſind nicht anmaßend, ſondern leutſelig und höflich, und die Armen nicht kriechend, ſondern beſcheiden und anſpruchlos. Dieſer freundſchaftliche Verkehr zwiſchen den Mitgliedern der verſchiedenen Caſten iſt theils eine Folge der religiöſen Vorſchriften der Singaleſen, welche ihn ſehr anempfehlen und begünſtigen, theils der natürlichen Gutartigkeit des Singaleſiſchen Charakters

b des Umstandes, daß die Vornehmen dort einmal sehr
müht sind, sich Popularität zu erwerben.

Obgleich aber die Singalesen so sehr Freunde von
öflichkeit und Delicatesse sind, so zeigen sie doch nichts
n diesen Eigenschaften in Beziehung auf das Verhältniß
m andern Geschlecht, und die Galanterie oder die ritter-
he romantische Liebe, welche das characteristische Kennzei-
n der (modernen) Europäer ausmacht, ist ihnen ganz
bekannt, wie sie sich denn auch wohl nirgends in einem
pischen Clima findet. Alte Hagestolzen und alte Jung-
n sind bei den Singalesen eine seltene Erscheinung; je-
Mann heirathet und zwar ziemlich jung, übrigens
hlt er sich nicht selbst seine Lebensgefährtin, sondern
s ist das Geschäft seines Vaters. Wenn ein junges
nisch achtzehn oder zwanzig Jahr alt ist, so wird er
heirathsfähig betrachtet, und sein Vater sucht sich
e Familie aus seiner Caste und von seinem Stande aus,
che eine mannbare Tochter hat. Er stattet sodann bei
i Vater dieser letztern einen Besuch ab, und erkundigt
zunächst nach dem Betrag der Mitgift; ist er hiermit
eden, so thut er den Vorschlag zu einer Heirath mit
m Sohn. Der Vater des Mädchens besucht dann den
r des Freiers, um sich von den Umständen und der
chtung des künftigen Haushalts des letztern zu unter-
en. Ist auch er in dieser Hinsicht zufrieden, so wird
m Vater des jungen Mannes das Mädchen selbst
estellt, und alle Requisite bestehen meistens nur darin,
ß jünger als sein Sohn, gesund, frei von körperlichen
chen und im Besitz der gewöhnlichen Kenntnisse zur

Führung einer Wirthschaft ist. Er schickt dann seinen Sohn in das Haus seines künftigen Schwiegervaters, wo bei er aber unter einem fremden Namen und ohne sich dem Mädchen zu erkennen zu geben erscheinen muß. Der Tag zur Vollziehung der Hochzeit wird jedesmal durch den Ausspruch der Astrologen bestimmt, welche die schicklichste Constellation dazu ausmitteln, und an demselben begiebt sich der Bräutigam in festlichem Anzug in Begleitung seiner Verwandten und Freunde und mit seinem Gefolge, welches Lebensmittel und die Brautgeschenke trägt, nach dem Hause des Mädchens, vor welchem ein Mandoo (Bretergebäude) zu ihrem Empfang aufgeschlagen worden ist. In demselben wird eine festliche Mahlzeit verzehrt, und nach dieser begiebt sich der Bräutigam in das Haus, woselbst die Braut mit ihren Verwandten und Freundinnen sich befindet, wechselt mit ihr Kugeln aus Reiß und Cocusmilch zubereitet, und übergiebt ihr die mitgebrachten Brautgeschenke, die theils in Lebensmitteln aller Art, theils in Kleidungsstücken, Juwelen und anderm Putze nach Maßgabe des Vermögens des Schenkers bestehen. Hierauf begiebt er sich in das Mandoo zurück, woselbst er die Nacht in Gesprächen und Unterhaltung mit seinen Freunden zubringt. Am andern Morgen führt er dann die Braut heim, und die Festlichkeit wird durch eine große Mahlzeit in seinem oder seines Vaters Hause beschlossen. Die geringern Volksclassen machen übrigens fast gar keine besondern Umstände bei ihren Heirathen, und beobachten keine andere Formalität, als die, den Consens der Eltern des Mädchens sich zu erbitten.

Concubinat und Polygamie sind zwar nach den Reli-
onsvorschriften der Singalesen unerlaubt, kommen aber
noch häufig genug vor, vorzüglich die letztere, und es
merkwürdig, daß in Kandy so wie in Tibet bei weiten
ehr Polyandrie als Polygynie herrscht. Sehr häufig
t ein Weib zwei Männer, und ich habe gehört, daß
anche deren sieben hat. Diese Vielmännerei ist nicht auf
ne bestimmte Caste beschränkt, sondern findet sich mehr
er weniger sowohl bei den Vornehmen als bei den Ar-
en. Die Vielmänner sind immer Brüder. Die geringern
olksclassen suchen diese Sitte oder vielmehr Unsitte da-
rch zu entschuldigen, daß sie nicht reich genug seien, da-
t Jeder eine besondere Frau ernähren könne; und die
rnehmen finden diese Einrichtung um deßwillen sehr
theilhaft und gut, weil sie die Einigkeit der Familien
rdere, das Familienvermögen beisammen halte, und
ß die Kinder, die zwei Väter hätten, mit mehr Sorg-
t erzogen werden könnten, und auch nicht so leicht Ge-
r liefen, verwaist zu werden. (Diese Gründe sagte mir
st einst ein alter sehr gescheidter Kandyanischer Staats-
nner, der mit seinem Bruder zugleich eine und dieselbe
u hatte. Die Kinder nannten den ältern Bruder
großer Vater", und den jüngern „kleiner Vater". In
er Familie herrschte übrigens auch wirklich die größte
tracht). Man kann hieraus leicht von selbst abneh-
n, daß Keuschheit bei den Singalesischen Weibern keine
end von sehr großem Belang ist, und Eifersucht die
nner eben nicht sehr quält. Auch ist eheliche Untreue
Seiten der Weiber gar nicht selten; sie wird nicht

sehr streng geahndet, außer wenn das Weib sich mit ei
Mannsperson aus einer niedrigern Caste einließ; dieß
für eine unverzeihliche Beschimpfung, und zieht jeder
Scheidung nach sich. Uebrigens sind die Singalesen
Allgemeinen keineswegs so ausschweifend, als man viell
hienach vermuthen könnte, und bloß in der Hauptst
Kandy herrscht, wie gewöhnlich in großen Städten,
üppige Lebensart.

In ihrem Familienleben als Väter und Mütter,
Söhne und Töchter, zeigen sich die Singalesen von der
theilhaftesten Seite. Ihre Familien sind gewöhnlich
sehr groß, indem ein Weib selten mehr als vier Ki
zu gebären pflegt; eine Thatsache, welche die von Ein
aufgestellte Meinung, als wären die Weiber in Ceylon
bezeichnet fruchtbar, durchaus als irrig darstellt. Zu
Erziehung der Kinder theilt sich die Sorge beider El
doch sieht man kleine Kinder fast mehr in der Gesell
ihrer Väter als in der ihrer Mütter. Diese letztern
gen ihre Kinder selbst, und zwar oft vier oder fünf
lang, und bloß einige vornehme Damen in Kandy, b
nen die Eitelkeit, einen schönen Busen zu haben, über
Mutterliebe den Sieg davon getragen hat, pflegen sich
ser ersten und so natürlichen Mutterpflicht zu entz
In den ersten Jahren bilden sich die Singalesischen K
nur sehr langsam aus, und sie lernen gewöhnlich erst
Ende des zweiten Jahres stehen und Ama, Apa stam
sobald aber erst hierin der Anfang gemacht ist, so m
sie dann auch ganz reißende Fortschritte.

Einen Namen erhalten die Kinder, sobald sie vermö
end sind, Reiß zu essen; daher denn diese Benennung Bat-
amen (Reißname) heißt. An einem von den Astrologen
u dieser Feierlichkeit als günstig bezeichneten Tage ver-
ammeln sich sämmtliche Verwandten, und der Großvater,
der wenn dieser nicht mehr lebt, der Vater, nimmt eine
Handvoll Reiß, steckt sie in den Mund des Kindes, und
giebt demselben zugleich einen Namen, worauf dann ein
festlicher Schmaus diese Feierlichkeit beschließt. Die Na-
men sind gewöhnlich doppelt, indem der eine ein genereller
Name für alle Glieder derselben Caste oder desselben Ranges
ist, welchem ein zweiter als Bezeichnung des Individuums
hinzugefügt wird. Den „Reißnamen" führen die Kinder aber
bloß während ihrer Jugend; spaterhin leiten sie ihre Be-
nennung entweder von ihrem Wohnort oder ihrem Amte
ab, indem eigentliche Familiennamen bei ihnen nicht üb-
lich sind.

Unter wenig Völkern sind meiner Meinung nach die
Familienbande fester geknüpft, und werden heiliger gehal-
ten und durch Religion wie durch Sitte und Lebensart im-
mer mehr befestigt, als bei den Singalesen. Die Familie
ist für einen Singalesen der Focus, der die Flamme aller
seiner edlern Empfindungen und Gefühle anfacht und un-
terhält. Die Eltern werden von den Kindern mit der
höchstmöglichsten Ehrerbietung behandelt, und vergelten es
diesen durch die zärtlichste Sorgfalt und Liebe. Während
der letzten Rebellion kamen viele Beispiele vor, daß sich
Väter freiwillig selbst auslieferten, nachdem man sich ihrer
Familien bemächtigt hatte. Ganz irrig und falsch ist die

ben Singalesen mehrfach gemachte Anschuldigung, als pflegte
sie ihre Kinder auszusetzen. Im Gegentheil verabscheue
sie durchaus ein solches unnatürliches Verbrechen, und wen
Beispiele desselben vorgekommen seyn sollten, so ist dieß n
in dem Falle einer äußersten Noth geschehen, welche d
Eltern keine andere Wahl übrig ließ, als entweder ih
Kinder auszusetzen, oder zugleich mit ihnen umzukomme
Eben so falsch ist eine andere Behauptung, die ich auch i
ters gehört habe, nämlich die, daß die Singalesen für ih
kranken Verwandten keine Sorge trügen, sondern sie sog
auf eine grausame Weise aus ihren Wohnungen vertrieb
und sie elendiglich umkommen ließen. Zu dieser irrig
Annahme mag wohl der Umstand Veranlassung gegeben
ben, daß Personen, die sehr gefährlich krank sind, in
Nebengebäude oder ein besonders zu diesem Behuf errich
tes Haus gebracht werden, damit das Wohnhaus, selbst
Falle Jene sterben sollten, nicht verunreinigt werde. K
neswegs aber lassen es die Singalesen irgend an etwas
len, was zur Pflege ihrer kranken Freunde und Verwa
ten dienen könnte. Endlich hat man ihnen auch
schmachvolle Vernachlässigung ihrer Todten vorgewor
eine Beschuldigung, deren Ungrund sich leicht durch
kurze Angabe ihres Verfahrens bei Todesfällen
gen wird.

Sobald Jemand gestorben ist, so wird zunächst
Lage seines Körpers verändert. Weil nämlich Boot
aus dem Osten hergekommen seyn soll, so liegen die S
galesen Zeit ihres Lebens immer nach dieser Weltgegend
richtet auf ihrem Lager; da es ihnen nun unpassend d

daß Lebendige und Todte dieselbe Lage haben sollten, so kehren sie den Kopf des Leichnams nach der Westseite um. Sodann legen sie die Schenkel auf eine anständige Weise zusammen, und die gefalteten Hände auf der Brust über einander, waschen den ganzen Körper, ziehen demselben seine besten Kleidungsstücke an, und bedecken ihn mit dem Schmucke und den Zierrathen, die der Verstorbene bei seinen Lebzeiten trug. Jede Familie von vornehmem Range verbrennt ihre Todten. Der Scheiterhaufen besteht aus zwei Schichten Cocusnußschalen und Hülsen, und einer Unterlage von Holz, zusammen 3 Fuß hoch, und durch starke Pfähle zusammengehalten. Der auf die eben beschriebene Weise angekleidete und geschmückte Leichnam wird auf den Scheiterhaufen gelegt, und noch ungefähr 3 Fuß hoch mit Holz überdeckt. War der Todte eine Person von sehr hohem Rang, z. B. ein Maha-nilami oder Dissavé, so wird sein Leichnam auf einem Palankin herausgefahren, und vor dem Leichenzug geht die Trauertrommel her; in allen Fällen wird er von seinen Verwandten männlichen Geschlechts und gewöhnlich auch von Priestern begleitet. Die nächsten Verwandten zünden den Scheiterhaufen an, und ein Priester spricht sodann einige Gebete für das Wohlbefinden des Verblichenen in seinem zweiten Leben. Wenn das Feuer den Leichnam verzehrt hat, so begiebt sich der Zug nach Hause zurück, nachdem der Ort durch Verbrennung frischer Cocusnußblätter als ein geweihter Platz bezeichnet worden ist. Nach Verlauf von sieben Tagen kehrt der Zug sammt den Priestern wieder nach jener Stelle zurück, wo dann die Asche in einen Haufen gesammelt und dieser mit einer Stein-

schichte einige Fuß hoch bedeckt wird; oft sammelt man auch die Asche in ein irdnes Gefäß, und vergräbt dasselbe in der Nähe eines Wiharé oder in dem Familienbegräbnißplatz. Der Priester beendigt die Feierlichkeit mit einer Predigt, in der er Resignation anempfiehlt, und zum Guten und zur Beobachtung der religiösen Vorschriften die Anwesenden ermahnt. In der Regel bilden bloß Männer den Leichenzug, außer in der Provinz Doombera, in welcher das ganze Leichenbegängniß bloß von den Weibern besorgt wird. Die geringen Casten des Volkes dürfen ihre Todten nicht verbrennen, sondern begraben den Leichnam mit wenig Ceremonien in einem 3 oder 4 Fuß tiefen Grabe, den Kopf nach Westen gerichtet.

Fassen wir nun Alles zusammen, um ein allgemeines Urtheil über die Singalesen zu fällen, so scheint dasselbe im Ganzen doch vortheilhafter für sie ausfallen zu müssen, als mehrere Europäer meinen, die sich zwar auch längere Zeit unter ihnen, aber nicht in einer zu einer unparteiischen Beurtheilung günstigen Lage befunden haben, indem sie hauptsächlich bei Gelegenheit der letztvergangenen Rebellion der Singalesen dieselben kennen lernten. In Hinsicht auf die Civilisation überhaupt, stehen die Singalesen den Hindus gar nicht oder nur wenig nach, können aber freilich nicht die Vergleichung mit einem Europäischen Volke aushalten. Dagegen kommen sie, was höfliche und feine Manieren im Umgange betrifft, den gesittetsten und gebildetsten Völkern unserer gegenwärtigen Zeit wohl gleich. In den Künsten und Wissenschaften stehen sie noch auf der

Stufe, auf welcher sich die Europäer in den rohsten Zeiten des Mittelalters befanden. Ihr Character ist im Allgemeinen kraftlos, unentschieden, aber gutherzig; sie haben weder große Laster noch ausgezeichnete Tugenden, sondern sind von dem gewöhnlichen unbedeutenden Mittelschlage der Menschen, ohne besonders hervorstechende Züge.

Abriß der Geschichte von Ceylon.

Die Singalesen haben, wie fast alle Völker in Asien und Africa, keine zuverlässige historische Nachrichten oder Annalen, aus denen man eine wahrhafte Kenntniß ihrer Urgeschichte schöpfen könnte. Alles, was sie daher von ihrem Alterthum und ihrer frühsten Geschichte erzählen, beruht auf bloßen Sagen und Legenden, oder auf historischen Romanen, welche um so mährchenhafter und unglaublicher sind, je früher der Zeitpunct fällt, der den Stoff der Erzählung ausmacht. Diese fabelhafte Geschichte ihres grauen Alterthums ist übrigens, weil die Phantasie hierbei freien Spielraum hatte, recht vollständig und plausibel ausgemalt, wird aber um so dunkler und lückenhafter, je mehr sie sich dem eigentlichen historischen Zeitalter nähert. Wir werden uns daher bei diesem Versuch eines Abrisses der Geschichte von Ceylon nur auf die wichtigsten Momente überhaupt, und auf die neueste Geschichte dieser Insel beschrän-

ken, ohne uns in ein Detail der vielen, zum Theil höchst monströsen Mythen und Sagen der Singalesen einzulassen.

Der erste namhafte König von Ceylon, dessen die historischen Sagen Erwähnung thun, hieß Wijeya Coomarayo, dessen Großvater ein Löwe gewesen seyn soll. (Vielleicht bezieht sich dieß auf den Namen Singala, welches im Sanscrit „Land der Löwen" bedeutet). Er war von seinem Vater aus seinem Vaterlande Wagooratta verbannt worden, und landete mit einem Haufen junger Abenteurer auf der Insel Ceylon, welche er in Besitz nahm, und sie von den vielen Dämonen, die auf ihr ihr Wesen bisher getrieben hatten, mit Hülfe einer Fee befreite, die sich in ihn verliebt hatte. Hiebei soll er das große Staatsschwert gebraucht haben, welches sich noch jetzt in Kandy befindet, wenn es nicht etwa bereits nach England geschafft worden ist. Er erbaute Tauunananeura in Neurakalaweya, und versah sich und seine Gefährten mit Weibern aus Madura. Seine Regierung fällt in das erste Jahr des Boodhoo Goutama (Budha Gautaama), also in das Jahr 543 vor Christus. Ungefähr drittehalb Jahrhunderte hierauf unter der Regierung des funfzehnten Königs, Namens Dewinepatissé, wurde die Religion des Boodhoo als Landesreligion eingeführt, und um eben diese Zeit wurden die Singalesen mit der Buchstabenschrift bekannt.

Unter der Regierung des dreiundzwanzigsten Königs geschah der erste Einfall der Malabaren, welche von der Küste Coromandel herüber auf die Insel kamen, und sich

dieselbe bis zum Mahawella-ganga unterwarfen, so daß bloß die südlich von diesem Fluß und dem Kalany-ganga gelegenen Ländern frei blieben. Bald hierauf ereignete sich unter der Regierung des Kalany-tissa, welcher Kalany erbaute, eine sehr große Ueberschwemmung, welche nicht allein eine ungeheure Anzahl von Dörfern und Häusern vernichtete, sondern 24 Meilen das Land so überschwemmte, daß die Entfernung Kalanys vom Meer, welche früherhin 28 Meilen betrug, auf vier Meilen reducirt wurde, welches die jetzige Entfernung dieser Stadt vom Meeresufer ist. Diese Ueberschwemmung soll ein Strafgericht wegen einer ungerechten Verurtheilung eines Oberpriesters gewesen, und der König dabei selbst auf eine elendigliche Art umgekommen seyn. Ein ähnliches Strafgericht ereignete sich unter der Regierung eines der folgenden Könige, welcher ein Apostat war, indem damals eine zwölf Jahre hindurch dauernde Dürre und Unfruchtbarkeit des Bodens eintrat. Während dieser Periode kam einst ein pilgernder Priester zu dem Hause eines Einwohners von Haraccapattoo, Namens Sakka, welchem nur noch eine einzige Mahlzeit von Reiß übrig geblieben war. Dennoch zögerte er keinen Augenblick, dieselbe dem Priester zu überlassen, und seine Mildthätigkeit und Religiosität wurden auch sogleich belohnt, indem sein kleiner Vorrath durch die göttliche Allmacht ganz unerschöpflich ward, und während der ganzen Dauer der Hungersnoth sowohl seine Familie, als auch das ganze Volk mit Nahrung versorgte. Aus Dankbarkeit würde er hierauf, obgleich er nur aus der Goewansé stammte, zum Könige gewählt, und von seiner Regierung

datirt sich eine neue Aera, die neben der des Boodhoo Goutama häufig bei den Singalesen gebräuchlich ist; das erste Jahr dieser Zeitrechnung correspondirt dem 681. des Boodhoo und dem 78. nach Christus.

Die ganze darauf folgende Periode bis zu dem Zeitpuncte, wo die Portugiesen mit Ceylon bekannt wurden, bietet nichts Merkwürdiges dar, sondern ihre Geschichte besteht meistens nur aus oft sehr abenteuerlichen Erzählungen von den bald glücklichen, bald unglücklichen Erfolgen der Einfälle der Malabaren, die in dieser Hinsicht mit den Normannen und Dänen des Mittelalters viel Aehnlichkeit haben.

Die Portugiesen entdeckten Ceylon im Jahr 1505, unter der Regierung des Königs Dermaprakkrama-bahoo, welcher zu Cotta, der damaligen Hauptstadt der Insel, residirte. Sie waren in der Gegend von Colombo gelandet, und der König gestattete ihnen, daselbst ein Handelsetablissement anzulegen. Während der Regierung des genannten Königs und seines Nachfolgers, verhielten sie sich ruhig, und beschränkten sich auf ihre Handelsgeschäfte. Aber unter dem folgenden Könige Boowanyka-bahoo entstand Zwist unter den Gliedern der königlichen Familie, und bei dieser Gelegenheit fingen die Portugiesen an, einen politischen Einfluß auf die Angelegenheiten der Insel zu erlangen, welcher derselben in der Folge sehr verderblich ward. Der König hatte seinen Enkel zum Nachfolger bestimmt, als solchen wollte ihn aber des Königs Bruder Mihidoony nicht anerkennen; daher schickte Boowanyka-bahoo eine

Gesandtschaft nach Portugal mit einer Figur von Wachs, die den kleinen Prinzen vorstellte, und bat die Portugiesen um Beistand in dem Kriege gegen seinen Bruder. Der Prinz ward auch sofort in einen Don Juan Derma-pali umgetauft, und als ein Bundesgenosse der Portugiesen erklärt, welche nicht säumten, Truppen und gehörige Ammunition nach Ceylon zu schaffen, um bei dieser Gelegenheit festen Fuß auf dieser Insel zu fassen. Auch siegten sie anfangs durch Hülfe ihres Geschützes überall, wo sie sich zeigten. Der König, der sie zu Hülfe gerufen hatte, war übrigens eines der ersten Opfer der neuen Art Krieg zu führen, indem er auf dem Marsche gegen seinen Bruder durch den Kopf geschossen wurde.

Während des Lebens seines Nachfolgers Derma-pali, befand sich Ceylon in einem Zustand der äußersten Verwirrung und Zerrüttung. Mihidooly erklärte sich selbst ebenfalls als König der Insel, und hielt seinen Hof zu Avisahavelle; er hatte aber nicht allein gegen den Derma-pali und dessen Bundesgenossen die Portugiesen zu kämpfen, sondern auch noch mit mehrern Stammhäuptern der Eingebornen, welche sich bei diesem Zustand der Dinge völlig unabhängig zu machen suchten. Er behauptete sich indessen wacker in seiner Stellung bis an seinen Tod, und auch sein Nachfolger Rajah Singha setzte den Krieg mit vieler Tapferkeit und glücklichem Erfolge fort; es gelang ihm, die sämmtlichen Staminfürsten, die sich gegen ihn aufgelehnt hatten, zu überwältigen, Cotta einzunehmen und zu zerstören, ja selbst Colombo zu belagern und die Portugiesen sehr in Verlegenheit zu setzen. Nach seinem Tode

aber waren diese letztern wiederum im Vortheil; sie eroberten Avisavavellé, besetzten den ganzen District der Seeprovinzen und einen großen Theil der sieben Corles, und hatten bereits die schönste Aussicht, sich die ganze Insel zu unterwerfen. Allein hieran verhinderte sie ein Singalesischer Stammfürst, Namens Maha-Wimmala-derma. Dieser, ein junger Mann von viel Energie des Characters, und mit durchdringendem Verstande begabt, hatte früherhin während der Unruhen im Innern seine Zuflucht nach Colombo genommen, und war von den Portugiesen erst nach Goa, dann aber, als sie selbst in Gefahr waren, von dem Rajah Singha verjagt zu werden, wiederum nach Ceylon geschickt worden, um zu ihrem Besten im Hochlande ihrem Feinde eine Diversion zu machen. Er bewerkstelligte dieß auch, that aber noch mehr, als ihm aufgetragen war, indem er sich selbst als unabhängigen Monarchen zu Singada-galla oder Kandy constituirte, und den größten Theil der jetzt zu den Kandyanischen Provinzen gerechneten Länder sich unterwürfig machte.

Um ihn zu stürzen, wollten nun die Portugiesen die Donna Catharina, die Tochter des von Wimmala entthronten Fürsten von Kandy, mit Heeresmacht wieder in ihr väterliches Erbtheil einsetzen. Hierbei verließen sie sich sehr auf den Beistand eines Singalesen, Namens Jage-Vera-Banda, der dem Wimmala sehr feind war. Dieser letztere aber wußte ihnen Jenen durch einen erdichteten Brief, worin derselbe als Verräther dargestellt wurde, verdächtig zu machen, so daß sie ihn tödteten, und überfiel sie selbst dann ganz unvermuthet, schlug sie völlig aufs Haupt, und

nahm ihnen die Prinzessin Catharina ab, welche er selbst sodann heirathete, und hierdurch seinen Thron völlig befestigte.

Mittlerweile war Dermapali gestorben, und die Portugiesen, die schon bei seinen Lebzeiten die eigentlichen Herren seines Gebiets gewesen waren, nahmen dasselbe nun förmlich in Besitz, und erklärten es für eine Portugiesische Provinz.

Wimmala-derma hinterließ zwar bei seinem Tode zwei Söhne, allein sein Bruder Sennerat folgte ihm in der Regierung, und heirathete seine Wittwe Catharina, mit welcher er den Rajah Singha erzeugte, der in der Folge den Beinamen des Großen erhielt. Sennerats Gebiet, als er den Thron bestieg, umfaßte folgende Districte und Städte: Ouva, Wellassey, Bintenney, Mately, Malapané, Oudapalate, Oudooneura, Vatineura, Toompany, Harassea-pattoo, Doombera und Hewahetté. Alle übrige Districte der Insel, und mithin bei weitem der größere Theil derselben, gehörten den Portugiesen. Der König schlug seine Residenz zu Diatilika (gewöhnlich Hangranketty genannt) auf, und während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung war er in einem ununterbrochenen Kriege mit den Portugiesen. Diese Letztern fielen unter der Anführung eines Singalesischen Häuptlings, der zum Christenthum übergetreten war, Namens Simon Coerea, siebenmal in das Gebiet von Kandy ein, und verbrannten die Hauptstadt, legten auch in der Nähe derselben am Mahawelleganga zwei Festungen an, die eine bei Pairawdenia, deren Ruinen noch jetzt zu sehen sind, die andere bei Gaunoroo-

we. So weit ging ihnen alles glücklich von Statten, aber ganz unvermuthet nahm plötzlich die Lage der Dinge zu ihrem großen Nachtheile eine ganz andere Wendung. Einer sehr starken Truppenabtheilung der Portugiesen, unter der Anführung des Don Constantino, wurde nämlich bei Wellawaya in Ouva von den Kandyanern, unter Anführung des damals erst siebzehnjährigen Prinzen Rajah Singla und seiner Stiefbrüder, eine völlige Niederlage beigebracht. Die jungen Prinzen verfolgten ungesäumt ihren Sieg, eroberten die Festungen am Mahawella-ganga, und ruhten nicht eher, bis sie das ganze platte Land der Insel von den Portugiesen gesäubert hatten, so daß diese bloß noch in den stark befestigten Plätzen Galle, Colombo, Jaffna und Trincomalio sich zu halten vermochten.

Während der Fortsetzung dieses Kriegs starb Senerat, und ihm folgte das Triumvirat der gedachten Prinzen in der Regierung, von denen jeder einen besondern Bezirk beherrschte.

Um die Portugiesen völlig von der Insel zu vertreiben, schlossen die Prinzen ein Bündniß mit den Holländern ab. Die Bedingungen des Vertrags, den Rajah Singla an Bord der Holländischen Flotte auf der Rhede von Batticaloa mit den Holländern einging, waren folgende: die Holländer sollten den Kandyanern Beistand leisten, um die Portugiesen völlig aus den Gegenden, die dieselben noch inne hätten, zu vertreiben, und dafür alle Seeprovinzen erhalten, ausgenommen Batticaloa und Putlam, welche, so wie das gesammte Inland der Insel, den Prinzen

bleiben sollte; beide Nationen sollten ferner stets in gu-
em Vernehmen und friedlichem Einverständniß bleiben und
ich gegenseitig jährlich Gesandte zuschicken. Galle ergab
ich zuerst an die Holländische Flotte; späterhin folgten die
übrigen Portugiesischen Festungen, so daß binnen sechzehn
Jahren die Macht der Portugiesen in Ceylon völlig ver-
nichtet wurde. Dieß ereignete sich im Jahr 1658.

Kurze Zeit darauf starb der eine der beiden Stiefbrü-
der des Rajah Singla, und da der andere es vorzog, sein
Vaterland lieber zu verlassen, als dasselbe in einen bürger-
lichen Krieg zu verwickeln, wenn er sich den ehrgeizigen
Plänen Singlas widersetzen würde, so blieb dieser Letztere
im alleinigen Besitze der Herrschaft über das Innere der
Insel. Er erreichte das hohe Alter von 90 Jahren; seine
Regierung war aber so streng, daß sie mehr als einen Auf-
stand veranlaßte. Zwar hatte er häufige Zwistigkeiten mit
den Holländern, doch kam es zu keinem offenbaren Bruche.
Er zeichnete sich persönlich durch seine schöne Gestalt, sehr
große Körperkraft, eine übergroße Nase, aufbrausende Lei-
denschaften, und ein heftiges Temperament aus. Bis sie-
den Tage vor seinem Tode verschwieg er es, daß er einen
Sohn habe, daher denn die Großen des Reichs, denen er
ihn dann vorstellte, denselben nicht eher als seinen wirkli-
chen Nachkommen und Nachfolger anerkannten, bis er sich
selbst vor ihm niedergeworfen und ihm gehuldigt hatte.

Dieser Letztere, Namens Wimeladarmé, residirte ge-
wöhnlich in Kandy und regierte 22 Jahr hindurch. Er

hatte einen edlen Character, und zeichnete sich durch Weis
heit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit sehr aus. Währen
der ganzen Dauer seiner Regierung fand kein Todesurthe
Statt, und das Land ward weder durch Aufstand noc
durch einen auswärtigen Krieg beunruhigt. Weil währen
der langdauernden Kriege mit den Portugiesen die Religio
des Boodhoo sehr in Verfall gerathen war, so schickte die
ser König eine Gesandtschaft nach Siam, und ließ vo
dort zwölf Oupasampadas-Priester herkommen, welch
dann die Kandyschen unterrichteten und ordinirten. Als ei
merkwürdiges Ereigniß unter dieser Regierung wird de
Vorfall erwähnt, daß einst ein sehr großes reichbeladene
Schiff, ohne alle Schiffsmannschaft und ohne irgend ei
menschliches Wesen an Bord zu haben, auf die Küste vo
Ceylon in der Nähe von Batticaloa getrieben wurde
Man nahm es im Namen des Königs in Besitz, und di
eisernen Kanonen, die sich noch jetzt zu Bintenny Haipola
cadavetté und Meddamahaneura befinden, gehörten zu je
nem Schiff.

Diesem trefflichen Regenten war sein Sohn un
Nachfolger Narendaré-Singha ganz unähnlich. E
herrschte auf eine höchst grausame Weise beinah 35 Jah
lang, und zeichnete sich durch nichts aus, als durch Laste
denen er auf eine brutale Weise ergeben war. Die ve
nehmsten Häuptlinge hatten einst eine Verschwörung gege
ihn angezettelt, um seinen Bruder auf den Thron zu s
tzen; allein dieser Plan mißlang, und sie wurden sämm
lich als Hochverräther hingerichtet. Er selbst hinterli

seine Nachkommen, und mit ihm erlosch der Mannesstamm der alten Singalesischen Dynastie.

Der nächstfolgende König, Sreewijeya Rajah Singha, war der jüngere Bruder einer der Gemahlinnen des letzten Königs, und war einstimmig von den in Kandy zur Wahlhandlung versammelten Großen des Reichs, so wie von dem Volk zum Regenten gewählt worden. Er regierte sieben Jahre hindurch, und gewann durch seine Gerechtigkeit und Milde die allgemeine Liebe seines Volkes. Auch er starb kinderlos, und zu seinem Nachfolger wurde einer seiner Schwäger, Namens Kirtisseré Rajah Singha erwählt, welcher 40 Jahre den Thron inne hatte. Im Anfang seiner Regierung benahm er sich sehr grausam, und überließ sich allen Ausschweifungen, daher mehrmals Verschwörungen gegen ihn entstanden, welche er aber immer zu dämpfen das Glück hatte. Nachdem er jedoch einst einige Bücher religiösen Inhalts gelesen hatte, so bekehrte er sich plötzlich völlig, und zeichnete sich von dieser Zeit an eben so sehr durch Tugend und Frömmigkeit, als früherhin durch Laster und Grausamkeit aus. Er schickte ebenfalls eine Gesandtschaft nach Siam, um durch dortige Priester die Religion des Boodhoo in Ceylon wiederum in ihrer Reinheit herstellen zu lassen, und es gelang ihm, auch dem einreißenden Verfall derselben ziemlich zu steuern. Nicht so glücklichen Erfolg hatte er bei dem Versuche, die Holländer aus Ceylon zu vertreiben, indem diese letztern sich in dem von ihm zuerst begonnenen Kriege Batticaloas und Putlams bemächtigten. Der König war ein sehr schöner

Mann, von großer Körperkraft und Gewandtheit, und zeichnete sich besonders durch seine Geschicklichkeit im Reiten auf Pferden und Elephanten aus. Als er aber einst auf einem stätischen Pferde, welches ihm die Holländer zugeschickt hatten, durch die Straßen von Kandy ritt, ward er abgeworfen und starb einige Monate hierauf an den erhaltenen Wunden. Sein Tod fällt in das Jahr 1778. Auch er war kinderlos.

Ihm folgte sein Bruder, Rajadi Rajah Singha, ein den Ausschweifungen und besonders der Wollust sehr ergebener indolenter Mann. Seine zwanzigjährige Regierung war ruhig und weder durch innerlichen Aufruhr noch durch Feindseligkeiten von außen gestört, zwei Fälle ausgenommen, als nämlich die Holländer einen wiewohl vergeblichen Angriff auf Saffragam gemacht hatten, und sodann, als er seine Truppen in den niedern Theil der Insel einrücken ließ, um in Einverständniß mit uns gegen die Holländer zu agiren, als wir im Jahr 1796 die Seeprovinzen besetzten. Dieses Umstands wegen ist die Periode seiner Regierung für die Geschichte von Ceylon wichtig. Es ist überflüssig, von den Gesandtschaften zu reden, die von uns an den Hof von Kandy geschickt wurden, und von den träumerischen Erwartungen, die jener unkluge Monarch von dem Umstand hoffte, daß die Macht und der Einfluß, den die Holländer bisher auf die Insel gehabt hatten, von nun an von jenen auf uns übergehen werde. Es mag genug seyn zu bemerken, daß er von uns keinen Seehafen zu seiner Disposition erhielt, wie er gehofft hatte, so wie nicht den geringsten Zuwachs an Ge-

biet, sondern daß zwischen ihm und uns alles auf dem Fuß blieb, wie es in seinen politischen Beziehungen zu den Holländern Statt gefunden hatte, nur mit dem einzigen Unterschied, daß er jetzt statt eines schwachen unschädlichen Nachbars einen mächtigen bekommen hatte. Er starb in Kandy im Jahr 1798, ohne von seinen fünf Gemahlinnen einen Thronerben zu hinterlassen.

Während der letztvergangenen zwanzig Jahre hat sich wie in Europa die politische Lage der Dinge in Ceylon sehr geändert; ein König wurde entthront; wir nahmen die ganze Insel in Besitz; eine Rebellion brach aus, wurde aber gedämpft; die alte Staatsverfassung wurde größtentheils umgestürzt, um einer neuen Ordnung der Dinge Platz zu machen. Diese wichtigen Ereignisse werde ich jetzt unparteiisch in einer kurzgefaßten Erzählung ihren Hauptmomenten nach darstellen.

Nach Rajadi Rajah Singhas Tode wählte ihm dem Herkommen gemäß der erste Adikar oder Minister, Namens Pilimé Talawé, ein ehrgeiziger intriguanter Höfling, einen Nachfolger. Seine Wahl traf einen ganz jungen Menschen von achtzehn Jahren; einen Neffen von einer der Wittwen des verstorbenen Königs, der nichts für sich hatte als eine hübsche Gestalt. Wahrscheinlich war der Adikar zu dieser Wahl durch die Hoffnung bewogen worden, daß sich ein solcher unselbstständiger Monarch ganz seiner Leitung überlassen würde. Hierin schien er sich auch anfangs nicht getäuscht zu haben, denn der neue König ließ sich sogleich willig finden, mehrere Große des

Reichs, die der Adikar haßte, bei Seite zu schaffen und umbringen zu lassen.

Im Jahr 1803 war es zwischen uns und den Kandianern, nach einer vergeblichen Unterhandlung des Englischen Gesandten General M'Dowal an dem Hofe zu Kandy, wiederum zum offnen Krieg gekommen. Es gelang uns, Kandy einzunehmen, allein unsre dasige Besatzung unter dem Major Davie wurde am 24. Juni des gedachten Jahres von einer sehr überlegenen Heeresmacht in Gegenwart des Königs und seines Hofstaats, die sich auf einem Hügel in der Nähe der Stadt begeben hatten, angegriffen.

Nach einem siebenstündigen Gefecht ward von unsrer Seite eine Fahne als Aufforderung zur einstweiligen Einstellung der Feindseligkeiten aufgesteckt. Man unterhandelte von beiden Seiten, und es wurde ausgemacht, daß der Major Davie freien Abzug mit seiner Mannschaft haben; aber auch die Stadt sogleich verlassen solle; hierbei wurde versprochen, daß man die im Hospital befindlichen kranken Engländer ihm nachsenden werde. Er mußte diese Bedingungen nach einigen vergeblichen Einwendungen eingehen, und verließ Kandy mit allen seinen Leuten, welche fähig waren zu marschiren. Der König besetzte sofort die Stadt und berief sogleich die obern Staatsbeamten zu einer Versammlung. Es war ihm sehr wohl bekannt, daß gerade zu jener Zeit der Mahawellé ganga sehr stark angeschwollen und es daher den Engländern unmöglich war, ihn ohne Beistand der Singalesen zu passiren. Diesen

Umstand suchte er zu nutzen, und schickte einige Häuptlinge an den Major Davie ab, die von demselben die Auslieferung des Mootosamé, (des Stiefbruders des vorigen Königs, welchen wir als dessen Thronerben proclamirt hatten) so wie die von fünfen seiner Verwandten, die sich bei ihm befanden, und eines Kandyanischen Ueberläufers verlangen sollten. Man fügte sich diesem Begehren und lieferte diese Unglücklichen auf Gnade oder Ungnade aus. Sie wurden sämmtlich ohne weitere Procedur auf Befehl des Königs auf eine grausame Weise hingerichtet. Hierauf gebot der König dem ersten Adikar und einem andern Staatsbeamten, sich an die Spitze von den Truppen zu stellen, den Engländern nachzusetzen und sie sämmtlich umzubringen. Vergebens stellten sie ihm das Ungerechte und Unpolitische eines solchen Treubruchs vor; ihr Widerstand machte den König nur immer hartnäckiger in seinem Entschluß, und am Ende mußten sie gehorchen, und erreichten mit ihrem Heere die Engländer bei Watapaloga, wo diese letztern wegen der Höhe des Flusses hatten Halt machen müssen, unvermögend ihn zu passiren. Die Kandyanischen Anführer ließen den Major Dawie und seine Oberofficiere einladen, sich zu ihnen zu begeben, und der Major war unvorsichtig genug, dieser Einladung in Begleitung zweier Capitäne Folge zu leisten. Man schaffte sie sogleich gefangen nach Kandy, und bewog durch Spione und Umtreiber die Malayischen und Sepsyschen Soldaten, die sich unter unsern Truppen befanden, zur Desertion. Nachdem man auf diese Weise unsre Leute ihrer Officiere beraubt und sie durch die Abtrünnigkeit der eingebornen Truppen gehörig ge-

schwächt hatte, schob man die blutige Catastrophe, auf welche es eigentlich abgesehen war, nicht länger auf. Man spiegelte unsern Soldaten vor, daß ihre Officiere nach Katisgastotté vorausgegangen seien, um in der dortigen Furth den Fluß zu passiren; sie sollten denselben also nur auf diesem Wege nachfolgen, müßten aber zuvor ihre Waffen niederlegen. Zu schwach, um Widerstand leisten zu können, thaten sie, was ihnen geboten war, und begaben sich unbewaffnet zu den Kandyanern, von welchen sie sämmtlich sogleich niedergemetzelt wurden. Zu der nämlichen Zeit wurde das Hospital in Candy, worin sich 120 Mann von dem neunzehnten Regiment befanden, von den Feinden besetzt, welche auf Befehl des Königs die Todten, Sterbenden und Siechen alle zusammen in ein tiefes Loch warfen, welches man zu diesem Zwecke gegraben hatte. Der Major Davie und seine zwei Unglücksgefährten, deren Hinrichtung man aufgespart hatte, starben bald nach einander an einer Krankheit, die ihnen die grausame Behandlung während ihrer Gefangenschaft zugezogen hatte.

Durch diesen glücklichen Erfolg übermüthig gemacht, beschloß der König, unser Gebiet zu betreten und Colombo anzugreifen. Er kam auch dem Sitze unsers Gouvernements bis auf achtzehn Meilen nahe, als sein Fortschreiten durch die kleine Schanze von Hanwellé gehemmt wurde, welche eine kleine Anzahl Invaliden so kräftig vertheidigte, daß er nach wiederholten vergeblichen Versuchen, sich derselben zu bemächtigen, es für das Beste hielt, seinen frühern Plan aufzugeben und sich in die Gebirge zurückzuziehen. Vorher ließ er noch aus Aerger über das Miß-

ungen seiner Absicht, zwei seiner vornehmsten Feldherren hinrichten, weil sie während eines Angriffs auf jene Schanze demselben ruhig unter einem Baume sitzend zugesehen hatten.

In dem hierauf eröffneten mit abwechselndem Glücke einige Monate hindurch geführten Feldzuge, bei dem man mehr darauf sah, dem Andern seine Unbill mit Repressalien zu vergelten und sich zu rächen, fiel nichts besonders merkwürdiges vor, einen Streifzug ausgenommen, den der Capitän Johnston in der zweiten Hälfte des Jahres 1804 mit einem Detaschement unternahm und auf eine ächt ritterliche heldenmüthige Weise vollführte. Er rückte in das Innere des Kandyschen Hochlandes ein, und ohne alle sonstige Beihülfe oder Mitwirkung, auf die er hätte rechnen können, drang er von Battiraloa bis Kandy vor und in diese Stadt ein, und schlug sich sodann von Kandy bis Trincomalie glücklich wieder durch, indem er durch die That bewies, was eine gut geleitete Tapferkeit zu leisten vermag.

Im Jahr 1805 wurde dieser Krieg durch einen Waffenstillstand beendigt, welcher bis zum Jahr 1815 auf keine ernstliche Weise unterbrochen wurde. Während dieser Periode ereignete sich nichts Merkwürdiges in Beziehung auf die äußere politische Lage des Königreichs Kandy, allein die innere Geschichte desselben und namentlich die des Kandyanischen Hofes bietet das unerfreuliche Schauspiel eines grausamen argwöhnischen Tyrannen, der allen seinen Leidenschaften den Zügel schießen läßt, und häufiger Em-

pörungen der Großen des Reichs dar, welche wahrhaft teufliſche Handlungen veranlaßten, von denen wir nur diejenigen kurz berühren werden, deren Erwähnung das Verſtändniß der neueſten Geſchichte jenes nunmehr nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Geſtalt exiſtirenden Königreichs durchaus erheiſcht.

Im Jahr 1806 ſtarb der zweite Adikar und Diſſave der Sieben Korlés, und ſeine Diſſavony wurde unter zwei Individuen, dem Adikar Eheulapola und dem Diſſavé Malligoddé, vertheilt. Dieß veranlaßte eine große Gährung und Unzufriedenheit in den Gemüthern des Volks jener Provinz, welches eine ſolche Theilung eines Amtes als mit dem Herkommen in Widerſpruch ſtehend und ihm ſelbſt ſehr nachtheilig anſah, weil es fürchtete, den zwei Diſſavés doppelte Steuern entrichten und doppelte Dienſte leiſten zu müſſen. Es erhob ſich deßwegen in Maſſe, und in den Sieben Korlés brach eine völlige Rebellion aus. Der erſte Adikar, Pilimé Talawé, erbot ſich, dieſen Aufruhr ſogleich zu dämpfen, und nahm auch ſeine Maßregeln ſo gut, daß ihm dieß vollſtändig gelang. Allein dieſer günſtige Erfolg erregte die Eiferſucht und den Neid des Königs, der ohnehin gegen ſeinen Wohlthäter, dem er die Krone verdankte, ſeit geraumer Zeit viel Widerwillen hegte. Hierzu kam, daß Pilimé-Talawé mehrere Anordnungen und Unternehmungen des Königs gradezu tadelte, und als er ſeinen Wunſch laut werden ließ, ſeinen Sohn mit einer natürlichen Enkelin des vorigen Königs Kirtiſſeré vermählen zu wollen, ſo ſah der argwöhniſche König hierin einen offenbaren Anſchlag des Adikars

bei Gelegenheit seiner Familie den Besitz des Thrones zu verschaffen, daher er ihn zu stürzen beschloß. Eine Gelegenheit hierzu gab ihm die Vernachlässigung einer unbedeutenden Amtspflicht, die sich der Adikar hatte zu Schulden kommen lassen; er entsetzte denselben sofort aller seiner Würden und verbannte ihn vom Hofe. Der gereizte ehrgeizige Pilimé sann auf Rache, und schmiedete ein Complott, um den König zu entthronen und zu ermorden. Allein die Einwohner der Districte Doudeneura und Yattineura, welche mit in diese Verschwörung verwickelt waren, brachen zu frühzeitig, ehe noch alles gehörig vorbereitet war, los, und vereitelten dadurch den ganzen Anschlag. Der König bemächtigte sich der Häupter der Verschwornen, und ließ den Pilimé Talawé, so wie den Neffen desselben hinrichten; seinem Sohn schenkte er auf Fürsprache der übrigen Großen das Leben. Pilimés Sturz und Tod ereigneten sich im Jahr 1812.

Sein Nachfolger als erster Adikar ward Eheylapola. Durch die letzten Vorfälle war der König im Gefühl seiner Schwäche nur noch mißtrauischer und furchtsamer geworden, und einzig und allein für seine persönliche Sicherheit besorgt, war ihm jedes Mittel willkommen, welches zunächst und unmittelbar diesem Endzweck zu entsprechen schien, mochte es auch in Hinsicht seiner entfernten Folgen noch so unpassend und unpolitisch seyn. So befahl er z. B., daß kein Mohr und kein Priester in den loyalen, d. h. nicht in jene Verschwörung verwickelten Provinzen sich aufhalten, und daß alle nicht aus diesen Provinzen gebürtige Weiber dieselben sogleich verlassen und in ihre

respective Heimat zurückkehren sollten. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck eine solche harte Maßregel, die ohne Grund die heiligsten Familienbande zerriß, auf das ohnehin schon erbitterte Volk machen mußte, da sie wohl die Treue der anhänglichsten Bürger hätte wankend machen können. Eben so veränderte er fast durchaus das gesammte Personal seines Hofstaats, und entfernte einen Jeden, auf den auch nur der leiseste Verdacht einer Verbindung mit den Verschwornen gefallen war.

Sein jetziger Minister ward ihm ebenfalls bald genug ein Gegenstand des Argwohns, und da er ihm dieß nicht undeutlich merken ließ, so nahm dieser seine Gelegenheit wahr, und als er so wie die übrigen Dissavés einst zur Inspicirung seiner Provinz (Saffragam) in dieselbe von dem Könige geschickt worden war, so suchte er sich in derselber auf alle Weise festzusetzen, gewann die Liebe des dortigen Volks, knümpfte eine Unterhandlung wegen Hülfstruppen mit Colombo an, und zeigte durch sein ganzes Benehmen, daß er dem Könige die Spitze bieten werde. Dieser Letztere erfuhr nicht sobald den Abfall seines Ministers, als er sich sogleich der Frau und Kinder desselben bemächtigte, ihn selbst aller seiner Aemter und Würden für verlustig erklärte, dieselben Molligoddé übertrug, und diesen mit Heeresmacht gegen Jenen nach der Provinz Saffragam schickte. Es gelang dem neuen Adikar auch vollkommen, unversehns in Saffragam einzudringen; Eheylapola floh mit einigen seiner Vertrauten nach Colombo, und Molligoddé kehrte siegreich mit einem Haufen gefangener Häuptlinge der aufrührischen Provinz nach Kandy zurück, welchen daselbst

r Proceß gemacht wurde. Um ſich an dem Eheylapola, r ſeiner Wuth entkommen war, dennoch zu rächen, be- loß der Tyrann, die Familie deſſelben auf eine grau- me Weiſe hinrichten zu laſſen, und ging dabei mit einer ihrhaft ſataniſche Bocheit zu Werke. Eheylapolas eib und Kinder wurden an einem beſtimmten Tage aus rem Kerker auf einen offenen großen Platz vor dem Pa- t der Königin und zwiſchen den Tempeln des Wiſchnu d Nata herbeigeführt, und den Henkersknechten des espoten überantwortet. Die Mutter behauptete ſtandhaft re und ihrer Kinder Unſchuld, ſo wie die ihres Ehe- anns, zeigte ſich aber zugleich willig und bereit, ſammt ren Kindern zu ſterben, in der feſten Hoffnung, daß ſich r König durch dieſes Opfer bewegen laſſen würde dem

eylapola zu verzeihen. Nachdem ſie dieß mit lauter timme erklärt hatte, forderte ſie ihren älteſten Sohn f, ſich muthvoll ſeinem Schickſal zu unterwerfen; der ne Knabe, erſt 11 Jahr alt, flüchtete ſich aber erſchro- n und weinend in die Arme ſeiner Mutter. Da trat zweiter Sohn, ein Knabe von 9 Jahren, von heroi- em Muthe entflammt hervor, gebot ſeinem Bruder, nicht haft zu ſeyn —, er wolle ihm zeigen, wie man ſterben ſſe —! und ein Schwertſchlag trennte alsbald das upt dieſes hochherzigen Kindes von ſeinem Körper. So- an — kaum kann man es zu erzählen ſich überwinden — rde der blutende, noch nicht völlig entſeelte Kopf des ndes in einen Reißmörſer gethan, der Stößel der Mut- in die Hand gegeben und ſie gezwungen, das Haupt es Sohnes zu zerſtampfen! Hierauf wurden ihre übri-

gen Kindern ebenfalls die Köpfe abgeschlagen, und einen jeden mußte die unglückliche Mutter — —, doch genug von dieser zu gräßlichen Scene! Während dieses tragischen Vorfalls konnte sich die versammelte Volksmenge nicht enthalten zu murren und zu weinen und ihren Abscheu vor dieser Greuelthat auszudrücken. Der Dissavé Palihapané entsetzte sich so sehr, daß er ohnmächtig danieder sank; für dieß Zeichen von Menschlichkeit aber verlor er seinen Dienst. Zwei Tage hindurch glich ganz Kandy, den Hof des Tyrannen ausgenommen, einem Leichenhause, und der Kummer und die Trauer waren so allgemein und so tief, daß nirgends ein Feuer angezündet und Nahrung bereitet, sondern ein allgemeines Fasten gehalten wurde. Nach der Hinrichtung ihrer Kinder hörten glücklicherweise die Leiden der Mutter bald auf, indem man sie nebst mehreren ihrer Verwandten in einem kleinen Teich in der Nähe der Hauptstadt ertränkte.

Dieses waren die hervorstechendsten Züge aus der damaligen Schreckensperiode, an welche die Kandyaner nicht ohne Schaudern denken, und von der sie nicht ohne Thränen erzählen können. Von diesem Zeitpunct an fanden fast ununterbrochen Hinrichtungen Statt; die Zahl der zum Tode Verurtheilten kann nicht genau berechnet werden, aber so viel ist gewiß, daß Niemand seines Lebens einen Augenblick sicher war, weder das gemeine Volk noch die Großen oder die Priester; sogar ein Oberpriester, und zwar ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und allgemein beliebtem Character fiel als Opfer der Wuth des Tyrannen. Von Verhängungen geringerer Strafen, Ein-

terungen oder körperlicher Züchtigungen, ist kaum nöthig zu reden; in dem düstern Gemälde erscheinen sie wie einzelne Lichtstrahlen in tiefer Nacht.

Durch diese Tyranney hatte aber der König eben so sehr die Großen als das gemeine Volk gegen sich aufgebracht und erbittert; beide waren zu einer Insurrection geneigt, und harrten nur auf eine Unterstützung von Englischen Truppen, um in Verein mit denselben loszubrechen.

Unsre Regierung, von allen Ereignissen im Innern der Insel genau unterrichtet, konnte unmöglich sich bei dieser Lage der Sachen bloß passiv verhalten. Seine Excellenz der Generallieutenant Sir Robert Brownrigg rüstete sich daher für den Fall des Ausbruchs der Feindseligkeiten, welcher unvermeidlich schien. Er stellte daher ein Truppencorps an der Grenze des Kandyanischen Gebiets auf, um sofort in dasselbe einrücken zu können, falls es wirklich zum Kriege käme.

Ein hinlängliche Ursache, denselben förmlich zu erklären, bot sich sehr bald dar. Mehrere Singalesische Handelsleute, die unsre Unterthanen waren, hatten sich, um Handel zu treiben in das Innere des Kandyschen Gebiets begeben, waren aber allda als Spione behandelt und auf eine schmachvolle Weise verstümmelt zurückgeschickt worden. Es waren dieser Unglücklichen zehn gewesen; man hatte ihnen allen die Nasen, einigen auch die Ohren, Hände und Füße abgeschnitten; nur zwei von ihnen erreichten in die-

sem schauderhaften Zustand Colombo, die Uebrigen kamen unterwegs um. Bald darauf überschritt ein Haufe Kandyaner die Grenze und steckte ein uns zugehöriges Dorf in Brand. Auf diesen Verfall erfolgte unmittelbar von unsrer Seite eine förmliche Kriegserklärung gegen den König von Kandy, datirt vom 10. Januar 1815. Tags darauf rückten unsre Truppen in das Kandyanische Gebiet ein; sie fanden die Drei und Vier Korlés bereits in einem Zustand von Insurrection, und sehr bald vereinigte sich Molligodbé, der erste Adikar des Königs, und mehrere andere Häuptlinge mit ihnen. Beinahe ohne den geringsten Widerstand kamen unsre Divisionen bis zur Hauptstadt, in welcher am 14. Februar das Hauptquartier aufgeschlagen wurde; vier Tage darauf wurde der König gefangen, der sich fast von allen seinen Leuten verlassen, zuerst auf einen hohen Berg, dann aber eines anhaltenden Regenguſſes wegen in ein einsam stehendes Haus in der Nähe von Meddahmahaneura geflüchtet hatte, um ein Obdach zu suchen. Allein er wurde hier in diesem Schlupfwinkel entdeckt, von seinen eigenen Unterthanen verrathen, gefangen genommen und zuerst nach Colombo, sodann nach Vellore geschafft, woselbst er sich noch jetzt in Gewahrsam befindet. Er kann in der That als ein wahres Musterbild eines Tyrannen gelten, indem er der selbstsüchtigste Egoist ist, den man sich denken kann, ein Sclave seiner ungezügelten Leidenschaften, völlig ohne irgend ein Gefühl für Moral oder Religion und ohne Scham göttliche und menschliche Rechte mit Füßen tretend.

Vierzehn Tage nach seiner Gefangennehmung, am 2. März, wurde er in einer feierlichen Versammlung zu Kandy, welche von Sr. Excellenz unserm Gouverneur und den vornehmsten Kandyanischen Staatsbeamten gebildet ward, des Throns förmlich für verlustig erklärt, und der König von England als unumschränkter Gebieter über die ganze Insel anerkannt, wogegen von unsrer Seite versprochen ward, die alte Staatsverfassung ungeändert bestehen zu lassen, so wie auch die Sitten, Gesetze und heiligen Gebräuche des Volks aufrecht und unangetastet zu erhalten.

Hierauf wurde von uns ein Oberregierungscollegium in Kandy errichtet, welches aus drei Civilbeamten bestand, die die Aufsicht über die Verwaltung der Rechtspflege und die Eintreibung der Einkünfte zu führen hatten, und im Verein mit den Adikars und den vornehmsten Kandyschen Staatsbeamten den obersten Gerichtshof des Landes bildeten. Dieß Collegium und einzelne subalterne Regierungsbeamten abgerechnet, die sich in Ouva, Saffragam und den Drei Korlés befanden, wurde die Civiljustiz, wie unter der alten Staatsverfassung, von den Dissavés und Rate-mahasmeyas verwaltet. Molligoddé behielt seine Stelle als erster Adikar. Die Kandyanischen Truppencorps, welche ohnehin nicht sehr bedeutend waren, wurden aufgelöst, und an verschiedene Orte einzeln oder in ganz geringer Anzahl in Cantonirung gelegt.

Vom März 1815 bis zum October 1817 blieb alles ruhig, und die neue Ordnung der Dinge wurde nicht ge-

ſtört. Wir leiſteten pünctlich allem denjenigem Folge, was durch die oben erwähnte Convention feſtgeſetzt worden war, und ſowohl die Großen als das gemeine Volk der Kandyaner ſchien mit unſrer milden und nachſichtigen Regierungsart ganz wohl zufrieden. Allein dieſer Anſchein war trügeriſch. Jene hatten ſich kaum durch unſre Hülfe eines Tyrannen entledigt und ein wenig wieder erholt, als ſie ſich ſchon für ſtark genug hielten, ihre Selbſtſtändigkeit wieder zu erlangen und ſelbſt zu behaupten, und ſchon darauf dachten, ihrer Wohlthäter, denen ſie ſo viel verdankten, aus der Inſel zu verjagen.

Wenn man unparteiiſch die ganze damalige Lage der Dinge erwägt, ſo wird man nicht läugnen können, daß ihr Streben, wiewohl es wider die Pflicht der Dankbarkeit verſtieß, ganz natürlich entſtand, und wird ihnen hieraus keinen Vorwurf machen. Es herrſchte nun einmal zwiſchen uns und ihnen keine wahre innere Eintracht oder Sympathie, und es fehlte durchaus an einem ſolchen gemeinſchaftlichen Berührungspuncte, durch welchen das äußere Band, das ſie mit uns vereinigte, feſter hätte geknüpft werden können. Dagegen gab es unzählige Umſtände, in denen ſie bei der Berührung mit uns ſich ſehr zurückgeſetzt und beleidigt finden mußten. Die vornehmen Staatsbeamten hatten zwar jetzt einen ausgedehntern Wirkungskreis und mehr wirkliche Macht, als unter dem vorigen Könige, allein früher erkannten ſie doch keinen höhern über ſich, als eben dieſen letztern; jetzt aber ſtanden ſie einem Jeden unſrer Civil- und Militärbeamten an Rang nach. In ihrer Eigenſchaft als höchſte Staatsbeamten wurden ſie

zwar mit dem ihnen als solchen gebührenden Respect behandelt, allein dieß geschah auch bloß in Beziehung auf ihre Amtswürde, und außer den Dienstverhältnissen machten unsre gemeinsten Soldaten mit ihnen so wenig Umstände, wie mit den Personen aus den niedrigsten Casten. Dieß aber beleidigte sie empfindlich; sie fühlten sich herabgesetzt und ihrer äußern Würde beraubt. Ganz ähnliche Empfindungen hegte das übrige Volk, besonders der achtbarste und bedeutendste Theil desselben, nämlich die Abtheilung der Goewansé. Unbekannt mit dem dort für so wichtig geachteten Unterschiede zwischen hohen und geringen Casten, behandelten die meisten Engländer alle Kandyaner auf gleiche Weise, und beleidigten ihren Ehrgeiz und ihre Eitelkeit oft, ohne nur irgend eine Ahndung davon zu haben. Hauptsächlich entrüstete sie unsre Manier, ohne weitere Umstände in ihre Tempel zu gehen, so wie die wenige Achtung, die wir ihren Priestern bezeigten, welche freilich mehr Ansprüche darauf machen, angebetet, als bloß verehrt zu seyn. Gewöhnt an die Anwesenheit eines Königs in der Hauptstadt und an den Glanz seines Hofstaates, so wie an den mannichfachen Einrichtungen, die mit demselben verknüpft waren, konnten sie sich nicht sogleich in die völlige Abschaffung des Altherkömmlichen und in die neue Ordnung der Dinge finden. Der König von Großbritannien war für sie der leere Schall eines bloßen Namens; sie hatten keine Idee von einem Könige, der über sie in einer Entfernung von mehrern Tausenden von Meilen regieren könne, und eben so wenig einen Begriff von delegirter Staatsgewalt; sie bedurften einen Monarchen, den sie mit leiblichen An-

gen sehen, vor welchem sie sich niederwerfen und von dem sie ohne weitere Förmlichkeiten Urtheilssprüche über ihre Rechtsstreitigkeiten erlangen konnten. Dieß Alles zusammengenommen, mußte nothwendig in ihren Gemüthern eine Abneigung gegen uns und unsre Regierung hervorbringen, und so war es ihnen auch eben nicht sehr zu verdenken, daß sie sich unsrer zu entledigen, und ihre politische Selbstständigkeit wieder zu gewinnen trachteten.

Im October 1817 ward ein Versuch dieser Art gemacht, allein, wie es scheint, viel zu frühzeitig und voreilig, und ohne daß alles vorher gehörig vorbereitet, und ein bestimmter Operationsplan entworfen worden wäre. Im Anfang des gedachten Monats wurde ein Mohr, der von unsrer Regierung angestellt worden war, sich aber bei den Einwohnern der entfernten Provinz Willassey verhaßt gemacht hatte, von diesen letztern gefangen genommen, vor einen Mann gebracht, der den Titel des Königs usurpirt hatte, und von diesem zum Tode verurtheilt und auch wirklich hingerichtet. Der Brittische Regierungsbeamte zu Ouve begab sich, so bald er von diesem Vorfall hörte, sogleich mit einigem Militär an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen, fand aber die Einwohner bereits in voller Insurrection und alle Unterhandlung verschmähend; er fiel selbst als das erste Opfer, und der Officier und die Soldaten, die ihn escortirt hatten, konnten nur mit Mühe und Noth sich durchschlagen und Badulla erreichen.

Bei dieser Lage der Dinge war es durchaus nothwendig, schleunig die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, um

den Aufruhr zu unterdrücken und sich des Pseudokönigs, der ein ehemaliger Priester des Boodhoo gewesen war, zu bemächtigen. Auch geschahen unverzüglich von Seiten unserer Regierung die zu diesem Behufe nöthigen Schritte, jedoch ohne den gewünschten Erfolg herbeizuführen. Die Rebellen wurden in kurzer Zeit von Eheylopalas Schwager, dem Dissavé von Ouva, Kappitipola, einem unternehmenden, verschlagenen Mann, dem jedes Mittel recht war, vereinigt, und ihr Anhang vergrößerte sich mit jedem Tage. Binnen sechs Monaten hatte sich der Aufruhr aller Maßregeln unsrer Regierung ungeachtet so weit verbreitet, daß im März 1818 das ganze Land, die Ebenen von Saffragam, die Drei und Vier Korlés, Oudeneura und Pattineura ausgenommen, in offner Insurrection gegen uns aufgestanden war. Sämmtliche Häuptlinge und eingeborne Staatsbeamte, den einzigen Molligoddé (den mehrfach erwähnten ersten Adikar) ausgenommen, hatten sich entweder offenbar an die Rebellen angeschlossen, oder begünstigten sie doch heimlich; zu dieser letztern Classe gehörte höchst wahrscheinlich der zweite Adikar Kappawatté und Eheulapola, welcher nach der Entthronung des Sree Wikrimé Rajah Singha zwar nur als Privatmann in Kandy lebte, aber von den Einwohnern als ihr eigentliches Haupt angesehen ward. Während der drei darauf folgenden Monate nahm die Lage unsrer Angelegenheiten eine immer ungünstigere Wendung. Unsre ohnehin nicht zahlreiche Armee wurde immer mehr durch Strapazen, Mangel aller Art und Krankheiten aufgerieben, während die Rebellen ganz ungeschwächt blieben, kein einziger Anführer derselben von Be-

deutung gefangen genommen, und keine der abgefallenen Districte wieder besetzt oder beruhigt werden konnte. Diese Periode war für alle Engländer, die sich damals in Ceylon befanden, eine sehr traurige Zeit, indem es schon so weit gekommen war, daß man nicht ohne Grund befürchten mußte, es werde nächstens unsre Communication zwischen Colombo und unserm Hauptquartier zu Kandy abgeschnitten, und unsre dortigen Truppen genöthigt werden, das Land völlig zu räumen, und sich, so gut es ginge, durchzuschlagen.

Plötzlich aber änderte sich die Lage der Dinge. Kappitipola erlitt in mehrern Treffen sehr bedeutende Niederlagen, obgleich er in denselben uns an Mannschaft ganz unverhältnißmäßig überlegen war. Mehr als dieß kam uns aber der Umstand zu Statten, daß unter den Häuptern der Insurrection Zwist und Uneinigkeit ausbrach. Kappitipola und der erwähnte Kronprätendent wurden von einem andern Anführer der Rebellen gefangen genommen, und ein neuer Bewerber um den Thron warf sich auf. Von diesem Zeitpunct an hatten unsre Maßregeln einen eben so günstigen Erfolg, als sie früher vergeblich gewesen waren, und wir machten so reißende Fortschritte in unsern Siegen, daß selten ein Tag verging, an welchem nicht ein Rebellenanführer ergriffen wurde; ein District nach dem andern wurde wieder besetzt, und im October war bereits das ganze Land wiederum völlig in unsrer Gewalt, nachdem wir uns auch noch zuvor des Kappitipola und der noch übrigen Häuptlinge, die sich vergebens durch die Flucht zu entziehen suchten, bemächtigt hatten.

Die Art und Weise, wie dieser Krieg von beiden Seiten geführt wurde, wich freilich von der unter zwei civilisirten Völkern üblichen sehr ab, und trug sehr dazu bei, für das Land sehr verderbliche Folgen herbeizuführen. Wenn ein District die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt hatte, so wurden von unsrer Seite Truppen in demselben postirt, das Kriegsgesetz proclamirt, die Wohnungen der widerspenstigen Einwohner niedergebrannt, und Jeder derselben, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, ohne Weiteres getödtet. Die Eingebornen ihrerseits ließen sich nie auf eine offne Feldschlacht ein, sondern benutzten klüglich alle Vortheile ihrer genauen Kunde der Localität, die für sie sehr überwiegend günstig war, da sie alle einzelne Schluchten und Engpässe des Hochlandes ganz genau kannten. Auf diese Weise gelang es ihnen, durch stete Streifzüge und mannichfaltige Ueberfälle uns in der That sehr viel Abbruch zu thun, und wir litten um so mehr, als unsre Soldaten des Climas ungewohnt waren, und sehr bald Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln bei uns einriß. In dieser letztern Hinsicht war indessen die Lage der Eingebornen noch schlimmer, und im Ganzen genommen kamen von ihnen in diesem unglücklichen Aufstande gegen 10,000 Menschen ums Leben; wir verloren nur ungefähr gegen 1000 Mann. Da der Krieg von beiden Seiten mit heftiger Erbitterung geführt wurde, und kein Theil dem andern Quartier gab, so kann man sich schon denken, daß es nicht an wahrhaft schaudererregenden Scenen fehlte, daher wir die nähern Details desselben lieber mit Stillschweigen übergangen haben; dagegen kamen

aber auch öfters einzelne Züge von dem ausgezeichnetsten Heroismus der Unsrigen, so wie von der rührendsten Familienliebe der Eingebornen vor, die wohl wiederum mit der Menschheit versöhnen könnten.

Was nun das Ende und die Folgen dieses Krieges betrifft, so sind die letztern freilich für den gegenwärtigen Augenblick sehr traurig, indem das Land beinahe ganz verheert wurde. Allein in Hinsicht auf die Zukunft sind allerdings Hoffnungen vorhanden, daß dieß Ereigniß dennoch zum Wohl der Insel ausschlagen könne, indem seit Beendigung des Kriegs eine neue Ordnung der Dinge eingetreten ist, welche günstige Wirkungen herbeiführen kann. Nachdem nämlich Kappitipola nebst einigen der Rädelsführer der Rebellion vor ein Kriegsgericht gestellt, und von demselben zum Tode verurtheilt worden waren, wurde in Gemäßheit einer Convention zwischen dem Brittischen Gouverneur und den Kandyanern am 21. November 1818 eine neue Constitution oder vielmehr eine Modification der frühern eingeführt, deren Hauptpuncte in Folgendem bestehen: In Beziehung auf öffentliche Steuern und Lasten sind alle bisher üblichen persönlichen Dienstleistungen (Straßen- und Brückenbau ausgenommen) aufgehoben, und alle Steuern in eine einzige verwandelt, nämlich in die Abgabe eines Zehntels des Ertrags der Reißfelder; hinsichtlich der Rechtspflege, welche von den Brittischen Regierungsbeamten in den einzelnen Districten und zu Kandy unter Mitwirkung der jetzt untergeordneten Dissavés gehan dhabt wird, sind bestimmte Besoldungen für die

Richter ausgesetzt und das früher übliche Sportelwesen aufgehoben.

Da auf diese Weise unsre Regierung jetzt ganz freie Hand hat, und nicht mehr an die Bedingungen der frühern Convention gebunden ist, zufolge deren die alte so mangelhafte Verfassung unangetastet aufrecht erhalten werden mußte, so ist sie jetzt im Stande, durch weise Einrichtungen den Culturzustand der Singalesen allmählig immer mehr zu vervollkommnen, was besonders durch Erziehung der Jugend und Verbreitung der christlichen Religion geschehen kann, und so das Werk zu krönen, welches sie ruhmvoll mit der Entthronung eines Tyrannen begonnen hat.

Reise nach Ratnapoora und der Adamsspitze.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Beschreibung aller der Theile der Insel Ceylon mitzutheilen, welche ich während meines dortigen Aufenthalts besuchte, sondern ich werde mich nur auf die Schilderung derjenigen Orte und Gegenden beschränken, die entweder in Beziehung auf ausgezeichnete Merkwürdigkeiten der Natur, oder in Hinsicht auf die Geschichte und Characteristik des Volks vorzüglich interessant sind.

Die erste Ausflucht, die ich nach meiner Ankunft in Ceylon machte, war die nach der Adamsspitze (Adams

Peak), dem höchsten Berge der Insel und demjenigen Ge
genstande, der zunächst die Aufmerksamkeit aller Reisende
auf sich zu ziehen pflegt. Dieser Berg ist nämlich der be
rühmteste Punct der ganzen Insel, und sein Name und
Ruhm fast in ganz Asien bekannt und ausgebreitet, indem
er als ein heiliger Berg nicht nur von den Boodhoisten
und Hindus, sondern auch von den Mohamedanern und
denjenigen Chinesen, die dem Namen nach Christen sind,
verehrt wird, und alle diese Nationen seiner in ihren aber
gläubischen Sagen und Mährchen gedenken.

Am 15. April 1817 verließ ich bei Anbruch des Ta
ges Colombo in Begleitung meiner Freunde, des Rev.
Georg Bisset, William Granville Esq. und Hrn. Moon,
am 17. erreichten wir Ratnapoora, und am Abend des 19.
den Gipfel der berühmten Kuppe, welche von Colombo nur
66 Meilen entfernt ist.

Unsre Art zu reisen war verschieden nach der verschie
denen Beschaffenheit der Straßen und der Gegend. Die
ersten sechzehn Meilen legten wir rasch in leichten Cabrio
lets (gigs), auf einer trefflichen Straße zurück, durch ein
wohlbevölkerte Gegend, anmuthig durch die reichbelaubten
prachtvollen Haine voll Cocusnußbäume beschattet, welche
einen Gürtel um den südwestlichen Theil der Insel herum
bilden.

Bei Patura verließen wir die große Heerstraße von
den Seeprovinzen, und mußten unsre Caleschen gegen trä
Indianische Wagen, Palankins, vertauschen, in welche
wir bis Ratnapoora in Sässragam fuhren, und über ein

gute neuangelegte Straße durch eine von Hügeln durchschnittene, meistens mit Holz bewachsene, aber nur wenig bevölkerte Gegend kamen, welche nur hie und da einige interessante Ansichten darbot. In der Gegend von Horiena, wo wir die erste Nacht in unsern Palankins schliefen, bemerkten wir die Ueberbleibsel eines Hinduschen Gebäudes im einfachsten Stil einer noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur sich befindenden Architectur.

Am nächsten Tage genossen wir am frühen Morgen kurz vor Sonnenaufgang auf der Spitze eines Hügels den glänzenden Anblick einer der schönsten und romantischsten Gegenden der tropischen Zone; Hügel, Schluchten, Thäler und Ebenen, alle auf das üppigste mit den prachtvollen Bäumen jener Gegend bewachsen, umgürtet in der Ferne von blauen Bergen, und während wollige Wolken über die niedrigsten Gegenden hereinhingen, wölbte sich über unserm Haupte der reinste Aether zum glanzvollen Himmel. Das Entzücken, welches uns dieser Anblick gewährte, wurde noch sehr durch die Kühle und Frische der Luft, so wie durch den tausendstimmigen Gesang der Vögel gesteigert, von deren vielen Arten einige an Gestalt und Stimme den Amseln, andere den Drosseln und Rothkehlchen glichen, und in deren harmonische Töne sich das gellende Geschrei des wilden Geflügels, der Papageien, so wie das sanfte Girren der Tauben und das schrillende Gesumse unzähliger Insecten mischte.

Ratnapoora ist ein mit einer Besatzung versehener Ort, und wir wurden von den Officieren der kleinen Gar-

nisun auf die gastfreundschaftlichste Weise aufgenommen. Die Schanze liegt auf einem niedrigen Hügel, auf dem rechten Ufer des Kalugunga. Der Ort ist von mehrern kleinen sehr fruchtbaren Ebenen, so wie von üppig bewachsenen Hügeln, und in der Ferne von stattlichen Gebirgen umgeben, so daß man von ihm aus eine prachtvolle Aussicht rund umher genießt. Ueberhaupt ist derselbe auch sehr in Hinsicht seiner Lage begünstigt; die umliegende Gegend ist sehr fruchtbar und reich an mannichfaltigen Producten; das Clima, wiewohl heiß, ist dennoch ausgezeichnet gesund, und der Fluß Kaluganga ist dort eine große Strecke weit für große Böte befahrbar. Ungefähr eine halbe Meile von dem Fluß entfernt liegt ein Dorf mit etwa zwanzig oder dreißig kleinen Hütten und einem nicht ganz unbedeutenden Tempel (Dewalé), der aus den Ruinen eines alten Portugiesischen Forts erbaut, und dem Provinzialgott von Saffragam, dem Sainen geweiht ist.

In Ratnapoora ließen wir unsre Palankins zurück, und setzten unsre Reise in Sesseln fort, welche von Männern mit Bambusstangen auf den Schultern getragen wurden. Auf diese Weise reisten wir neun Meilen bis Palabätula. Der erste Theil dieses Wegs ist äußerst romantisch. Wir mußten in einem fort bald bergauf, bald bergab steigen, und kamen bald durch das stärkste Dikicht, durch welches kein Sonnenstrahl je zu dringen vermochte, bald durch schmale felsige Pässe, manchmal dicht an steilen Abgründen vorbei, aus denen der schäumende Strom heraufstoßete, oder unter den Einsturz drohenden

Ueberhängen von Felsen. Ungefähr nachdem wir eine Meile zurückgelegt hatten, kamen wir bei der Balangodde Wihare vorbei, welche über dem Fluß mitten unter ungeheuern Massen von Felsen und schattigem Gebüsch liegt, und einen interessanten Anblick gewährt. Die ganze Lage des Orts hatte einen so düstern und melancholischen Character, daß er sehr wohl geeignet schien, religiöse Gefühle zu erwecken oder zu steigern. Viertehalb Meilen machten wir, um zu frühstücken, in Gillemalle Halt, einem schön gelegenen Ort; er liegt in einer kleinen grünen Ebene, ungefähr von einer Meile im Umfang, umgürtet von einem Hain von verschiedenen Palmen und andern Fruchtbäumen, zwischen welchen die Wohnungen der Einwohner zerstreut umher liegen. Den letzten Theil des Weges legten wir fast durchgehends auf einem schmalen felsigen Fußpfade zurück, der zu beiden Seiten entweder mit einem undurchdringlichen Dickicht umgeben, oder von so üppig und dicht belaubten Bäumen beschattet war, daß jeder einzelne Zweig eine Laube zu seyn schien. Diese außerordentliche Vegetation hängt wahrscheinlich mit der Feuchtigkeit des dortigen Climas und mit starken Regengüssen zusammen, die in dieser Gegend der Insel vorzüglich häufig Statt finden. Aus dem nämlichen Grunde ist der Boden fast überall außerordentlich mit Ceylonschen Blutigeln (leech) bedeckt, von denen die nackten Füße unsrer Träger nicht wenig zu leiden hatten, und vor welchen wir selbst uns nicht völlig zu schützen vermochten. Palabatula ist der letzte bewohnte Ort auf dem Wege nach der Adamsspitze. Wir waren sehr erfreut, daselbst ein Obdach gegen einen heftigen Gewitter-

sturm zu finden, der uns seit mehrern Stunden mit ein
starken Regen weidlich durchnäßt hatte. Es befindet s
in diesem Ort ein kleiner Wiharé und zwei Amblams od
Hospize (rest-houses), von denen wir das kleinere
Besitz nahmen; in dem größern fanden wir über 200 P
grime jeden Alters und Geschlechts, die entweder auf de
Rück- oder Hinwege zum heiligen Berge begriff
waren.

Vor Tagesanbruch am nächsten Morgen begannen w
den Gipfel des Bergs zu Fuße zu ersteigen, weil man a
keine andere Weise auf denselben gelangen kann. Ungefä
eine Viertelmeile von Palabatula, unmittelbar nachde
man über einen bedeutenden Bergstrom auf einem bloß
Bret gegangen ist, fängt das Steigen auf einem schmal
felsigen Fußpfade an, welcher durch einen Wald führt, m
dem der Berg von dem Fuße bis zur Spitze bewachsen i
und der den Weg meistens so wirksam und dicht beschatte
daß man zwar durch keinen Sonnenstrahl belästigt wir
aber auch gar nichts von der umliegenden Gegend zu G
sichte bekommt.

Nachdem wir auf diesem steilen düstern Pfad ung
fähr zwei Meilen empor geklommen waren, kamen wir
einem Ruheplatz auf einem kleinen Vorsprung über eine
Abgrund, von wo aus wir eine Aussicht auf die unter un
liegende Gegend hatten, welche eben so schön als erh
ben war.

Ungefähr auf dem halben Weg bis zum Gipfel de
Berges setzten wir über einen kleinen Gießbach, welch

ber eine ungeheure tafelförmige Felsenmasse floß, und seine Meile weiter aufwärts kamen wir zu dem Bett eines bei weitem bedeutenderen Bergstroms, des Setagongola, welcher als der Vater des Kaluganga anzusehen ist. Diese Gegend gewährte uns einen sehr interessanten wahrhaft pittoresken Anblick; der Bergstrom stürzte sich brausend von einer waldigen Höhe in einen Canal, der von großen Felsstücken verschüttet war, auf denen sich Pilger befanden, auf die mannichfaltigste Weise beschäftigt; — einige badeten und wuschen sich, andere hielten eine frugale Mahlzeit von kaltem Reiß, und noch andre ruhten sich von der Mühseligkeit des Wegs aus, indem sie entweder sich der Länge entlang hingestreckt hatten, oder nach Indianischer Weise mit gekreuzten untergeschlagenen Beinen saßen und Betel kaueten. So wohl die Luft als das Wasser war an einer Stelle sehr erquickend, frisch und kühl, und das letztere hatte auch alle übrige treffliche Eigenschaften eines Bergstroms.

Eine halbe Meile von diesem Flusse kamen wir in ein kleines Thal hinab; das Hinuntersteigen war an den beschwerlichsten Stellen durch einige grob gearbeitete hölzerne Leitern erleichtert. Allein die gegenüberstehende Bergwand, über die der Weg führte, bot einen viel fruchtbarern Anblick dar, indem sie aus einer nackten, äußerst steilen und glatten Felsmasse bestand. Es würde dieser Weg auch gar nicht zu passiren seyn, wenn nicht ein alter Singalesischer König vier Treppen von zusammen an drittehalb hundert Stufen in den Felsen hätte hauen lassen. In der Mitte dieses Felsens zur linken Hand ist sein Bildniß

nebſt einer Inſchrift, die ſeinen Namen enthält, auf ein plumpe Weiſe eingehauen. Von der Spitze genießt mai eine ſchöne, ſehr weit reichende Ausſicht, und da grade ei Gewitter in Anzug war und ſich immer mehr näherte, ſ war das Schauſpiel, das wir dort genoſſen, ſo erhabe und zugleich ſo furchtbar, daß ſchwerlich eine Feder in Stande ſeyn möchte, davon ein anſchauliches Bild z geben.

Bald nachdem wir den Fels verlaſſen hatten, brad das Gewitter mit heftigen Donnerſchlägen und Regengüſ ſen und feurigen Blitzen über uns herein. Da wir nir gends ein Obdach fanden, wo wir hätten untertreten kön nen, ſo ſetzten wir unſern Weg ohne Stillſtand fort; doc wurde der Fußpfad, je höher wir kamen, deſto beſchwer licher.

Der Sturm hielt bis nach halb zwei Uhr an, un welche Zeit wir eine kleine Ebene erreichten, die mit ver krüppeltem Holz bewachſen war. Während wir hier etwa ſtill hielten, und unter ein für die Pilger im Fall eine plötzlichen Regens errichtetes Wetterdach untertraten, klärt ſich das Wetter plötzlich auf; der Regen rieſelte nur noc ganz unmerklich herab, der Donner rollte nur dumpf i weiter Ferne, und als ſich der Nebel und die Wolken völ lig zertheilt hatten, hatten wir das Vergnügen, das Zie unſrer Anſtrengungen dicht vor uns zu ſehen — di Adams-Kuppe, welche ſich majeſtätiſch in coniſcher Geſtal empor hob.

Durchnäßt und frierend ſetzten wir bei einem ſchnei denden Winde unſern Weg fort. Dieſer letzte Theil deſſe

ben ist der allerbeschwerlichste und in der That zugleich gefährlich; er ist so steil, daß, wenn nicht eiserne Ketten in den Felsen eingeklammert wären, wohl nur Wenige im Stande seyn würden, ihre Pilgrimschaft zu vollenden; selbst ungeachtet der Beihülfe dieser Ketten kamen dann und wann Unglücksfälle vor, und Pilger verloren dort ihr Leben, was z. B. erst vierzehn Tage vor unsrer Ankunft mit zwei Eingebornen der Fall gewesen war, welche beim Herunterwärtsschauen den Schwindel bekamen, herabstürzten und in Stücke zerschmettert wurden.

Wir langten auf dem Gipfel des Berges ein wenig nach 3 Uhr Nachmittags an. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel war wieder rein und die Sonne schien. Der prachtvolle Anblick der uns umgebenden Scene entschädigte uns reichlich für unsre viele Mühe und Beschwerde. Die Aussicht war nach allen Seiten völlig unbeschränkt. Wenn man grade an der Wand des Berges steil hinunter in eine 2 bis 3000 Fuß tiefe Ebene hinabblickte, so ruhte das Auge mit Wohlgefallen auf dem unregelmäßigen vielfarbigen Blätterschmuck der üppigen hoch emporstrebenden Bäume, von denen es dann weiter auf die vielen Bergrücken und Thäler glitt, deren mannichfaltige Gestalten ein anmuthig contrastirendes Ganzes dem Blick vorführte. Die nächsten nur etwa zwei oder drei Meilen entfernten Berge konnten wir durch die reine Atmosphäre so gut und deutlich gewahr werden, daß wir die sie beschattenden Bäume, die hervorspringenden Felsmassen und die Gießbäche und Bergströme ganz genau erkennen konnten. Weiterhin bildeten

den Hintergrund des reizenden Gemäldes eine ätherblau Gebirgskette, welche der dortigen Gegend den Charakte eines schönen wohl zusammenstimmenden Ganzen mittheil te, wie es die Natur in so vollkommnem Maße selten dar bietet.

Nachdem wir uns hinlänglich an dem Anblick der prachtvollen Aussicht ergetzt hatten, so wendeten wir unsre Aufmerksamkeit auf den Gipfel des Berges und den Gegenstand, der jährlich mehrere Tausende von Menschen veranlaßt, diese beschwerliche Wallfahrt zu unternehmen. Der Gipfel hat nur eine sehr kleine Oberfläche; nach einer vom Lieutenant Malcolm (dem ersten Europäer, der diesen Berg erstieg) angestellten Vermessung, hat er nur 74 Fuß Breite und 24 Fuß Länge. Die eigentliche Kuppe ist ein Fels, der sich ungefähr 8 Fuß hoch über den Boden erhebt, und auf dessen Spitze der Gegenstand der Anbetung der Pilger sich befindet, nämlich der Sree-pada oder der heilige Fußtapfe des Boodhoo, der an dieser Stelle zuerst die Insel betreten, und diesen Eindruck seines Fußes zurückgelassen haben soll. Es ist dieß eine Vertiefung in der Oberfläche des Felsens von 5 Fuß $3\frac{3}{4}$ Zoll Länge, 2 Fuß 7 Zoll Breite und 2 Fuß 5 Zoll Tiefe; der Rand ist mit Messing eingefaßt, und mit einigen wenigen Gemmen von geringem Werthe ausgeschmückt. Ueber dieser Kuppe ist ein Dach angebracht, welches auf vier Pfeilern ruht und mit vier eisernen Ketten an den Fels befestigt um welchen herum ein niedriger Wall aufgeworfen ist. Das Dach war mit farbigen Tüchern und sein Rand mit Blumen und wehenden Wimpeln und Fahnen bedeckt, was einen recht fröh-

lichen Anblick gewährte. Die Höhlung glich allerdings so ungefähr der Gestalt eines menschlichen Fußes; nur freilich wenn sie wirklich ein Fußtapfe des Boodhoo wäre, so möchten die Erzählungen von der Schönheit desselben zu einem solchen enormen Fuße wohl schwerlich passen. Es ist kaum der Mühe werth zu untersuchen, ob diese Vertiefung von der Natur oder Kunst herrührt; mir scheint beides der Fall zu seyn, und gewiß sind die Einschitte oder Zacken, welche den Zwischenraum der Zehen andeuten sollen, künstlich verfertigt, denn ein kleines Stück davon, welches ich heimlich abriß und untersuchte, bestand aus einer Mischung von Sand und Kalk, und war mithin von einer ganz andern Substanz als der Fels selber. Etwas tiefer unterhalb dieses Felsens befindet sich eine kleine steinerne Nische, welche dem Samen als Schutzgott des Berges geweiht ist. Innerhalb des Walls ist ein kleines Haus, das nur ein Zimmer hat, in welchem der dienstthuende Priester wohnt; dieß und zwei kleine Hütten außerhalb der Brustwehr sind das einzige Obdach, das man auf dem Berge findet. Sonst ist auf diesem Gipfel weiter nichts Merkwürdiges, was Erwähnung verdiente, als ein kleiner Hain von einer Art Alpenrosen (rhododendron arboreum), welcher mit rothen Blumen bedeckt, einen sehr lieblichen Anblick gewährt. Er liegt auf der Ost- und Nordseite des Berges unmittelbar dem Walle gegenüber, und wird als heilig und unverletzlich gehalten. Jenes Gesträuch (rhododendron) oder vielmehr jene Bäume sollen von dem Gotte Samen unmittelbar nach Boodhoos Abreise gepflanzt worden seyn, und sich sonst nirgends auf der Insel

finden. Diese letztere Behauptung ist aber ganz irrig, indem er auf vielen über 2000 Fuß hohen Bergen des Hochlandes häufig wächst.

Wir blieben die Nacht auf dem Berge, und dieß war die erste seit meiner Anwesenheit unter der tropischen Zone, in welcher ich Ursache hatte, mich über die Kälte zu beklagen. Es war grade kein Mondschein, der Himmel sehr umzogen, und nur die Sterne erster und zweiter Größe zu sehen; einigemal, wenn wir uns umsahen, erblickten wir so etwas, was man „sichtbare Finsterniß" nennen könnte, und die durch die Dunkelheit noch vergrößerten Riesengestalten der fernen Gebirge machten einen wahrhaft erhabenen Eindruck. Am nächsten Morgen kurz vor Sonnenaufgang wurden wir durch den Lärm einer eben ankommenden Schaar von Pilgern erweckt. Da wir keine Toilette zu machen hatten, so waren wir sogleich im Freien, und hatten Ursache, den Pilgern es sehr Dank zu wissen, uns geweckt zu haben. Es war ein wunderherrlicher Morgen; die aufgehende Sonne malte den Himmel mit Gold und Purpur, und warf über die ganze Scene einen solchen Glanz und Schimmer, daß ich mich keines entzückenderen Schauspiels dieser Art erinnern könnte.

Die eben angelangte Pilgerschaar bestand aus eingebornen Singalesen, Männern und Weibern, alle nett und reinlich in ihre festlichen Gewänder gekleidet. Sie begannen sogleich ihren Gottesdienst. Ein Priester in seinem gelben Ornate stellte sich an den Rand des heiligen Fußapfens, den Pilgern gegenüber, die einen Kreis etwas wei-

ter unten gebildet hatten, und theils auf den Knieen lagen, theils mit gefalteten Händen oder vorwärts gebeugtem Kopfe in einer devoten Stellung standen. Der Priester recitirte dann mit lauter vernehmlicher Stimme die einzelnen Glaubensartikel der Boobhoistischen Religion und deren Pflichten, welche die versammelten Pilger sodann Spruch für Spruch ihm nachsprachen. Als er geendigt hatte, erhoben sie ein lautes Geschrei, und nachdem er fortgegangen war, wiederholten sie für sich nochmals die Ceremonie, wobei Einer aus ihrer Mitte den Vorsprecher machte.

Hierauf folgte eine interessante Scene; die Weiber begrüßten voll Zärtlichkeit und Achtung ihre Ehemänner, Kinder ihre Eltern und Freunde einander. Eine alte Frau mit eisgrauem Haar wandte sich zuerst glückwünschend an einen ehrwürdigen Greis; sie war bis zu Thränen gerührt und warf sich vor ihm nieder, worauf er sie segnend aufhob. Sodann thaten dasselbe einige Männer von mittlerm Alter in Beziehung auf das patriarchalische Paar, und sofort die Uebrigen, indem die Jüngern immer den Bejahrtern ihre Ehrfurcht und Achtung bezeichneten; die von gleichem Alter begrüßten sich ebenfalls und vertauschten gegen einander Betelblätter. Diese Sitte hat eine moralische Tendenz, indem sie darauf berechnet ist, die feierliche Stimmung der Anwesenden dazu zu benutzen, um die Familienbande und Freundschaftsverbindungen fester zu knüpfen, und alle Gefühle von Haß oder Zwietracht zu entfernen.

Jeder Pilger machte dem Fußtapfen und dem Sa-

men ein Weihgeschenk; der Eine brachte einige kleine Kupfermünzen dar, der Andere Betelblätter, ein Dritter etwas Reiß oder Nüsse von der Arekapalme, ein Vierter ein Stück Zeug u. dgl. m. Man legte diese Gaben an den Rand des Tree-pada, von wo sie sogleich von einem zu diesem Behuf dort stehenden Diener weggenommen wurden; sie gehören zu den Einkünften des Oberpriesters der Malwatté Wiharé.

Bevor die Pilger den Berg verließen, wurden sie erst noch von dem Priester eingesegnet, und ermahnt, wenn sie wieder in ihre Heimat zurückgekehrt wären, fortan ein tugendhaftes frommes Leben zu führen.

Es war eigentlich unsre Absicht, diesen Tag und die folgende Nacht noch auf dem Berge zu bleiben, und erst den nächsten Morgen unsre Rückreise anzutreten; allein unsere Führer und Diener erklärten, daß es zu kalt für sie sei, und bewogen uns, schon um 8 Uhr Vormittags wieder herabzusteigen; wir erreichten gegen Abend, tüchtig von einem Gewitterregen, der uns unterwegs überfallen hatte, durchnäßt und sehr ermüdet, Palabatula, von wo aus wir auf demselben Wege, auf dem wir hergekommen waren, nach Colombo zurückkehrten. Eigentlich war die zu große Kälte, vor der sich unsre Singalesischen Begleiter fürchteten, nur ein bloßer Vorwand, um ihren Aberglauben zu verheimlichen; es ist nämlich ein unter ihnen herrschendes religiöses Vorurtheil, daß bloß ein Priester mehr als eine Nacht auf der Adamsspitze zubringen darf, jeder Laie aber, der sich deßgleichen unterfangen sollte, dafür mit Krankheit oder gar mit Tod gestraft werde.

Während wir uns auf dem Berg befanden, unterließ ich nicht, an einem Thermometer und Barometer, mit denen ich mich versorgt hatte, Beobachtungen anzustellen. Leider hatte ich aber kein zweites langes Barometer, um seinen Stand mit dem meinigen zu vergleichen, daher das Resultat meiner Höhenmessung nicht ganz genau ausfallen konnte. Es ergab sich als dasselbe eine perpendiculäre Höhe des Berges von 6680 Fuß, welches indessen auch mit einer genauen trigonometrischen Vermessung, die der Obristlieutenant Willerman früher angestellt hatte, ziemlich übereintrifft, indem dieser Letztere die in Frage stehende Höhe ebenfalls höchstens auf 7000 Fuß berechnet. Die Angaben von 12,000 oder 15,000 Fuß Höhe, die sich für diesen Berg bei einigen ältern Schriftstellern finden, sind ohne Zweifel sehr übertrieben.

Höchst wahrscheinlicherweise haben die Mahomedaner zuerst diesem Berge die Benennung beigelegt, unter welcher er jetzt allgemein in Europa bekannt ist. Die Mohren in Ceylon nennen ihn nämlich stets Adam malay, und erzählen, daß Adam, als er aus dem Paradiese vertrieben war, daselbst sein Schicksal beweint, und so lange mit einem Fuß auf dem Felsen gestanden habe (woher jene Vertiefung entstanden sei), bis ihm Gott verziehen hätte. Die Eingebornen haben diese Sage, wie oben schon erwähnt wurde, etwas umgemodelt und dem Gegenstand ihrer Anbetung angepaßt, und nennen jenen Fels Siri pada oder im Pali Sree pada, und den Berg Samannella oder Hamannella (die Buchstaben S und H werden im Singalesischen oft ohne Unterschied gebraucht), in Beziehung auf den Samen,

der als Schutzgott des Gebirges verehrt wird. Eine andere sehr gelehrt ausgestattete Etymologie des Piks des Adam, nach welcher in diesem Namen eine Hinweisung auf eine Verwandtschaft des Alisingalesischen und Aegyptischen oder Chaldäischen Gottesdienstes liegen soll, hat Hr. Bryant in seiner Analysis of ancient mythology vol IV. pag. 266 mitgetheilt.

Reise von Columbo nach Kandy, Sittawakka, Doombera, Kandelle.

Meine nächste Ausflucht in das Innere von Ceylon machte ich als Arzt im Gefolge Sr. Excellenz des Gouverneurs, der mit seiner Gemahlin Colombo am 5. August 1817 verließ, um nach Kandy zu reisen. Da die Rebellion damals noch nicht ausgebrochen war, so sahen wir alle dieß bloß als eine Vergnügungsreise an, von welcher wir nach einigen Wochen wieder nach Hause zurückzukehren hofften; nicht entfernt ahnend, daß wir funfzehn Monate lang würden ausbleiben müssen.

Kandy ist auf dem nächsten Wege, der durch die drei und vier Korlés führt, 85 Meilen von Colombo entfernt. Die erste Station ist zu Hanwellé, einem kleinen Fort an dem Ufer des Kalany-ganga, in einer ebenen, dem Austreten des Flusses ausgesetzten übrigens fruchtbaren und gut bevölkerten Gegend. Der größte Theil der Straße ist

n einer Menge reichbelaubter Fruchtbäume, besonders von
cußbäumen auf das anmuthigste beschattet, welche nur
: und da durch Reißfelder unterbrochen, sich viele Meilen
it an dem Flusse hinziehn.

Von Hanwellé nach dem nächsten Orte Avisahavellé
winnt die Gegend ein viel wilderes, aber auch viel in-
:ssanteres Ansehen, und zeichnet sich besonders durch die
pigsten dichtesten Waldungen aus, mit denen die höge-
hte Oberfläche des Bodens fast überall bedeckt ist.

Avisahavellé ist ein unbedeutendes Dorf, welches sehr
mantisch am Fuße von einer Kette nackter Felsen liegt,
: sich von dem reich bewachsenen Boden gegen 1000 Fuß
ch steilrecht erheben. Anderthalb Meilen weiter ist Sit-
wakka, woselbst eine Fähre über einen ziemlich bedeuten-
n Fluß desselben Namens angelegt ist. Dieser Ort, einst
e königliche Residenz und eine Stadt von großer Wich-
keit, existirt jetzt fast nur noch dem Namen nach, und
ne Spuren seiner ehemaligen Größe ziehen die Aufmerk-
mkeit der Reisenden auf sich. Ja man bezweifelte eine
raume Zeit hindurch, ob er noch existire, bis vor nicht
r zu langer Zeit einige Trümmer von Gebäuden dort
deckt wurden, welche von einem von den Portugiesen
richteten Fort herrühren sollen; eine Vermuthung, die
erdings mit den anderweitigen Umständen und Angaben,
Beziehung auf das vormals freundschaftliche Verhältniß
ser Nation mit dem Rajah von Sittawakka mehrere
ahrscheinlichkeitsgründe für sich hat.

Die nächste Station ist Ruwenvellé, neunthalb Mei-
l von Avisahavélle. Die Gegend zwischen diesen zwei

Orten ist nur wenig bebaut, schlecht bevölkert und größtentheils mit Gehölz überwachsen. Ungefähr anderthalb Meilen von dem erstgenannten Orte ist eine sehr große Plantage von Cocusnußbäumen, welche der Regierung zugehört. Die Bäume derselben standen übrigens denen am Ufer des Meers befindlichen, an Wuchs und Fruchtbarkeit sehr nach, und bestätigten so die Behauptung der Eingebornen, daß die Seeluft diesen Bäumen sehr dienlich wäre, wie sie denn auch wirklich in jener Gegend oft eine Höhe von 100 Fuß erreichen.

Ruwenwelle, welches vor drei Jahren ein fast ganz verödeter Ort war, ist jetzt ein blühender Flecken geworden. Es ist sehr günstig grade an der Stelle des Zusammenflusses des crystallhellen Kalany ganga und des trüben Goorayooya oya gelegen. Das Fort ist beinah schon völlig ausgebaut und enthält treffliche Zimmer sowohl für die Officiere als die Soldaten; auch ist ein Bazar errichtet worden, der bereits mehrere hundert Familien bewogen hat, in der Hoffnung eines Gewinns durch Handelsverkehr sich hier niederzulassen. Wir alle waren bei unsrer Ankunft auf eine angenehme Weise durch das rasche Aufblühen dieser kleinen Stadt und ihr niunteres festlich geschmücktes Aeußere überrascht. Dem Gouverneur zu Ehren wurde der Tag als ein Festtag betrachtet; die sämmtlichen Einwohner trugen ihre Feierkleider, und hatten die Straße, die vom Flusse nach dem Fort führt, im einfachen, aber wahrhaft schönen Singalesischen Stil mit Ehrenpforten von frischem Laubwerk von Cocusnußbäumen, durchflochten mit Blüthenzweigen der Arekapalme, und gestützt

urch Pisangpalmen, verziert, welche letztere völlig mit Stamm, Aesten und Früchten aufgestellt, so frisch und anuthig aussahen, als sproßten sie auf ihrem natürlichen Grund und Boden. Am Abende besuchten der Gouverneur nd seine Gemahlin den Bazar, welcher auf ähnliche Weise eschmückt war, nur daß das Schauspiel dadurch noch viel länzender und prachtvoller wurde, daß der ganze Platz it Lampen von Cocusnußschalen und von Cocusnußöl geährt, illuminirt war. Nach der Rückkehr in das Fort ab der Gouverneur dem Dissavé von den drei Korlés udienz, welcher ausdrücklich dieserwegen von Kandy hereist war. Es war ein junger Mann von sehr einnehmendem Aeußern, trotz seiner reichen, aber ziemlich geschmacklosen Kleidung; er setzte sich auf einen Stuhl, der hm präsentirt wurde, und benahm sich im Ganzen mit ielem Anstand; auch schlug er den servirten Thee nicht us, wiewohl er wahrscheinlich bisher noch keinen gekostet atte. Nach Indischer Sitte blieb er so lange, bis man hn sich zu entfernen hieß, und zufolge eben solcher Sitte, achte er beim Abschied dem Gouverneur ein Geschenk an bst, Eiern und Confitüren, welche auf Schüsseln von almblättern hereingebracht und auf dem Boden umher ur Beschauung ausgelegt wurden.

Von Ruwenwellé bis Idamalpané führt der Weg urch eine Gegend, die bei weitem besser bebaut und bevölkert war als alle diejenigen, durch die wir bisher gekommen waren, die in der unmittelbaren Nachbarschaft von Colombo gelegenen etwa ausgenommen. Der Weg ist

größtentheils eben und führt durch Wiesen oder Reißfe
der, die grade damals einen sehr erquickenden Anblick ge
währten, indem sie mit jungem Reß bedeckt waren, dess
Blüthe und lebhaftes Grün an Schönheit das aller übri
gen Pflanzen, die ich kenne, bei weitem übertrifft, und ei
nen reizenden Contrast mit dem Dunkelgrün der Wälds
auf den benachbarten Hügeln bildete. Idamalpané ist ein
kleiner militärischer Posten, der mitten unter dicht be
wachsenen Hügeln liegt, von denen er beherrscht wird. Un
gefähr zwei Meilen weiter kamen wir durch Arranderre,
woselbst die Holländer ein Castell angelegt hatten, von dem
wir noch Ueberbleibsel sahen; seitdem hat der Gouverneur
dort ein Cantonnement errichtet, weil er diesen Ort dazu
besser als Idamalpané geeignet fand. Weiterhin bis zu
dem nächsten Militärposten Hittymullé, wird die Gegend
immer hügelichter und fast gebirgig, und mithin der Weg
immer beschwerlicher. Allein ein Freund von Naturschön
heiten wird reichlich für alle Mühe und Unbequemlichkeit
durch die vielen romantischen Partien belohnt, welche diese
Gegend in mannichfaltigster Abwechselung und Fülle dar
bietet.

Zur nächsten Station, dem Fort King, führt der Weg
durch so enge Thäler, daß Personen auf den gegenüberste
henden Höhen bequem mit einander sich unterhalten kön
nen. Neugierde trieb mich hier unterwegs einmal an, ei
nen der nahe an der Straße gelegenen Hügel zu besteigen,
und von demselben aus unsre ganze Cavalcade, die auf den
gegenüberstehenden Hügel zog, zu betrachten. Sie sah sehr
stattlich aus, und ich will hier eine kleine Beschreibung

selben mittheilen, um dem Leser eine Idee von der Art
) Weise zu gehen, auf welche ein Gouverneur in Cey-
zu reisen pflegt. Zuerst zeigten sich langsam den Hü-
hinansteigend drei gezähmte, mit buntfarbigen Decken
gte Elephanten, von denen jeder eine Glocke an der
ite hängen hatte, die einen starktönenden düstern Ton
sich gab. Hierauf folgte eine Schwadron der leichten
lonschen Dragoner, welche, obgleich sehr gut equipirt und
itten, doch im Vergleich mit den Elephanten sehr unbe-
tend und winzig aussahen; nicht minder grell stach das
ntere Springen der Rosse gegen den ernsten gravitäti-
m Gang der großen Thiere ab, die vor ihnen herschrit-
. Sodann kam der Gouverneur in einem Tomjohn
r Tragsessel getragen, und Lady Brownrigg in ein m
hnlichen; ihnen folgten die Adjutanten zu Pferde, und
Beschluß machte eine zweite Schwadron Dragoner.
ch war hiermit die Procession noch nicht vorbei, son-
n es folgte ein zweiter Zug, den der Dissavé des jedes-
ligen Districts auf einem mit Schellen umhangenen
h geschmückten Pferde eröffnete; ihm folgte eine große
enge seiner Untergebenen, alle in ihren Amtskleidungen
d Fahnen, Wimpeln, Talipotblätter und andere dergle-
n Insignien tragend. Dann kam der Troß, der aus
Dienern und den Aufsehern über das Gepäcke bestand
d so zahlreich war, daß ich sein Ende nicht abzuwarten
Geduld hatte; alle ritten, gingen oder fuhren ohne
dnung bunt durch einander, die meisten waren aber zu
ß. Europäer werden freilich diese Orientalische Mode des
isens nicht nach ihrem Geschmack finden, sondern sie für ei-

nen barbarischen Pomp erklären, und haben, die Sache in abstracto betrachtet, vollkommen Recht; allein die Eingebornen sind nun einmal gewohnt, diesen Pomp bei ihren Behörden zu sehen, und es würde daher sehr unpolitisch seyn, diese Observanz zu vernachlässigen. Hierzu kommt, daß doch einmal eine zahlreiche Dienerschaft auf einer Reise in Ceylon ein unvermeidliches Uebel ist, indem sich dort nirgends Wirthshäuser finden, und man genöthigt ist, eben so wie in einer Campagne oder auf einer Reise in der Wüste alles Mögliche, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, mit sich zu schleppen.

Fort King hat seinen Namen vom Capitän King, welcher die Festungswerke anlegte und Commandant derselben ist, und ist noch eine neue nicht ganz vollendete Schöpfung. Das Fort ist sehr dauerhaft und fest auf einem kleinen Hügel erbaut, welcher die Fähre über den Mahaohio beherrscht, einen bedeutenden Fluß, an dessen Ufern manch blutiges Gefecht zwischen den Portugiesen und Singalesen vorgefallen ist. In Hinsicht seiner malerischen Lage möchte das Fort einzig in seiner Art seyn, indem es mitten in einer Gruppe sanft sich erhebender Hügel liegt, welche dann ihrerseits rings herum von hohen Gebirgen eingeschlossen sind, die einen eben so schönen als erhabenen Anblick gewähren. Die Umgegend ist fruchtbar, und der Bazar, der gleich dem Fort an einer Stelle errichtet ist, woselbst vor drei Jahren noch dichter Wald stand, ist ziemlich groß und wohl mit Gegenständen des Verkehrs versehen. Da dieser Ort gegen 640 Fuß über der Mee-

fläche und in einer gebirgigen Gegend liegt, so ist das rtige Clima so gemäßigt und angenehm, wie an der eeküste.

Acht Meilen von dem Fort King entfernt, liegt die chste Station, Amanopoora, zu welcher man über den erg Bellany gelangt. Am Fuße desselben, bei Gannithe, verließen wir die Straße und begaben uns über Reiß- lder nach einem Elephantenstall (snare), der in einem gen Theil des Thales angelegt ist. Er besteht in einem ßen viereckten Platz, in dessen Mitte sich ein Baum be- det, und der rings herum von sehr starken Pallisaden geschlossen ist. Die Art, diese wilden Thiere zu zähmen, sehr einfach. Man treibt sie in jenen Platz, woselbst sie den Baum mit Stricken so fest gebunden werden, daß sie h nicht rühren und regen können; sodann bringt man sie einen daneben liegenden Ort, baut über sie eine Art chäuse, bindet ihre Füße fest an Bäume und gestattet nen nicht, sich niederzulegen. Wir fanden grade sechs ephanten vor, die eben gezähmt wurden; alle waren sehr gefallen und sahen höchst jämmerlich aus. Mehr als Hälfte der eingefangenen starben während der Periode er Gefangenschaft; sie scheinen den Verlust der Freiheit cht ertragen zu können, verweigern es, von dem dargebo- en Futter zu essen, und sterben meistens eines freiwilli- n Hungertodes. Hat man sie aber erst dahin gebracht, peise zu sich zu nehmen, so ist das Schwerste überstan- n, und man zähmt sie dann sehr bald ohne große ühe.

Der Bellany-Berg ist ungefähr 3000 Fuß über der

Meeresfläche erhaben; das Ersteigen desselben ist indessen nicht sehr beschwerlich, indem eine neue Straße über ihn angelegt ist. Auf seinem Gipfel genießt man eine der malerischsten herrlichsten Aussichten, die man sich nur denken kann. Der eingeborne Befehlshaber des jenseitigen Districts, der diesen Punct gewählt hatte, um dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen, schien, selbst durch die Erhabenheit des prachtvollen Schauspiels, das sich unsern Augen darbot, hingerissen, entweder so kühn geworden oder so in die Betrachtung des herrlichen Panoramas um uns her so vertieft zu seyn, daß er ganz wider die Landessitte seine Sandalen anbehielt, statt sie in Gegenwart eines Obern auszuziehen. Auf der andern Seite des Bergs hinab ist der Weg bequemer, und die Aussicht zwar auch schön, doch nicht in dem nämlichen Grade. Wir sahen in der Ferne Amanapoora, und konnten die auf dem Fort wehende Brittische Flagge erkennen, so wie deutlich eine Anzahl von Officieren unterscheiden, die sich auf den Wällen versammelt hatten, und der Ankunft des Gouverneurs harrten. Als der Zug beim Fort anlangte, so wurde er durch eine doppelte Salve begrüßt, deren Effect durch den Widerhall in den Bergen der Umgegend sehr verstärkt ward.

Amanapoora ist ein bedeutender militärischer Posten. Das Fort liegt auf der Spitze eines steilen Hügels, ungefähr 2000 Fuß über der Meeresfläche, ist von Natur schon sehr fest, und beherrscht völlig die nächste Umgegend; die Festungswerke sind indessen noch nicht vollendet. Am Fuße dieses Hügels ist ein Cantonnement angelegt, welches Wohnungen

für die Officiere und Baracken für die Soldaten enthält; dicht dabei ist ein ziemlich bedeutendes Dorf mit einem Bazar. Die Gegend umher besteht meistens aus kleinen grünenden Hügeln von mannichfacher unregelmäßiger Gestalt, nur selten bewachsen mit dichtem Holz; in den Ebenen sind Reißfelder, und in der Ferne, dem hohen Bellany zur Rechten, erhebt der Narran-gallé-Kandy sein Haupt fast bis zu den Wolken. Dieses Bergs gedenkt auch Knox, und er macht auf seiner Karte von Ceylon eine bedeutende Figur.

Kandy liegt zwölf Meilen von Amanapoora. Die Gegend zwischen den beiden Orten ist hügelicht, und der Weg sehr beschwerlich; die Hügel sind meistens mit Holz und die Ebenen mit Reißfeldern bedeckt. Fünf Meilen von Amanapoora kamen wir bei Dodanwellé vorbei, durch eine anmuthige kühle Allee von Eisenbäumen (sidoroxylon), von denen viele eine sehr stattliche Höhe erreicht hatten. Sie bildeten einen heiligen Hain, der zu zwei oder drei kleinen Wiharés gehörte, die in ihrem Schatten angelegt waren. Nicht ganz drei Meilen von Kandy passirten wir auf der Fähre von Gaunoruowé den Mahawellé ganga, der hier sehr reißend strömt. Auf dem Kandyschen Ufer desselben hatte sich eine große Menge der vornehmsten Staatsbeamten in ihrem Amtsornate und mit zahlreichem Gefolge versammelt, um Se. Excellenz zu bewillkommnen. Ich kam zu spät, um den Act des Zusammentreffens zu sehen, eilte aber dann rasch vor den Kandyschen Häuptlingen, die nach der Hauptstadt sogleich zurückkehrten, voraus, und hatte hiebei Gelegenheit, ihre Art des Reisens zu beobachten.

Sie hattin sich alle festlich geschmückt, und trugen reich mit Gold und Juwelen verzierte Kleider; einige waren zu Pferde, andere wurden in Palankins gefahren, und ein Paar ritten auf Elephanten. Die Schabracken der Pferde waren sehr glänzend und buntfarbig; am Halse trugen sie kleine Glöckchen. Der Reiter bediente sich keines Sattels, sondern bloß eines Polsters ohne Steigbügel, und machte wenig Gebrauch von den Zügeln, indem das Pferd von zwei Stallmeistern zu beiden Seiten geführt wurde. Die Palankins waren ebenfalls mit Zierrathen und Flitterstaat überladen, und meistens an einer Seite offen, wo man dann den wichtigen Mann, der in ihnen saß oder lag, zu Gesichte bekam. Den ganzen Weg vom Ufer des Flusses bis zur Stadt hin, war die Straße über und über mit Menschen bedeckt; die Anführer kehrten nach der Stadt mit ihrem Gefolge zurück, aus welcher Schaaren von Neugierigen ihnen entgegen strömten, um den Zug zu sehen, sodann kamen uns auch viele Brittische Officiere entgegen, die ihre Freunde und Landsleute bewillkommnen wollten. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto bunter und drängender wurde das Gewühl, so daß der Zug kaum hindurch kommen konnte. Der Weg war durch Ehrenpforten aus dem Laubwerk und Früchten von Cocusnuß, Pisang und Arecapalmen verziert, und zu beiden Seiten der Hauptstraße der Stadt, durch welche wir unsern Einzug hielten, standen die Einwohner beiderlei Geschlechts haufenweis vor ihren Häusern, die Männer durch ihre langen Bärte, und die Weiber durch ihre hellere Gesichtsfarbe und oft durch wahre Schönheit der Gestalt ausgezeichnet.

Kandy, die Maha-neura (große Stadt) oder Hauptstadt des Innern, liegt in dem Distrikt Yattineura am Ausgang eines ziemlich breiten Thals, und ungefähr 1400 Fuß über der Meeresfläche. An dem Ufer eines künstlichen Sees, den der letzte König anlegen ließ, und umgeben von reich bewachsenen Hügeln und Bergen, die an Höhe von 200 bis 2000 Fuß variiren, ist die Lage dieser Stadt sehr schön und romantisch, allein aus dem militärischen Gesichtspunct betrachtet, sehr unpassend gewählt und keineswegs zur Vertheidigung geeignet. Die Häuser sind sämmtlich von Lehm, und haben nur ein Stockwerk; die der Vornehmen sind mit Ziegeln, die übrigen mit Stroh gedeckt, übrigens alle so gebaut, wie bereits oben angegeben ist, wo von der Singalesischen Architectur im Allgemeinen die Rede war. Von den Straßen verdient bloß die Astawanka-weediye, oder wie wir sie nennen, die Malabarenstraße, Erwähnung, welche früher ausschließlich von den Malabaren, den Verwandten und Anhängern des Königs, bewohnt wurde, deren Interesse mit dem seinigen eng verknüpft war, und auf welche er daher auch mehr Vertrauen setzte, als auf seine Singalesischen Unterthanen.

Die vorzüglichsten Gegenstände Kandys, die erwähnt zu werden verdienen, sind der königliche Palast und die verschiedenen Tempel des Boodhoo und der Götter. Der Palast nimmt einen ziemlich bedeutenden Raum ein, und seine 200 Ellen lange Fronte hat ein sehr stattliches Ansehen; er steht den Haupttempeln gegenüber, und ist von einem schönen Graben und einer Mauer umgeben. An der einen

Seite endigt er sich in einem sechseckigen Gebäude von zwei Stockwerken, Pateripooa genannt, in welchem der König bei besondern Feierlichkeiten sich dem Volke zeigte. Am andern Ende befand sich das Apartement der Weiber, auf dessen Fronte Sonne, Mond und Sterne (nicht aus Galanterie, sondern als Zeichen der Königswürde) in Stein eingehauen waren, und in welchem der König mit den Frauen den öffentlichen Aufzügen zusah. Der mittlere Raum wird theils von dem großen Haupteingange und dem Schloßtempel, Delada Malegawa genannt, der etwas nach hinten zu steht, eingenommen. Zu dem Hauptthor führt eine Zugbrücke über dem Graben; das Thor besteht aus zwei massiven gewölbten Bogengängen, von denen der zweite in die Audienzhalle führt, einem sehr großen Zimmer, das jetzt nichts von seinem alten Schmuck mehr enthält, als die hölzernen Pfeiler, in denen viele Figuren eingeschnitten sind, und die seinem Dache zur Stütze dienen. Die übrigen Zimmer und Gebäude im Innern des Palastes bieten weiter nichts Merkwürdiges dar; sie sind meistens zum Aufbewahren der Vorräthe von Lebensbedürfnissen bestimmt, oder Schlafstuben und Bäder.

An Tempeln ist Kandy sehr reich. Unter der ehemaligen Regierung war das Land zwischen Kirche und Staat so fest als nur möglich geknüpft; daher denn auch die Singalesen einen Tempel für einen nothwendigen Appendix eines Palastes zu halten pflegen, und die meisten königlichen Residenzen mit einer bestimmten Zahl von Tempeln versehen war. Die vornehmsten Tempel für Kandy und

seine nächste Umgegend, sind der Dalada Malegawa der Malwatté und Asgirie Wiharé; sodann die Dewalés für die Götter Nata, Mahawischnu, Kattragam und Pattiné.

Der Dalada Malegawa war der Schloßtempel oder die Privatcapelle des Königs, und ist der verehrteste Tempel im ganzen Lande, weil er die berühmteste Reliquie der Boodhoistischen Kirche enthält, nämlich einen angeblichen Zahn des Boodhoo, der von ächten Boodhoisten für das kostbarste Ding in der Welt gehalten wird. Der Tempel selbst ist nur klein, zwei Stockwerk hoch, und im Stil der Chinesischen Architectur erbaut. Das Allerheiligste ist ein 12 Quadratfuß großes Zimmer im zweiten Stock, ohne Fenster, und in welches nie ein Strahl natürlichen Lichtes hineindringt.

Dieß Gemach hat ein sehr prachtvolles Ansehen; die Mauern und die Decke sind mit Gold-Brocad überzogen, und man sieht fast nichts anders als Gold, Edelsteine und süßduftende Blumen. Auf einem $3\frac{1}{2}$ Fuß hohen Vorsprung befindet sich stets eine große Menge von Blumen, die geschmackvoll geordnet vor den Gegenständen der Anbetung liegen, nämlich einigen kleinen Statuen des Boodhoo von Crystall oder vergoldetem Silber, und vier oder fünf Reliquienkästchen in glockenförmiger Gestalt, welche Karanduas heißen. Diese letztern sind sämmtlich, eins ausgenommen, klein, höchstens einen Fuß hoch und in viele Ueberzüge von Musselin gehüllt. Das eine große aber, von $5\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und $9\frac{5}{6}$ Fuß Umfang an seiner Basis, gewährt einen sehr glanzvollen Anblick. Es ist von

Silber, auswärts vergoldet, und besteht eigentlich aus verschiedenen Kasten, die schachtelartig in einander stecken und von denen jeder auf das prachtvollste und reichste mit Diamanten und Juwelen, goldnen Ketten und andern kostbaren Zierrathen geschmückt ist. In diesem großen Karandua befindet sich angeblich der Dalada (Zahn) des Boodhoo, wovon der Tempel den Namen führt. Durch die gütige Verwendung des Gouverneurs hatte ich Gelegenheit, diese berühmte Reliquie gegen das Ende der Rebellion zu Gesichte zu bekommen, als sie grade wieder in den Dalada Malegawa zuruckgebracht wurde, aus welchem sie heimlich entwendet worden war. Sie hat die Gestalt eines sehr großen Zahns, ist von gelblicher Farbe, und so viel ich aus einer Entfernung von 2 oder 3 Fuß urtheilen konnte (bloß die Oberpriester haben das Recht, sie zu berühren), künstlich aus Elfenbein verfertigt, welches vor Alter seine weiße Farbe verloren hat. Niemals ist wohl eine Reliquie kostbarer und sorgfältiger eingehüllt und eingeschlossen worden; zunächst wurde sie mit Goldplatten überdeckt in eine kleine Büchse von Gold gethan, die von außen mit geschmackvoll arrangirten Smaragden, Diamanten und Rubinen besetzt war. Sodann ward diese kostbare Büchse in ein kleines Karandua von Gold, ebenfalls mit Rubinen und Smaragden besetzt, und dieß wieder in ein größeres derselben Art und so fort gesteckt, bis das vierte in dem großen Karandua seinen Platz fand.

Diese Reliquie ist übrigens in politischer Hinsicht ein sehr wichtiger bedeutender Gegenstand, indem die Singalesen glauben, daß derjenige, der im Besitz derselben ist, als

eigentlicher Oberherr der Insel betrachtet werden muß. Zur völligen Dämpfung der mehrgedachten Rebellion trug daher mehr noch als die Gefangennehmung der Häupter derselben der Umstand bei, daß es uns gelang, uns wiederum in den Besitz dieses Heiligthums zu setzen, welches nach der Behauptung der Singalesen seit 2000 Jahren immer in ihren Händen geblieben war. Seit diesem Moment sah uns das Volk erst als wirkliche Herren des Landes an.

Der Malwatté und Asgirie Wiharé sind, wie schon oben erwähnt wurde, die zwei Haupttempel der Boodhooistischen Religion in Ceylon. Beide liegen in einiger Entfernung von der Stadt in der Nähe des Sees. Der Malwatté ist eine Art von Kloster oder Collegium, in welchem sich gewöhnlich 40 Priester befinden, die in strenger Befolgung der Vorschriften ihres Ordens und ihrer Obern ihre Zeit den religiösen Verrichtungen und dem Studieren und Lehren gewidmet haben. In dem Asgirie Tempel, einem schönen Gebäude, dessen Dach von sechzehn steinern Pfeilern getragen wird, befindet sich eine Statue des Boodhoo in liegender Stellung, welche 30 Fuß lang ist, sodann mehrere kleinere in stehender Stellung; alle sind hellgelb angemalt, außer einer, deren Gewänder rothfarbig sind. Die Wände und Decke des Tempels sind mit den blendendsten Farben mit vielem Fleiße und Genauigkeit übermalt. Dicht bei diesem Tempel steht ein sehr kleiner Wiharé, welcher ein Bild des Boodhoo in sitzender Stellung mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen in Lebensgröße enthält, welches überaus wohl gearbeitet ist, besonders

das Gesicht, welches ächt Singalesisch und sehr schön ist, und einen sehr sprechenden Zug von Milde und Sanftmuth ausdrückt.

Den Tempel des Kattragam ausgenommen, der von Häusern umgeben ist, liegen die erwähnten Dewalés sämmtlich zwischen dem Palast und der Stadt, denen beiden sie sehr zur Zierde gereichen, weniger wegen ihrer Gebäude, als weil sie von prachtvollen Hainen von Cocusnußbäumen und einer ungeheuern einsam stehenden ehrwürdigen Palmenart, Bo-Bäume genannt, umgeben sind, welche man sorgfältig wartet und pflegt, besonders zeichnen sich die bei dem Nata und Patine Dewalé stehenden in dieser Hinsicht sehr aus. Da in diese Tempel keine Laien, sondern bloß die Priester gehen dürfen, so kann ich keine Beschreibung ihres Innern mittheilen.

Von der Bevölkerung Kandys läßt sich keine genau bestimmte Zahl angeben, da man noch keinen Census daselbst angestellt hat. Seitdem wir das Innere der Insel völlig in Besitz genommen haben, ist die Einwohnerzahl der Hauptstadt beständig in einer Art Ebbe und Fluth, nach Maßgabe der eben stattfindenden politischen Conjuncturen und zufälligen Umstände gewesen, je nachdem die Einwohner der Stadt und der Umgegend mit ihrer Familie Sicherheit von einem Aufenthalt in ihr hofften oder nicht. Wahrscheinlicherweise hat sich indessen die gesammte Anzahl der Einwohner nie über 3000 Seelen belaufen.

Von dem Zeitpunct an, in welchem wir in Kandy als Sieger und Herren des ganzen Landes eingezogen sind, hat

h die Gestalt dieser Stadt sehr verändert. Es wurden
ele Projecte zu einer Verbesserung und Verschönerung der-
lben auf die Bahn gebracht, deren Ausführung aber mei-
ns den entgegengesetzten Erfolg hatte. Wir reformirten
el, rissen viel ein, und bauten wenig auf. Da wir kein
nteresse an den Tempeln, der Hauptzierde der Stadt,
hmen, so vernachlässigten wir gänzlich Alles, was zu ih-
r Ausbesserung und Erhaltung nöthig und erforderlich
ar, daher denn seit jener Epoche Kandy in Hinsicht sei-
s äußern Ansehens sehr herabgekommen ist, und seinen
inwohnern jetzt nur als ein Wrack von demjenigen er-
heinen muß, was es früher war. Aller Wahrscheinlich-
it nach, wird in wenigen Jahren die alte Stadt bis auf
e letzte Spur ganz verschwunden seyn, und einer neuen,
Englischem Geschmack angelegten Platz gemacht haben.
is jetzt sind erst drei große Gebäude von uns aufgeführt
orden; zwei Wohnhäuser, eines für den Gouverneur und
s andere für den Commandant, die beide in ihrer Art
ht gut sind, besonders das letztere, und ein Gefängniß,
elches zur großen Verwunderung der Eingebornen das am
önsten aussehende Gebäude des ganzen Landes ist. Es
ar damals auch der Plan berathen worden, Casernen
r die Soldaten und ein Gotteshaus zu errichten, und da
ides sehr nothwendig war, so ist dieser Plan wahrschein-
h jetzt bereits ins Werk gesetzt worden.

Es würde zu weitläufig seyn, die vielen Naturschön-
iten und romantischen Partien zu beschreiben, welche die
ngegend Kandys darbietet, daher ich diese Schilderung
ier übergehe.

Während der Gouverneur fortwährend durch Geschäfte in der Hauptstadt festgehalten wurde, hatte ich das Vergnügen, in Gesellschaft des Ehrw. Hrn. George Bisset eine Ausflucht in den bisher von keinem Europäer besuchten District von Doombera zu machen, vorzüglich in der Absicht, um eine bedeutende Salpeterhöhle zu untersuchen, welche nur zwei Tagereisen von Kandy entfernt seyn sollte.

Am 1. September traten wir unsre Reise an, und gingen bei der Fähre von Lewellé über den Mahawelle ganga, ungefähr eine Meile von der Stadt, grade in dem Moment, als ein Eingeborner durch das Ueberschlagen des zu sehr beladenen Kahns ins Wasser gestürzt und ertrunken war. Am jenseitigen Ufer setzten wir uns zu Pferde, und ritten ungefähr eilf Meilen bis Feldenia, einer königlichen Meieret, welche sehr nett am Fuße eines Bergs in dem fruchtbaren Thale des Huluganga liegt. Die Gegend, durch welche wir gekommen waren, hatte einen sehr verschiedenartigen Character; der erste Theil des Wegs war schön und anmuthig, er führte meistens zwischen kleinen grünenden, sanft gerundeten, und nicht mit dichtem Gehölz (jungle) bewachsenen Hügeln hin, durch eine wohl angebaute Gegend, auf deren Oberfläche nur hier und da Baumgruppen standen. Weiterhin aber ward der Boden rauh und felsig, fast überall mit Wäldern überdeckt, beim Durchreiten durch welche wir häufige Spuren von Elephanten bemerkten. Wir nahmen unsre Wohnung in Feldenia in dem Atua (dem Magazin), welches dicht am Flüsse in einem Hain von Cocusnußbäumen und von Reißfeldern um-

geben liegt, die eben reif waren, und unsern Kornfeldern in England zur Zeit der Erndte glichen. Der Atua war sehr geräumig, und bot uns allen ein recht bequemes Obdach dar; die Meierei besteht aus mehrern Gebäuden, die um den Haupt-Atua herumliegen, welcher ein großes Gemach mit einem stark gedielten Fußboden enthielt, und statt einer Thür am Fußboden eine Oeffnung, die einem Fenster glich, hatte, indem sie fast unter dem Dach angebracht ist. Durch dieselbe wird der Reiß hineingeschüttet, und sie hierauf verschlossen und mit dem königlichen Stempel, Sree, versiegelt, so daß, wenn man den Reiß wieder herausnehmen will, man genöthigt ist, in der Mauer unten eine Oeffnung zu machen. Gegen Abend kurz vor Sonnenuntergang besuchten wir den eine halbe Meile entfernten Bamberra Wiharé, welcher romantisch an dem Abhang eines Hügels mitten unter großen Felsmassen und einzelnen Gruppen von Fruchtbäumen liegt. Ein ungeheurer überhangender Felsblock bildet das Dach und die Wände dieses Tempels, ausgenommen die vordere Wand, welche aus Mauersteinen bestand. Das Innere dieser sehr nett und hübsch bemalten Höhlung war in zwei Abtheilungen getheilt; in der größern derselben befand sich eine Statue des Boodhoo in liegender Stellung, ungefähr 20 Fuß lang.

Am frühen Morgen des folgenden Tags setzten wir unsre Reise fort. Als wir über den Huluganga, einen bedeutenden Strom, der angeschwollen keine Ueberfahrt gestattet, uns hatten setzen lassen, begannen wir einen Berg zu ersteigen, der aber so steil und felsig war, daß wir nach der ersten Viertelmeile es für das Beste hielten,

unsre Pferde nach Teldenia zurückzusenden. Nach einem beschwerlichen Wege über Rabookwellé, woselbst sich ein kleiner Wiharé unter der Aufsicht von vier Priestern befindet, und über Meddamahaneara, einem hübschen Dörfchen von ungefähr zwanzig Häusern, kamen wir Abends müde und hungrig nach Beaumuri, in dessen Nähe sich ein kleines einsam stehendes Gebäude befindet, in welchem der letzte König von Kandy von seinen eignen Unterthanen gefangen genommen wurde. Hier verlor ich das Vergnügen der Gesellschaft des Hrn: Bisset, der sich zur Rückkehr nach Kandy bewogen fand, weil die Salpeterhöhle, wie wir hier erfuhren, noch drei Tagereisen weiter entfernt seyn sollte, und zu derselben ein wegen der Elephanten, Abgründe, Blutigel, Kälte und Sturmwinde, und anderer solcher übertriebenen Umstände, eben so gefährlicher als beschwerlicher Weg führen sollte.

Ich verließ indessen meinerseits Beaumuri am folgenden Morgen, um meinen Plan, die gedachte Höhle zu besichtigen, dennoch auszuführen, und erreichte noch vor Abends Hanwellé, welches von Beaumuri zehn Meilen entfernt ist. Die Gegend, durch welche ich kam, war gebirgig und sehr beschwerlich zu ersteigen. Zuerst kam ich in ein tiefes Thal, welches durch das Gemisch und die Abwechselung der rauhsten Gebirgsscenen und der künstlichsten Cultivirung des Bodens, die sich hier vereinigt fanden, einen sehr interessanten Anblick gewährte. Man kann sich keinen grellern Contrast denken, als welchen hier die zahlreichen Reißfelder, die terassenweis an den Wänden der

gel und Berge angelegt waren, mit der wilden Gestalt
ganzen Gegend, den Bergen, die ihr Haupt in den
olken verhüllten-, dem undurchdringlichen Dickicht der
älder und dem Gebrause schäumender Gießbäche, die sich
r verwitterte Felsmassen herabstürzten, machten. Eine
dere Merkwürdigkeit dieses Thals war es, daß man hier
derselben Zeit den Reiß in seiner verschiedenen Stufe
Wachsthums und der Reife zugleich sehen konnte. Da
mlich das ganze Jahr hindurch es dort nie an Wasser
Bewässerung der Reißfelder fehlt, so sind die Landleute
abhängig von dem Wechsel der Jahreszeiten, und jeder
ihnen säet, wenn er grade Lust hat; daher denn auf
igen Feldern der Reiß eben erst unter die Erde gebracht,
andern schon grün, und auf noch andern der Reife be-
s mehr oder weniger nahe war.

Allmählig stiegen wir immer mehr bergan, und kamen
aus der cultivirten Region in einen düstern Wald,
ch welchen wir drei bis vier Meilen über sehr unebnen
und und Boden wanderten. In der Mitte desselben be-
det sich eine Art kleiner Schanze mit Wällen und
auern, welche zur Zeit der vorigen Regierung als ein
itärischer Posten besetzt war. Beim Heraustreten aus
n Wald hatten wir das unerwartete Vergnügen, vor
eine offne Gegend ausgebreitet liegen zu sehen, so
lich und reizend, als ich fast noch nie gesehen hatte.
dem reichlich mit Baumgruppen von Cocusnußbäumen
chschnittenen wohl angebauten Thale vor uns lag das
ine Dorf Hallehalé mit seinen zerstreut liegenden Häu-

fern, in welches uns ein Fußpfad vom Berg herab in ei
ner halben Stunde brachte. Hier fanden wir eine groß
Menge Menschen, über 500, aus der ganzen Umgegen
zur Feier eines Festes versammelt, welches sie eben mi
Trommelschlag, Pfeifen und Tanzen begingen.

Meine plötzliche Erscheinung an einem Orte, wohi
noch nie ein Weißer gedrungen war, erregte bei Jen
nicht wenig Erstaunen und Verwunderung. Die Weiber
die in einem Kreis auf Steinen unter dem Schatten eine
großen Bojah saßen, retirirten sich sogleich und suchten sic
zu verbergen, während die Männer sich näherten, um mic
zu betrachten. Sie waren alle sehr höflich, und führte
mich in ein kleines Amblom, welches mit farbigen Tücher
behangen war. Dicht dabei stand ein kleiner bäurisch
Tempel aus Baumzweigen errichtet und mit Tüchern übe
deckt, in welchem ein Priester des Boodhoo eben vor e
nem Bilde dieses Wesens auf einem mit Blumen bedeckt
Altar den Gottesdienst hielt. Im Vordergrund stand
zwei ungemein große irdene Gefäße mit gekochtem Rei
welche, wie man mir sagte, so eben von dem Priester ei
gesegnet worden, und unter die Armen vertheilt werde
sollten, denen es die Begütertern aus Dankbarkeit für d
gesegnete Erndte, deren Fest man eben beging, zum G
schenk bestimmt hatten. Sogleich nach meiner Ankun
hatte mir der Mann, welcher den größten Einfluß und di
größte Ansehen unter der versammelten Menge zu hab
schien, sein kleines zierlich geputztes Mädchen als ein
Beweis seines Zutrauens zugeführt, und bat mich, jetzt ji

ire dieses feierlichen Tages meine Flinte abzufeuern. Ich währte ihm diesen Wunsch, und nachdem beide Ladungen geschossen waren, gab das Volk mehrere Zeichen seiner friedenheit zu erkennen, faltete die Hände, hob sie em- r, und beugte die Köpfe vorwärts, als wie zur Anbe- ng. Ich wünschte, ihre Art sich zu vergnügen und zu elen zu sehen, und erklärte ihnen dieß; allein daran war ht zu denken, indem ich der einzige Gegenstand ihrer fmerksamkeit war; daher begab ich mich in ein benach- rtes Haus und nahm einige Erfrischungen zu mir, wor- f ich meine Reise weiter fortsetzte, nachdem meine Leute t dem Kochen ihres Reißes fertig waren, einer wichtigen schäftigung, welche jedesmal wenigstens zwei Stunden it erforderte.

Von Hallehalé begab ich mich über einen Berg nach nwellé, welches ungefähr vier Meilen von dem erstern fernt ist. Ich hatte zum Führer einen Widhan chultheißen), einen schönen rüstigen, recht gescheiten jun- Mann, der mir viele interessante Notizen über die tige Gegend, und besonders die Salpeterhöhle, mittheil- die unter seiner Aufsicht stand.

In Hanwellé fand ich für die Nacht ein Obdach in em der Regierung zugehörigen Atua; dicht dabei stand jetzt in Verfall gerathenes, mit Ziegeln gedecktes Haus, ches früher dem Könige gehörte, ferner ein kleiner De- lé und Amblom, und in der Nachbarschaft waren viele ißfelder und mehrere Pachterwohnungen. Abends er- lt ich einen Besuch von dem Widahn des Dorfes und

dem Koraiwl des Distrikts, begleitet von verschiedenen Landleuten, für welche ich den Gegenstand einer bedeutenden Neugier und Verwunderung war. Der Widahn brachte einen Eber mit sich, und bot mir denselben zum Geschenk an; er hatte ihn sehr jung eingefangen und so zahm gemacht, daß derselbe seinem Herrn wie ein Hund folgte. Hier hörte ich die angenehme Nachricht, daß die Salpeterhöhle nur noch sechs oder acht Meilen von hier entfernt sei.

Um sie noch bei guter Zeit zu erreichen, machten wir uns ziemlich früh auf den Weg. Ein fortwährend bergan führender Weg brachte uns durch einen geschlagenen Wald nach einer kleinen Ebene, die mit herrlichem Grase bedeckt war, und mit ihren üppigen Baumgruppen einen lieblichen Anblick gewährte. Auch hatte man von diesem Punct aus eine umfassende interessante Aussicht, indem hinterwärts nach Kandy zu sich eine hohe Bergkette bis zu den Wolken erhob, vorwärts aber das Auge eine fast unübersehbare Ebene von Gehölz und Waldung umfaßte, die nur an einer Stelle durch eine Strecke Wasser unterbrochen wurde, welche, wie man mir sagte, der See oder vielmehr Teich von Bintenney war, der sechs bis acht Meilen im Umfang enthält. Während wir die umliegende Gegend betrachteten, erschöpften sich unsre Begleiter in abenteuerlichen Erzählungen und Mährchen von den Wundern derselben, den Crocodilen des Teiches, den Elephantenheerden in den Ebenen, den wilden und grausamen Weddahs, die die dortigen Wälder bewohnten; den bösen Geistern, die in den Felsen hausten und Vergnügen daran fänden, die Menschen zu plagen und zu

quälen u. s. w. Von jener Ebene kamen wir auf einen teilen gefährlichen Fußpfad zu einem engen Felsensteig, o der Weg kaum 3 Fuß breit neben zwei fast perpendiulären 500 Fuß tiefen Abgründen vorbei führte. Nachem wir glücklich über diesen 30 Ellen langen schwindlichen Weg gekommen waren, erreichten wir einen düstern Wald, in dem wir kaum drei Schritte vor uns sehen onnten, und dessen Todtenstille nur dann und wann durch en Ton eines einsamen Vogels oder Affen unterbrochen wurde. Nie sah ich eine so schauerlich wilde Scene! Eine Stunde darauf amen wir endlich zu dem erwünschten Ziel, nämlich zu der Salpeterhöhle, deren Anblick einen überraschenden Eindruck achte. Die Höhle befindet sich in der Nähe des Dorfes Remoora, in einem Felsen von 300 Fuß Höhe, der oben it Gehölz bewachsen ist, und in Gefahr zu seyn scheint, ein mit Holz bedecktes Thal herabzustürzen, welches ngs umher mit hohen kühn emporstrebenden Bergen umben ist. Die Höhle selbst ist 200 Fuß tief, und bei ihm halbcirkelrunden Eingang 80 Fuß hoch und 100 Fuß eit. Ihr Boden ist felsig und steil, und im Innern ch oben zu aufsteigend; das Ende ist eng und ganz fin. Um das Auf- und Niedersteigen zu erleichtern, sind den gefährlichsten Stellen Leitern angebracht. (Die schreibung der Art und Weise, deren sich die Einwohner Gewinnung und Bereitung des Salpeters bedienen, so e der dazu gehörigen Geräthschaften und Werkzeuge, lche der Verfasser hier giebt, übergehen wir, weil beides ß etwa seiner Einfachheit wegen merkwürdig seyn könn. Die Höhle scheint mir größtentheils Werk der Natur

zu seyn, welchem die Kunst nachgeholfen hat. Seit den letzten sechs Jahren befinden sich in ihr während der trok kenen Jahreszeit sechs Monate hindurch Arbeiter, von wel chen Jeder jährlich eine Ladung Salpeter von sechs Pfun den als Abgabe an die königlichen Vorrathshäuser abliefern mußte. Damals, als ich die Höhle besah, befanden sich grade sechzehn Arbeiter dort, welche beinah nackend gingen und deren Körper eben so mit Schmuz und Koth überzo gen, als ihre struppichten Bärte und Haare mit Staub und Dreck gepudert waren.

Nachdem ich meine Neugierde so gut, als es mein beschränkte Zeit gestattete, befriedigt hatte, beeilte ich mich zu meinen Leuten zurück zu gelangen, welche auf mich i einem kleinen, auf dem Berge gelegenen Dorfe, Namen Costané, warteten, ungefähr drei Meilen von Hanwell In diesem letztgenannten Dorfe brachte ich die Nacht z und begab mich Tags darauf auf den Rückweg na Kandy.

Am 26. September hatte der Gouverneur seine G schäfte daselbst vollendet, und setzte seine Reise sammt s ner Gemahlin und Gefolge weiter nach Trincomalie fo welches von Kandy 128 Meilen entfernt ist, und wosel wir am 3. October anlangten.

Die erste Station war dreizehn Meilen bis Kohi beaweletené, einem kleinen Dorfe in dem District Matel wo ein schöner Bungalow von den Einwohnern zur A nahme Sr. Excellenz in Bereitschaft gesetzt war. Bei d Watapalagofähre setzten wir über den Mahawellé ganz

und kamen durch einen anmuthig gelegenen Theil von Doombera zu dem Atgallé-Paß, welcher auf einem drei Meilen langen, stets bergab führenden Weg zwischen den hohen Hoonisgirikandy (der von Einigen fälschlich für den höchsten Berg Ceylons gehalten wird, da er doch einer von mir angestellten Barometerhöhenmessung zufolge, über 1000 Fuß niedriger, als die Adamskuppe ist), und andern kleinern Bergen hindurch uns aus der gebirgigten Region der Insel in die hügelichte brachte, die in perpendiculärer Richtung gegen 1000 Fuß tiefer liegt. Es war dieser Engpaß gewesen, durch welchen hindurch der oben erwähnte Capitän Johnson seinen heldenmüthigen Rückzug im J. 1804 mit seinem geringen Häuflein bewerkstelligt hatte. Natürlicherweise lenkte sich das Gespräch hauptsächlich auf diese That und die unsäglichen Schwierigkeiten, mit welchen jene tapfere Schaar damals bei dem Durchzug durch diesen in der That sehr engen Paß zu kämpfen hatte. Der Contrast zwischen der damaligen und jetzigen Zeit gab uns übrigens zu angenehmen Betrachtungen Anlaß; die nämlichen Kandyaner, die damals allen Engländern den Tod geschworen hatten, wetteiferten jetzt, dem Brittischen Gouverneur ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und die nämliche Straße, deren Durchpassirung damals kaum mit Heeresmacht erzwungen werden konnte, wurde nun von einer Lady in ihrem Tomjohn bereist, und stand jetzt aller Welt offen, während damals selbst den Eingebornen bei Todesstrafe sie zu betreten untersagt war. In dieser Gegend von dem Paß an bis zu der Station, giebt es übrigens sehr viele Elephanten, vor denen sich die Reisenden eben so sehr als die Landleu-

te, die dort Reißfelder besitzen, zu fürchten Ursache haben.

Die nächste Station bildete der kleine Militärposten Nalandé, von der erstern funfzehn Meilen entfernt. Der Weg dahin führte durch das Thal, in welches wir beim Herabsteigen des Engpasses gekommen waren, und welches wenig interessante Puncte darbot. Zwei Meilen von Kohimbeaweletené hatte früher eine von uns im Jahr 1803 errichtete Schanze, Fort M'Dowall genannt, gestanden, welche aber im darauf folgenden Kriege bis auf die letzte Spur vertilgt wurde; jetzt aber ist daselbst wiederum ein Cantonnement errichtet, in welchem fortwährend ein Britischer Regierungsbeamter mit einem Detaschement Truppen residirt. Eine Meile weiterhin dicht an der Straße besahen wir einen alten Wiharé, welcher romantisch zwischen ungeheuren Massen von Felsen lag, deren einer mit seinem Ueberhang das Dach des Tempels bildete. Der Wiharé hatte einen ziemlichen Umfang, und bestand aus mehrern Gemächern, deren größtes einige Bilder des Boodhoo enthielt, und recht nett und glänzend bemalt war. Dieser Tempel schien sehr alt, und früherhin von mehr Bedeutung gewesen zu seyn, als jetzt; er war der beste Felsentempel, den ich in dieser Provinz des Innern je sah.

Von Nalandé, dem Grenzorte der hügelichten Region der Insel an dieser Seite, bis Minaré muß man zwei Tagereisen hindurch durch einen sehr dichten Wald, dessen einförmiger Anblick nur hie und da durch kleine grüne Ebenen (gleichsam die Oasen dieser Wüste) und einige ausge-

trocknete sandige Canäle, die Bette von Flüssen in der Regenzeit, oder etwa durch einen hie und da sich in grotesker Form emporhebenden Hügel unterbrochen wird. Dieser Wald besteht übrigens fast durchgehends aus edlen Bäumen, besonders aus Ebenbäumen, welche in Hinsicht ihres Wachsthums den Ulmen gleichen, und eine dunkle starke Rinde und ein kleines Blatt wie der Pflaumenbaum haben. Menschen haben beinahe nirgends sich hier angesiedelt, und diese Wildniß völlig den wilden Thieren, die hier hausen, den Elephanten, Büffeln, Hirschen, u. s. w. eingeräumt. Nur drei bewohnte Stellen sahen wir; ihre Namen sind Naycombera, Gonava und Pecolam. Jede derselben ist von einem kleinen Reißfeld umgeben, welches jährlich eine Erndte abwirft, und der Hauptbestandtheil des Unterhalts der wenigen Familien ist, welche Liebe zum Geburtsort an diese unwegsame Einöde fesselt. Nahe bei Mineré aber verwandelt sich plötzlich die Scene, indem man aus dem Wald heraus in eine offne Gegend kommt, deren Reiz durch den Contrast mit der zweitägigen Einförmigkeit und Beschränktheit der Aussicht sehr gehoben ward. Die Seele dehnt sich gleichsam in eben dem Grade mehr aus, als sich der Horizont erweitert, und fühlt sich um so entfesselter, je freier der Blick des Auges wird. Besonders angenehm war uns der Anblick einer bedeutenden Wassermenge; ein Prospect, der in einem tropischen Clima, besonders aber in Ceylon stets einen ganz eigenthümlichen Reiz vermöge der Ideenassociation des physischen Genusses hat. Mineré liegt in einer sumpfigen Gegend zwischen Reißfeldern, ungefähr eine halbe Meile von dem See glei-

chen Namens entfernt, und an dem Ufer eines Flusses, der aus demselben herausströmt. Das Dorf besteht nur aus wenigen Hütten, die zerstreut umherliegen, hat aber einen kleinen Kovilla oder Tempel, der dem Mahasin-maharajah geweiht ist, einem Könige des grauen Alterthums, von dem die fabelhafte Sage erzählt, er habe 150,000 Teiche, und unter diesen auch den von Mineré angelegt. Die Gegend dort ist sehr ungesund, und den dort herrschenden Fieberkrankheiten entgeht fast keiner der Einwohner; auch unsre Truppen, welche im Jahr 1803 und während der letzten Rebellion da in Cantonnirung lagen, litten viel von dem verderblichen Einflusse der feuchten Atmosphäre.

Der See von Mineré ist ein sehr interessanter Gegenstand. Sein großer Umfang von beinah zwanzig Morgen berechtigt ihn zu der Benennung eines Sees; da er aber ein Werk der Kunst ist, indem sein Wasser ihm durch Schleusen zugeführt wird, so ist er, streng genommen, nur ein Teich. Der Fluß, der fortwährend aus ihm herausströmt, ist nicht unbedeutend; er fließt in den Mahawelle ganga durch den District von Tambankadduwe in einer früherhin sehr wohl angebauten fruchtbaren Gegend, welche jetzt aber ganz verödet ist.

Der Führer, der mich nach den Schleusen geleitete, gebehrdete sich hierbei sehr furchtsam, und sah sich immerfort genau nach allen Seiten um, als ob er fürchtete, daß ein Elephant, Leopard oder Bär aus dem Dickicht, welches die Ufer des Sees umgab, hervorkommen würde. Die

einzigen wilden Thiere, welche ich aber dort sah, waren, einige Affen, ausgenommen, fünf oder sechs große Crocodile. Als wir um einen kleinen Vorsprung des Ufers herumkamen, befanden wir uns plötzlich nur einige Fuß von ihnen entfernt, indem sie sich grade auf dem sandigen Ufer sonnten. In demselben Augenblick, als sie uns sahen, und noch ehe ich meine Büchse abgefeuert hatte, stürzten sie sich in den See und tauchten unter; ein Umstand, welcher beweiset, daß diese Thiere wenigstens auf dem Lande nicht so gefährlich sind, als man meint, besonders da es ja nur unsrer Zwei waren, und jene sich grade an derselben Stelle des Ufers befanden, woselbst ihre Eier lagen. Dieß letztere entdeckten wir zufällig, indem wir beim Weitergehen ein dumpfes Geschrei hörten, welches von einigen jungen Crocodilen herrührte. Diese zeigten mehr Muth als ihre Aeltern, indem sie wacker auf den Stock einbissen, mit dem ich sie berührte. Im Sande fanden wir mehrere Eier, welche denen der Gänse an Größe glichen, nur waren sie mehr gerundet. Der Alligator von Ceylon findet sich übrigens nie in den Flüssen der gebirgigen und hügelichten Region, sondern bloß in den Seen und Teichen in den Niederungen der Ost- und Nordseite der Insel. Er scheint mir in das Geschlecht des Crocodilus biporcatus des Hrn. Cuvier (Regn. animal. tom. II. p. 20) zu gehören. Er wird manchmal sehr groß, und ich hörte, daß man einen gefangen habe, der 17 Fuß lang gewesen seyn soll. Selbst im Wasser greift dieß Thier selten Menschen an; doch kommen hiervon allerdings Beispiele vor, und das erwähnte

große Crocodil hatte wirklich einen Mann ergriffen und erwürgt.

Kandellé liegt von Minerè 29 Meilen entfernt, welche wir in zwei Tagereisen zurücklegten. Die Gegend, durch welche wir kamen, bot bis zur ersten Station Pulian Kadavetté den Anblick einer anmuthigen Abwechselung von Gehölz und freien Ebenen dar. Sie ist sehr niedrig und steht in der Regenzeit größtentheils unter Wasser. Das Ende des Sees von Minerè nach dieser Seite zu ist viel malerischer als der andern. Als wir am frühen Morgen seinem Ufer entlang unsre Reise weiter fortsetzten, so machte auf uns der Anblick der stillen unbewegten Wasserfläche, mit ihren zahlreichen weit-hervorspringenden Landzungen von grünendem Gehölze bedeckt, und im Hintergrund die hohen blauen Berge des fernen Hochlandes einen wahrhaft bezaubernden Eindruck. Sechs oder sieben Meilen weiter kamen wir zu einer sehr weiten Ebene, deren linke Seite sehr einem Morast glich, und auf welcher 4 bis 5 Fuß hohes Gras wuchs. Wir sahen dort in der Ferne mehrere wilde Büffel weiden; sie waren so außerordentlich groß, daß wir sie anfangs für Elephanten hielten.

Pulean-Kadawettè ist ein ächtes Gegenstück der elendesten armseligsten Dörfer, durch die wir auf dieser Straße bereits gekommen waren. Hier fühlten wir auf eine sehr empfindliche Weise den Unterschied eines plötzlichen Uebergangs aus dem kühlen Clima des Hochlandes, von dem wir herkamen, in die heiße Atmosphäre der Ebenen. Wir litten viel von brennendem Durst, was um so unangeneh-

ner war, da die dortige Gegend nur wenig und noch dazu ehr schmutziges Wasser darbot.

Nicht viel bedeutender ist das Dorf Kandellé, welches etwa sechzehn Familien enthält, die in zerstreuten Wohnungen leben, und sich hauptsächlich von dem Ertrage eines großen Reißfeldes nähren. Der See oder Teich von Kandellé, der dicht bei dem Dorfe liegt, ist aber ein sehr bedeutendes Werk, und das Beste dieser Art, welches ich je gesehen habe. Er hat etwa vier Meilen in Umfang, und ist, wie der von Minerè, mit grünen Ebenenen umgeben; er hat zwei große Schleusen, welche so, wie der Wasserdamm (embankment), mit vieler Kunst und sehr dauerhaft aus großen Quadersteinen gebaut sind.

Das Dasein dieser großen Teiche in einer fast ganz verödeten Gegend, muß nothwendig auf das Gemüth eines Reisenden einen starken Eindruck machen, und sehr seine Neugier erregen, nach den Ursachen zu forschen, welche eine so sehr große Umwandlung verursacht haben möchten, die hier offenbar Statt gefunden hat. Ohne allen Zweifel nämlich muß hier in einer frühern Periode einmal ein zahlreiches Volk unter einer geordneten Staatsverfassung, und wahrscheinlich unter einer absoluten Monarchie (worauf die zu solchen Werken nothwendige Einheit der wirkenden Kräfte hindeutet) gelebt haben, welches in der Cultur, und namentlich in den Künsten, nicht mehr auf einer ganz niedrigen Stufe gestanden haben kann; eine Vermuthung, welche durch die Sagen aus grauer Vorzeit, und zum Theil durch die Geschichte bestätigt wird. Die Ursa-

chen des Verfalls jenes Volks und seines Landes mögen denn wohl die häufigen Kriege gewesen seyn, deren die innere Geschichte Ceylons gedenkt.

Die nächste Station, die auf Kandellé folgt, ist Tamblegam, dreizehn Meilen von jenem Ort, ein kleines Dorf in der Nähe des Ufers der Bai gleichen Namens. Die ganze Gegend zwischen Kandellé und Tamblegam ist höchst interessant; flach, mit Holz bewachsen und unbebaut.

Von Tamblegam ging der Gouverneur mit seinem Gefolge zu Wasser nach Trincomalie in der Admiralsbarke. Trincomalie hat weiter eben nichts besonders Merkwürdiges, als daß sich daselbst der Glimmer-Granit (graphis granit) in ganz vorzüglich guter Qualität, so wie auch Felsquarz in sehr bedeutenden Massen findet.

Am 20. October verließ Se. Excellenz Trincomalie, um nach Kandy zurückzukehren. Die nasse Jahreszeit drohte bereits hereinzubrechen; schon war einiger Regen gefallen, hatte aber einen sehr anmuthigen Erfolg gehabt, indem das Gras, welches bisher meistens sehr verbleicht aussah, plötzlich mit lebhaftem Grün überzogen ward; die Luft war schon ziemlich kühl, so wie der harte Boden erreicht worden, und das Wasser begann sofort die trocknen Canäle und Bette anzufüllen. Je mehr wir uns dem Gebirge näherten, desto schärfer traten die Symptome des bevorstehenden Witterungswechsels hervor; als wir bei Nalandè anlangten, war die nasse Jahreszeit völlig eingetreten, und wir fanden den Mahawellé ganga so angeschwollen, daß wir ihn nur mit Mühe zu passiren vermochten.

Um diese Zeit war grade die Insurrection völlig ausgebrochen. Die erste Nachricht davon erhielt der Gouverneur bereits in Kandellé; in Minerè lauteten die Berichte schon beunruhigender, und in Naycombera schienen wir wirklich schon in bedeutender Gefahr zu schweben. Der mehrerwähnte Singalesische Häuptling Eheylapola war damals grade mit einem starken Gefolge in unsrer Nähe, und hatte eben eine ganz offenbar rebellische Handlung sich zu Schulden kommen lassen, indem er den Dissavé des Districts nicht nur beleidigt, sondern aller seiner Amteinsignien beraubt, und denselben eigenmächtig förmlich abgesetzt hatte. Unter diesen Umständen konnten wir nicht anders als ganz bestimmt vermuthen, daß jene That nur der Vorläufer seines völligen Uebertritts zu den Insurgenten seyn, und er den Gouverneur sammt der Lady Brownrigg und uns allen ohne Weiteres gefangen nehmen würde; eine Sache, die sehr leicht zu bewerkstelligen war, da Se. Excellenz damals nur von etwa fünf Ordonnanzdragonern escortirt wurde. Glücklicherweise ging unsre Besorgniß nicht in Erfüllung; wir gelangten ungehindert nach Nalandè, woselbst sich Ehrylapola ebenfalls in großem Staate mit einigen Elephanten und einer großen Anzahl Truppen befand. Er machte übrigens dem Gouverneur auf die unterwürfigste Art seine Aufwartung, und suchte sich auf alle mögliche Weise wegen seines gewaltsamen Verfahrens gegen den Dissavé zu entschuldigen.

Den traurigen Zeitpunct zwischen dem 26. October 1817, an welchem Tage wir Kandy wieder erreichten, bis zu dem 25. November des folgenden Jahres, an welchem

der Gouverneur es verließ, um nach Colombo zurückzukehren, will ich mit Stillschweigen übergehen. Unsre Rückreise nach Colombo nach glücklich gedämpfter Rebellion war desto angenehmer; wir kamen meistens durch Gegenden, die von den Drangsalen des Kriegs wenig gelitten hatten, und mit Einwohnern angefüllt waren, welche sich um die Wette beeilten, Sr. Excellenz zu dem glücklichen Erfolg seiner Maßregeln Glück zu wünschen. Unser Einzug in Colombo glich völlig einem alten Triumph, wenn auch nicht an Pracht, doch an Freude und Jubel aller Anwesenden.

Reise nach Upperuva und Matelé.

Bei der letzten Reise, die ich in das Innere Ceylons machte, hatte ich die Ehre, den Hrn. Gouverneur und Lady Brownrigg auf ihrem Weg von Colombo nach Kandy bis nach Ruwenwellé zu begleiten, worauf ich mich zu Maturatta an ihr Gefolge anschloß, und mit demselben die Tour durch Matelé und die Sieben Corlés machte. Wir verließen Colombo am 21. August 1819, und kehrten am 27. des folgenden Monats dahin wieder zurück. Ich werde übrigens jetzt nur diejenigen Gegenden beschreiben, die ich nicht schon früher geschildert habe.

Ich verließ Ruwenwellé in einem Reisetragsessel mit vier Trägern und dem nöthigen Gepäcke und Mundvorrath

verſehen, am 23. Auguſt, und kam an dieſem Tag bis Ganepali in Unter-Boulatgannné. Die Gegend, durch welche wir kamen, war im Ganzen wenig angebaut und ſchlecht bevölkert, der Weg ziemlich beſchwerlich, wiewohl die dort befindlichen Hügel eben nicht ſehr hoch waren. Vorzüglich häufig fand ſich ein ſehr ſtarkes niedriges Dikkicht (jungle) in den niedrig gelegenen Gegenden, welches aus einer Art Zuckerrohr beſtand, und ein Lieblingsaufenthalt der Elephanten iſt, die ſich in jenen Wildniſſen ſehr häufig finden; man hatte mich in Beziehung auf ſie zur Vorſicht ermahnt, und ich hatte auch nicht anders geglaubt, als daß wir einige zu Geſicht bekommen würden; wir ſahen aber nur ihre Spuren, und bemerkten eine Vorſichtsmaßregel, welche die Eingebornen für den Fall getroffen hatten, daß ſie von einem dieſer Thiere verfolgt würden. Sie war eben ſo einfach als wirkſam, und beſtand bloß darin, daß quer über den Fußweg ein oder zwei ſtarke Pfähle in einer Höhe von 5 Fuß von dem Boden befeſtigt waren, ſo daß ein Mann bequem darunter weglaufen konnte, das rieſenhafte Thier aber, das ihn verfolgte, dadurch völlig aufgehalten wurde.

Ganepali, woſelbſt ich die Nacht in einem kleinen Amblam zubrachte, deſſen Dach einige Tage zuvor von den Elephanten abgedeckt worden war, liegt ſehr nett in einem Thal, welches eine Reihe waldiger Berge von 2 bis 3000 Fuß Höhe bilden. Das Dorf iſt ſehr klein und hat nicht über zwanzig Einwohner, deren Wohnungen mitten unter Fruchtbäumen am Rande eines großen Reißfeldes liegen,

an welchem der Hicke-oya, ein nicht ganz unbedeutender Fluß, hinfließt. Dieser Fluß macht dem Reisenden, der von Ruwenwellé nach Ganepali will, sehr viel Mühe und Beschwerlichkeit, indem man nicht weniger als sechzehn Mal über denselben setzen muß.

Am folgenden Tage kamen wir bis Ambigammé und mußten hierbei zwei ebenfalls ziemlich bedeutende Flüsse, den Bibilé oya und Gerankitty-oya passiren. Die Gegend wird von Kittoolgullé an, einem schön gelegenen Dorfe in einer waldigen, wenig angebauten Ebene, sehr gebirgig, und der Weg sehr beschwerlich. Aber die herrlichen Aussichten, die sich überall dem Blicke darboten, so wie die kühle Bergluft und der dichte Schatten der Wälder erleichterten in nicht geringem Grade die Mühseligkeiten, die wir auf dieser Tagereise zu überwinden hatten. Von dem höchsten Berge, über welchen wir kamen, und der etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, war der Prospect nach allen Richtungen hin ganz ausnehmend schön. Auf der einen Seite sah man hinunter nach Ambigaunne, welches mitten unter wohlbebauten grünen Reißfeldern liegt, und von kleinen, theils kahlen, theils bewachsenen Hügeln malerisch umkränzt ist; nach einer andern Seite hin erblickten wir in der Gegend der Adamsspitze, die in Wolken verhüllt war, eine Reihenfolge conisch geformter Berggipfel, üppig bewachsen, und nur hier und da durch einen kahlen Hügel unterbrochen, der Mohawellé ganga war nur zwei Meilen von uns entfernt, und der Mustelli ganga, der sich mit dem Kalugammua ganga vereinend den

Kalanyſtrom bildet, ſahen wir nicht nur, ſondern hörten ganz deutlich ſein Gebrauſe, mit dem er ſich, einen herrlichen Waſſerfall bildend, über Felſen herabſtürzte. Dieſer Anblick erinnerte mich an einen vergeblichen Verſuch, den ich im October des Jahres vorher gemacht hatte, um die Adamskuppe zu erreichen; damals war dieſer große Strom ſehr angeſchwollen, und ich würde einen meiner Begleiter, einen Soldaten von dem 83. Regiment, verloren haben, wenn ihn nicht die Geſchicklichkeit und der Muth zweier Eingebornen gerettet hätte, die, gewohnt mit den reißenden Fluthen des Stromes zu kämpfen, ſich Jenem nachſtürzten, als er ſchon von der Gewalt des Fluſſes mit fortgeriſſen war, dem die Kräfte eines Europäers nicht zu widerſtehen vermochten.

Ambigammuè iſt rings umher von Bergen eingeſchloſſen. Das äußere Anſehen dieſes Orts hatte ſich ſeit meiner Anweſenheit hier im October des vorigen Jahres während der Rebellion ſehr verändert; die Eingebornen, die ſich damals größtentheils in dem Dickicht der Wälder verſteckt hatten, waren nunmehr wieder zurückgekehrt, und hatten an der Stelle ihrer zerſtörten Wohnungen Hütten erbaut; die damals verwüſteten Reißfelder waren jetzt mit grünenden Halmen bedeckt, und der militäriſche Poſten, den damals ein Europäiſches Detaſchement inne gehabt hatte, war jetzt in einen Pachthof verwandelt. Dicht bei demſelben fließt der Mahawellè ganga, der wegen der Nähe ſeines Urſprungs dort ganz unbedeutend iſt, kaum knietief. Am andern Tage erreichten wir Paßbagè, ebenfalls einen ehemaligen militäriſchen Poſten, der aber jetzt ganz verlaſſen und verödet

war, indem seine vorigen Bewohner noch nicht zu ihm zu-
rückgekehrt waren.

Am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg weiter
fort, und erreichten Abends unsern Militärposten in Kot-
malé Pouhalpittyé, welches anmuthig an einem grünenden
steilen Hügel am linken Ufer des Flusses Kotmalé und
mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Der
Character der Umgegend ist Großartigkeit auf der einen
Seite nach den Gebirgen hin, und Anmuth nach der ent-
gegenstehenden Seite hin.

Von Pouhalpittyé setzten wir am andern Tage unsre
Reise nach Duva fort, auf einem Wege, den bis dahin
noch kein Europäer betreten hatte, und kamen bald in den
schönen fruchtbaren District von Dimbola. Ungefähr zwei
Meilen von dem Fort an der Grenze dieses Districts war
der Anblick der Gegend eben so schön als interessant, —
doch das sind Worte, die keineswegs im Geringsten die
Sache selbst verdeutlichen können; denn nie habe ich ein
Thal gesehen, welches in jeder Hinsicht sowohl durch die
Reize der Natur, als die gute Cultur des Bodens ein rei-
zenderen lieblichern Anblick gewährt hätte, der alle Schil-
derung unmöglich macht. Auch war dieser Ort von den
Verheerungen des letzten Kriegs verschont geblieben, theils
wegen der furchtsamen Unterwerfung seiner Einwohner,
theils wegen seiner Entfernung und Abgelegenheit.

Ungefähr drei Meilen von dem Fort Dimbola setzten
wir in einem elenden Kahn, der bloß aus einem ausge-
höhlten Baumstamm einer Palme bestand, über den Kot-

mali ganga bei Haleltotté, wo derselbe schmal, aber tief ist. Hier nahm ich, weil hier der letzte Punct des bewohnten und angebauten Theils der Gegend war, Abschied von den Eingebornen, die mich bis dahin begleitet hatten, und setzte meine Reise ins Gebirge bloß in Begleitung einiger Satambis fort, die mir als Führer dienten.

Der Weg auf das Gebirge war sehr beschwerlich, und bot auch nur einen sehr einförmigen Anblick dichter Waldungen dar. Den ersten Abend erreichten wir eine mehr als 4000 Fuß über der Meeresfläche erhabene Höhe, auf welcher ein kleines, mitten im Wald liegendes bebautes Stück Ackerland sich befindet, Mnapatpalassé genannt; ich fand daselbst eine kleine Hütte von frischen Baumzweigen gemacht und mit Stückchen Tuch überdeckt, aber weiter kein Obdach für meine Begleiter, welche in der freien Luft an großen Feuern liegend, die Nacht zubrachten, theils um sich gegen die Kälte, theils gegen den etwaigen Besuch wilder Thiere zu schützen. Die Nacht war sehr herrlich, die Luft ganz ruhig und rein, und der Himmel von einer sehr dunkelblauen Farbe, aus welcher der Mond und die Sterne mit einem Glanz hervorstrahlten, deßgleichen ich nie gesehen hatte. Die Kälte der Luft, das hell auflodernde Feuer und das glanzvolle Sternenlicht erinnerten mich lebhaft an unsre schönen Winternächte in England.

Nachdem wir am folgenden Tage unsre Reise im Gebirge weiter fortgesetzt hatten, ohne für die Beschwerlichkeiten derselben eben durch besonders schöne Aussichten entschädigt zu werden, kamen wir den Tag darauf zu einer

Höhe mit einer sehr breiten Oberfläche, welche Neuraellyia-pattan von unserm Führer genannt wurde. Diese Strecke hat ihrer Höhe und ihrer Ausdehnung nach, schwerlich auf der Insel ihres Gleichen, indem sie 15—20 Meilen in Umfang hat, und über der Meeresfläche gegen 5400 Fuß erhaben ist. Rund um sie herum erheben sich die Spitzen anderer Berge, und geben ihr den Character einer in zahlreiche Hügel eingeschlossenen Ebene; das Holz, das dort wächst, ist durchaus alpinisch, und gewährt mit den schönen, hie und da zerstreut stehenden Alpenrosen (rhododendrum) einen sehr interessanten Anblick.

So schön aber diese Gegend auch ist, und so angenehm durch ein kühles Clima, so ist sie doch von Menschen durchaus nicht bewohnt. Bloß wilde Thiere hausen dort, und namentlich Elephanten, von denen wir unzählige Spuren sahen, und der großen Menge von Excrementen dieser Thiere nach zu urtheilen, mußten sie sich hier zahlreicher, als in irgend einem andern Theile der Insel finden. Wenn man bloß a priori die Sache beurtheilen wollte, so hätte sich freilich ein anderes Resultat ergeben müssen, denn es scheint sehr widersprechend zu seyn, daß in einer solchen Höhe bei einer so kalten Temperatur grade dieser Ort ein Lieblingsaufenthalt der Elephanten seyn sollte, von welchen man doch allgemein annimmt, daß sie vorzüglich warme Gegenden lieben. Wahrscheinlich aber ist diese letzte Hypothese falsch, und der Elephant gar nicht gegen die Kälte so empfindlich, wie man gemeinhin glaubt; dieß scheint auch durch den Umstand bestätigt zu werden, daß sich in

einigen Gegenden von Südafrica, wo oft Eis friert, dennoch Elephanten in sehr großer Anzahl finden. Nach Neuraellyia-pattan mag sie wohl die gute Nahrung und die Stille des von Menschen nicht beunruhigenden Aufenthalts locken.

Ueber diese ganze Gegend konnte ich von meinen Führern nur sehr wenig Auskunft erhalten. Diese große Strecke schien mir früherhin von Menschen bewohnt und gelichtet worden zu seyn, allein jene versicherten das Gegentheil und behaupteten, daß bloß Reisende und die Schmidte von Kotmalé, um Eisen zu holen, so wie solche die Edelsteine aufsuchten, diese Gegend besuchten. Wo aber die Eisenadern oder die Edelsteine gefunden wurden, wußten sie nicht anzugeben. In Badulla sah ich übrigens wirklich auch mehrere der letztern, die in der Neuraellyia gefunden seyn sollten; sie waren theils Katzenaugen (oculus cati), theils gehörten sie zu verschiedenen Arten des Sapphir.

Im Walde selbst, dessen dichtes Gehölz uns sattsam gegen den schneidenden Wind schützte, und fast auf dem ganzen übrigen Wege schwebten wir in beständiger Erwartung, auf Elephanten zu stoßen, von deren Anwesenheit zahlreiche Merkmale, ihre frischen Excremente z. B. und die Spuren ihrer Tritte, Zeugniß gaben; doch war unsre Besorgniß ungegründet; keiner zeigte sich, wahrscheinlich, weil das heitere Wetter sie bewog, in die dichteren Waldungen sich zurückzuziehen. Am Nachmittage desselben Tages, an welchem wir von Neuraellyia-pattan aufgebrochen waren, kamen wir endlich völlig aus diesem großen Wald-

gebirge heraus, und hatten von der letzten Höhe desselben eine sehr ausgedehnte Ansicht von Upper Ouva, welches wie ein prachtvolles Panorama vor unsern Blicken ausgebreitet da lag. Der am meisten hervorragende Gegenstand, der sogleich die Aufmerksamkeit auf sich zog, war der hohe oben schon erwähnte Namma-coali-kandy (der höchste Berg der Insel nach der Adamsspitze), der sich weit über alle übrigen Upper ouva umkränzenden Berge in dem Thal von Badulla empor hebt, und sich eben so sehr durch seine Höhe, als durch seine massive Form vor den übrigen auszeichnet. Der Gesammtanblick des ganzen vor uns liegenden Landes befriedigte mich indessen dießmal bei weitem weniger, als bei einer frühern Reise, wo ich es auf einer andern Seite vom Idalgashena herab übersah; damals waren die Felder grünend und blühend, jetzt mehr vergilbt und verwelkt, auch machten sich damals die Berge am Horizont durch ein herrliches Blau viel schöner als dießmal.

Während wir nun die kahle Seite des Gebirges herabstiegen, fanden wir hie und da in einzelnen Schluchten Ueberbleibsel von verschiedenen elenden Hütten, welche während der Rebellion von den Eingebornen dort erbaut worden waren, die das bewohnte platte Land verlassen und auf diesen entlegenen Höhen Zuflucht und Schutz gesucht hatten. Der Wind wehte nicht allein äußerst schneidend und kalt, sondern zugleich so stark und heftig, daß wir an steilen Stellen sehr vorsichtig zu gehen gezwungen waren, um nicht etwa umgeworfen zu werden. Unter einer sehr felsigen Höhe führte uns der Weg dicht bei einem schönen

Wasserfall des Dugullè oya vorbei, der der interessanteste Punct der Aussicht von der Nachbarschaft des Forts M'Douald nach dieser Richtung hin ist. Gegen Abend erreichten wir einen bewohnten Ort, Perowellè genannt, ungefähr 3700 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und so schlecht und erbärmlich auch das Obdach an sich war, welches wir dort fanden, so waren wir doch sehr froh, ermüdet und hungrig, wie wir waren, endlich ein Unterkommen zu finden.

Am nächsten Morgen begaben wir uns nach dem Fort M'Douald, welches ungefähr vier Meilen von Perowellè entfernt liegt. Der Weg dahin war eben nicht sehr erfreulich, theils wegen des äußerst schneidenden und kalten Winters, theils weil die Gegend durchaus keinen angenehmen Anblick darbot, indem die Reißfelder bereits abgemäht und bloß noch mit Stoppeln bedeckt, und die Hügel nur mit vergilbtem Gras versehen oder ganz kahl waren, weil man das Gras und die Bäume zum Behuf größerer Fruchtbarkeit des Bodens dort um jene Zeit zu verbrennen pflegt.

Das Fort M'Douald liegt ungefähr 3000 Fuß über der Meeresfläche, auf einem kleinen Hügel in dem fruchtbaren und großen Thal von Parnegamme, am Fuß der Grenzgebirge von Upper Ouva, und unmittelbar unter dem Bergpaß des hohen Berges Dotanadukapella. Bei dieser Lage kann man sich leicht vorstellen, daß die Aussicht von diesem Fort nach der Umgegend sehr ausgezeichnet und interessant ist; und in der That zeigt die dortige Gegend einen äußerst anmuthigen Wechsel des Schönen und Erhabe-

nen, dessen Reiz durch die mannichfachen Merkmale gut gediehener Cultivirung des Bodens, und zahlreicher Bevölkerung des ganzen Landstrichs sehr erhöht wurden, der weniger als die übrigen Theile von Ouva während der Insurrection von den Drangsalen des Kriegs gelitten hatte.

Den Namen hat dieß Fort von dem Obristlieutenant M'Douald erhalten, einem Officier, der sich während der Rebellion durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrenheit sehr ausgezeichnet hat. Er hielt sich nämlich damals auf einem benachbarten Hügel, der bloß den Vortheil seinen Vertheidigern darbot, daß er nicht von andern beherrscht ward, acht Tage lang mit einer Mannschaft von 60 Mann gegen die gesammte Macht der unter Kappitipola stehenden Kandyaner mit dem glücklichsten Erfolg, und schlug mit tapfrer Hand alle Angriffe der Insurgenten zurück. Das Merkwürdigste bei dieser Sache war übrigens ohne Zweifel der Umstand, daß, obgleich einige Tausende der Kandyaner mit Musketen bewaffnet, und unsre Leute ihrem steten Feuer ausgesetzt waren, dennoch von diesen Letztern auch nicht ein einziger Mann verwundet oder getödtet wurde.

Am folgenden Morgen verließen wir das Fort M'Douald, um unsre Reise nach Maturatta fortzusetzen, und begannen den gleich in der Nähe des Forts anfangenden Bergpaß, der über den Dotanadukapella führt, zu ersteigen. Der Weg ist ziemlich steil, und der Gipfel des Berges zwischen 4 bis 5000 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die Aussicht, die man auf ihm genießt, beson-

ders nach Upper Ouya zu, das man fast ganz übersieht, ist reizend und herrlich. Der Weg führt sodann auf der andern Seite nach Maturatta zu, fortwährend bergauf bergab in stetem Wechsel, und erreicht seine größte Höhe ungefähr sieben Meilen vom Fort M'Douald. Ungefähr drei oder vier Meilen voo Maturatta beginnt ein sehr steiler Pfad hinabwärts bis in das Thal, über welchem der Militärpoten von Maturatta etwa gegen 1000 Fuß erhaben ist. Die Umgegend des Letztern hat solche Reize und einen so erhabenen Character, daß eine Schilderung derselben doch nur ein ganz mattes verwischtes Bild von ihr würde geben können, daher ich sie hier übergehe. Es finden sich in der Nähe des nicht vor gar langer Zeit angelegten Forts auch Trümmer und Ruinen eines Gebäudes aus grauer Vorzeit, das der Sage nach hier ein verbannter Singalesischer Fürst mit Hülfe von Reisenden, die er zur Arbeit zwang, angelegt haben soll. Das moderne Gebäude besteht aus einem großen Bungalow mit verschiedenen Wachthäusern in abgemessenen Distanzen. Es ward erst während der Rebellion errichtet, und einige Zeit in den Händen der Insurgenten, die sich hierher zurückgezogen hatten. Dieser militärische Posten liegt auf einem kleinen Hügel, einem Vorsprung des Gebirgs, der etwa 2700 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Er beherrscht das Thal ziemlich weit hin, und bietet die genußreichsten Aussichten nach allen Richtungen dar. Die Gebäude sind freilich sehr plump und kunstlos erbaut, nämlich bloß von einem kleinen Detachement unsrer Soldaten unter Mitwirkung der Eingebornen, indessen findet sich dort doch noch ein gar nicht unmerk-

würdiger Gegenstand. Der commandirende Officier hat nämlich einen sehr trefflichen Garten, vielleicht den fruchtreichsten ergiebigsten der ganzen Insel, dort angelegt, und in demselben mit sehr günstigem Erfolge eine Menge unserer Gemüse gezogen; woraus erhellt, daß dieselben besonders in den noch höher liegenden Gegenden, z. B. in den Bergebenen, aus denen wir herkamen, noch mit reichlicherem Gewinn würden angebaut werden können, besonders auch unsre Getreidearten, welche ohne Zweifel in den kältern Regionen der Insel trefflich fortkommen würden. Wenn nun z. B. in jener Gegend, die dazu vorzugsweise mir geeignet scheint, sich etwa 15 oder 20 Englische Familien ansiedeln wollten, so könnten sie sich bequem an einem jener fruchtbaren Hügel niederlassen, ihn leicht mit einem Wall und Graben umgeben, in der benachbarten Gegend noch mehr Holz ausroden und den ergiebigen Boden ohne viele Mühe und Beschwerde urbar machen; binnen einem Jahre würden sie reichlichen Lohn ihrer Arbeit erndten, da sowohl Getreide und Gemüse sehr gut dort fortkommen können, als auch die fette Weide der grünenden Hügel zu einer ganz ungemeinen Vermehrung des Viehstandes beitragen müßte. Da das dortige Clima nicht bloß kühl, sondern wirklich auch gesund ist, so würde diese erste Niederlassung sehr bald sich vermehren und über die Umgegend ausbreiten, und von einem solchen Mittelpunct aus, könnte leicht und naturgemäß allmählich Europäische Sitte und Cultur weiter um sich greifen, und dazu mitwirken, die Eingebornen dem Ziel ihrer wahren Bestimmung als Menschen, der Bildung und Humanität, näher zu führen. Ein

ſcher Verſuch ließ ſich doch meines Bedünkens leicht ge-
ig anſtellen; gelänge er, ſo würde das Reſultat in mora-
ſcher und politiſcher Hinſicht von der höchſten Wichtigkeit
n; ſollte er aber auch mißlingen, ſo wäre doch de
chade gar nicht ſo ſehr groß.

Von Maturatta begaben wir uns nach Kandy, wo-
hſt wir den 3. September anlangten. Dort fanden wir
n ganz anderes Clima, als in Ouva und Maturatta, ob-
ſich dieſe Gegenden ſo nahe bei einander liegen; die Luft
ar hier weder kalt noch rein, ſondern ſehr feucht, und es
gnete häufig, welcher Umſtand wohl davon herrühren
ag, daß die dortige Gegend dem directen Einfluſſe des
ſüdweſtlichen Monſoon-Windes durch die hohen Gebirge
n Saffragam und Kotmalé entzogen iſt.

Auf dem Wege zwiſchen Kandy und Nalandé, deſſen
childerung bereits früher mitgetheilt iſt, zeigte ſich bei
ſrer dießjährigen Reiſe ein ſehr großer Contraſt hinſicht-
h des Benehmens der Eingebornen gegen den Gouver-
ur und ſein Gefolge, gegen das vorige Mal, als wir
m Ausbruch der Inſurrection durch jene Gegend reiſten.
ießmal beeiferte ſich Alles um die Wette, Sr. Excellenz
e mögliche Zeichen von Ehrerbietung und Unterwürfig-
t zu geben; die Straßen waren nach Singaleſiſcher
itte mit Ehrenpforten geſchmückt, und ſogar hie und da
t ungelöſchtem Kalk beſtreut, eine Ehre, die ſonſt nur
n Könige zukam. Sowohl die höhern Claſſen und die
aatsbeamten, als auch das gemeine Volk beiderlei Ge-
lechts, ſtrömten in Schaaren herbei, um ihre Huldi-
ng darzubringen und ihre Neugierde zu befriedigen.
ch dieſer Landſtrich hatte nur wenig im Kriege ge-
en.

Von Nalandé, wo das Clima und die Gegend wieder
lher und unfreundlicher wurde, begaben wir uns nach
mbooloo, welches ungefähr 15 Meilen von jenem Ort
fernt, in einer damals ſehr traurig ausſehenden verheer-
und verödeten Gegend liegt.

Dambooloo iſt merkwürdig wegen ſeiner Felſentempel,
größten, älteſten und ſchönſten der ganzen Inſel, und

die sich unter allen noch in dem besterhaltensten Zustand befinden.

Der Fels, in welchem diese Tempel befindlich sind, heißt Damboolooallé, liegt ganz einzeln und abgesondert, und besteht aus einer sehr großen Steinmasse. Ueber der Ebene erhebt er sich ungefähr 600 Fuß. Nur einige seiner Theile sind mit Holz bewachsen, und der größte Theil seiner Oberfläche ist kahl und von schwarzer Farbe. Die Tempel, denen dieser Ort seine Berühmtheit verdankt, sind Theile einer ungeheuern Höhle auf der Südseite des Felsens, die ungefähr 350 Fuß hoch über der Ebene im Felsen sich befindet. Die Tempel sind im Innern der Höhle von einer mehr als 400 Fuß langen Mauer, die durch viele Fenster und Thüren durchbrochen ist, umgeben, und noch außer dem Ueberhang des Felsens selbst durch eine Art von Strohdach von oben bedeckt. Das ganze Aeußere des Felsens und des Eingangs zu den Tempeln, war übrigens keineswegs so beschaffen, daß es hätte große Erwartungen erregen können. Desto angenehmer wurden wir im Innern durch den Anblick der einzelnen Wiharés überrascht.

Der erste Wiharé, in den wir traten, war ungefähr 54 Fuß lang, 27 Fuß breit, und fast eben so hoch. Er enthielt zehn Statuen des Boodhoo und einen schönen Dagobah (Reliquienkasten), ungefähr 12 Fuß hoch. Die Figuren waren alle recht gut ausgeführt und in den glänzendsten Farben gemalt, und die meisten von ihnen in Menschengröße oder noch etwas darüber; auch waren die Wände und die Decke mit einer Menge Figuren verziert, so daß der Gesammteindruck dieses Tempels wirklich eben so überraschend als angenehm war.

Noch weit mehr war dieß jedoch der Fall mit dem zweiten Tempel, Alut wiharé genannt, der von dem ersten durch eine steinerne Mauer getrennt, jedoch mit ihm durch eine gemeinschaftliche Thür in derselben verbunden war. Dieser hatte eine weit bedeutendere Größe, indem seine Länge 90, seine Breite 80 und seine Höhe 36 Fuß betrug, und seine Wände waren ebenfalls über und über mit den lebhaftesten Farben bemalt. Statuen des Boodhoo fanden sich an funfzig in demselben. Eine derselben, die den Boodhoo in einer liegenden Stellung, sein Haupt in seiner

…chten Hand, und seinen Ellenbogen auf einem steinernen …feiler ruhend darstellt, ist von gigantischer Form, unge… …hr 30 Fuß lang und wohl proportionirt; sein Gesicht …ön, und der Ausdruck seiner Mienen sehr liebreich und …hlwollend. Sieben andere Statuen sind 10 Fuß hoch, …d die übrigen alle in Lebensgröße.

Zwischen diesem Tempel und dem darauf folgenden …aha-rajah-wiharé genannt, findet keine directe Commu…ication Statt; man muß in den letztern von der Fronte …r Felsenhöhle eingehen. Er übertrifft den zweiten an …röße und Pracht in derselben Proportion, als dieser den …ten; er ist gegen 190 Fuß lang, 90 Fuß breit und 45 …uß hoch; auch benimmt nicht etwa Dunkelheit ihm etwas …n seinem Glanze, sondern er ist sehr wohl durch eine …enge Fensteröffnungen und verschiedene Thüren nach der …ronte zu erleuchtet. Außer den 46 Statuen des Bood… …o Goutama, die meist in Lebensgröße sind, befindet sich eine …e Mitré Deo rajooroowo daselbst, des angeblichen näch… …n Boodhoo, der in dem gegenwärtigen Weltalter erscheinen …rd, und von jedem der drei Götter, Wischnu, Samen und …ta ebenfalls eine; ferner die Statuen von zwei Singa… …schen Königen, die sich um diesen Felsentempel besonders …dient gemacht haben. Die Wände und Decke auch die… …r Wiharés sind ebenfalls reichlich mit mannichfaltigen …uppen von religiösen und historischen Bildern bemalt.

Ehe wir diesen Tempel verließen, in welchem man …ch schon wegen der angenehmen kühlen Luft gern ver… …eilte, hatten wir Gelegenheit, einem Gottesdienst der …odhoisten in demselben beizuwohnen. Der Gouverneur …atte dieß gewünscht, und der Oberpriester hatte ohne Zö… …rn die nöthigen Blumen für das anwesende Volk herbei… …schafft; ein jeder derselben empfing eine, und legte sie …it einem frommen Ausruf vor einer Statue des Bood… …o nieder, worauf dann alle in einem Kreis niederknie… …n, während der Priester in der Mitte stand, und ihnen …e Religionsvorschriften eine nach der andern laut vorsag… …, die sie dann alle ebenfalls mit lauter Stimme nach… …achen. Was dieß Unisono von einigen hundert starken …timmen in einer großen Höhle, deren Wände davon wie… …önten, für einen wunderbaren schauerlichen Effect mach… …, läßt sich nicht beschreiben.

Der nächste und letzte Tempel, Delwaa-rajah-wihare genannt, steht den beiden vorher gedachten in jeder Hinsicht sehr nach. Er ist nur 70 Fuß lang, 21 Fuß breit und 27 Fuß hoch, und so finster, daß ich selbst mit Hülfe einer Lampe nur wenig von ihm gewahr werden konnte. Er enthält eine gigantische Statue des Boodhoo in liegender Stellung, ungefähr 30 Fuß lang, und fünf andere in Menschengröße, so wie auch eine des Wischnu.

Diese sämmtlichen Tempel gehören unter den Sprengel des Asgerie wihare zu Kandy, und stehen unter der unmittelbaren Aufsicht von sieben Priestern, welche in Wohnungen auf der Südseite des Felsens unter den Felsentempeln sich fortwährend dort aufhalten. Auf der Spitze des Felsens genießt man eine herrliche Aussicht, indem man bei gutem Wetter einen großen Theil von Matele, den Sieben Korles und Nuarakalawea übersieht.

Wir verließen am folgenden Morgen Dambooloo, und kehrten über Tuldenia, den Yuttewatte-Paß und Kandelevya nach Colombo zurück, woselbst wir glücklich und wohlbehalten am 27. September (1819) wieder anlangten.

Ende des funfzehnten Bandes.

Ethnographisches Archiv.

Herausgegeben

von

Dr. Friedrich Alexander Bran.

Sechzehnter Band.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1822.

Inhalt des sechzehnten Bandes.

Seite

Reise im nördlichen Africa, in den Jahren 1818, 1819 und 1820. Aus dem Englischen des Capitän G. F. Lyon. 1

Ankunft und Aufenthalt in Tripoli. 3
Die Gharianischen Gebirge und ihre Bewohner. 17
Die Araber in der Berberei. 27
Reise nach Murzuk. 40
Murzuk und seine Bewohner. 68
Notizen über Bornou, Soudan, Timbuctoo u. s. w. 87
Ueber Fezzan und seine Bewohner, und über die große Wüste im Allgemeinen. 155

Reise durch Armenien und Persien. Nach dem Französischen des Hrn. P. Amédée Jaubert. 181

Trapezunt. Reise nach Erze-Roum. Kusséh-Dagh. Cara-Kilissiah. Hauptquelle des Euphrat. Ankunft zu Arz-Ab. Verrätherei des Kiahia. Gezwungene Reise nach Bagdad. 184
Schilderung Mahmouds, Paschas von Bayazid. Abreise von Bayazid. 193
Beschreibung des Kerkers, und unsrer Lage in demselben. Die Pest bricht in Bayazid aus. Der Persische Hof reclamirt uns. 200
Kurdistan und seine Bewohner. 211
Abreise von Bayazid. Gefahrvoller Weg über den Kusseh-Dagh. Ankunft bei Yussuf Pascha. Schilderung desselben. 217
Von den Armeniern. Edelmuth Yussuf Paschas. Abreise gegen Persien. 224
Ankunft zu Van. Beschreibung der Stadt. Abreise. Ankunft zu Khoi. 233
Khoi. Besuch beim Commandanten. Erdbeben in der Gegend von Tauris. Ankunft zu Tauris. 240
Abreise von Tauris; allgemeine Uebersicht des Landes, welches sich von dieser Stadt bis ans Caspische Meer ausdehnt. Ankunft zu Ardebil. Schilderung Abbas Mirzas. Musterung der Truppen. Fakirs. 249
Abreise von Ardebil. Khalkhal. Zenghian. Sultanieh. Thal von Abher. Khouréndereh. Cazbin. Baba-Khan, Lehrer des ältesten Sohnes des Schachs u. s. w. 258
Lebensart Baba-Khans und Schilderung Mehemed-Ali-Mirzas. Krieg mit dem Pascha von Bagdad. Ankunft zu Tehe-

zan. Audienz beim Schach. Beschreibung des Palastes u. s. w. 26[illegible]
Allgemeine Bemerkungen über das Clima und die Bewohner Persiens. Staatseinkünfte. Staatsverfassung. 28[illegible]
Kriegswesen. Truppenmusterung. Handel. 29[illegible]
Etwas über Sitten und Gebräuche der Morgenländer. 30[illegible]
Die Türkischen Sitten verglichen mit den Persischen. Ueber die Art im Orient zu reisen. Christliche Missionärs. 31[illegible]
Beschreibung der Stadt Teheran und deren Umgegend. Reise nach dem Lager bei Sultanieh. 52[illegible]
Das Lager zu Sultanieh. Jagdpartie. Abschiedsaudienz. Rückreise nach Erze-Roum. 55[illegible]
Abreise von Kian. Ankunft zu Trapezunt. Einschiffung zu Trapezunt ꝛc. 56[illegible]
Plan zu Lande nach Sinope zu reisen, der durch die Unmöglichkeit über den Kizil Ermak zu setzen, scheitert. Ankunft zu Constantinopel. 35[illegible]
Notizen über Ghilan und Mazenderan. 36[illegible]

Reise im nördlichen Africa,

in den Jahren 1818, 1819 und 1820.

Aus dem Englischen des Capitän G. F. Lyon.

Wir theilen hier unsern Lesern einen gedrängten Auszug aus einem zu London 1821 unter dem Titel a Narrative of travels in northern Africa in the years 1818, 19, 20 erschienenen Werke mit, welches über einen bis jetzt nur sehr wenig bekannten Theil des Erdbodens sehr interessante Notizen und Bemerkungen enthält. Der Verfasser desselben ist der Englische Marinecapitän Lyon, welcher den von der Brittischen Regierung zu einer Entdeckungsreise ins Innere von Africa ausgesendeten Gelehrten Hrn. Ritchie auf dieser Reise begleitete, nach dessen in Murzuck erfolgten Tode sie allein weiter fortsetzte, und dessen Tagebücher bei seiner Reisebeschreibung benutzte.

I.

Reise von Tripoli nach Murzuck.

1. Sitten und Gebräuche der Tripolitaner.

Im September 1818 kam Herr Ritchie, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Talenten, der von der Brittischen Regierung zu einer Entdeckungsreise in das

Innere von Africa ausgeschickt worden war, zu Malta an, von wo aus ihn der Capitän Marryat von der königlichen Flotte auf seinen Reisen begleiten sollte. Dieser letztere war aber durch verschiedene Umstände hieran verhindert worden, und ich erbot mich daher, statt seiner den Hrn. Ritchie zu begleiten, welcher auch mein Anerbieten sogleich annahm, und sich an den Admiral Penrose, der das Obercommando über die Englische Marine im Mittelländischen Meere führt, wandte, um mir den nöthigen Urlaub durch dessen Vermittlung von den Lords der Admiralität zu London auszuwirken. Er selbst reiste einstweilen in Begleitung eines Schiffszimmermannes Namens Belford, den er zu Malta in Dienst genommen hatte, und eines Franzosen, Herrn Dupont, der auf der Reise die naturhistorischen Gegenstände sammeln und ordnen sollte, nach Tripoli voraus. Die Zwischenzeit, bis ich den erbetenen Urlaub erhielt, wendete ich dazu an, mich zu der zu beginnenden Reise gehörig vorzubereiten, und vornehmlich die Arabische Sprache zu erlernen. Am 25. November langte ich endlich ebenfalls in Tripoli an und fand Herrn Ritchie noch daselbst, der auch dem Anschein nach seine Reise in das Innere noch nicht so bald anzutreten Willens war. Es war nämlich seine Absicht, nach Murzuck, der Hauptstadt von Fezzan, zugleich mit dem damals in Tripoli anwesenden Sultan jenes Landes zu reisen, daher er sich nach dem Aufbruche desselben richten mußte.

Dieser Sultan von Fezzan, der indessen bloß den Titel Bey in Tripoli führt, heißt Mohammed el Mukni, ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, schönen kriegerischen

Ansehens und mit einer außerordentlichen Körperkraft begabt; dabei besitzt er aber einen unersättlichen Ehr- und Geldgeiz. Früher war er bloß Bey el Noba oder Einsammler des Tributs, den der Dey von Tripoli von dem Sultan von Fezzan erhob, und reiste in dieser Qualität jährlich in dieß Land. Hiebei machte er bald die Bemerkung, daß dieser Tribut nur einen sehr geringen Theil der unermeßlichen Einkünfte des Sultans ausmachte, und beschloß, den letztern und seine Familie zu stürzen und sich selbst der Stelle desselben zu bemächtigen, was ihm auch im Jahr 1811 mit leichter Mühe gelang, da er bei dem Dey von Tripolis sehr in Gunst stand und ihm versprach, statt des bisherigen Tributs von 5000 Piaster den dreifachen Betrag desselben zu entrichten. Der vorige Sultan wurde nebst seiner Familie und den vornehmsten Mammelucken umgebracht, und Mohammed hatte sich nicht sobald in seinem neuen Reiche festgesetzt, als er seine schutzlosen Nachbarn mit Krieg überzog, und jährlich 4000 bis 5000 von ihnen zu Sclaven machte und verkaufte. Grade damals, als wir in Tripoli uns befanden, war er von einer solchen Sclavenjagd in Kanem mit einer großen Beute von Menschen und Thieren nach jener Hauptstadt zurückgekehrt, und schickte sich zu einem neuen Kriegszug gegen die Einwohner von Wadey (das Borgoo Browns, südöstlich von Fezzan gelegen) an; die Zubereitungen zu demselben verzögerten aber seine Rückkehr nach seiner Hauptstadt Murzuck, und mithin auch unsre Abreise, da Herr Ritchie ihn, wie ich schon gesagt habe, begleiten wollte. Er hatte öfters sich sehr günstig sowohl gegen Herrn Ritchie als ge-

gen mich geäußert, und versprach uns, wenn wir erst auf seinem Gebiete uns befänden, allen möglichen Schutz und Beistand zu gewähren und uns als seine Brüder zu behandeln.

Unter diesen Umständen hielten wir es für das Beste, unsre Abreise bis zu der unseres neuen Protectors zu verschieben, da wir unter seinen Auspicien desto sicherer zu reisen und seine Versprechungen bei unserer Ankunft in seinem Königreiche sicher erfüllt zu sehen hofften. Einige Tage nach meiner Ankunft in Tripoli ward ich von dem dasigen Englischen Consul, Oberst Warrington, dem Dey (Bashaw) vorgestellt, und zwar als Rays oder Commandeur eines Kriegsschiffs. Diese Rangerhöhung war als durchaus nöthig befunden worden in einem Lande, wo man keine Abstufungen des Rangs kennt, und wo ich bei den Großen weniger gut aufgenommen worden wäre, wenn ich mir einen niedrigern Character hätte beilegen müssen. Der Dey rieth uns ausdrücklich an, uns nach mohrischer Weise zu kleiden; auch folgten wir diesem Rath, und hielten uns, bis wir uns dergleichen Kleider verschafft hatten, meistens zu Hause.

Am 5. December erhielten wir eine Einladung, den Abend bei dem Sheik el Bled oder Gouverneur der Stadt zuzubringen, und nahmen dieselbe an, nachdem wir uns den Kopf und den Bart (den wir hatten wachsen lassen und der sich bereits ziemlich stattlich ausnahm) von einem alten Barbier gehörig hatten zurecht machen lassen.

Wir trugen diejenige Art von Kleidung, die unter den vornehmen Tripolitanern Mode ist, und von der es zwei

verschiedene Arten, eine lange und eine kurze Tracht giebt. Der Hauptbestandtheil dieser letztern sind zwei Wämser und eine Jacke; bei der langen Tracht aber statt der Jacke ein Kaftan. Man wählt zu ihnen hauptsächlich recht glänzende und flimmernde Farben, ohne eine bestimmte vorzugsweise zu tragen. Eben so sind die Turbans sehr verschiedenartig von Farbe; nur dürfen bekanntlich grüne Turbans nur die Scherefs, oder diejenigen, die von dem großen Propheten abstammen, tragen, und blaue sind nicht gewöhnlich bei den Muhamedanern, weil dieß die Leibfarbe der Juden ist. Beim Reiten bedient man sich Stiefeln von rothem oder gelbem marroccanischen Leder; sonst gewöhnlich gelber Pantoffeln, über welche man beim Ausgehen noch stärker besohlte von der nämlichen Farbe zieht, die man dann beim Eintritt in ein Haus an der Thür desselben stehen läßt. Die mittlern Volksclassen tragen rothe Schuhe; die Juden dürfen nur schwarze tragen. Das Sattelzeug der Pferde ist eben so flimmernd und überladen als die Kleidung der Reiter; die Sättel sind vorn und hinten sehr hoch, ungefähr wie die Spanischen. Unter ihnen liegen auf dem Rücken der Pferde fünf oder sechs Decken von verschiedenen Farben, die alle so gelegt sind, daß die Kanten einer jeden gesehen werden können. Die Sättel selbst sind häufig mit goldgesticktem Sammet reichlich geschmückt; die Steigbügel sind einen Fuß bis zwanzig Zoll lang, und in der Regel vergoldet.

Nachdem wir uns in Hinsicht unserer Kleidung völlig zu Tripolitanern umgemodelt hatten, hielten wir es für rathsam, uns überhaupt dieß ganze Aeußere und die Ma-

nieren der Muselmänner anzueignen, und tauften unsre Europäischen Namen in Arabische um; Herr Ritchie nannte sich Yussuf el Ritchie, Belford Ali, Herr Dupont Mourad, und ich nahm den Namen Said ben abd Allah an. Ein bei einer der Moscheen angestellter muselmännischer Geistlicher (Fighi) kam zu festgesetzten Stunden zu uns und gab uns Unterricht im Lesen, und mir besonders vollständige Anweisung in allen religiösen Ceremonien, die bei dem Gebete üblich sind, welche ich sodann auch meinen Reisegefährten beibrachte.

Während unsers Aufenthalts in Tripoli hatte ich Gelegenheit, einem festlichen Aufzug der Marahboots beizuwohnen. Es ist dieß eine in allen Muhamedanischen Ländern sehr berühmte Secte sogenannter Heiliger, die dieß aber nur dem äußern Anschein nach sind. Sie enthalten sich aller verbotenen geistigen Getränke, vermeiden alle profane und schmutzige Ausdrücke, begnügen sich mit der von dem Koran festgesetzten Anzahl von Weibern (nämlich mit vier) und enthalten sich des in Tripoli sehr gewöhnlichen ehebrecherischen Umgangs mit fremden Frauen. Uebrigens zeichnen sie sich vor Allem dadurch aus, daß sie sich bei ihren Festlichkeiten für inspirirt ausgeben, und auf ihren Processionen durch die Stadt und in ihren Moscheen sich wie Besessene und Wahnsinnige gebärden, fürchterlich brüllen, ihre Zungen zerbeißen, so daß das Blut ihnen aus dem Mund strömt, auf den Köpfen gehen, während sie sich von andern halten lassen, kurz das unsinnigste Zeug treiben, was man sich denken kann. So lange ihre Procession dauert, darf es kein Jude oder Christ wagen, sich

auf der Straße blicken zu lassen, indem er von dem Pöbel, der diese Heiligen haufenweis begleitet, sogleich in Stücke zerrissen werden würde; sogar an den Fenstern darf sich kein Ungläubiger sehen lassen, wenn er nicht von einem Steinregen begrüßt seyn will. Ich hatte es aber in meiner mohrischen Tracht dennoch gewagt, der großen Processsion derselben an dem Jahresfeste dieser Secte, welches auf den 9. Januar fiel, beizuwohnen, und kam glücklich und wohlbehalten, ohne entdeckt zu seyn, wieder in unsre Wohnung zurück.

Zu einem Marahboot wird vorzüglich die Kunst erfordert, Schlangen und Scorpionen aufnehmen und handhaben zu können, ohne von ihnen verletzt zu werden. Ich hatte Lust, mir den ehrwürdigen Titel eines Murahboots zu verdienen, und lernte durch einige Uebung sehr bald jenes Kunststück. Um indessen diese vorgeblichen Heiligen und ihre Ceremonien besser kennen zu lernen, schickte ich zu einem der berühmtesten von ihnen, und ließ ihm meinen Wunsch kund thun, ebenfalls in seinen Orden zu treten. Er kam hierauf zu mir, verrichtete eine Unzahl von Gebeten und Ceremonien, spuckte in meine Hände, nahm Rosenwasser in seinen Mund, besprützte damit sodann mein Gesicht, und wusch sich dann seinen Mund und seine Hände in Rosenwasser, welches er hierauf in eine Flasche füllte, und mir gebot, täglich eine Dosis von diesem geweihten Getränk zu mir zu nehmen; dann würde ich eben so sicher gegen den Scorpionenstich und Schlangenstich seyn, als er selbst!

In Tripoli befinden sich mehrere Bazars (Märkte oder Kaufplätze), die alle Tage offen stehen. Die Sclaven und andere Waaren werden von Ausrufern vor den Buden der Kaufleute ausgeboten; sie machen ein beständiges Geklingel, um mit ihren Glöckchen das letzte höchste Gebot anzuzeigen. Die Juden haben ein besonderes Quartier in der Stadt, woselbst ihre Buden stehen, und in welches sie alle Tage bei Sonnenuntergang eingeschlossen werden; dieser Platz heißt Zanga t'el Yahood. Sie sind wie allerwärts sehr unterdrückt, haben aber dennoch fast allen vortheilhaften Handel und Verkehr an sich zu ziehen gewußt.

Es giebt auch in dieser Hauptstadt einige wenige Schulen, in denen auf eine sehr nothdürftige Weise Lesen und Schreiben gelehrt wird. Uebrigens wird es gar nicht erfordert, um ein angesehener Mann zu seyn, oder ein wichtiges Staatsamt zu bekleiden, daß man irgend einige wissenschaftliche Kenntniß besitze. So kann z. B. der gegenwärtige Minister des Deys, Sidi Hamet, der früher Rays el Marsa oder Oberaufseher des Hafens war, weder lesen noch schreiben. Wir hatten öfters von diesem Umstand gehört, aber ihn nicht geglaubt, und wollten uns selbst von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchts überzeugen. Wir gaben ihm daher eines Tags den Koran in die Hand, und zwar auf die verkehrte Weise, mit der Bitte, uns einige Zeilen daraus vorzulesen. Er umging dieselbe dadurch, daß er erklärte, er wolle erst einige Zeit selbst für sich darin lesen, heftete auch ziemlich lange seine Blicke darauf, indem er das Buch fortwährend verkehrt

hielt, ohne dieß zu bemerken, und gab uns daſſelbe endlich mit der Bemerkung zurück, es ſei ſehr gut geſchrieben. Dagegen gilt der Sheik el Bled oder Gouverneur der Stadt für einen ſehr unterrichteten Mann und Gelehrten, obgleich er früher als bloßer Bootsmann im Hafen von der Stadt gedient hatte. Er hat auch ſeinen Sohn zu einem Römiſch-Catholiſchen Prieſter in die Schule geſchickt, um die Italieniſche Sprache zu lernen.

Betrunkenheit findet in Tripoli noch häufiger Statt, als ſelbſt in den Hauptſtädten Englands. Es giebt dort öffentliche Weinhäuſer, vor deren Thüren die Mohren haufenweis ſitzen, und ohne den geringſten Gewiſſensſcrupel trinken, und auf der Soldanah oder der Hauptwache befinden ſich faſt immer einige Trunkenbolde. Auch der größere Theil der beſſern Volksclaſſen liebt den Trunk ſehr; das beliebteſte Getränk iſt Roſolia, ein Italieniſcher Liqueur. Von Weibern, die ſich Preis geben, giebt es eine ſehr große Anzahl; ſobald ſie aber als ſolche bekannt ſind, müſſen ſie in einem beſondern Theile der Stadt, Zangat 'el Ghaab (Bordellgaſſe), ſich aufhalten, woſelbſt ſie unter der Controlle eines eigends dazu beſtellten Chowſe oder Oberaufſehers ſtehen. Auch liegt ihnen die Verpflichtung ob, die Hunde des Deys, die das Arſenal bewachen, täglich zu füttern.

Was die Sprache belangt, ſo wird faſt von allen Einwohnern Tripolis eine Art verdorbenes Italieniſch geſprochen, wodurch die Communication zwiſchen ihnen und den Europäern, die mit ihnen Geſchäfte abzumachen haben, ſehr erleichtert wird.

Ich machte die Bemerkung, daß eine ziemlich seltsam und auffallende Sitte unter den Mohren und Arabern Statt fand, und zwar vom Dey selbst an bis zum ärmsten Cameeltreiber; nämlich das Rülpsen (eructation), welche sie so oft und so laut bewerkstelligen, als sie nur immer können. Die vornehmsten Männer verrichten diese Ceremonie auf eine wahrhaft feierliche und würdevolle Art; sie streicheln dabei ihren Bart, und danken Gott für die verliehene Erleichterung. Der Sultan von Fezzan, Mukni hatte es in dieser Sache zu einer wahren Virtuosität gebracht, und sein Sohn, ein Knabe von acht Jahren, zeigte bereits herrliche Talente, es seinem Vater künftig einmal darin gleich zu thun! Diese beiden letztgenannten Personen hatten auch eine besondere Art und Weise sich angeeignet ihre Nasen mit den Zipfeln ihres Turbans zu putzen.

Mammelucken (die meistens entweder Renegaten oder aus Georgien und Circassien erkaufte Sclaven sind) stehen zu Tripoli im größten Ansehen, und haben die bedeutendsten Staatsämter inne, auch dürfen die Töchter des Deys bloß an sie verheirathet werden. Der Admiral der Flotte ist ebenfalls ein Mammeluck, und zwar von Geburt ein Schotte, der jetzt Mourad Rais heißt; er war während unsrer Anwesenheit grade in Verbannung, wir erfuhren aber von unserm Consul und den vornehmsten Einwohnern, daß er ein Mann von dem trefflichsten Charakter sei.

Wenn der Dey in die Messchia (oder die Gärten hinter der Stadt nach der Wüste zu) reitet, so begleiten ihn

ne Söhne und eine große Schaar Reiter, die aus Mam-
lucken und den vornehmsten Personen seines Hofstaats be-
ht, alle sehr gut beritten, und prachtvollan gekleidet. Uebri-
ns reiten sie ohne alle Ordnung bunt durch einander um
n her, und haben keine Idee von irgend einer regelmäßigen
ewegung in Reihe oder Glied. Wenn es Einigen einfällt,
sprengen sie seitwärts vom Zuge weg ins freie Feld, und
mmeln sich mit ihren Rossen laut schreiend und ihre Flin-
n wie Piken schwingend eine Zeitlang herum, worauf sie
nn wieder an ihre Stelle zurückkehren. Ihre Pferde
d trefflich zugeritten und sehr gut an ein Manöver ge-
hnt, welches sich sehr gut macht. Es sprengen nämlich
wöhnlich bei der Rückkehr in die Stadt immer je zehn
d zehn aus dem Zuge in vollem Galopp hervor, und
ern ihre Gewehre zu gleicher Zeit ab; in dem Augen-
ck, in welchem die Explosion geschieht, werfen sich die
erde von selbst herum, und sprengen an ihren vorigen
laß zurück.

Mehr als die Hälfte der Garden des Deys sind
chwarze, und da sie alle verschiedenartig gekleidet sind,
bieten sie einen ziemlich wunderlichen und seltsamen An-
ck dar; eben so vielfarbig sind die Farben und Decken
er Pferde, deren Gebiß so scharf ist, daß sie meistens
ntige Mäuler haben. Die Reiter bedienen sich ihrer lan-
n Steigbügel statt der Sporen, und zwar gewöhnlich auf
ne sehr unbarmherzige Weise, so daß sie damit oft tiefe
unden in die Seiten der armen Mähren stoßen. Es
t übrigens für ein Zeichen eines höhern Standes, auf

die Keulen der Pferde Linien oder Sterne einbrennen zu lassen.

Die Art und Weise, wie die Criminaljustiz zu Tripoli (und überhaupt fast in allen Mohamedanischen Staaten) gehandhabt wird, weicht von unsrer Europäischen sehr ab. Zwar bezeichnet schon das Gesetz einige Handlungen als Capitalverbrechen; die meisten stempelt aber hierzu das Belieben und die Laune des Deys, und in diesen Fällen besteht der ganze Criminalproceß in der sofort erfolgenden Execution, entweder durch Hängen, Köpfen oder Erdrosseln des Schlachtopfers. Zum Amt eines Henkers nimmt man übrigens nie einen Mohren, sondern der erste beste Jude, der grade bei der Hand ist, muß dasselbe vollziehen. Die Tortur wird noch oft angewendet, und wahrscheinlich viel öfter, als man weiß oder zu erzählen wagt, da sie allemal in den Gefängnissen des Castells vorgenommen wird. Diebstahl wird zufolge einer Vorschrift des Korans mit Abhauung einer Hand bestraft; ist er sehr beträchtlich gewesen, so wird noch ein Fuß abgehauen, und bei Wiederholungsfällen auch die andere Hand oder der andere Fuß. Ich sah selbst dort einen Mann, der wegen eines Capitalverbrechens auf diese Weise verstümmelt war. Nach solchen Operationen läßt man übrigens die Abgestraften ohne Weiteres sich mit ihren Freunden hinbegeben, wohin sie Lust haben. Stockschläge auf die Posteriora oder die Bastonade auf die Fußsohlen sind die gewöhnlichen Strafen für kleinere Vergehen; oftmals ziehen sie aber den Tod nach sich. Die gewöhnliche Dosis sind funfzig Hiebe; nicht selten aber werden vier bis fünfhundert gegeben; manche Verbrechen aber, die sich

mit den Aufsehern über die Strafexecution abzufinden wis-
sen, stopfen oder füttern sich vorher ihre Hosen, und be-
freien sich auf diese Weise von den empfindlichen Schmerzen.
Diese Art von Züchtigung wird übrigens an Personen von
allen Ständen vollzogen, wie es dem Dey beliebt; und sollte
derselbe etwa an seinen Söhnen, seinem Minister oder dem
Gouverneur der Stadt sein Mißfallen einmal auslassen wol-
len, so würde er sie unbedenklich eben so dieser Strafe un-
terwerfen, wie seine niedrigsten Unterthanen; sie selbst wür-
den sich auch dadurch gar nicht entehrt fühlen, oder ir-
gend etwas von ihrem Ansehn bei dem Volk dadurch ver-
lieren.

Die gewöhnliche Haustracht der Weiber in Tripoli bes
steht in einem großen Oberkleid, Barracan genannt, welches
zugleich den Körper und den Kopf auf die Weise verhüllt,
daß nur ein Auge zu sehen ist; sie tragen beim Ausgehen
rothe Stiefeln, und im Hause rothe oder gelbe Pantoffeln.
Die Staatskleidung der vornehmern Weiber ist äußerst
prachtvoll, und besteht aus einem vielfarbigen seidenen oder
baumwollenen Barracan, das reich mit Gold gestickt ist,
seidenen Hosen von den brennendsten Farben und einer
goldgestickten mit vielen Zierrathen geschmückten Mütze.
Sie färben ihre Augenlider mit Antimonium, was ihre
Augen sehr hebt, und ihrem Feuerglanz verdoppelt; sie pfle-
gen auch viel Roth aufzulegen, und tragen goldne und
silberne Zierrathen von großem Werth auf dem Kopf und
an ihren Ohrläppchen, eben so auch reiche Arm- und Hals-
bänder. Die Tracht der jüdischen Weiber weicht nicht sehr
von der Muhamedanischen ab, nur tragen sie in ihrer

Hauskleidung das Barracan so, daß ihre beiden Augen u verhüllt sind; sie dürfen nur schwarze oder gelbe Pantoffel und gar keine Stiefeln tragen.

Bei den Hochzeiten soll es sehr prachtvoll hergehe nur weiß man davon nicht viel, weil kein Mann dab gegenwärtig seyn darf; die Braut wird an dem bestimmte Tage zur Nachtzeit in das Haus des Bräutigams von e nem großen Haufen von Weibern geführt, welche Fackel tragen und ein sehr gellendes Freudengeschrei machen.

Die Leichenfeierlichkeiten haben nichts besonders Merk würdiges; man hüllt die Todten in ein Tuch, auf dessen Kuhten Sentenzen aus dem Koran eingewirkt sind, un ihre Freunde geleiten sie unter Absingung geistlicher Lieder zur Grabstätte. Das Grab eines Mannes bezeichnet ei steinerner Pfeiler, auf dessen Spitze ein Turban eingehaue ist. Bei den Bestattungen der Weiber werden mehr Feier lichkeiten gemacht und mehr Pracht gezeigt. Es ist Sitte bei jedem Todesfall eines Vornehmen einen oder einige sei ner Sclaven freizulassen, und nach Maßgabe des größere oder geringern Vermögens des Verblichenen Spenden a die Armen auszutheilen, die sich bei allen Leichenbegäng nissen in grosier Anzahl einfinden. Es giebt auch eigend bestallte Thränenweiber, deren Amt es ist, in dem Todten haus drei Tage lang in einem fort zu heulen und sich au eine barbarische Art die Haare auszuraufen und Gesicht und Busen zu zerschlagen. Uebrigens findet man noch viele an dere Sitten und Gebräuche, die bei solchen Gelegenheiten Statt haben, vollständig in Tully's Narrative of a ten

Years Residence in Tripoli angegeben, auf welches treffliche Buch wir hiermit das Publicum aufmerksam machen wollen.

Da Mukni noch immer keine Anstalten zur Rückreise nach Fezzan machte, so beschloß Herr Ritchie, einstweilen die Gharianischen Berge und Benioleed zu bereisen, und nahm zum Begleiter dahin einen Chowse, oder Tributeinnehmer des Deys, mit. Herr Dupont hatte sich um diese Zeit von uns wieder getrennt, und seiner Theilnahme an unsrer Reise entsagt; ich übergehe hier aber die unangenehme Darstellung der niedrigen Cabalen und Intriguen, durch welche man ihn zu diesem Schritt bewog. Unsern Schiffszimmermann Belford ließen wir zur Aufsicht über unsre Habseligkeiten in unsrer Wohnung zu Tripoli zurück, und traten unsre Reise am 7. Februar 1819 an. Für unser Gepäcke hatten wir zwei Cameele gemiethet.

---

2. Die Gharianischen Gebirge und ihre Bewohner.

Wir wendeten uns südwärts von Tripoli nach der Wüste zu, welche von der Hauptstadt durch eine Reihe Gärten, Meshea genannt, getrennt wird. Der Sand thürmt sich dort zu unregelmäßigen Hügeln auf, und die ganze Gegend ist so unfruchtbar, daß man nirgends eine Spur von Vegetation gewahr wird. Wir ritten auf unsern Pferden ungefähr funfzehn (Engl.) Meilen voraus,

und kamen zu einer Ebene, wo etwas Gras und ein
Stauden wuchsen, welche von Schafheerden abgewe
wurden, und in deren Nähe ein Trupp Beduinen s
Zelte aufgeschlagen hatte. Als unsre Cameele nachgek
men waren, schlugen wir ebenfalls dort unser Lager m
Zelten auf, und verzehrten eine Abendmahlzeit von Ba
und Lammfleisch, welche für uns anzurichten unser Cho
dem Scheik der Araber anbefohlen hatte.

Am folgenden Morgen setzten wir unsre Reise
westwärts weiter fort, und kamen bei den Ruinen ei
Castells, Mejnine genannt, vorbei, welches der Dey
Tripoli als eine Art Grenzfestung hatte errichten las
das aber immer mehr und mehr in Verfall geräth. A
diesem Punct aus hat man eine schöne Aussicht auf
Gharianische Bergkette, von denen mehrere eine regel
ßig conische Gestalt haben. Nachmittags mußten wir
unsere Weiterreise aussetzen und bei einem Araber blei
der Tags zuvor sich zu uns gesellt hatte, und uns
Kräften gastfreundlich aufnahm und bewirthete. Er s
uns eine große hölzerne Schüssel mit Datteln vor, di
Oel gekocht waren, und sehr gut schmeckten. Seine F
ließ sich der Sitte gemäß nicht sehen; sie war hinter
nem Vorhang verborgen, und beguckte uns sehr neugi
durch ein kleines Loch in demselben. Wir machten uns
dann wieder auf den Weg, und fanden, daß nach und
der Boden sich immer mehr erhöhe, und auch mehr V
ation sich zeigte. Abends schlugen wir wiederum in
Nähe einiger Beduinen unsre Zelte auf, die uns nach

n vergeblichen Bemühungen endlich gegen Bezahlung ei-
ige Wasserschläuche zukommen ließen. Der Scheik berei-
te hierauf eine treffliche Mahlzeit aus Bazeen und Lamm-
eisch bestehend für uns, und während wir aßen, hockten
le Beduinen auf ihren Fußspitzen um uns herum, um
ns essen zu sehen. Nach der Mahlzeit machten wir uns
was Caffee, was sie eben so wie unser Europäisches Trink-
schirr sehr in Verwunderung setzte. Wir boten dem Scheik
ne Tasse an; er kannte dieß Getränk gar nicht und wollte
fangs es nicht wagen, es zu sich zu nehmen; doch that
dieß endlich, nachdem wir selbst davon genossen hatten.
ner der Beduinen kostete es ebenfalls, spie es aber sogleich
ll Abscheu wieder aus, und rief dabei den Allah und seinen
ßen Propheten an. Einem Dritten aber schmeckte dieß
tränk sehr wohl, und er zeigte sich sogleich als einen
hren Kenner, indem er eine zweite Tasse ausschlug, weil
Caffee schon zu kalt geworden war. Ein Kaleidoscop
nderte von Hand zu Hand unsrer Gäste, die nicht ge-
g über dieß Wunderding erstaunten, und sich wie Kin-
darüber stritten, wer zuerst wieder hineinsehen solle.
r alte Scheik insbesondere wollte es gar nicht wieder
der Hand geben.

In dieser Gegend befinden sich sehr viele Schakals
Hyänen; aber die große Anzahl schwarzer Hunde
ßt die Heerden; uns aber raubte ihr ewiges Gebell
ach allen Schlaf.

Am folgenden Tage erreichten wir das Gharianische
iet. Je näher wir zu den Gebirgen kamen, desto un-

ebener und beschwerlicher wurde der Weg, und die ganze Gegend gewinnt ein anderes Ansehen. Durch ein unfruchtbares, aber romantisches und schönes Thal kamen wir Vormittags zu dem Gharianischen Bergpaß, dem beschwerlichsten und gefährlichsten, den ich je sah. Die Felsen, über die wir klimmen mußten, waren so glatt, daß wir von unsern Pferden absteigen und dieselben über eine Stunde lang führen mußten; dabei schwebten wir in beständiger Gefahr, durch einen einzigen Fehltritt auf der einen Seite des Bergs hinabzustürzen. In dieser Gegend ward vor zehn Jahren der Hasnadar oder Schatzmeister des Deys von Tripoli von den auf den Gharianischen Gebirgen hausenden Arabern umgebracht; er war grade unterwegs, um den Tribut von Jenen einzutreiben, und seine Ermordung veranlaßte den Dey, sogleich ein starkes Truppencorps gegen die Rebellen auszuschicken, die sich zwar anfangs tapfer wehrten, aber doch zuletzt durch Uebermacht überwältigt und auf die grausamste Weise behandelt wurden. Zweitausend abgeschlagene Köpfe wurden als Siegeszeichen auf Cameelen nach Tripoli geschafft. Seit dieser Epoche haben sich diese Bergbewohner stets friedfertig bewiesen, obgleich sie früherhin sich so furchtbar gemacht hatten, daß sich Niemand zu ihnen zu kommen getraute, dadurch die Communication mit dem Innern des Landes jenseits ihrer Gebirge unterbrochen war.

Gegen Abend kamen wir zu einem — wie soll ich es nennen? ein Dorf war es nicht, denn sämmtliche Wohnungen waren unter der Erde.

Dieser Ort heißt Beniabbas. Da überhaupt fast alle Bewohner der Gharianischen Gebirge in unterirdischen Wohnungen sich aufhalten, so kann ein Reisender leicht auf den ersten Anblick diese Gebirge für ganz unbewohnt halten. Der Scheik von Beniabbas hatte nicht sobald gehört, daß wir unter der Protection des Deys reisten, als er sich sogleich bei uns einfand, uns bewillkommnete, und uns die einzige über der Ede befindliche Hütte einräumte, worin wir unsre Cameele und Pferde einstallten, und in deren Nähe unser Zelt aufschlugen. Die obre Schicht des dortigen Erdbodens ist ungefähr bis auf vier Fuß Tiefe, Sand, an manchen Stellen aber auch Kalkstein; unter dieser Schicht ist nun ein großes, zwanzig bis dreißig Fuß tiefes und eben so breites Loch so viel wie möglich in Quadratform eingegraben, welches als Wohnung für die dortigen Araber dient. Der Felsen wird sodann geglättet, so daß er perpendiculäre Seitenwände bildet, und die Grube in mehrere Gemächer nach Maßgabe der Anzahl der Bewohner abgetheilt, die ihr Licht durch die Thüren die in der Decke angebracht sind, bekommen. Man steigt in diese Gruben durch einen finstern Gang hinab, der des Nachts und in Zeiten der Gefahr durch eine feste Thür verschlossen wird; gegen Abend wird auch sämmtliches Vieh in die Grube getrieben. Während jenes Krieges mit dem Dey bedienten sich dessen Soldaten häufig der Waffe des Feuers, indem sie Stroh und andere Brennmaterialien anzündeten und die Troglodyten durch den eindringenden Rauch erstickten.

Wir stiegen auf die Spitze des Bergrückens, der sich

über zwei Meilen lang von diesem Ort an hinzieht, und eine herrliche Aussicht auf die Umgegend gewährt. Alles ist auf das Beste angebaut; Korn und Safranfelder wechseln mit ehrwürdigen alten Olivenbäumen und den fruchtbringenden Palmen, für welche die hohe Lage des Bodens vorzüglich günstig ist. Die romantisch-wilden Gebirge auf der einen Seite und die Wüste auf der andern tragen durch ihren Contrast mit den fruchtbaren Gefilden auf jenem Bergrücken viel zu dem Reiz der Aussicht bei, die man auf seiner Spitze genießt. Man kann auch von hier aus, wie wenigstens die Eingebornen versichern, die ferne See erblicken; damals aber verhinderten uns die aus der Wüste aufsteigenden Staubwolken, dieß Schauspiel zu genießen. Die jungen Leute aus dem Ort gaben sich sehr viel Mühe, uns alle schöne Puncte ihrer Gegend bemerklich zu machen, und sprangen wie Gemsen von einem Felsen zum andern; überhaupt schien dieß ein sehr tüchtiger und kräftiger Schlag von Menschen zu seyn.

Bei unsrer Rückkunft empfing uns der Scheik mit einem Mittagsmahl aus Bazeen, hartgesottnen Eiern und Schöpsenfleisch, welches uns trefflich schmeckte, da wir alle sehr hungrig waren. Es gilt bei den Arabern für eine Höflichkeitsbezeugung, daß der Wirth dem Gast das Fleisch zerlegt und den Bazeen zerquetscht; da er dieß aber gewöhnlich mit seinen schmutzigen Fingern bewerkstelligt, so gehört durchaus ein ziemlicher Hunger dazu, um ein Arabisches Gastmahl appetitlich zu finden.

Abends war unser Zelt von einer Menge Besucher angefüllt, die die vielen Wunderdinge, die wir besaßen, an

aunten. Vorzüglich erregte ein Magnet, der ein Feder-
neſſer aus ſeiner Scheide zog, ihre höchſte Verwunderung,
nd gab ihnen zu vielem heimlichen Flüſtern über dieſe Art
on Zauberei Anlaß. Unſre Abendmahlzeit beſtand aus ei-
er Art gebackenem Teig, Hatria genannt, der den Maca-
onis an Geſchmack gleicht, und für ein Ehrengericht gilt.
Ueberhaupt zeigte ſich der Scheik äußerſt höflich und zu-
orkommend gegen uns, wahrſcheinlich aus Furcht vor dem
Chowſe des Deys, der uns geleitete.

Da in dieſer Gegend alle Hunde weiß ſind, ſo hatten
ie farbigen Wachtelhunde, die wir aus Tripolis mitgenom-
en hatten, die Weiber und Kinder bei unſrer Ankunft
n kein geringes Schrecken verſetzt, weil ſie dieſelben für
Wölfe hielten.

Es leben übrigens in dieſen Gebirgen auch viele Ju-
en, deren Wohnungen viel geräumiger und reinlicher ſind
ls die der Araber; ſie ſind wie zu Tripoli die einzigen
Handwerker in der ganzen Gegend und ſcheinen in einem
beſſern Zuſtand ſich zu befinden als anderwärts.

Am 10. Febr. verließen wir Beniabbas, um uns nach
er Feſtung Gharian (Gusser Turk im Arabiſchen ge-
annt), zu begeben. Auf dem Wege dahin kamen wir auf
en Gipfel des höchſten Bergs dieſer Gebirgskette, Tekoot
enannt, welcher den Arabern in dem erwähnten Aufſtand
egen den Dey von Tripoli als eine Art Warte diente,
indem ſie auf demſelben des Nachts durch Feuer und am
Tage durch Rauch ihren Kampfgenoſſen Signale gaben.

Die Feſtung Gharian iſt ein ſehr großes, aber elend errichtetes Gebäude von unbehauenen Steinen, das an jeder Seite einen Thurm hat, ſodann einen offnen Hofraum, Pferdeſtälle, und hie und da Schießſcharten für Kanonen und Musketen; die fünf oder ſechs Sechspfünder, die dort aufgeſtellt ſind, ſind aber bloß zur Schau oder zum Schreck da, denn im Fall der Noth würde ſich Niemand finden, der ſie zu handhaben verſtünde. Den Schlüſſel zu dieſem Gebäude, welches nur von dem Kaid bewohnt wird, der alle Jahre einige Zeit dort hinkommt, um den Tribut für den Dey, unter dem Gharian ſteht, zu erheben, hat ein benachbarter Scheik in Verwahrung. Unſer Chowſe ſpielte hier eine ſtattliche Rolle, denn da er in den Dienſten des Deys ſtand, ſo kamen alle Araber ſogleich herbei, um ihm ihre Aufwartung zu machen, küßten ihm die Hände und brachten ihm allerlei Geſchenke; auch ermangelte er ſeinerſeits nicht, eine ſo wichtige Amtsmiene zu ziehen, als ihm nur möglich war.

Eine halbe (Engl.) Meile von dem Caſtell liegt das Dorf Traſat, woſelbſt wöchentlich ein Bazar gehalten wird, den alle Bergbewohner in der Umgegend beſuchen. Vier Meilen ſüdwärts kamen wir zu einem andern Dorf, Tegerinna genannt, wo die Einwohner wiederum ſämmtlich unter der Erde wohnten. Wir ſchlugen unſre Zelte in einem Safranfeld auf und ſtellten unſere Pferde bei einem jüdiſchen Hufſchmid ein, der uns eine gute Mahlzeit aus Lammfleiſch und weißem Brod bereitete, und ſehr erſtaunt als wir ihm dafür ein Geſchenk machten.

Gharian ist berühmt wegen des trefflichen Oels, Safrans und Korns, welches alles dort in reichlicher Maße wächst. Der dortige Menschenschlag ist wohlgebildet und kräftig, und hat ein Ansehn von Muth und Freiheitssinn, welches der harte Druck, unter dem dieß Völkchen nach dem mißglückten Versuch, sich frei zu machen, gehalten wird, doch noch nicht hat verwischen können. Der Tribut, den sie an den Bey entrichten müssen, besteht in einer Quote des jedesmaligen Ertrags ihrer Erndte. Zur Abschätzung derselben werden von dem Bey die Juden gebraucht, und von den Arabern bestochen, daß sie mit kleinerm Maße messen; denn obgleich falsches Gewicht nach dem Koran ein Hauptverbrechen ist, so hegen doch die Araber die Meinung, daß sie sich der Sünde nicht schuldig machen, wenn die Juden statt ihrer den Bey betrügen.

Benioleed, welches wir am 15. Febr. erreichten, liegt in einer acht Meilen langen Bergschlucht, an deren beiden Seiten die Häuser der Einwohner zerstreut stehen; keins derselben hat über acht Fuß Höhe, auch haben sie keine Fenster, sondern erhalten ihre Erleuchtung durch die Thüren. Die Einwohner gehören zu dem Arabischen Stamme Orfilly, und sind ein wohlgebildeter Menschenschlag; die jungen Mädchen sind wahrhaft schön zu nennen.

Diese armen Araber werden aber von dem Dey sehr gedrückt, und sind in die äußerste Armuth versetzt worden, obgleich sie ihm bei Lebzeiten seines Vaters in seinen Händeln mit demselben wichtige Dienste geleistet haben. Das Schlimmste bei der dortigen Tributerhebung besteht nicht zu-

nächst in der Summe selbst, die der Dey erhält, sondern in der Art der Eincassirung. Der Dey schreibt nämlich eine gewisse Steuer aus, und schickt einen Kaid aus Tripoli dahin, um sie einzutreiben; dieser verdoppelt die Forderung, um sich selbst zu bereichern, und sehr häufig besorgt er die Eincassirung gar nicht selbst, sondern überläßt sie einem Chowse, der seinerseits auch nicht lerr ausgehen will, und auf diese Weise werden die armen Einwohner völlig ausgesaugt und ruinirt, indem man ihnen ohne Unterschied alle Lebensmittel und ihr Vieh wegnimmt.

Es wird in Benioleed wöchentlich ein Markt gehalten, aber Niemand wagt, mehr als die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf denselben zum Verkauf zu bringen, aus Furcht für begütert gehalten und sofort desto mehr besteuert zu werden. Man macht dort viel Oel, und die Palmen und Olivenbäume kommen trefflich fort. Von den letztern sahen wir aber gar keine junge Bäume, und erfuhren, daß man deßwegen keine junge Olivenbäume nachpflanze, weil der Dey sie eben so wie die alten besteuert; bei diesem verrückten System muß nothwendig in kurzer Zeit der ganze Olivenbau zu Grunde gehen.

Benioleed liegt unter dem 31° 45′ nördl. Br. und ist der südlichste Grenzort des Tripolitanischen Gebiets nach Fezzan zu; seine Bevölkerung mag sich ungefähr auf 2000 Seelen belaufen. Das Wasser ist hier vortrefflich; die Brunnen sind sehr tief, manche 200 Fuß, und die große Mühe des Herbeischaffens des Wassers macht das letztere zu einem sehr kostbaren Artikel, mit welchem man sehr haushälterisch umgeht.

Wir verließen diesen Ort nach einem viertägigen Aufenthalt, und trafen auf unsrer Rückreise nach Tripoli auf mehrere zum Theil wandernde Stämme von Arabern, deren Sitten und Lebensart ich überhaupt ziemlich genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, weßwegen ich denn hier eine kurze Beschreibung von dieser sehr merkwürdigen Menschenrace mit ihren hauptsächlichsten Characterzügen zusammenstellen will.

---

3. Die Araber in der Berberei.

Rücksichtlich ihrer äußern Gestalt sind die Araber im Allgemeinen groß und schlank, und sehr wohl gebaut, dabei ihrer Lebensart wegen mager, aber sehr muskelstark. Ihre Gesichtszüge sind ausdrucksvoll und einnehmend, die Form ihres Kopfs ist oval, und sie haben Adlernasen. Ihre Hautfarbe ist zwar ursprünglich weiß, sie wird aber später dunkel, da sie sich stets den Sonnenstrahlen aussetzen und auch sich nicht sehr häufig waschen. Sie sind thätig, unterziehen sich leicht den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, sind verwegen, rachsüchtig und unversöhnlich, und obgleich nicht kriechend, so betteln sie doch gern. Der gewöhnliche Anzug besteht in einem langen weiten Hemd und Hosen von Baumwolle, nebst Sandalen oder Halbstiefeln von rothem Leder; auf dem Kopf tragen sie eine rothe Mütze mit einer blauseidnen Quaste, die auf der einen Seite herabhängt. Sodann hüllen sie ihren ganzen

Körper in eine wollene dichte, als Flanell gewebte Decke, die 20—25 Fuß lang und 5 oder 6 breit ist, welche nach der bessern oder geringern Qualität der Weberei die Namen Terreed, Kholi, Aba führt, zu Tripoli aber am bekanntesten unter dem Namen Barracan ist. Bei regnigter oder sehr kalter Witterung tragen sie über dem Barracan noch einen weiten wollnen Mantel mit einer Mantelkappe, welcher Bornouse heißt. Die Kleidung der Weiber weicht nicht sehr von der männlichen ab. Die Aermern haben kein Hemd, sondern tragen bloß ihren Barracan. Die jungen Frauen tragen ihr Haar in Locken, und durchflechten dieselben mit Perlen, Corallen, silbernen oder andern glänzenden Putzsachen; auch tragen sie auf der rechten Seite des Kopfs, den sie oft in einen blauen Turban hüllen, ein oder zwei große silberne Zierrathen in der Gestalt eines halben Mondes; eben so in ihren Ohren eine Menge Ringe und um ihren Hals Perlen oder Corallenschnüre. Die alten Weiber binden ihr Haar auf dem Scheitel in die Höhe, und färben es mit dem Saft einer Pflanze, Namens Henna, wovon es wie rothe Wolle aussieht. Sämmtliche Frauenspersonen tättowiren sich das Kinn, die Nasenspitzen und die Stelle zwischen den Augenbraunen, so wie ihren Hals und ihre Arme. Vorzüglich beliebt ist hierbei die Figur einer Hand, von der man glaubt, daß sie gegen das „Augenübel (evil eye)" schütze. Sie tragen rothe mit Schnüren besetzten Stiefel wie die Mannspersonen. Wenn sie jung, d. h. funfzehn oder sechzehn Jahr alt sind, so haben sie eine sehr wohlgebildete Gestalt und sind wirklich ausnehmend schön; sehr bald aber verblühen ihre

Reize, und sie werden eben so häßlich, als sie vorher schön waren. Ihre Augen sind groß und schwarz, ihre Nasen grade und wohlgeformt, ihre Lippen dünn und ihre Zähne außerordentlich weiß. Man kann in der That nichts Anmuthigeres und Hübscheres als ein junges arabisches Mädchen und nichts Widerlicheres und Häßlicheres als eben dieselbe Person, wenn sie alt geworden ist, sehen. Beide Geschlechter schwärzen ihre Augenlider mit Kohol oder gestoßenem Bleierz, was viel zur Vermehrung ihres Glanzes beiträgt, und ihnen ein größeres Aufsehen verleiht, als sie wirklich haben. Sie tragen sämmlich eine große Menge Agebs oder Amulette, die sie gegen Unglück und Krankheiten verwahren sollen.

Die Waffen der Araber sind die nämlichen wie die der Einwohner von Tripoli, nämlich Flinten, Pistolen, Säbel und Dolche. Sie sind sehr gute Schützen, nur verstehen sie es nicht sehr, ihre Gewehre zu schonen. Flinten und Pistolen tragen sie beständig, den Säbel mehr bloß beim Reiten, wo sie ihn an der einen Seite des Sattels befestigen, so daß er unter ihrem linken Schenkel herabhängt. Ihr Pulver verschaffen sie sich in der Regel von Tripoli, einige von ihnen verstehen aber auch selbst eine wiewohl schlechtere Art desselben zu bereiten.

In dem Gebiete von Tripoli, so wie in dem von Fezzan, giebt es zweierlei Araber, nämlich wandernde und solche, die an bestimmten Orten oder Städten (z. B. in Benioleed) sich beständig aufhalten; diese Letztern gehen zwar auch häufig aufs Land, um Ackerbau oder Viehzucht

zu treiben, kehren aber immer wieder zu ihren Wohnsitzen zurück. Die Herumschweifenden hingegen schlagen ihre Zelte bald da bald dort auf, je nachdem es die Weide oder andere Umstände erheischen. Ihre Zelte sind aus grobgefilzter Wolle verfertigt, ziemlich breit, aber nicht hoch; inwendig befindet sich in denselben durch herabhängende Tücher oder Teppiche eine besondere Abtheilung für die Weiber, wodurch sie den Blicken der Fremden entzogen werden, sie selbst aber besehen jene durch die Spalten oder Löcher dieser Art von Verschlags. Diese Wohnungen heißen bei den Arabern Nejja oder auch Beit el Shar (härene Häuser). Fast neben jedem von ihnen befindet sich eine Verzäunung, in die sie des Nachts ihre Schafe oder Ziegen einstellen; die Pferde binden sie an Pflöcke, die sie in den Erdboden einschlagen, oft auch theilen dieselben mit ihren Herren das Zelt. Die Araber sind freigebig gegen ihre Verwandten, und versagen auch den Reisenden, die zu ihnen kommen, nie die Rechte der Gastfreundschaft, vorausgesetzt nämlich, daß sie selbst bei ihrer Mahlzeit begriffen sind; ist dieß nicht der Fall, so machen sie keine besondre Anstalt, um für jene Speisen zuzubereiten; ist man aber erst mit ihnen bekannt, so kann man stets auf eine gute Aufnahme rechnen.

Man kann indessen die Beduinen der Berberei keineswegs mehr mit denen in der Wüste bei Aegypten vergleichen, welche letztere ihnen an Unternehmungsgeist, Freiheitssinn und andern guten Eigenschaften weit voranstehen. Denn obgleich sie sonst ihnen hierin ganz gleich kamen, so

sind sie doch jetzt durch das Unterdrückungssystem des Deys von Tripoli völlig um ihren alten hochherzigen Character gekommen, und meistens nicht viel besser als Sclaven. Nur ein Paar Stämme von ihnen sind bis jetzt noch unabhängig und ununterjocht; allein bald werden auch diese ihre Freiheit eingebüßt haben. Jeder Stamm oder auch jede Zeitgenossenschaft steht unter einem Scheik, der entweder seines Alters wegen oder durch Ernennung des Deys diesen Posten bekleidet. Früher wurden jederzeit die Scheiks durch Stimmenmehrheit von den Arabern selbst gewählt; seit der völligen Unterjochung derselben aber setzt sie gewöhnlich der Dey ein, und ihr Geschäft besteht hauptsächlich darin, die Eintreibung des Tributs zu besorgen. Oft schlagen aber auch Einzelne das angetragene Amt aus, aus Furcht, daß der Dey sie zur Verantwortung wegen der Vergehen ihrer Untergebenen ziehen möchte, was bisweilen geschieht.

In Hinsicht der Religion sind die Araber eben so bigott als abergläubig, und fürchten sich sehr vor den Zaubereien und Anfeindungen des Jblis (Satans), dem sie ihre Unglücksfälle und Krankheiten zuschreiben. Die von dem Koran vorgeschriebenen Gebete verrichten sie sehr pünctlich, und versäumen selbst bei der Arbeit nicht die vorgeschriebenen Perioden. Von dem Namen und den Eigenschaften Gottes sprechen sie nie ohne ehrfurchtsvolle Andacht; auch haben sie große Verehrung vor den sogenannten Verzückten (Idiots), von denen sie glauben, daß sie auserwählte Kinder Gottes sind, und sich um Dinge dieser Welt nicht bekümmern können.

Die Ehen werden meistens geschlossen, ehe sich die contrahirenden Personen selbst gesehen haben, indem die ganze Sache bloß zwischen den beiderseitigen Eltern verhandelt und abgemacht wird, und man die Mädchen nie fragt, ob sie auch die neue Verbindung einzugehen Lust haben. Der Bräutigam giebt an die Eltern der Braut für dieselbe stets gewisse Geschenke, so daß er sie auf diese Weise gewissermaßen an sich kauft. Obgleich der Koran vier Weiber zu haben gestattet, so haben doch armuthshalber nur wenig Araber deren zwei, und die meisten begnügen sich mit einer einzigen. Sie pflegen auch keine Negerinnen als Beischläferinnen bei sich zu führen, weil sie nicht gern für Väter von farbigen Kindern gelten wollen; die Araber, die in festen Wohnsitzen leben, sind aber hierin nicht so scrupulös, wiewohl noch viel enthaltsamer als die Mohren.

Eine herumschweifende Arabische Familie bietet ein wunderliches Schauspiel dar, indem die Cameele über und über mit Zelten, Küchengeräthschaften, Weibern und Kindern, für die eine Art Stühle oder Gestelle zurecht gemacht sind, beladen sind. Die Mannspersonen gehen entweder zu Fuß und treiben ihre Heerden vor sich hin, oder reiten auf ihren Pferden, häufig ohne Zaum und Sattel. Dauert die Fahrt länger als einen Tag, so wird Abends ein Zelt aufgeschlagen und des Morgens dann das härene Haus wieder ohne besondere Mühe auf das Cameel gepackt. Während der Nacht bewachen Hunde die Heerden; sie sind sehr beißig, von weißer Farbe, den Wölfen an Gestalt, Stimme und Größe sehr ähnlich, und haben langes zottiges Haar.

Es trägt sich sehr oft zu, daß der temporäre Aufenthaltsort einer solchen Familie von dem nächsten Brunnen oder Cisterne ziemlich weit, oft drei Tagereisen weit entfernt ist; dieß kümmert aber den Araber nicht, und er treibt dann wöchentlich einmal seine Heerde zur Tränke. Beim Abgang und bei der Ankunft essen sie, und für ihr Getränk auf solchen langen Reisen reichen einige Wasserschläuche hin, mit denen sie sehr haushälterisch zu Werke gehen. Ueberhaupt habe ich die Bemerkung gemacht, daß nicht bloß die Araber und ihre Cameele, sondern auch die meisten übrigen Thiere jener Gegend sehr lange den Durst ertragen können. Schafe, wiefern sie einigermaßen gute Weide haben, können einen ganzen Monat ausdauern, ohne zu saufen. Antelopen und Büffel können in manchen Gegenden der Wüste zu gar keinem Wasser gelangen, indem sie nicht in die Brunnen hinabkommen können, und auf der Oberfläche des Bodens sich kein Wasser befindet. Dagegen können Wölfe, Füchse, Hyänen und Schakals viel weniger den Durst ertragen, und diese Thiere pflegen des Nachts in die Brunnen hinabzuklettern.

Die Beduinen säen eine geringe Quantität von Korn; die Erde wühlen sie dazu vorher mit einem roh gearbeiteten Pflug, oder noch öfterer bloß mit dem Karst auf. Diese angebauten Strecken werden von den andern wandernden Horden respectirt, und nur sehr selten wird Getreide gestohlen. Sehr oft aber erndten die Araber ihr Korn ein, bevor es noch völlig zur Reife gediehen ist, und zwar aus Furcht vor dem Dey, dessen Emissäre stets die Wüste durchziehen,

und sich der Zeitpunct der Reise des gesammten Getreides anmerken, wo sie dann wiederkommen und den armen Arabern einen großen Theil davon für den Dey abzwingen. Wenn die Datteln reif sind, so kommen viele Arabische Familien nach der Messhia bei Tripoli, um diese Frucht einzukaufen; sie nehmen die Kerne davon heraus, und kneten das Uebrige zu einer Art Muß zusammen, das sie in Fellen verwahren, und welches nebst der Milch ihrer Schafe und Cameele den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung ausmacht. Die Cameelmilch ist dünn, von bläulicher Farbe, wie Kuhmilch mit Wasser vermischt, etwas salzig von Geschmack und giebt keine Sahne, sondern gerinnt sehr bald zu Molken. Die Schafmilch ist trefflich, wird aber von den Arabern nie frisch getrunken, indem sie sie sauer oder geronnen vorziehen. Morgens und Abends werden die Heerden gemolken, und die Milch eben in nicht sehr reinlich gehaltene Schläuche gethan, wo dann durch das fortwährende Rütteln und Schütteln sich von selbst Butter an den Seiten derselben ansetzt; die übrige Milch wird dann in andern Gefäßen zum Gerinnen gebracht, und die Butter mit Salz so lange gekocht, bis sie flüssig wie Oel wird, worauf man sie zum beliebigen Gebrauch in Ziegenfellen aufhebt.

Käse bereitet man, indem man die Milch mit einem gewissen Kraut, dessen Name mir entfallen ist, umrührt, und die geronnenen Matten an der Sonne trocknen läßt. Er besteht bloß in kleinen Krumen, hat aber einen sehr guten Geschmack; übrigens ist er nicht häufig, und wird schon als eine Art Luxusartikel betrachtet. Man röstet ihn

auch zuweilen, wovon er einen sehr guten Geruch bekommt; er heißt Jibn.

Ein Hauptartikel des Handels ist das Fett, was die Schäfer aus den geschlachteten Schafen nehmen, und durch Kochen zu einer Art Schmeer oder Talg, dergleichen sich die Lichtzieher bedienen, machen. Es kostet in der dortigen Gegend das Pfund davon einen (Eng.) Schilling, in Tripoli aber ist es viel wohlfeiler; es wird als Zuthat fast zu allen Speisen gethan, wiewohl es nicht sehr schmackhaft ist, und heißt Shahm.

Von der Schafwolle verfertigen die Weiber die Barracans, Hemden, Tücher, Turbans und mancherlei Zierrathen; aus dieser Wolle und Ziegenhaaren sodann die Zelte und die Säcke, die zum Fortschaffen des Getreides und der Waaren dienen. Aus Palmblättern und Gras verstehen sie sehr nette Teppiche und andere Zierrathen zu machen. Die üblichen Farben sind meistens schwarz, blau, roth und orangegelb; die grüne Farbe verstehen sie nicht gut hervorzubringen. Die Weberstühle der Arabischen Weiber stehen auf dem Erdboden; sie haben keine Weberschiffchen, sondern ziehen die Fäden mit großer Mühe mit ihren Fingern durch; gewöhnlich erleichtern sie sich ihre Arbeit durch Gesänge. Die Weiber dürfen nicht in Gegenwart oder mit ihren Männern essen, sondern müssen denselben dabei aufwarten.

Ihre Hausthiere bestehen in Hühnern, Schafen, Ziegen, Cameelen, Pferden und Hunden, welche alle friedlich

unter einander und mit ihren Herren oft unter demselben Dach wohnen; die Pferde besonders sind vollkommen zahm, indem sie zugleich mit den Kindern der Familie aufgezogen werden. Sie würden eine sehr schöne Race ausmachen, wenn sie besser gefüttert würden; hierzu kommt auch noch, daß Niemand sich bemüht, gut aussehende Pferde zu besitzen, weil sie die Aufmerksamkeit der Beamten des Deys auf sich ziehen würden, denen sie der Besitzer dann nicht abschlagen darf, einen so geringen Preis jene auch dafür zu geben belieben möchten. Endlich schadet auch der Umstand der schönen Gestalt der Pferde sehr, daß man sie viel zu jung reitet, wodurch ihr Rücken ganz hohl wird, und ihr Hintertheil höher als das Vordertheil; oft müssen Füllen von zwölf Monaten einen schweren Mann, nebst seinen Waffen, Wasserschläuchen und Nahrungsmitteln schleppen. Bei den Arabern gilt ein dicker Bauch eines Pferdes für eine besondre Schönheit, und viele derselben erhalten durch das Futter, das sie bekommen, einen so aufgeschwellten Wanst, daß sie wie trächtig aussehen.

Dünne Mähnen und Schweif gilt bei einem castanienbraunen Pferde für ein unglückliches Zeichen. Nächst der hellgrauen Farbe ist die fahle (bay) die beliebteste, weil der Dey gewöhnlich Pferde von dieser Farbe reitet. Sehr viel kommt nach dem Aberglauben der Beduinen darauf an, wie die Füße der Pferde gefleckt oder gestreift sind. Sind es beide Vorderfüße, so gilt das für ein gutes Zeichen; ist es ein Vorder- und Hinterfuß auf der nämlichen Seite, so ist dieß ein sehr böses Omen; eben so, wenn nur

ein Fuß weiß gefleckt ist; das Wünschenswertheste ist, wenn es ein Vorder- und Hinterfuß auf den entgegengesetzten Seiten ist. So lächerlich diese abergläubischen Possen sind, so haben sie doch auf den Preis der Pferde (der gewöhnliche ist 40 bis 50 Piaster, einen so bedeutenden Einfluß, daß sie den eigentlichen Werth oft um das Sechsfache vermindern oder erhöhen.

In den sandigen Gegenden der Wüste ist es nicht Sitte, die Pferde zu beschlagen, wohl aber in den gebirgigen. Jeder Beduine ist in der Regel sein eigner Hufschmidt; sie verstehen aber das Beschlagen so schlecht, daß fast jedes Pferds Hufe mehr oder weniger beschädigt sind.

Das Mehl bereiten die Beduinen durch eine sehr einfache Mühle, die aus zwei Steinen besteht, von denen der obere durch eine kleine Handhabe herumgedreht, und so das zwischen beiden liegende Getreide zerquetscht wird.

Die gewöhnlichen Speisen, zu denen man Mehl nimmt, sind Cußcusson, Bazeen, Dweeda, Atila, Mogatta, Zumeita, Fetaat und Brod. Unter dieser ist Bazeen (in Fezzan Asseeda genannt) das üblichste Gericht, weil es am leichtesten zu bereiten ist, und da es in Reisebeschreibungen so oft erwähnt wird, so will ich seine Zubereitung aufführen. Man setzt einen großen kupfernen oder eisernen Topf mit etwas Wasser ans Feuer, und läßt es kochen; sodann thut man gutes Mehl von irgend einer Getreideart (in der Nähe von Tripolis gewöhnlich Bidhna oder Gerste) hin-

eln, bis es zu Teig wird, rührt es dann mit einem Stock, den man mit beiden Händen handhaben muß, so lange um, bis es ganz dick und eine Art von Pudding wird, worauf man es herausnimmt und in eine Schüssel thut. Dann schlägt man es in eine runde Gestalt, in deren Mittelpunct man ein Loch macht, in welches Oel, Butter, Fett oder Schmeer gegossen wird, worauf das Gericht zum Verspeisen fertig ist, welches man so bewerkstelligt, indem man mit der rechten Hand Stücke von diesem Pudding abbricht, und dieselben in das Fett in der Mitte tunkt. Uebrigens kennt man nirgends den Gebrauch von Messer und Gabel, sondern bedient sich stets der Finger.

Sehr oft essen auch die Araber kleine Grasarten, die sie unterwegs finden, und sie haben den Grundsatz, daß Alles, was die wiederkäuenden Thiere fressen, auch für den Menschen eine unschädliche Speise ist. Es giebt dort eine Art Löwenzahn, der sehr bitter ist, und einen weißen Saft giebt, welchen die Schafe und die Hirten sehr lieben; anfangs schmeckt er sehr widrig, doch gewöhnte auch ich mich bald daran. Coloquinten wachsen überall in der Wüste in großer Anzahl, und sind fast das einzige Medicament, dessen sich die Araber bedienen.

Wölfe, junge Hunde, Katzen und Igel sind zwar verbotne Speisen, werden jedoch oft von kranken Personen verzehrt, die ihnen eine heilsame Wirkung zuschreiben. Amulette werden sehr viel getragen, die meistens von Marabouts verfertigt werden, und aus kleinen Stückchen Leder bestehen, auf die Gebetformeln angenäht sind; nicht allein

die Menschen behängen sich mit dergleichen, sondern auch ihre Pferde und Waffen sollen dadurch geschützt und gefeiet werden. Das „Augenübel" (evil eye) wird unter allen Unglücksfällen am meisten gefürchtet, und wenn ein Fremder irgend Verwunderung über ein Kind, Pferd oder andere bedeutende Sache äußert, so bedeutet dieß stets Mißgeschick, welches über den Besitzer derselben hereinbrechen wird; indessen kann dieß Omen dadurch ungültig gemacht werden, wenn man über den Gegenstand quaestionis mit einem mit Speichel bestrichenen Finger wegfährt, oder die offne Hand an den geschmückten Theil der Kleidung oder an das Fell legt.

Die Araber haben nur wenig Arten, sich die Zeit zu vertreiben, außer dem Tanzen und einer Art Brettspiel, Helga genannt, welches mit Dattelkernen in Löchern, die man in den Sand gemacht hat, gespielt wird. Das Gejauchze dieses Volks an ihren Festtagen und bei fröhlichen Anlässen ist so gellend, daß man es in weiter Ferne schon vernimmt, besonders wenn Mehrere Chorus machen; ihre Stimmen haben zwar einen schneidenden Ton, klingen jedoch nicht unangenehm, wenn man sich erst einigermaßen daran gewöhnt hat.

Die Art ihrer Begrüßung ist ebenfalls ganz eigenthümlich, jedoch nicht uneben. Wenn sich Freunde einander begegnen, so ergreift Jeder die rechte Hand des Andern, läßt sie dann los, legt seine Fingerspitzen an seinen Mund, dann drückt er die offne Hand auf sein Herz, und neigt sich zugleich sanft mit dem Kopf vorwärts. Sehr gute Bekannte küs-

sen sich gegenseitig die rechte Hand, indem sie rasch und wiederholt fragen: „wie gehts? gut? wie gehts Euch? Gott sei Dank, wie gehts Euch? Gott segne Euch, wie gehts?“ Diese Complimente dauern bei einem wohlgezogenen Araber wenigstens zehn Minuten lang, und welchen Gegenstand auch die nachherige Unterredung betreffen mag, so gilt es doch für ein Zeichen guter Manieren, das Gespräch dann und wann durch die Frage: „wie gehts Euch?“ zu unterbrechen, ohne daß indeß hierauf eine Antwort gegeben werden müßte.

In Beziehung auf unser Vaterland thaten uns die Araber oft sehr wunderliche Fragen, welche bewiesen, was sie für sonderbare Vorstellungen von fremden Gegenden haben. So z. B. nennen sie das Atlantische Meer Bahr el Blem, das Meer der Finsterniß; weil sie sich einbilden, daß dasselbe weder von der Sonne noch vom Monde beschienen werde, und unsre Schiffe deßhalb stets bei Laternenschein segeln müssen. Ferner glauben sie, daß der Christen vorzüglichstes Getränk Milch von Säuen (milk of pigs) ist; dagegen glauben sie nicht, daß wir ebenfalls Pferde, Kühe und Schafe besitzen, und bemitleiden uns sehr, weil wir keine Datteln haben. Sie können es nicht begreifen, wie unsre vom Wasser umgebnen Inseln nicht ins Meer hineinfallen, oder woher wir Weide für das Vieh bekommen; überhaupt haben sie eine sehr geringschätzige Meinung von dem Werth einer Insel. Bonaparte, oder Bono barto, wie ihn die Araber nennen, steht bei ihnen in großem Ruf, nicht wegen seiner militärischen Talente, sondern weil sie gehört haben, daß er zu jeder Stunde ein

Paarmal hunderttausend Piaster in Bereitschaft hat, und auf einem goldnen Throne sitzt.

Diese Araber sind übrigens sehr zusammengeschmolzen, und seit acht Jahren von dem Dey und von Mukni beinah völlig unterjocht worden. Früher machten sie durch ihre Räubereien alle Wege von Tripoli nach Fezzan und dem übrigen Innern Africas so unsicher, daß sich selten ein Kaufmann getraute, dorthinwärts zu reisen; besonders berüchtigt war dieserhalb der Stamm Waled Suleiman, der alle mögliche Excesse verübte. Mukni benutzte aber einmal den Zeitpunct, wo ein großer Theil von ihnen nach Aegypten gewandert war, um mit einem andern Stamm, der jene beleidigt hatte, Krieg zu führen, und fiel unversehens über die Uebrigen her, von denen er Alles, was gefangen wurde, über die Klinge springen ließ. Die Zurückgekommenen belagerten ihn zwar hierauf in seiner eignen Hauptstadt, allein der Dey von Tripoli entsetzte ihn, und rieb den Hauptstamm dieser Araber beinah völlig auf, dessen Ueberbleibsel sich sodann andern Stämmen einverleibten. — —

Als wir wieder zurück nach Tripoli gekommen waren, hörten wir, daß der Dey nicht, wie er früher gewollt, dem Mukni Truppen nach Murzuk mitgeben werde, und der letztre ließ uns sagen, daß wir uns zur Abreise in einigen Tagen bereit halten möchten. Hr. Ritchie traf daher sogleich alle zu einer solchen Reise nöthige Vorkehrungen, kaufte die nöthigen Lebensmittel und Gerbas oder Wasserschläuche ein, und schrieb noch an Lord Bathurst, um mehr

Unterstützung an Geld zu erhalten, da unsre Fonds nichts weniger als bedeutend waren, weil das dem Hrn. Ritchie zugesicherte Reisegeld von 2000 Pf. St. ihm in solchen Waaren zugefertigt war, welche unglücklicherweise in der Gegend, wo wir uns befanden, und wohin wir zu reisen gedachten, gar keinen Absatz fanden. So hatten wir Perlen und Spiegelglas in Ueberfluß, aber diese Gegenstände waren bei den Negern schon so häufig, wie bei den civilisirten Nationen. Mukni war für Waaren, die wir ihm von Malta aus besorgt hatten, uns 300 Piaster schuldig geworden, welche uns gleich nach unsrer Ankunft in Fezzan ausgezahlt werden sollten. Diese geringe Summe machte den Hauptfond unsrer Reisecasse aus, nachdem wir die Auslagen für die gekauften Lebensmittel und die Miethe der Cameele bestritten hatten, und auf diese Weise mußten wir unsre Reise gar nicht unter sehr günstigen Auspicien antreten. Am 18. März gab der Dey uns noch eine öffentliche Audienz, wobei Mukni ihm selbst versprach, sich unsrer auf alle Weise anzunehmen.

---

4. Die Reise nach Murzuk.

Am 22. März waren wir mit unsern Vorbereitungen zur Reise ziemlich fertig geworden; die nöthige Anzahl Cameele, zusammen zwei und zwanzig, langte an, und trug unser sämmtliches Gepäck nach der Wüste hinter der

Mesßhea, woselbst, da Hr. Ritchie lieber in der Stadt bis zu dem endlichen Aufbruch Muknis bleiben wollte, ich und Belford zur Aufsicht unser Zelt aufschlugen. Unser Kaffle verstärkte sich an diesem und den folgenden Tagen sehr, indem viele Neger, die ihre Freiheit erhalten hatten, und im Begriff waren, nach ihrem Vaterland zurückzukehren, sich mit ihren kleinen Gezelten zu uns gesellten. Sie waren alle hocherfreut über die nahe Aussicht, ihr Vaterland wiederzusehen; jedoch fehlte es ihnen sehr an den gehörigen Vorräthen von Lebensmitteln, indem manche einen Weg von 2000 (Engl.) Meilen zu machen hatten. Auch kamen nach und nach Muknis Leute herbei, und die Menge Waaren, Gepäcke, Cameele und andre Thiere, gewährte den unterhaltendsten Anblick eines bunten Gemisches in der so traurigen und sandigen Einöde. Mehrere Araber besuchten mich in meinem Zelt, und da ich grade Briefe schrieb, so sahen sie sehr verwundert meinem Schreiben von der linken Hand zur rechten zu; als ich ihnen aber gar gesagt hatte, daß ich an ein Frauenzimmer schrieb, so erreichte ihr Erstaunen den höchsten Gipfel, und sie lachten herzlich über die Idee, daß ein Weib im Stande seyn könne, etwas zu lesen.

Am 26. März früh 8 Uhr setzte sich denn endlich nach so langen Verzögerungen unser Zug in Bewegung, und wir machten an diesem Tage nach Südosten zu in der Wüste einen Weg von ungefähr zwölf Meilen, worauf wir in der Nähe eines tiefen Brunnens Halt machten, um unser Lager aufzuschlagen und Mukni zu erwarten. Gegen Abend zeigten uns einige Flintenschüsse sein Nahen an,

und nachdem wir unsrerseits ebenfalls auf diese Weise geantwortet hatten, so hörten wir bald die gellende Musik seiner Trabanten und Pfeifer, und kurz darauf zeigte er sich in unserm Lager mit seinem prachtvollen Zug von ungefähr funfzig auf das schönste equipirten Reitern. Wir hatten für uns selbst Caffee gemacht, und Mukni, der ein großer Freund dieses Getränks ist, besuchte uns sogleich, um ihn mit zu trinken. Er brachte seinen Sohn Yussuf mit, einen Mulattenknaben von acht Jahren; beide waren in voller Carriere von Tripoli hergeritten, indem der kleine Yussuf schon ein ganz vollkommener Reiter ist.

Nach einem dreitägigen Marsch kamen wir nach Benioleed, welches ich schon oben beschrieben habe, und woselbst wir den folgenden Tag blieben, da es grade Markttag war, um noch einige Lebensbedürfnisse einzukaufen und uns auszuruhen und zu erfrischen. Mukni nahm seine Wohnung in dem Castell, und wir schlugen unsre Zelte in einer sehr anmuthigen Gegend der Wadey (Thal) unter einigen Olivenbäumen auf. Mukni hatte uns unterwegs gewarnt, uns nie an tiefliegenden Stellen des Nachts aufzuhalten, weil diese zur Regenzeit oft plötzlich überschwemmt, und deßwegen sehr gefährlich würden; nach seiner Behauptung stände das Wasser manchmal so hoch über der Wadey, daß die Spitzen der höchsten Olivenbäume nicht mehr zu sehen wären, obgleich diese doch über 30 Fuß Höhe haben. Dieß bestätigten auch mehrere Eingeborne jener Gegend, die uns erzählten, daß schon viele Menschen und Thiere des Nachts durch eine plötzlich eingetretne Ueberschwem-

ing umgekommen wären, in dem die Gießbäche von den
igeln der Wadey sich mit solcher Heftigkeit herabstürzten,
ß eine einzige Stunde hinreiche, die ganze Gegend unter
asser zu setzen.

Ein Knabe, der uns von Tripoli gefolgt war, kam an
sem Tage zu uns, und pries uns die unvergleichliche
chönheit einer unsrer Reisegefährtinnen, Lilla Fatma ge-
unt, sehr an. Sie war die Frau des Scheik Barood,
cher das Amt eines Oberaufsehers des Kaffé und Muk-
s Haushofmeisters verwaltete. Der Knabe meinte, sie sei
schönste Frau, die er je gesehen habe, denn sie sei so
k, daß sie sich kaum bewegen könne, „ihr Arm (t'barek
lah, Gott segne ihn!) ist so dick, wie mein ganzer Körper,
d sie sagt (fügte er hinzu), daß es ihr lieb seyn werde, wenn
Euch und Sidi Yussuf sehen könnte.. Diesem Wink
näß stattete ich ihr sogleich einen Besuch ab, wobei mir
Knabe als Dollmetscher diente. Als ich eintrat, zog
ihren Schleier über ihren Kopf, wobei sie mir ihren
t vielem und kostbaren Schmuck behangenem Arm sehen
ß; auf meinen Wunsch, ihr Gesicht mir sehen zu las-
, entschleierte sie sich indessen doch wieder, wiewohl nach
igem Zögern. Ihr Kinn, die Spitze ihrer Nase und
Stelle zwischen den Augenbraunen war mit schwarzen
trichen gefärbt; sie hatte sich stark geschminkt, und ihr
acken, Arme und Füße waren mit Blumen, offnen Hän-
n, dem Namen von Gott und denen ihrer zahlreichen
mnlichen Freunde bemalt, auch trug sie gewiß ein Paar
und an goldnen und silbernen, mit Juwelen besetzten

Zierrathen. Eine große Menge anderer dergleichen Dinge nebst vielen schönen Kleidern lag im Zelt ausgebreitet umher, und wurde von einem Haufen armer Weiber aus Beniolced mit offnem Munde angestaunt; diese haben, wie alle Araber, die Sitte, alles zu betasten, was ihnen gefällt, und unsre Donna wurde daher ebenfalls von ihnen mit allen zehn Fingern angegriffen, indem sie einmüthig versicherten, nie einen solchen Phönix von Schönheit gesehen zu haben. In der That war sie die größte Masse Menschenfleisch, die ich je zu Gesichte bekommen habe. Einer ihrer enorm dicken Füße war bis auf die Wade nackt, und jedwede gegenwärtige Person befühlte ihn mit den Händen, ihn lobend, wie fleischigt und stramm er sei, und Gott dafür dankend, daß sie so etwas zu Gesichte bekommen habe. Die Dame selbst empfing mich sehr artig, ließ mich neben sich setzen, und fragte mich sogleich, ob die Weiber in meinem Vaterlande eben so dick und schön seien als sie. Was die Fettigkeit meiner Landsmänninnen betrifft, so mußte ich freilich mit Schaam bekennen, daß ich nie eine gesehen hätte, die nur mit der Hälfte einer solchen bewunderungswürdigen Rundheit begabt gewesen sei, was sie für ein sehr schmeichelhaftes Compliment nahm; im Uebrigen setzte ich die Vergleichung nicht weiter fort, obgleich sie wirklich in Hinsicht ihrer Gesichtszüge recht schön war. Um mich zu unterhalten, gebot sie einem alten Mann, zu tanzen, welches er nach dem Tact einer Art von Trommel, und dem Händeklatschen und Gesang der Weiber bewerkstelligte, und zwar auf die in der Berberei übliche Art, nämlich mit den unanständigsten Geberden. Hierauf löste ihn ei-

e der Weiber ab, die ihn in dieser Kunst noch bei wei-
n übertraf, und am Ende beehrte uns Donna Lilla
tma selbst mit einigen grazienvollen Attitüden in demsel-
n Stil, ward aber hierin durch den Eintritt Hrn. Rit-
es in das Zelt unterbrochen, wobei sie sich sogleich wie-
: verschleierte. Sie entdeckte sehr bald eine Aehnlichkeit
ischen Hrn. Ritchie und ihrem seligen Mann, indem
ide sehr schlank gebaut wären; unglücklicherweise aber
lte die Vergleichung in allen übrigen Puncten, indem
: voriger Ehemann zur Zeit, als sie ihn auf Befehl des
y verlassen mußte, schon 50 Jahr alt war, und einen
uen Bart hatte, während Hr. Ritchie erst 27 Jahre
lte, und sehr einnehmende Gesichtszüge hatte. Sie
hte auf alle Weise sich uns gefällig zu beweisen, und
chdem sie uns mit Rosenwasser besprengt hatte, erlaubte
uns, wieder nach unserm Zelt zurückzugehen, von wo
s wir ihr einigen Caffee und einige Stücke Zucker zum
schenk übersandten.

Am 2. April setzten wir unsre Reise weiter fort, nach-
n wir uns mit Futter für unsre vier Pferde bis zu un-
er Ankunft in Murzuk versorgt hatten. Wasser nahmen
r vor der Hand nur für drei Tage mit. Die Gegend
rd, je weiter wir die Wadey hinter uns ließen, immer
ister und sandiger, und nur hie und da zeigten sich ei-
ge Spuren von Cultivirung, jedoch kein Wasser. Am 4.
men wir bei einem Ort, Gairi genannt, vorbei, in dessen
ähe vortreffliche Weide war, und zwei Bergreihen, Ylla
d Souarit genannt, sich nach Süden zu ziehen began-

nen. Zwei Tage darauf erreichten wir die Wadeys Hai und Zemzem, in denen sich einiges Buschwerk fand, welches den Cameelen zur Weide diente; die letztre Wadey ist sehr groß, und erstreckt sich bis zur Seeküste. Noch an demselben Tage kamen wir nach der Stadt Bonjem, woselbst sich ein Brunnen findet, dessen Wasser dem in dem Schifferaum befindlichen (bilgewater from a ship) an Geruch und Geschmack gar gleich kommt. Eine halbe Meile von dem Brunnen finden sich die Ruinen eines Römischen Castells, welches mitten unter einigen hohen Sandhügeln liegt, und von dem der eine Eingang, ein gewölbtes Portal mit Thürmen auf beiden Seiten, noch ziemlich gut erhalten ist. Die Steine, aus denen das Gebäude gebaut war, sind von der in der Römischen Architectur üblichen Größe, und eine Art schwarzen Granits. Im innern Raum finden sich verschiedne sehr große Steine, die als Pfeiler und Säulen gedient zu haben scheinen, und wie die Mauern größtentheils unter dem Sand verschüttet liegen. Die Wälle sind von Ost nach West ungefähr 200 Fuß lang, und von Nord nach Süd 150. Die verschiedenartige Architectur des zweiten Portals, und überhaupt die ungeschickte Uebermauerung des eigentlichen ursprünglichen Gebäudes beweist, daß die Araber zur Zeit des Khalifats von den nördlichen Thürmen Gebrauch gemacht haben. Ueber beiden Portälern finden sich Inschriften; die auf dem nördlichen ist zum Theil noch ziemlich lesbar, und lautet folgendermaßen:

IMP. CAES. L. SEPTIMIO. SEVERO.
PIO. PERTINACI. AUG. TRPOTV. III.
IMP. CSHIPPET. IMP. CAES. M.
AURELIO. ANTONINO V RI
IIII. ET SEPTIMIO CAE.
AUG. O. ANICIO. FAUSTO. LEG
AUGUSTORUM. CONSULARI.
IPO III. AUG. PV.

Unter beiden Inſcriptionen iſt ein großer Adler in Basrelief eingehauen geweſen, aber dieſe Figuren ſind jetzt ſo verſtümmelt, daß man ſie kaum noch erkennt.

Borjem iſt der nördlichſte Grenzort Fezzans auf dem Wege nach Tripoli. Für alle Sclaven, die Mukni nach diesem letztern Orte auf Rechnung des Deys ſchaffen läßt, muß er einſtehen, bis ſie über das Gebiet von Borjem hinaus ſind; ſtirbt dann Einer, ſo trägt der Dey den Schaden; eben dieß iſt Regel in Betreff der übrigen Kaufmannsgüter. Als wir das Gebiet von Borjem betraten, ſo ſcharmuzirten Muknis Reiter zum Scherz mit einander, und feuerten viele Salven zu Ehren ihres Herrn ab, der ſelbſt an dieſen Manövern Theil nahm, und in voller Carriere ſein Gewehr abſchoß.

Wir hatten bei unſrer Abreiſe von Tripoli gefürchtet, daß uns die vorſchriftsmäßigen Gebete des Muhamedaniſchen Ritus (in der Regel des Tags fünf; für Reiſende aber nur drei) ſehr beſchwerlich fallen würden; aber unſere dermaligen Reiſegefährten waren gar nicht ſehr gewiſſenhaft in der Beobachtung ihrer religiöſen Gebräuche; kaum zwei

oder drei von allen beteten überhaupt, und selbst Mukni schien sich so wenig hierum zu bekümmern als sein Gefolge. Unter den letzten war die einzig fromme Person einer unsrer Cameeltreiber, der den ganzen Tag, so laut er konnte, Sprüche aus dem Koran und Zauberformeln gegen den Teufel herbetete, übrigens aber trotz aller seiner Heiligkeit der abgefeimteste Schurke des ganzen Kafflé war. Dieser Bursche unterfing sich auch, wenn er von uns sprach, uns verächtlich Romees oder Christen zu nennen; als aber Mukni dieß erfuhr, so drohte er ihm mit einer derben Tracht Schläge, wenn er uns anders als Mammelucken nennte, wie dieß der Sultan selbst ja thäte.

Mittlerweile waren wir mit den Gliedern des Kafflé nach und nach besser bekannt worden, und die letztern erlangten bald Kunde von den medicinischen Kenntnissen und Talenten des Herrn Ritchie, was aber Ursach war, daß er von ihnen wegen ihrer wirklichen und eingebildeten Krankheitsübel nicht wenig überlaufen und bestürmt wurde. Alles wollte um die Wette zur Ader lassen, oder Arzneien einnehmen. Die allerzudringlichsten, die sich bloß einbildeten, daß sie krank seien, wurden zu mir gewiesen; für diese präparirte ich mit einem gravitätischem Ansehn eine Mixtur von Caffee, Salz, Eisig und rothem Pfeffer, und gab Jedem hiervon einen Löffel voll ein, nebst den genauesten Vorschriften, was sie essen, trinken, und wie lang sie schlafen sollten; am andern Morgen fand ich gewöhnlich, daß meine Patienten schon zu meiner vollkommenen Satisfaction wieder hergestellt waren, und im ganzen

Kafflé den Ruhm meines wundervollen Heilmittels ausgebreitet hatten.

Am 10. April nahten wir uns schon der Stadt Sackna, als uns plötzlich ein furchtbarer Sandsturm überfiel, und uns zwang, Halt zu machen und unsre Zelte aufzuschlagen. Der Sirocco war so heftig, und der Sand flog überall in so dichtem Regen umher, daß wir nicht im Stande waren, drei Schritt weit zu sehen und uns eine Mahlzeit zuzubereiten. Mukni nahm seine Zuflucht zu unserm Zelt, weil dasselbe vorzüglicher als das seinige war, und Herr Ritchie beschenkte ihn bei dieser Gelegenheit mit einem unsrer Zelte, welches er sehr gnädig aufnahm. Wir hätten gegen Abend noch Sockna erreichen können, allein Mukni wollte erst am andern Morgen daselbst einziehen, und es wurde daher in der Nähe der Stadt an einem Ort Namens Hammam Halt gemacht, wo sich ein Paar Brunnen mit leidlichem Wasser befanden. Wir sowohl als das übrige Gefolge Muknis benutzten dieß, um uns zu waschen und unsern Anzug zu säubern, der sehr schmutzig geworden war. Gegen Abend gesellte sich noch ein großer Haufe von Trommelschlägern und Pfeifern zu unserm Kafflé, welche seiner Hoheit bei dem Einzug in Sockna am folgenden Morgen vorreiten sollten.

Am andern Tage früh nach sieben Uhr setzte sich Mukni mit seinem Gefolge in Bewegung, und wir sahen bald, daß wir unglücklicherweise ein Versehen gemacht hatten, indem wir in unsrer gewöhnlichen Arabischen Kleidung geblieben waren, während alle Uebrigen sich in ihre Pracht-

gewänder gekleidet hatten. Mukni vermerkte diese Nachläſſigkeit auch sehr übel, besonders weil sie um so mehr auffallen müßte, da wir die Ehre hatten, zur Seite neben ihm zu reiten. Von den vielen Salven, Tänzen und Freudengeschrei und den übrigen Ceremonien, womit der Sultan bewillkommnet wurde, will ich nichts näheres erwähnen, weil man sich leicht denken kann, wie es dabei herging. Sobald wir in der für uns bestimmten Wohnung abgetreten waren, zogen wir unsre gestickte Gallakleidung an, und machten gegen Abend dem Sultan unsre Aufwartung, den wir mitten unter einigen hundert Arabern sitzen fanden, die alle zugleich über Geldangelegenheiten sprachen, und sich stritten, während ihnen Mukni mit großer Geduld zuhörte. Ich hatte unterdeß zeither ziemliche Fortschritte im Arabischen gemacht, besonders dadurch, daß ich Muknis kleinem Sohne, Yussuf, Unterricht im Englischen gab.

Sockna liegt in einer ungeheuern Sandebene, ist mit Wällen umgeben, und hat gegen 2000 Einwohner; die sieben Thore, die es hat, sind übrigens so eng, daß nur durch ein einziges von ihnen ein beladenes Cameel hindurch kann. So lange Fezzan durch einen Fürsten seines Landes beherrscht ward, war Sockna seiner Entfernung von Murzuck und Tripoli wegen in einer Art Unabhängigkeit, und wurde von allen Unzufriedenen jener beiden Hauptstädte als Zufluchtsort angesehen, daher damals die Bevölkerung daselbst doppelt so groß war als jetzt. Die Einwohner sprechen einen besondern Dialect, Ertana genannt, der mir die ursprüngliche Sprache der Berberei zu seyn

scheint. Sie tragen sich übrigens wie die meisten Beduinen, deren gewöhnliche Tracht in einem Hemd, Barracan, einer rothen Kappe und Sandalen besteht; einige wenige der Vornehmern und Reichern haben das Tripolitanische Costüm angenommen. Die Weiber von Sockna gelten für ganz außerordentlich schön, und in der That konnten einige, die ich zu Gesicht bekam, sich hierin mit den Europäerinnen messen; sie sollen übrigens sehr zu Ausschweifungen geneigt und in Intriguen sehr bewandert seyn.

In der Nähe der Stadt stehen zweimalhunderttausend Dattelbäume, welche besteuert sind, und eine eben so große Anzahl ist eximirt. Die dasigen Datteln sind die besten in ganz Nordafrica, und werden in Tripoli theuer verkauft. Sie werden in großen Vorrathshäusern aufgespeichert, und die Menge dieser Früchte mag wohl die Ursache von den unendlich vielen Fliegen und andern Insecten seyn, mit welchen die Einwohner geplagt sind, und gegen die sie sich durch eine Art Fliegenwedel aus zusammengeflochtenen Büffelhaaren zu schützen suchen. Uebrigens fehlt es in der Stadt ganz an Futter für Cameele, welche deßwegen fünf (Engl.) Meilen weiter auf die Weide getrieben werden müssen; alle übrigen Hausthiere werden in der Stadt mit Datteln gefüttert. Der jährliche Tribut beträgt 2000 Dollars, ungerechnet die Steuer, die der Sultan auf die Dattelbäume gelegt hat, und die sich für je zweihundert derselben auf einen Dollar beläuft. Mukni cassirt allen Tribut selbst ein, und saß damals in diesem Geschäft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht virtieft. Der ge-

genwärtige Scheik von Sockna schwebt in steter Lebensgefahr; sein Vorfahr in diesem Amte ward im vorigen Jahr eines Morgens im Bette ermordet gefunden, ohne daß man die geringste Untersuchung zur Entdeckung des Thäters angestellt hätte. Mukni (der allein in Verdacht war, daß auf seinen Befehl diese Mordthat verübt worden sei) begnügte sich, der Stadt eine Geldbuße von 2000 Piaster aufzulegen, weil innerhalb ihrer Mauern jene That geschehen sei.

Da es sein Interesse erforderte, die Steuer von ein Paar in der Nähe von Sockna liegenden kleinern Städten, Hoon und Wadan, durch zuverlässige Personen eintreiben zu lassen, so beschloß er, seinen Sohn Yussuf dahin zu senden, und erlaubte Herrn Ritchie und mir, denselben zu begleiten, damit wir auf diese Weise Gelegenheit hätten, diese Gegenden kennen zu lernen. Ungefähr dreißig Reiter begleiteten uns unter Anführung eines Mannes, Namens Ibrahim, welcher den Auftrag hatte, für alle unsre Bedürfnisse zu sorgen.

Hoon liegt von Sockna südöstlich zehn Meilen entfernt, und gleicht demselben zwar nicht an Größe, aber in Hinsicht der Bauart seiner niedrigen Häuser und winklichten Straßen. Es ist ebenfalls mit einem Wall umgeben, innerhalb welchem einige Gärten und Palmengebüsche liegen; es hat drei Thore, drei Moscheen und ein großes Gebäude, welches man mit dem Namen Castell beehrt, obgleich es nicht einmal Schießscharten hat. Auf den Begräbnißplätzen in der Nähe der Stadt bemerkten wir, daß

fast alle Gräber mit einem oder mehrern Straußeneiern geschmückt waren, eben so wie die Thüren und Pforten der Moscheen. Es giebt in der dasigen Gegend sehr viele Strauße, und viele Einwohner nähren sich von der Jagd dieses Vogels. Uebrigens waren alle Araber über die Art und Weise, wie dieser Vogel seine Eier ausbrütet, einstimmig einer Meinung, welche der gewöhnlich bei den Naturkundigen angenommenen widerspricht. Der Strauß läßt nämlich seine Eier nicht durch die Wärme der Sonne ausbrüten, sondern baut sich ein Nest, in welches er vierzehn bis sechzehn derselben legt, und auf ihnen eben so sitzt, wie das Hühnergeflügel bei uns; manchmal löset das Männchen das Weibchen beim Brüten ab. Sowohl in Sockna als in Hoon und Wadan pflegt man junge Strauße in Ställen aufzuziehen, und nach zwei Jahren ihrer Federn zu berauben; so viel ich urtheilen kann, sind alle die schönen Federn, die nach Europa aus dieser Gegend gesendet werden, von zahmen Straußen genommen, indem die der wilden, wenigstens was die weißen Federn betrifft, viel zu struppicht und zerrissen sind.

Nachdem den Einwohnern von Hoon, die uns mit ihren Flintensalven eben so geräuschvoll empfingen, als die von Sockna den Sultan, kund gethan worden war, wieviel sie an Steuer bis zu unsrer Rückkunft von Wadan zusammenzubringen hätten, so begaben wir uns zu diesem letztern Ort, der bei weitem kleiner und armseliger ist als Hoon, allein einen anmuthigern Anblick gewährt, indem er an einen kegelförmigen Hügel gebaut ist, auf dessen Spitze einige befestigte Häuser, das Castell genannt, liegen. Die

Einwohner von Waban bestehen größtentheils aus Shreefs (Abkömmlingen des Propheten) und aus Arabern von dem Stamme Moajer, und bringen den größten Theil ihrer Zeit mit dem Hüten ihrer Heerden in der Syrtis zu, die fast fünf Tagereisen weit entfernt ist, weil in der Umgegend ihrer Stadt es durchaus an Futter mangelt. Man brachte uns dort eine Art geistiges Getränk, das aus dem Saft des Palmenbaumes abgezogen, Lackbi genannt, und besonders in Fezzan häufig getrunken wird.

Nachdem wir den Tribut eincassirt hatten, kehrten wir nach Hoon zurück, und ich traf unter dem Haufen, der den dasigen Scheik zu uns begleitete, einen kleinen Knaben wieder an, der mit uns in dem nämlichen Kafflé von Tripoli aus gereist war. Auch er erkannte uns wieder, und führte uns auf unser Verlangen in den Umgebungen der Stadt umher, wobei sich viele Knaben seines Alters zu uns gesellten, von denen mehrere recht nette Jungen waren, und viel Gefallen an der Unterhaltung mit uns bezeigten, auch nicht wenig über die vielen Mißverständnisse lachten, zu denen unsere geringe Kenntniß des Arabischen Anlaß gab. Der Knabe that sehr viele Fragen an uns, besonders wegen des eigentlichen Zwecks unserer Reise, und unter andern auch die, ob wir sie unternommen hätten, um Sclaven einzukaufen. Wir verneinten dieß, und fügten hinzu, daß man in unserm Vaterlande die Sclaverei verabscheue; hierbei drückte er seine Verachtung gegen uns aus und rief: „Gott verdamm' eure Väter, die Esel! (ein dort üblicher Fluch) wozu sind denn die Sclaven anders da, als

s zu bedienen? man kann sie also mit Recht holen, denn
sind ja bloß Kaffirs (Ungläubige) und sie sind uns durch-
s zur Arbeit nothwendig.“ Ich führe diese Aeußerung
r als Beleg der allgemein bei den Arabern herrschenden
d eine Art religiösen Glaubensartikel ausmachenden Mei-
ng an, daß die Neger ausdrücklich von Gott zu ihrem
enst geschaffen seien.

Am 17. April kamen wir wieder nach Sockna zurück,
d ich hatte an diesem Tage Gelegenheit, eine Probe da-
n zu machen, wie weit man seine Autorität gegen diese
aber zeigen kann. Der Fall war dieser. Während un-
r Reise von Tripoli hatte ich einen armen Sclaven von
gefähr funfzig Jahren bemerkt, der dem Eigenthümer
n einigen unsrer Cameele gehörte, und so matt und kraft-
war, daß er uns kaum folgen konnte. Nichts deste-
niger gestattete ihm sein unmenschlicher Herr durchaus
ne Erholung, indem er ihn des Nachts dazu brauchte,
Cameele zu bewachen, und ihn des Tags über unter-
gs oft prügelte. Als wir nach Sockna zurückgekommen
ren, war er grade aus der Wüste mit den Cameelen, die
dort hatte weiden müssen, zurückgekehrt und in einem
chst kläglichen Zustand, da ihn ein heftiges Fieber be-
len hatte. Sein Herr fing an, ihn nach seiner Sitte mit
n Stock zu schlagen, und da der arme Schwarze unver-
gend war zu schreien, so ergriff jener Steine und stieß ihn
mit gegen den Kopf, indem ein andrer Araber ihm bei
ser grausamen Behandlung half. Dieß konnte ich nicht
assen mit ansehen, und ich verwendete mich daher für

den Unglücklichen, allein ohne andern Erfolg, als daß man mich sehr verächtlich auslachte, als ich behauptete, daß der arme Sclav so gut ein menschliches Geschöpf sei als sein Herr. Ich ließ mich nicht irre machen und wandte mich an Maknis obersten Schwarzen, indem ich ihn beim Haupte des Sultans beschwor, daß er sogleich den Herrn des Sclaven möchte abstrafen lassen. Zu meiner großen Zufriedenheit geschah dieß auch sogleich, und der Nichtswürdige erhielt auf der Stelle eine so starke Bastonnade, als zwei Männer nur zuhauen konnten. Als ich zu meiner Wohnung zurückkehrte, sah mich jener andere Araber, lachte mich aus und bezeigte mir auf eine so grobe Weise seine Verachtung, daß ich ohne Weiteres zu seinem großen Erstaunen ihm eine tüchtige Tracht Prügel zukommen ließ, ohne daß irgend eine üble Folge für mich oder ein Versuch der Rache Statt fand; im Gegentheil hatten diese nämlichen Araber von diesem Augenblick an so viel Respect vor mir, daß sie täglich kamen, um mir die Hand zu küssen, und in meiner Gegenwart dem armen Sclaven stets liebkoseten, der seitdem eine Art Kostgänger bei uns ward.

Die Araber von Sockna sind von dem Stamm Riahh, auch befinden sich dort viele, die zwischen Tripoli und der Syrtis herumziehen, und ihren Aufenthaltsort nach Beschaffenheit der Weideplätze verändern. Sie leben unter kleinen Gezelten, und gehören zu den Stämmen Waled boo Saif, Waled ben Miriam und Sohhoob.

Unsre Geschäfte in dieser Stadt waren nunmehr so ganz abgemacht, und Herr Ritchie beschenkte den Scheik

mit einigem Pulver und Lederzeug, was ihm aber, wie ich nachmals erfuhr, von dem habsüchtigen Sultan für seinen eigenen Gebrauch weggenommen wurde. Lilla Fatma war um diese Zeit sehr krank, und da Herr Ritchie keine Lust hatte, zu ihr zu kommen, so ward ich ihr Arzt, und stellte sie durch einige Decocte von meiner eigenen Erfindung bald wieder her. Unter den kleinen Geheimnissen ihrer Krankheit entdeckte ich auch, daß sie im Genusse des Lackbi des Guten ein wenig zu viel that, woher wohl das Kopfweh rühren mochte, woran sie damals litt.

Am 22. April verließen wir Sockna in Begleitung des Sultans, und kamen unterwegs an eine kleine Quelle, deren Wasser sehr gut war. Mukni erzählte uns mit der Miene der festesten Ueberzeugung, daß in dieser Gegend einst ein Marabbot von heftigem Durst überfallen worden, und indem er mit seinem Stabe im Namen Gottes auf die Erde geschlagen habe, diese Quelle sogleich zu seinen Füßen entsprungen sei.

In der Waden Octoffa, die südwestlich von Sockna in der Nähe eines guten Brunnens, Gutfa genannt, liegt, mußten wir den Bouzaferr entrichten, eine Art Zoll, den alle bezahlen müssen, die zum ersten Mal nach Fezzan reisen, wobei allerhand Ceremonien vorkommen, die denen beim ersten Passiren der Linie ähnlich sind. Es müssen bei dieser Gelegenheit die Reisegefährten tractirt werden, und wenn Jemand sich dieser Verpflichtung entziehen will, so graben die Araber ein Grab, sagen ihm, daß es ausdrücklich für ihn bestimmt sei, heulen und schreien, als be-

klagten sie einen Todten, und machen noch tausend andere lächerliche Possen, die indessen den gewünschten Erfolg zu haben pflegen, daß man sich dazu versteht, ihnen eine Mahlzeit auszurichten. Wir hatten dazu zwei Schafe und eine Quantität Mehl verwendet, welches wir unter alle Zelte unsres Kafflés zur großen Zufriedenheit unsrer Reisegefährten vertheilten; auch Lilla Fatma und noch einige Andere, die noch nicht nach Fezzan gekommen waren, entrichteten ihren Tribut auf ähnliche Weise.

Bei Fortsetzung unsrer Reise kamen wir durch verschiedne Wadeys zu einem Ort, El Maitba Baida genannt, wo auch die letzte Spur von Vegetation aufhörte, und wir nur hie und da den Leichnam eines verreckten Thiers oder das Grab eines von Mühseligkeiten umgekommenen Menschen bemerkten. Alle diese Körper waren durch die außerordentliche Sonnenhitze so ausgetrocknet, daß wir auch nicht die geringste Spur von Verwesung wahrnahmen; eben so wenig zeigte sich bei neuerdings verreckten Thieren irgend ein übler Geruch von Fäulniß, und überhaupt trocknen bei der übergroßen Sonnenhitze alle Leichnahme sehr bald zu Mumien ein, die aber bei der leisesten Berührung aus einander fallen.

Auch die Luft war so trocken, daß unsere Tücher und Barracans bei jeder Berührung knitterten, und electrische Funken von sich gaben; dasselbe fand auch bei den Schweifen unsrer Pferde Statt, wenn sie damit nach den Fliegen schlugen. Die kleinen Kinder der freigelassenen Neger mußten außerordentlich von der Sonnenhitze leiden, da ihre Köpfe beschoren und ohne Bedeckung den glühenden Strah-

len ausgesetzt waren; eine der armen Negerweiber kam unglücklicherweise am Nachmittage des 25. April in Kindesnöthen, und wir mußten sie auf ein Cameel festbinden, um sie fortzubringen und nicht auf der Straße umkommen zu lassen.

Wir erreichten am 30. April die Stadt Sebha, welche einen pittoresken Anblick gewährt, indem sie mit Palmengehölzen umgeben, mitten aus einer traurigen Wüste amphitheatermäßig hervorragt. Sie hat Wälle von Lehm und einen hohen Thurm (Minaret) auf ihrer Hauptmoschee; die Häuser stehen in einer ziemlich regelmäßigen Ordnung, sind aber sehr niedrig. Alle Einwohner der Stadt kamen dem Sultan entgegen, um ihn zu begrüßen, und hiebei machte ich die Bemerkung, daß von diesem Ort an die Farbe der Bevölkerung wechselte, indem die Eingebornen alle Mulatten waren.

Am 3. Mai endlich kamen wir zu einem elenden Dorf von Lehmhütten, Dyleim genannt, welches nur noch drei Stunden von Murzuck entfernt war, und woselbst sich alle Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft versammelt hatten, um den Sultan zu begrüßen. Auch verschossen sie zu dem Ende eine so große Menge Pulver, daß Mukni selbst mehrmals rief: „es ist nun genug, hört auf;" allein sie antworteten immer durch neue Salven und erwiderten: „wir haben genug und satt Pulver." Ein Haufen Weiber führte Tänze auf, und sie waren in der That so unermüdlich darin, daß sie damit bis um Mitternacht fortfuhren. Die meisten Leute von des Sultans Gefolge ver-

wendeten übrigens die Nacht dazu, um sich und ihre Pferde und Cameele zu dem morgendem Einzug in die Hauptstadt gehörig herauszuputzen.

Auch wir hatten dießmal nicht versäumt, am andern Morgen unsre besten Kleidungsstücke anzulegen; allein Muhamed, der mit uns Ehre einlegen wollte, schickte uns für diese Feierlichkeit zwei glanzvolle Prachtgewänder (Bornouse) zu, und ließ uns zu beiden Seiten von ihm reiten. Gegen 9 Uhr Vormittags langten wir bei den Palmengebüschen und Gärten von Murzuck an, und wurden daselbst von einer großen Menge zu Pferd und zu Fuß empfangen. Als wir nur noch fünfhundert Schritt von ihnen entfernt waren, so sprengten die Reiter in vollem Galopp auf uns los, sprangen von ihren Rossen herab, und küßten dem Sultan die Hand. Der älteste Sohn des letztern, Mohammens Sidi Aleiwa, war an ihrer Spitze, und nachdem er seinen Vater auf dieselbi Weise begrüßt hatte, so schloß sich sein Zug an den unsrigen an, so wie auch noch ein Haufen Tänzer, Trommelschläger und Pfeifer. Dicht neben den Sultan stellten sich zwei Männer mit großen Wedeln von Straußfedern, womit sie die Fliegen verscheuchten, die ihn incommodirten. Der Lärm, den das Geschrei des Volks, die Trommeln und das Musketen- und Kanonenfeuer beim Einzug in die Stadt machte, war wirklich ganz ungeheuer. Wir ritten nicht mit ins Schloß, sondern nach dem Hause eines alten Mammelucken, Namens Hadgi Mahmoud, welches zu unsrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt worden war. Unser Wirth brachte uns auf

leich zu essen, und sehr bald erhielten wir sehr viele Be-
he von den Einwohnern, die binnen einigen Stunden
schon richtig heraus hatten, daß wir sehr vornehme
änner wären, und bei uns die Summe von 30,000
aster führten, während indessen in der Wahrheit unser
nzes baares Vermögen in dreihundert Piaster bestand,
uns Mukni schuldig war.

Zu unsrer Reise von Tripoli bis Murzuck hatten wir
Tage gebraucht; fast die ganze Strecke Wegs war,
unmittelbare Nachbarschaft der Städte ausgenommen,
e traurige Wüste, mit wenig Brunnen versehen, und
ne den glücklichen Zufall, daß wir diese Reise in der Ge-
schaft des Sultans machen konnten, würde uns dieselbe
ch um sehr viel beschwerlicher geworden seyn. Auch muß
Mukni die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen,
ß er sich gegen uns bei jeder Gelegenheit so gefällig als
glich zeigte, und uns in den Städten gewöhnlich an seine
sel zog. Ich war sein beständiger Gesellschafter, und mußte,
ich von viel munterem und aufgeweckterm Temperament
r, als Hr. Ritchie, stets neben ihm reiten, wobei er mir
r viele Fragen über mein Vaterland vorzulegen pflegte, von
ssen Größe und Reichthum er sehr übertriebene Begriffe
tte, vorzüglich in Hinsicht seiner Fonds, oder Banco,
s er es nannte (er spricht ein wenig Italienisch). Er
ßerte den Wunsch, einiges von seinem Vermögen eben
ch der in England üblichen Art gegen Zinsen ausleihen
können; jedoch müßte dieß heimlich geschehen, da der
ran es verbietet, Interessen von verliehenem Gelde zu
hmen.

Als ich ihm unter andern einmal erzählte, daß es un
sern Englischen Damen gestattet sei, Geld zu ihrer eigne
Disposition unter ihren Händen zu haben, und daß man
che von ihnen sehr große Reichthümer besäßen, so wollt
er mir dieß gar nicht glauben. Auch verwunderte er sich
sehr darüber, wie er erfuhr, daß bei uns die jungen Män
ner sich oft erst im 25. oder 30. Jahre verheirathen, wa
ihm sehr unpassend zu seyn schien; doch fand er es in so
fern weniger bedenklich, als er voraussetzte, daß sie in die
sem Falle eine große Menge Beischläferinnen haben, und
bloß diejenigen von ihnen heirathen würden, von denen sie
Kinder hätten. Er selbst hat auch nur eine Frau, aber
außerdem noch 50 Negerinnen, was für eine sehr mä
ßige Anzahl für einen Sultan von Fezzan gilt. Er er
kundigte sich so angelegentlich nach unserm Verfahren bei
unehlichen Geburten und bei streitiger Vaterschaft, daß ich
bald merkte, daß er hierbei seine besondern Absichten ha
ben mochte. Auch hörte ich später, daß er alle Kinder sei
ner Negerinnen, die von andern Männern erzeugt sind,
umbringen läßt, wie dieß überhaupt in solchen Fällen in
Tripoli Sitte ist. Die Mutter seines Sohns Yussuf hat
noch ein Kind, welches ein Jahr alt und von ganz schwar
zer Farbe war; aus dem letztern Umstande schloß Mura
daß es nicht von ihm erzeugt seyn könne, und beauftrag
den Schwarzen, den er dieserhalb in Verdacht hatte, das
Kind zu erdrosseln; der Mutter gestattete er, in ihr Va
terland zurückzukehren, was als eine besondre Gnade u
Gunst angesehen ward, indem in der Regel auf solche
Vergehungen die Todesstrafe steht.

Was im Uebbrigen unsre Reise betrifft, so ritten wie
wöhnlich im Schritt auf unsern Pferden, die auf diese
leist dennoch einen starken Vorsprung vor den Cameelen
erlangen pflegten. Gegen Mittag machten wir gewöhn-
h Halt unter dem Schatten eines Baumes, oder wenn
h keiner fand, unter dem unsrer Pferde, und hielten eine
ine Mahlzeit von Brod oder Datteln, so viel jeder da-
n bei sich führte; sodann schliefen wir, bis die Cameele
s eingeholt hatten, worauf wir dann weiter ritten.
f diese Weise erholten wir uns durch öfteres Ausru-
n; allein dieß durften die beladnen Cameele und die ar-
n Neger nicht, welche letztre mit ihren kleinen, oft erst
r oder fünfjährigen Kindern in einem fort über einen bren-
nden Boden oft sechzehn, ja manchmal, wenn Wassermangel
en forcirten Marsch nöthig machte, zwanzig Stunden lang
jen mußten, ohne ausruhen zu können; vermochten die
einen nicht weiter fort zu kommen, so wurden sie auf
Cameele gebunden. In unserm Kafflé befand sich ein
r völlig blinder Neger, der gesund und wohl die Reise
n Tripoli nach Murzuk zurücklegte; er hatte den ganzen
g zu Fuße gemacht, geleitet von seinem Weibe und
ch die Hoffnung, wieder einmal die Stimmen seiner
ndsleute zu hören, aufrecht erhalten.

Gegen Abend wurden die Zelte wo möglich in der
he eines Gehölzes oder einiger Bäume aufgeschlagen,
d unsre Kisten und Ballen so aufgestellt, daß sie für die-
igen zu einer Art Bollwerk gegen den Wind und Sand
nten, die keine Zelte hatten. Der Wind wird in der
ße durch den geringsten Widerstand äußerst heftig, und

die Stille der Nacht macht den Aufenthalt dort besonders bei trübem Wetter wahrhaft furchtbar und Grausen erregend. Sobald das Lager aufgeschlagen und das Futter für Pferde und Cameele besorgt ist, so wird die Abendmahlzeit bereitet. Fehlt es an Holz zur Feuerung, so ist Cameelmist dafür ein gutes Surrogat; man macht ein Loch in den Boden und legt drei Steine so, daß sie dem kleinen Kessel als Gestelle dienen. Die gewöhnliche Speise ist Cuscussu oder Bazeen. Muknis Weiber verstanden die Kochkunst sehr gut, und machten ihrem Herrn alle Abend eine treffliche Mahlzeit; wir pflegten Abends Caffee zu trinken, und Mukni versäumte nie, uns zu besuchen und daran Theil zu nehmen, da er ein sehr großer Caffeefreund ist. Wenn wir Zeit hatten, so tranken wir auch Frühmorgens einige Tassen Caffee, welches uns selbst in dem heißesten Wetter gegen den Durst schützte. Auch machte ich die Bemerkung, daß wir nie viel Durst litten, wenn wir des Morgens nichts gegessen und kein Wasser nüchtern getrunken hatten; thut man hingegen dieß Letztre, so muß man sehr von Durst den ganzen Tag über leiden. Die Pferde darf man nicht eher in die Nähe von Brunnen bringen, bis an ihnen die Reihe ist, getränkt zu werden; sehr häufig werden sie, wenn sie Wasser zu Gesicht bekommen, ohne es erreichen zu können, wüthend. Das Wasser wird gewöhnlich von Cameelen geschleppt, die besonders hierzu bestimmt und von aller übrigen Ladung befreit sind; jedes trägt seche Gerbas oder Wasserschläuche, deren jeder, wenn er voll ist, 50 Pfund Wasser hat. Wenn der Kafila erst in vier bis sechs Tagen frisches Wasser zu erreichen

hoffen kann, so muß jedes bereits mit Waaren beladne Cameel noch zwei Gerbas schleppen. Sehr viel Unbequemlichkeit auf den Reisen in der Wüste verursachen die Pferde, indem zu ihrer Tränkung so viel Wasser erfordert wird, daß man auf jedes Pferd ein Cameel zum Wassertragen halten muß, noch ungerechnet die Ladungen von Korn zu ihrer Fütterung.

Nichts wüthet in jenen Gegenden furchtbarer als der Südwind El Gibli und der Ostwind El Sphirghi genannt, die beide auf gleiche Weise den Reisenden gefährlich sind. Außer der ungeheuern Hitze und Trockenheit dieser Winde, sind sie gewöhnlich so sehr mit Sand geschwängert, daß die Luft ganz verfinstert dadurch wird, der Himmel wie eine dunkle Wolke aussieht und die Sonne kaum zu erblicken ist. Die Augen werden roth, schwellen und entzünden sich; Lippen und Haut springen auf, und in der Brust fühlt man wegen der Menge Sand, die man unvermeidlich beim Athemholen einschluckt, heftige Schmerzen. Auch für die Sachen und das Gepäcke ist dieser Wind verderblich, und wir fanden bei Eröffnung mehrerer Kisten einige unsrer Instrumente, die sehr sorgfältig eingepackt gewesen waren, nichts desto weniger geborsten und ruinirt. Gewöhnlich hält das Wehen dieser Winde zehn bis zwölf Stunden lang an; wenn sie aber aufhören, so scheint dann die Luft so frisch und labend, daß man bald das Elend des vergangenen Sandsturms vergißt.

Als wir uns in unsrer Wohnung einrichteten und auspackten, entdeckten wir, daß man uns einen großen

Sack mit Reiß, einen andern mit feinem Mehl und eine bedeutende Quantität Cußcuſſon unterwegs geſtohlen hatte; auch vermißten wir eine Piſtole, ferner die beiden Schlöſſer einer Doppelflinte und mehrere Schrotbeutel. Wir zeigten dieß ſogleich dem Sultan an, der uns verſprach, genaue Nachforſchungen in dieſer Hinſicht anſtellen zu laſſen, und uns überhaupt auf alle mögliche Weiſe in jeder Beziehung zu unterſtützen ſich bereit erklärte; auch ließ er einige Tage nach unſrer Ankunft in der Hauptſtadt uns die 300 Piaſter auszahlen, die er uns ſchuldig war.

---

5. Murzuk und ſeine Bewohner.

Murzuk iſt eine befeſtigte Stadt mit ungefähr 2500 Einwohnern, die faſt alle Mohren ſind, und nicht ſo wie die Araber ihre Wohnſitze verändern. Die Mauern ſind von Lehm, haben runde Strebepfeiler, Schießſcharten, und ſind, wiewohl ſchlecht gebaut, dennoch ſtark genug, um gegen einen Angriff Schutz zu verleihen; ſie ſind 15 Fuß hoch, an der Baſis 8 Fuß dick, und laufen, wie alle Mauern in der dortigen Gegend, gegen die Spitze immer ſchmäler zu. Die Stadt hat ſieben Thore, deren jedes von einem von des Sultans Leuten Tag und Nacht bewacht wird, damit nicht etwa Sclaven und andre Waaren wider ſein Wiſſen eingeſchwärzt werden. Da es dort

ine Steine giebt, so nimmt man zu den Mauern Klum-
n von Lehm, die man an der Sonne festtrocknen läßt,
ıd da es in der dortigen Gegend nie regnet, so sind die-
lben ein hinreichendes Surrogat der Steine. Die Häu-
: haben mit sehr wenig Ausnahmen nur ein Stockwerk;
ı die der Aermern empfangen ihr Licht durch die Thü-
ı; aber auch die Reichen haben keine Fenster, sondern
ıß kleine Löcher in den Wänden. Die Thüren sind sehr
ıbrig; die Schlösser und Schlüssel zu denselben sind sehr
oß und schwer, und von gar sonderbarer Gestalt und
rm. Die Straßen der Stadt sind sehr eng; doch giebt
verschiedne große freie Plätze, wo gar keine Häuser ste-
ı, welche zum Aufenthaltsort der Cameele der Kaufleute
nen. Hie und da in der Stadt stehen Palmenbäume,
ı mehrere Häuser haben kleine Gärten oder Zwinger, in
ıen rother Pfeffer und Zwiebeln wachsen.

Das Schloß oder Castell ist ein ungeheuer großes Ge-
ıde aus Lehm gebaut; es hat zwischen 80 bis 90 Fuß
he, und kleine Zinnen auf den Mauern (ein Einfall des
igen Sultans); von ferne nimmt es sich sehr kriegerisch
, obgleich es, wie alle übrige dortige Gebäude, durch-
nicht im geringsten symmetrisch gebaut ist. Seine
auern sind unten 50 bis 60 Fuß dick, laufen aber nach
ı immer schmäler zu, so daß sie auf der Zinne nur
ı 5 Fuß Dicke haben. Wegen dieser ungeheuern Dicke
Mauern sind im Innern nur wenige und ziemlich enge
mmer; die, welche der Sultan bewohnt, sind übrigens
ıt schön, (versteht sich, verhältnißmäßig betrachtet); ihre

Wände sind glatt und roth angestrichen oder übertüncht. Sein Divan oder Lotterbett liegt auf dem Boden, und die, welche ihm ihre Aufwartung machen, müssen sich in einiger Entfernung auf der sandigen Hausflur halten; wir aber hatten die Ehre, stets in einer Ecke des Divans Platz nehmen zu dürfen. Auch das Apartement der Weiber, welche in kleinen Zimmern wohnen, ist hübsch eingerichtet; in der Mitte desselben ist ein großer Hofraum, in welchem sie kochen, Korn mahlen, und ihre übrigen häuslichen Geschäfte verrichten. Mukni hat 50 Negerinnen zu Beischläferinnen, die alle sehr hübsch sind, sich recht nett kleiden, und von fünf Eunuchen bewacht werden. Ungefähr sechs von ihnen führen den Titel Kibere oder Sultaninnen; es sind dieß diejenigen, von denen er Kinder hat, oder die seine Favoritinnen gewesen sind. Mukni hat drei Söhne und zwei Töchter, die bei ihm wohnen, aber des Nachts in ein Zimmer eingesperrt werden, wozu er allein den Schlüssel hat, so daß er ihretwegen nicht in Furcht zu seyn braucht.

In der Stadt sind einige Behälter stehenden salzigen Wassers, welches ohne Zweifel hauptsächlich an den vielen Fiebern und andern Krankheiten, die im Sommer vorzüglich häufig Statt finden, schuld ist. Der Begräbnißplatz ist außerhalb der Stadt und von bedeutendem Umfang; statt der Steine macht man kleine Erhöhungen von Lehm um das Grab herum, welche man auf mannichfaltige Weise mit Tuchstreifen und mit Straußeneiern verziert. Särge sind aus Mangel an Holz nicht üblich, man hüllt die Leichname in eine Matte oder ein Stück leinenes Tuch

und bedeckt sie dann mit einigen Palmenzweigen und Erde. Es ist gebräuchlich, daß die Angehörigen eines Verstorbnen dann und wann seinem Grabe einen Besuch abstatten, und auf demselben ein Gebet oder eine Stelle aus dem Koran hersagen.

Um die Mitte des Mais ward ich von einer heftigen Krankheit befallen, welche mich 22 Tage das Bette zu hüten nöthigte, und mich dem Tode nahe brachte. Wir waren um diese Zeit schon sehr in Hinsicht unsres Geldes heruntergekommen, und hatten kaum genug, um uns das nöthige Korn zu kaufen; Fleisch aßen wir gar nicht, außer wenn wir so glücklich waren, in den Gärten eine Taube schießen zu können, und unglücklicherweise war meine Krankheit gleichsam nur der Vorbote von denen, die von diesem Zeitpunct an nacheinander meine Gefährten befielen. Die große Salzigkeit des Wassers, unsre elenden Nahrungsmittel und die übermäßige Hitze und Trockenheit der Luft verzögerten meine Wiederherstellung sehr, und als dieselbe dennoch endlich von Statten ging, so wurde sie von denjenigen, die mich während der schlimmsten Crisis gesehen und bereits ganz aufgegeben hatten, als ein wahres Wunder angesehen. Kaum fing ich an etwas besser zu werden, so ward Hr. Ritchie plötzlich sehr krank, und zwar litt er an einem hitzigen, mit Delirium begleiteten Fieber, und an heftigen Schmerzen im Rücken und den Nieren, weßwegen er sich wiederholt Schröpfköpfe ansetzen ließ. Auf ein Paar Tage ward er dann wieder besser, allein die Krankheit kehrte hierauf desto heftiger wieder zurück, so daß er, drei Stunden des Nachmittags ausgenommen, ent-

weder den ganzen übrigen Tag schlafend, oder in einem Zustand von Wahnsinn zubrachte, und nichts als Wasser zu sich nehmen konnte. Als er endlich wieder so weit hergestellt war, um Speise zu sich nehmen zu können, fehlte es uns leider schon am Gelde, ihm eine Stärkung durch bessere Kost zu verschaffen, indem der Sultan, der es darauf angelegt hatte, uns zu verderben, um sich unsrer Habe bemächtigen zu können, seinen verrätherischen Plan so gut ins Werk zu setzen wußte, daß sich Niemand fand, der uns von unsern Gütern etwas abgekauft hätte. Sechs ganze Wochen brachten wir auf diese Weise ohne animalische Speise zu, indem wir uns von einer geringen Quantität Korn und Datteln nährten. Unsre Pferde waren ebenfalls aus Mangel an gutem Futter so abgezehrt und ausgemergelt, daß Niemand Lust hatte, sie uns abzukaufen. Um das Maß unsrer übeln Lage voll zu machen, ward unser Belford völlig taub und so kraftlos, daß er nicht mehr vermögend war zu gehen.

Auf diese Weise war meine Lage sehr mißlich, besonders wenn ich daran dachte, daß, wenn meine beiden Reisegefährten, wie sehr zu fürchten stand, sterben sollten, ich weder Geld genug zu ihrem Begräbniß, noch zu meinem eignen Unterhalt haben, und wahrscheinlich vor Hunger in der dortigen Gegend umkommen würde. Indessen bewirkte mein von Natur heitrer Character und das Vertrauen auf die höhere Macht, die mich schon aus so manchen großen Gefahren gerettet hatte, daß ich nicht in Verzweiflung gerieth. Nach und nach wurde auch Belford wieder etwas

bisser, und konnte mir bei der Abwartung unsers armen Reisegefährten hülfreiche Hand leisten.

Während der Krankheit des Hrn. Ritchie langte in Murzuk ein Kafflé von Tuaricks auf ihrer Reise nach Mecca an, ungefähr 150 Personen stark. Es waren sämmtlich sehr schöne Männer, schlank und kräftig gebaut, mit einem gewissen äußern Ansehen von Ungebundenheit und Stolz, welches Achtung einflößte. Sie haben eine weiße Hautfarbe, die sich auch an den bedeckten Theilen ihres Körpers gehalten hat, ihr Gesicht ist aber durch die Sonnenhitze sehr stark gebräunt. Ihre Kleidung ist gewöhnlich von blaugefärbter Baumwolle (doch tragen sie auch die übrigen Farben, ohne einer einen bestimmten Vorzug zu geben), und besteht in einem weiten Hemd oder Kittel mit Schleifen vorn auf der Brust, wozu sie das Zeug selbst verfertigen; die Kaufleute tragen aber meistens sehr buntstreifige, reich mit Gold und Silber verzierte Kaftane, die sie sich von Tripoli kommen lassen. Alle Tuariks haben die sonderbare Mode, sich ihr Gesicht bis unter die Augen mit einem Tuche von gesteifter (gewöhnlich blauer Leinwand zu verbinden, dessen Zipfel bis über die Achseln herabhängen; der Ursprung und Grund dieser Sitte ist nicht mehr bekannt, sie beobachten sie aber als eine von ihren Altvordern eingeführte Mode sehr genau und sorgfältig. Häufig tragen sie lederne Kaftans von Antelopenfellen, die recht gut gegerbt und zubereitet sind; ihre Hosen gleichen den sogenannten Kosakenhosen, und sind von baumwollnen Zeuge, ebenfalls meistens von dunkel-

blauer Farbe. Auf dem Kopfe tragen sie Alle Turbans, und die meisten über denselben noch hohe rothe Mützen. Ihre Sandalen, die von schwarzem Leder sind, und mit scharlachrothen Riemen an den Füßen befestigt werden, sind auf der innern Seite der Sohle auf eine wahrhaft bewunderungswerthe Weise prachtvoll gestickt, und ohne Zweifel der schönste Theil ihrer Kleidung. Sie tragen sämmtlich eine Peitsche, die ihnen über der Achsel an einer breiten Kuppel herabhängt. Ihre Schwerter sind stark und sehr lang, und sie handhaben sie mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit. An dem linken Handgelenke tragen sie einen Dolch, der mit dem Griff nach der Hand zu in einer Scheide durch lederne Riemen an den Arm befestigt ist. Ohne diesen Dolch sieht man selten einen Tuarick; sodann haben sie auch gewöhnlich in der rechten Hand einen dünnen 6 Fuß langen Speer, oft ganz von Eisen, oder wenn von Holz, doch mit Erz ausgelegt und auf mancherlei Weise geschmückt. Im Kriege führen sie drei längere und noch leichtere Speere, die sie in großer Entfernung zu werfen verstehen, und eine starke Lanze, die hinter dem Sattel befestigt ist. Außerdem haben sie auch noch eine lange Flinte, und gelten für sehr geübte Schützen. Ihre Zelte sind, einige wenige von Segeltuch verfertigte ausgenommen, sämmtlich von Leder, und werden über Stäben und ihrem Gepäck ausgespreitet.

Die Tuaricks sind wo möglich noch abergläubischer als die Eingebornen von Fezzan; einige von ihnen sind über und über mit Amuletten und Papierschnitzeln, worauf Zau-

berſprüche und Bannformeln gegen den Satan ſtehen, bedeckt, und ſie glauben in denſelben ſichere Mittel gegen Unglücksfälle und Krankheiten zu beſitzen. Wo es nur möglich iſt, heften ſie dergleichen heiliges Geſchreibſel an ihrem Körper an, und nicht bloß ihre Kleider und ſogar die Falten ihrer Turbane ſind damit vollgeſtopft, ſondern auch ihre Waffen werden mit mancherlei Ceremonien geſeiet. Ihre Sprache iſt das Berberiſche oder der eigenthümliche und urſprüngliche Africaniſche Dialect, der in den Gebirgen hinter Tunis, in mehreren Theilen von Marocca und in Sockna ebenfalls geſprochen wird. Sie ſind auf das hohe Alter derſelben nicht wenig ſtolz, und mehrere von ihnen erzählten mir, daß dieſelbe ſchon von Noah geſprochen, und den übrigen Sprachen vorgezogen worden ſei! Uebrigens iſt bei ihnen auch noch eine Sitte gebräuchlich, die merkwürdig gegen die der übrigen Bewohner der Barbareeken und des Orients abſticht; ſie küſſen nämlich Niemanden die Hand, wie die andern Mohamedaner zu thun pflegen, ſelbſt nicht einmal dem Sultan, ſondern wenn ſie ſich ihm nahen, um ihn zu begrüßen, ſo ergreifen ſie ſeine Hand, ſchüttelu ſie und gehen dann wieder zurück; auch bücken ſie ſich nicht, ſondern ſtehen ſtets aufrecht und blicken ihm gradezu ins Geſicht, was ſonſt kein Mohamedaner wagen würde. Kein Volk in der Welt hat übrigens wohl mehr Abneigung gegen das Waſchen als ſie; daher viele von ihnen, wenn ſie ſich eben in ein neues blaues Gewand gekleidet haben, eine Zeitlang ebenfalls ganz blau im Geſicht und an den Händen ausſehen. Selbſt die religiöſe Vorſchrift des Korans, zufolge der Jeder vor

dem Gebet sich waschen muß', bewegt sie nicht, sich des Wassers zu bedienen, sondern statt desselben nehmen sie Sand. Wir suchten öftere den Grund dieser sonderbaren Abneigung zu erfahren, erhielten aber immer zur Antwort: „Gott wolle nicht, daß Jemand sich selbst an seiner Gesundheit Schaden thue, wenn es nicht nöthig sei; Wasser wäre gut zum Trinken und Kochen, tauge aber nicht für die äußere Haut eines Tuarick, der stets nach dem Waschen krank werde." Nur einige wenige von ihnen pflegen sich zu waschen, und die Andern wegen ihrer Unsauberkeit zu verspotten. Sie bekennen sich sämmtlich zu der Mohamedanischen Religion, und verrichten ihre Gebete in Arabischer Sprache, obgleich die meisten von ihnen von derselben keine Sylbe verstehen; gewöhnlich begnügen sich diejenigen, welche beten (und viele thun es gar nicht), damit, die Glaubensformel, „es ist nur Ein Gott und Mehamed sein Prophet," zu wiederholten Malen herzusagen, weil sie außerdem fast gar nichts von ihrer Religion wissen.

Sie wohnen auf dem ungeheuer großen Landstrich, der auf den Karten mit dem Namen Sahara oder die große Wüste bezeichnet wird, und bestehen aus vielen einzelnen Stämmen, von denen viele keine feste Wohnsitze haben, sondern wie die Beduinen als Nomaden herumziehen und vom Raube leben. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sie sich übrigens durchaus nicht grausam, vorausgesetzt nämlich, daß man sich nicht gegen sie zur Wehre setzt, in welchem letztern Fall sie ohne Schonung morden. Viele ihrer Stämme sind in stetem Kriege mit den Negerstaaten

von Soudan, und schleppen aus demselben eine unzählige Menge Sclaven weg. Sie verstehen sich so gut auf die Führung ihrer Waffen, und besitzen so viel Muth und Tapferkeit, daß sie allgemein sehr gefürchtet werden; was sie in den Stand setzt, oft in sehr geringer Anzahl ungehindert durch fremde volkreiche Länder zu ziehen. Jeder Stamm von ihnen hat übrigens in seiner Kleidung oder der Art zu reiten oder Krieg zu führen, etwas Characteristisches, was ihn von den übrigen unterscheidet.

Die dem Königreich Fezzan zunächst wohnenden Tuaricks finden sich in Ghraat, einer befestigten, d. h. mit einer Mauer versehenen Stadt, die von Murzuk zehn Tagereisen gegen Süden liegt, und fünf Tagereisen von Ganat entfernt ist, welches letztre nicht, wie die gewöhnliche Meinung der Geographen ist, eine Stadt, sondern bloß einen Landstrich, der reichlich Datteln hervorbringt, bezeichnet. Der Scheik von Ghraat wird dort Sultan genannt, gegen welchen pompösen Titel indeß seine wirkliche Machtvollkommenheit und Gewalt sehr absticht. Er hat bloß sehr precäre Revenüen, und zwar bloß von solchen, die sich in seinem Gebiete mit festen Wohnsitzen angesiedelt haben; die dortigen Tuaricks zahlen gar keine Abgaben, weil sie fast stets herumschweifen; ihre Stämme führen die Namen Heggar, Booghrasaten, Menghraata und Haioon, von denen der letztgenannte in einem besondern Geruch von Heiligkeit steht; auch haben fast alle von demselben die Wallfahrt nach Mecca gemacht. Der Sultan hat durchaus kein Recht über Leben und Tod zu verfügen; eben so wenig darf er Gesetze machen oder ändern,

sondern muß sich in jeder Rücksicht nach einer Art Staats rath richten, der aus den Aeltesten der Stämme zusammen gesetzt ist, und die gesetzgebende und richterliche Gewalt be sitzt. Auch zeichnet sich der Sultan (der gegenwärtig heißt Bel Gussun) weder durch seine Kleidung noch durch andre Abzeichen aus, und treibt so gut, wie die Uebrigen in eigner Person Handelschaft. Seine Würde ist übrigens erblich; und da sie nicht sehr anlockend ist, so hat sie das Gute, keine Successionskriege zu veranlassen.

Die Ghraatianer gestatten den Fremden, sich mit ih ren Weibern und Töchtern zu unterhalten, und man weiß fast von keinem Mißbrauch dieser gestatteten Freiheit; sie sollen recht hübsch aussehen, aber etwas zur Corpulenz ge neigt seyn. Die dortigen Einwohner gelten für sehr reich, was auch bei ihrem fortwährenden starken Handel mit Soudan nicht unwahrscheinlich ist, da sie von keinem Des poten ihres Gewinnes beraubt werden. Alle Arten Lebens mittel sind dort sehr theuer; die Datteln sind von schlech ter Qualität, und Korn baut man nur wenig, das meiste tauscht man zu Murzuk gegen Gold, Sclaven und andre Waaren ein. Die Tuaricks von den Stämmen, die oft nach Ghraat kommen, sind sehr unverschämte und unersätt liche Bettler, und haben die Mode, sich vorher in den Be sitz des Gegenstandes zu setzen, den sie erbetteln wollen. Jährlich wird dort im Frühling ein großer Markt gehal ten, zu welchem sehr viele Theilnehmer aus der ganzen umliegenden Gegend sich einfinden. Die Einwohner von Ghadams, einer andern Stadt der Tuaricks, welche zwar

Tagereisen nordwestlich von Ghraat liegt, bringen dann chwerter, Flinten, Kanonen, Pulver, Blei und Eisenwaa n, nebst einigen wenigen Zeugen zur Kleidung herbei; die ufleute von Soudan Gold, baumwollne Tücher, Thier ute, Wasserschläuche, Gorro-Nüsse, Dolche und Scla n; die aus Fezzan handeln mit sehr vielerlei Waaren, sie sich aus Tripoli und Aegypten kommen lassen. Die uptartikel des Verkehrs sind Datteln, Korn, Cameele d Sclaven, welche sämmtlich in großem Ueberfluß vor nden sind. Alle Kaufleute müssen an die dortigen Tua ks eine Art Eingangszoll erlegen, von welchem bloß ihre auen Freunde und die Mamuelucken zu Mürzuck oder en Leute eximirt sind, weil es das Interesse der Tua ks, die sehr häufig nach der Hauptstadt kommen, er scht, mit denselben stets in gutem Vernehmen zu stehen.

Wir erhielten von Männern dieses sonderbaren Volks mmes sehr oft Besuche, wobei sie alles sehr eifrig und au untersuchten, was wir ihnen von unsern Sachen zu en und in die Hand zu nehmen gestatteten. Vorzüglich sie das Gerücht von unsern geheimnißvollen Kenntniß , und daß wir vermögend wären, steif und fest in die nne zu schauen, oder mit andern Worten, astronomische obachtungen zu machen, in großen Schaaren zu unsrer hnung herbei, und wir spielten ihnen dann und wann en lustigen Streich. Die chemischen Kunststücke, die wir t dem Phosphorus machten, setzten sie in das größte staunen; nicht minder erregten die Kaleidoscopen und die mera obscura ihre äußerste Verwunderung; aber der

Compaß war so sehr über ihre Fassungskraft erhaben, daß sie sich fürchteten, ihn auch nur anzurühren. Mehr nach ihrem Geschmack waren unsre Waffen; besonders zog ein Säbel, den ich besaß, und an dessen Gefäß eine Pistole angebracht war, ihre Bewunderung so sehr auf sich, daß ich, wenn ich ihn hätte weggeben wollen, ihn gegen einen ganzen Haufen von Negersclavinnen hätte vertauschen können. Da wir mit Arzeneimitteln ziemlich versehen waren, so gab dieß Veranlassung, daß alle unsre Besucher sich sehr übel befanden, und nicht nur eine, sondern alle Krankheiten des Landes zusammen zu haben sich einbildeten. Der Eine hatte böse Augen; wenn er sich nun durch die ihm dargereichte Medicin besser fühlte, so begannen sogleich alle seine Cameraden ebenfalls zu blinzeln, und sich halb blind zu stellen, um auch etwas Arzenei zu bekommen; hatte ein Anderer Beschwerden in der Leber, so fühlte sich die übrige Gesellschaft ebenfalls so übel, daß sie weder gehen noch sprechen konnte, ohne zu ächzen und zu stöhnen, und so gings mit allen Krankheiten. Anfangs reichten wir ihnen willig Medicin dar, bald aber merkten wir, daß es darauf abgesehen war, uns in Contribution zu setzen, indem sie auch noch außerdem, der Eine um ein Stückchen Zucker zum Versuchen und als Merkwürdigkeit für ihre Weiber und Kinder, der Andere um Taback, der Dritte um ein Paar Spornen u. dgl. bat, so daß uns endlich die Geduld riß, und wir, ohne viele Umstände zu machen, sie alle aus unserm Hause wegwiesen.

Nicht weniger aber wurden wir von den Einwohnern von Murzuck wegen Heilmittel überlaufen, besonders da

rade zu jener Zeit die außerordentliche Hitze (am 23. Juni
ls das Fest Rhamadan begann, stand das Thermometer
es Morgens früh um 5 Uhr auf 27 Grad Reaumür (93°
ahrenheit) und des Nachmittags um zwei Uhr auf 42°
126½° F.), sehr viele Krankheiten unter unsern Freun-
en und Bekannten verursachte. Da Herr Ritchie um diese
eit ebenfalls viel kränker geworden war, so mußte ich
as Doctoramt versehen, wobei ich stets medicinische Bü-
her zur Hand hatte, um in schwierigen Fällen mir daraus
athe zu erholen. Viele meiner Kuren glückten mir, und
ch erlaubte mir wenigstens nie, gefährliche Eperimente mit
einen Patienten anzustellen. Die häufigsten Krankheiten
n der dortigen Gegend sind Leberkrankheiten, Brustbe-
chwerden, Milzsucht und Auszehrung, die man dort durch
Brenner mit einem heißen Eisen heilt; sodann viele Ar-
en von Fiebern, gegen welche, so wie gegen Lähmungen,
auberformeln verordnet werden! Ich ward nunmehr als
in großer Arzt angesehen, und hatte auf diese Weise ei-
en Character und feste Stellung gegen die übrigen Be-
ohner bekommen, wiewohl meine Kunst sehr eng begrenzt
ar, und sich nicht über Aderlassen, Blasenziehen und Be-
itung einiger einfachen Arzneimittel erstreckte. Während
einer Praxis kamen oft gar comische Fälle vor, weil die
ute in die Arzeneikunst ein sehr übermäßiges Vertrauen setz-
n. — — — —

So kam einst ein alter achtzigjähriger Greis zu uns,
r schon seit vielen Jahren her einen sehr gekrümmten
ücken hatte, und da er kurz vorher sah, daß ein Lini-
ent, welches ich gegen einen verstauchten Knöchel verord-

net hatte, gut anschlug, so wünschte er auch eine Dosis von demselben zu bekommen, um seinen Rücken wieder gerade zu machen. Eine kranke Negerin von einem der obersten Diener Muknis schickte uns ihr Armband, woraus wir ihre Krankheit errathen und die gehörige Medicin ihr dann schicken sollten. Selbst die Weiber des Sultans schickten uns beständig kleine Flaschen zu, um etwas zu erhalten, was sie fruchtbar machen könnte; oft fügten die Boten heimlich hinzu, ob man einen Knaben oder ein Mädchen wünsche. Beschriebenes Papier galt übrigens für Zauberformeln und mithin als officinell.

Unsere ökonomische Lage ward indessen mit jedem Tage schlimmer, und von Mukni konnten wir keine Hülfe erwarten, da er trotz seiner Versprechungen ganz augenscheinlich sehr wünschte, daß wir alle zusammen umkommen möchten, damit er sich in den Besitz unserer Habe und Waaren setzen könne, von welchen letztern wir eine bedeutende Quantität hatten. Während dieser Zeit mußten wir uns, nebst Belford und einem Diener, alle zusammen, mit einem Quart Korn täglich nebst einigen Datteln begnügen, und um das Drückende unserer Lage zu vermehren, wurde Belford von Schwindel und Taubheit befallen, als kaum sich Herr Ritchie wieder ein wenig erholt hatte. In Hinsicht des Letztern mußte ich leider die Bemerkung machen, daß die Anfälle von Wahnsinn auf seinen Geist einen materiellen Einfluß gehabt hatten, indem er von jener Zeit an stets melancholisch gestimmt war, sich in seinem Gemach eingeschlossen hielt, und alle Gesellschaft vermied.

Unter den Einwohnern von Murzuck, die uns Anfangs häufig besuchten, so lange wir noch Caffee und Zucker genug hatten, um sie zu tractiren, war auch ein gewisser Mammeluck, Namens Mohammed ben Abd Alla, der aus Neapel gebürtig, und schon in seinem zehnten Jahre zur Muhamedanischen Religion übergetreten war. Der Dey von Tripoli, dem er früherhin angehörte, hatte ihn vor achtzehn Jahren dem Mukni zum Geschenk gemacht, der sich jetzt seiner bediente, um uns ausspioniren zu lassen, und stets zu beobachten. Vorzüglich suchte er er den eigentlichen Zweck unserer Reise zu erforschen, und ob wir in der That so vornehme Männer wären, wofür wir ausgegeben wurden. Es war nämlich damals dort das Gerücht in Umlauf, daß Herr Ritchie die Tochter, und ich die Nichte des Königs von England geheirathet hätten. Um nun hinter die Wahrheit zu kommen, schlug er auf den Busch, und stellte sich, als sei er genau mit allen unsern Umständen bekannt; wir leugneten unsrerseits alles auf eine Weise, aus der er nothwendig auf das Gegentheil unsrer Verneinung schließen mußte. Da er uns aber überhaupt sehr zur Last fiel, so beschloß ich, ihn einmal ordentlich in Furcht zu setzen. Eines Abends, da sich grade Hr. Ritchie sehr wohl befand, nahm ich den Mohammed mit hinaus ins Freie, begann vom König Salomon und seinem Siegel zu sprechen, und machte ihm weiß, Herr Ritchie und ich wir wären Freimaurer und verständen allerlei Zauberkünste; dabei erzählte ich ihm eine Menge Wunder und Geistergeschichten, zum Beweis, daß die Freimaurer alles thun könnten, was sie wollten, und sagte ihm beim Nachhausegehen, er solle

mir einige Worte sagen, mir dann den Mund zuhalten, und dennoch werde sie Hr. Ritchie durch seine Kunst errathen können. Er that dieß, und zu seinem großen Erstaunen sprach Hr. Ritchie die gedachten Worte wirklich laut aus, die ich ihm mit den Fingern bezeichnet hatte. Seit dieser Zeit ward er bei weitem weniger zudringlich; übrigens kam er während der Abnahme unserer ökonomischen Angelegenheiten sehr häufig und that uns in Betreff unserer Waaren sehr niedrige Gebote, worauf wir uns aber nicht einließen; ganz augenscheinlich aber war er hierzu von Mukni beauftragt worden.

In jener traurigen Epoche kam uns indessen unerwartet eine plötzliche Hülfe, grade als wir aufs Aeußerste herabgekommen waren, und einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, von Mukni Geld zu entlehnen, welches der Britische Consul zu Tripoli sogleich an Muknis Frau, die dort sich aufhielt, zurückbezahlt haben würde. Wir hatten unserm Wirth, Hadgi Mahmoud, der neben uns wohnte, zwanzig Piaster bei unsrer Ankunft in Murzuck geliehen, von denen er uns erst die Hälfte zurückbezahlt hatte; damals brachte er uns aber grade zur gelegensten Zeit die andere Hälfte wieder, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, uns Speise und eine melkende Schafmutter, damit es uns nicht an Milch fehlen möchte, zu kaufen, und unsere Pferde wieder aufzufüttern, um sie sodann verkaufen zu können.

Gegen das Ende dieses Monats (Juli) kam aus Bornou ein großer Kafflé von Arabern, Tripolinen und T.b-

boos, die 1400 Sclaven beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, meistens aber Weiber und Mädchen mit sich brachten. Früher waren schon mehrere geringere Züge von Sclaven ihnen vorausgegangen, und viele folgten ihnen. Wir waren vor die Stadt geritten, um den Einzug des großen Kaffle zu sehen, — ein sehr jammervoller Anblick! Die armen geplagten Geschöpfe waren meistens so erschöpft, daß sie sich kaum noch fortschleppen konnten; ihre Füße und Schenkel waren sehr geschwollen, und standen mit ihrem übrigen ausgemergelten Körper in einem traurigen Contrast. Sie mußten alle Lasten von Brennholz tragen, und selbst die kleinen Kinder, die zu wahren Skeletten durch Anstrengung und Elend zusammengeschrumpft waren, waren hiervon nicht befreit, und stöhnten unter ihrer Bürde, während ihre unmenschlichen Gebieter auf ihren Cameelen reitend, von Zeit zu Zeit ihre unglücklichen Gefangenen durch Peitschenhiebe antrieben. Viele von den Weibern schleppten auch auf ihrem Rücken kleine Kinder, von denen mehrere noch so jung aussahen, daß sie wahrscheinlich erst unterwegs geboren worden waren.

Die Tibboos, welche Sclavenhandel nach Bornou treiben, gehören zu den herumschweifenden Stämmen der Beduinen; sie stehen nicht unmittelbar mit Soudan in Handelsverkehr, weil diese letztere Land zu weit entfernt ist, sondern tauschen die Sclaven in Bornou gegen Pferde ein, die sie im Innern des Landes sehr wohlfeil einkaufen und mit großem Vortheil absetzen, da die in Bornou von geringer Qualität sind. Auch sind sie für ihre Pferde be-

sorgter als für ihre Familien, und füttern sie sehr sorgfältig auf. Ein gutes Roß gilt aber auch dort so viel wie zehn oder funfzehn Negerinnen, von denen jede in den Häfen der Berberei 80 bis 150 Piaster angeschlagen wird. Die Tibboos reiten auf Sätteln, die den unsrigen gleichen, nur daß sie kleiner sind, und vorne höher; ihre Steigbügel sind ebenfalls den unsrigen ähnlich, allein sie stecken nicht den ganzen Fuß in dieselben, sondern nur die vier kleinern Zehen; der große Zeh bleibt außerhalb und ihre Schuhe sind hierzu eingerichtet, so daß für jenen ein besonderer Daumen bestimmt ist.

Die Kaufleute sprechen von den Sclaven ganz so, wie bei uns die Pächter vom Schlachtvieh. Diejenigen, die man hierher gebracht hatte, wurden übrigens gut ernährt, damit sie den weitern Marsch nach Tripoli, Benghazi oder Aegypten auszuhalten vermöchten, wohin sie bestimmt waren. So müssen diese Unglücklichen oft noch einen Weg von 1600 bis 1800 Meilen machen, bevor sie ausruhen können, und nachdem sie schon im Lande selbst vielleicht zehn verschiedne Herren gehabt haben, von denen sie meistens sehr übel behandelt werden. Bei jedem neuen Verkaufe hoffen sie, daß es der letzte seyn werde, aber gar oft müssen sie einen eben so langen und mühseligen Weg über den brennenden Sand wieder zurücklegen, als sie gekommen sind, mit neuen Gefährten, aber demselben Elend! Die Weiber können im Allgemeinen die Strapazen solcher Reisen besser aushalten als die Männer; vielleicht weil die kleine Portion Essen und Wasser mehr für sie hinreicht;

auch sehen sie nie so abgemattet und kraftlos aus wie die Mannspersonen.

Ich hatte vielfältige Gelegenheit, von den Kaufleuten aus Bornou von diesem Lande und mehrern andern Theilen des Innern von Africa, namentlich von Soudan genaue Erkundigungen einzuziehen, die ich hier zum Theil mit der Bemerkung mittheile, daß man sich erinnere, daß ich zufolge der Berichte Anderer, und nicht als Augenzeuge erzähle.

---

6. Notizen über Bornou, Soudan, Timbuctoo u. s. w.

Bornou ist der Name eines großen Landstrichs, 40 Tagereisen, oder ungefähr 700 Meilen südlich von Fezzan. Im Osten grenzt es an Baghermi, im Westen an Kano, und nach Norden zu an Kanem. Nur sehr wenig Kaufleute gehen bis zur südlichen Grenze dieses Landes, daher man nicht recht weiß, was für Länder in jener Richtung liegen. Die Hauptstadt von Bornou heißt Birnie oder genauer Birnie Jideed (Neu Birnie), um sie von einer ältern Stadt desselben Namens zu unterscheiden, welche letztere, seitdem vor ungefähr acht Jahren jene erbaut worden, fast gar nicht mehr bewohnt wird. Die Veranlassung zu der Erbauung von Neu Birne gab der Umstand, daß die ältere Hauptstadt ihre Lage an der westlichen Grenze wegen, häufig den s. g. Gharazzies oder Einfällen, um Menschen als Sclaven

wegzuschleppen, ausgesetzt war, daher man denn beschloß, die Hauptstadt mehr in das Innere des Landes zu verlegen, so daß jetzt Neu Birnie fünf Tagereisen weiter nach Osten zu liegt.

Zwischen beiden genannten Städten fließt ein breiter Strom Tsad genannt in der Richtung von Südwest nach Nordost. Die Eingebornen erzählen von ihm, daß er durch Foor (Brownes Darfur) nach Aegypten fließt; überhaupt aber wichen die Berichte über denselben sehr von einander ab, indem ihn die Einen für einen großen See, die Andern für einen unbedeutenden Fluß ausgaben. Von dem Neffen eines Kadi aus Bornou erhielt ich endlich über denselben folgende Auskunft: der Tsad ist eigentlich kein großer Strom, sondern schwellt jährlich während einiger Monate durch eine große Menge andere Flüsse, die sich nach der Regenzeit in ihn ergießen, zu seiner außerordentlichen Größe an, durch welche er einem breiten See gleicht, und rings umher das Land überschwemmt. Nach Verfluß von einiger Zeit trocknet er dann bis auf sein kleines Flußbette, (in welchem er denselben Namen führt, und von Westen nach Osten zu, man weiß nicht woher? fließt) wieder ein, so daß die Anwohner an seinen Ufern im Frühling ihre Ländereien besäen können, und stets vor Eintritt der Ueberschwemmung mit ihrer Erndte fertig sind, welche grade wie in Aegypten durch den Nil durch die vorgängige Bewässerung desto reicher ausfällt.

Dieser Fluß führt auch noch den Namen Gambarro, und oft auch wird er der Nil genannt. Bis vor einigen

Jahren, wo das Land durch die milde Regierung eines religiös gesinnten Muselmannes sehr an Cultur zunahm, herrschte dort die Sitte, jährlich beim Anfang der Ueberschwemmung eine reich geschmückte Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit in diesem Fluß zu ersäufen. Die vornehmsten Familien des Landes hielten sich für besonders beehrt, wenn aus ihnen das Schlachtopfer gewählt ward, und die Priester weissagten dann aus dem leichtern oder schwerern Tode desselben, ob das künftige Jahr fruchtbar seyn werde oder nicht.

Bornou wird von einem Sultan regiert, der früher eine sehr ausgedehnte Macht besaß; allein seit mehrern Jahren hat sich der Scheik von Kanem, welches dem Sultan sonst zinsbar und unterworfen war, unabhängig zu machen gewußt. Es ist dieser letztre ein angesehener Maraboot, der unter dem Vorwande der Religion mit den Kaffirn in seiner Nachbarschaft in beständigem Kriege lebt, und dadurch eine überaus große Beute an Gold, Silber, Pferden und Sclaven zusammengebracht hat. Er lebt in der Hauptstadt von Kanem, Maoo genannt, erhält von allen Kaufleuten aus Fezzan Geschenke, und steht überhaupt im größten Ansehen.

In Kanem findet sich in der Entfernung einer Tagereise von der Haupestadt ein sehr breiter Strom, der von Südwest nach Nordost fließt, und von den Eingebornen Yaoo, von den Mohrischen Kaufleuten aber Nil genannt wird. Er ist sehr tief und voll von Fischen, welchen die Einwohner an der Sonne trocknen, und zum Vorrath für die Regenzeit aufbewahren.

Mukni hatte vor nicht gar langer Zeit die von Vertheidigungsmitteln ganz entblößten Einwohner von Kanem, Muselmänner sowohl als Kaffirn, überfallen, und nachdem er ihre Stadt verbrannt, sie mit ihren Weibern und Kindern bis zu den Ufern jenes Stroms verfolgt, in dessen Wellen sehr viele von ihnen bei dem Versuche, durch denselben hindurchzuschwimmen, umkamen; andre wurden noch lebend wieder aus dem Wasser herausgezogen, und die Gesammtzahl der dort Gefangenen betrug über 1800. Mit diesen kehrte er dann zurück, und mußte hierbei durch eine Sandwüste, wo es drei Tagreisen hindurch kein Wasser giebt. Am ersten Tage erhob sich aber ein so furchtbarer Sandsturm, daß Mukni und seine Leute nicht wußten, in welcher Richtung sie weiter ziehen sollten; auch wüthete derselbe fortwährend noch zwei ganze Tage hindurch. Am Abend des zweiten Tags schickte Mukni den größten Theil der Gefangnen unter einer geringen Bedeckung weiter, während er mit den Uebrigen noch zurückblieb; von Jenen waren aber nur wenige so glücklich, einen mit Wasser versehenen Ort zu erreichen, und bei weitem der allergrößte Theil von ihnen kam auf eine klägliche Weise um. Als der Sandsturm sich am dritten Tage noch immer nicht gelegt hatte, so vermehrte sich Muknis Ungeduld und Mißmuth mit dem Aufschub seines Marsches, und in dieser Stimmung befahl er, alle übrige Sclaven umzubringen. Dieser grausame Befehl wurde auch sogleich ohne Weiteres mit kaltem Blute an 200 wehrlosen Geschöpfen vollzogen, in deren Land er zuerst unter der Maske der Freundschaft eingedrungen war, indem er vorgegeben hatte, er wolle

los hindurch ziehen, um sich an ein Paar andern Stämmen zu rächen, die ihn beleidigt hätten. Diese schändliche Verrätherei und unmenschliche Grausamkeit mußte natürlich um so gehässiger seyn, und seitdem wird sein Name in jener Gegend nicht ohne Verwünschungen und Flüche genannt, welche man schon die kleinen Kinder lehrt, sobald sie nur etwas sprechen können. Der oben erwähnte Scheik von Kanem war damals noch so glücklich, sich nach Birnie durch die Flucht retten zu können; sehr viele Glieder seiner Familie fielen in Muknis Hände, und wurden das Opfer seiner Grausamkeit.

Nordöstlich von Birnie, in einer Entfernung von zehn Tagereisen, zieht sich eine sehr ausgedehnte, mit vielen Bäumen bepflanzte Wadey, Bahr el Gazal genannt, hin, welche von Negerstämmen bewohnt wird, von denen die meisten Kaffirn oder wenigstens keine Muselmänner sind, und ein Nomadenleben führen. In diesem Landstrich giebt es in großer Menge Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Büffel und Cameloparden oder Giraffen, die von den Arabern Jimel Allah (Gottes-Cameele) genannt werden. Die Einwohner sprechen eine Art verdorbenes Arabisch, haben aber auch ein oder zwei ihnen eigenthümliche Sprachen. Sie sind ein schöner Menschenschlag, kräftig gebaut und sehr thätig. Ihr Haar ist nicht kraus, und sie tragen es lang und geglättet; ihre Kleidung besteht meistens aus Leder, viele aber gehen ganz nackend. Zugvieh giebt es in so großer Menge, daß mehrere Gegenden buchstäblich mit demselben bedeckt sind. In den Wäldern findet man sehr viele Elephantenzähne.

Ueber dieß Land lauteten die verschiedenen Berichte der Kaufleute ziemlich übereinstimmend; namentlich über den Punct, daß es, obgleich es den Namen Bahr führt, dennoch keinen Fluß enthält, wiewohl vor Zeiten ein sehr großer Strom dort befindlich gewesen seyn soll. Es werden dort ganz ungeheure Gebeine von unbekannten Landthieren und Fischen gefunden, welche in einem Zustand von Versteinerung sind. Die Araber erzählen in dieser Hinsicht: „sie wären herbeigekommen, um diese Gebeine in Besitz zu nehmen, aber der Satan (Iblis) habe sie plötzlich aus Schabernack in Steine verwandelt.“ Auch giebt es schöne Muschelschalen, dort in dem Innern der Erde gefunden, von denen einige so groß sind, daß die Neger aus ihnen eine Art von Trompeten machen. Nach der Beschreibung der Gräten und Gerippe müssen einige jener Fische über 10 bis 12 Fuß lang gewesen seyn.

In Bornou bedient man sich einer kleinen kupfernen Geldmünze von geringem Werth, welche im Lande selbst geschlagen wird; Gold findet sich zwar ebenfalls, wird aber fast bloß zu Zierrathen verbraucht. Die Einwohner gelten für Mohamedaner, sind aber großentheils Kaffirs (Ungläubige). In den mehr civilisirten Theilen des Landes trägt man Kleider von Baumwolle. Die Waffen bestehen in Lanzen, Bogen und Pfeilen; bloß der Scheik und einige von der Leibwache des Sultans haben Flinten, sie verstehen es aber nicht, gutes Pulver zu verfertigen. Man behauptet, daß in Birnie 60,000 Reiter sich befänden, deren Pferde das Eigenthümliche an sich haben, daß sie nicht

: die andern traben, sondern stets in Sprüngen sich vor-
rts bewegen. Das Land selbst ist sehr fruchtbar, und
ngt viel Korn und Obst hervor, unter andern die Ta-
rinde; es giebt viele Waldungen, deren Bäume
r groß und schattig sind; die aus denselben ge-
nißten Bretter dienen statt Papiers, indem man
f dieselben Gebetformeln schreibt, welche die kleinen Kna-
ı lesen lernen.

Aghades ist ein großer Landstrich mit einer Haupt-
dt gleichen Namens, die von Murzuk 36 Tagreisen und
n Bornou deren zwanzig entfernt ist. Die Einwohner
d Tuaricks von dem kriegerischen Stamm der Kellemi.
le Stadt ist größer als Murzuk, aber ihre Häuser sind
n gleicher Bauart; sie ist von einer aus Lehm und
teinen gebauten, ziemlich starken Mauer umgeben. Auf
r dasigen Hauptmoschee ist ein sehr hoher Mouadden
Minaret, Thurm), von dem die Tuaricks behaupten, daß
m selbst in Aegypten keiner an Höhe gleichkommt. Das
nd selbst ist unabhängig, und wird von einem Scheik
ziert; der gegenwärtige ist ein Mulatte, Namens Yussuf-
h, und steht in eben so großem Ansehen, als der Sultan
n Fezzan. Der Boden ist nicht sandig, sondern von
:de, meist mit Gras bewachsen, übrigens sehr fruchtbar
ıd baumreich. Die Einwohner sind sehr rigoröse Moha-
edaner.

Bakkance ist die Hauptstadt von Nooky, und die nämi-
he, in welcher Hornemann starb. Ueber diesen Reisenden
hielt ich folgende Auskunft von einem Kaufmann aus

Soudan, der ihn von Murzuck bis nach jener Stadt begleitet hatte. Zuerst waren sie mit einander in Fezzan bekannt worden, und zusammen nach Bornou mit einem großen Kafflé gereist, wo sie sich trennten. Hornemann blieb in Birnie drei oder vier Monate lang, und dann trafen sie beide wieder in einem Kafflé, der nach Kashna ging, zusammen. Das Volk hatte überall große Anhänglichkeit an Hornemann, wegen seines einnehmenden Wesens und seiner medicinischen Kenntnisse, und er galt allgemein für einen Maraboot. Sie reisten nachher zusammen mit einer anderen Caravane von Kaufleuten nach Noofy, und wohnten in der Hauptstadt dieses Landes, Bakkance, in dem nämlichen Hause bei einem gewissen Ali, von dem Stamm der Fellata. Hornemann hatte die Gewohnheit, von Fezzan an unterwegs sich genau die äußere Gestalt und Lage jedes Baums, Bergs oder Orts aufzuzeichnen, um den Rückweg allenfalls ohne Führer finden zu können. Seine Absicht war, durch Dagomba nach Ashantee, welches 40 Tagereisen südlich von Noofy liegt, zu reisen. Als unser Kaufmann Bakkance verließ, befand sich Hornemann noch gesund und frisch, aber bei seiner Ankunft in Kashna hörte er, daß Jener einige Tage nach ihrer Trennung am Fieber gestorben sei.

Soudan ist ein Arabisches Wort, welches das „schwarze Land" bedeutet; es heißt auch Ber el Abeed oder Sclavenland, aber die Eingebornen nennen es Haousa, welches man irrig für den Namen einer Stadt hält. Die Eingebornen sind überaus unwissend, und die wenigen von ihnen, die lesen können, finden ihren Vortheil sehr dabei,

groß Aufhebens von ihren Kenntnissen zu machen. Ein solcher Mann, der lesen kann, steht im größten Ansehen, und man sucht seine Gegenwart bei Hochzeiten und Geburten um hohen Preis zu erkaufen, weil er die Macht hat, den Teufel zu verjagen, der vor Einem, der aus dem Koran zu lesen versteht, sich flüchten muß. Die Kunst, Zauberformeln, Saffis genannt, schreiben zu können, ist der sicherste Weg zu Reichthümern.

Ungefähr die Hälfte der Einwohner von Soudan, an den Ufern des Niger (dort Nil genannt oder auch Soudan, welches ein generischer Name für die dortigen Gewässer ist) sind wenigstens dem Aeußern nach Mohamedaner, allein im Grunde verstehen sie von ihrer Religion nichts, als ihre Gebetformeln; viele von ihnen kennen auch diese nicht einmal, und erkennen bloß die Einheit Gottes, und die Erhabenheit seines Propheten an. Die Uebrigen sind völlige Heiden; einige dieser Nationen haben gar keinen Begriff von Gottesdienst und einem höchsten Wesen, andre beten den Teufel an, viele auch sind dem Fetischdienst ergeben, und verehren alles Außerordentliche von Gegenständen der äußern Natur. Die im Süden von Soudan lebenden Nationen sollen völlig im Naturstande leben, und sowohl in ihrem Benehmen, als in Gestalt und Lebensart, mehr den wilden Thieren als den Menschen gleichen.

Die Muselmänner übertreffen übrigens in ihrem Aberglauben bei weitem diejenigen, die sie ihre blinden Nachbaren betiteln, und unternehmen selten irgend etwas, ohne vorher durch Zaubereien sich geschützt zu haben; sie glau-

ben sich beständig von bösen Geistern und dem Satan verfolgt, und treffen oft sehr sonderbare Vorkehrungen, um sich gegen die eingebildeten Angriffe desselben sicher zu stellen.

Unter den armen unglücklichen Bewohnern von Soudan, die man so grausam aus ihrer Heimat wegschleppt, fand ich in Murzuk, wohin sie als Sclaven gekommen waren, so viel kindlichen Sinn, Unschuld und Gefühl, wie bei keinem andern Volke; ich rede indeß hier hauptsächlich von den Weibern, die Männer sind viel rauher und halten es für Schwäche, Sanftmuth zu zeigen. Besonders zeigt sich ihr sympathetischer Character, wenn eine ihrer Leidensgefährtinnen krank wird; dann wetteifern die übrigen, die Leidende zu trösten und zu nähren, wozu sie oft ihre ganze schmale Portion hergeben; stirbt sie, so machen sie nicht, wie die übrigen, ein lärmendes Geheul, sondern sitzen still, stets Thränen vergießend, und meistens ihr Essen nicht anrührend. Hat eine von ihnen ein Kind, so beeifern sich die andern, der Reihe nach wechselsweise es zu tragen, und mit ihm zu spielen. Sie sind selten trübsinnig, meistens aufgeweckt, ohne Ausgelassenheit, reinlich in ihrer Kleidung, umgänglich und sehr gelehrig; nur verlieren sie gewöhnlich durch den ihnen gegebenen Unterricht viel von ihrer natürlichen Einfalt und Kindlichkeit.

Tombuctoo oder Tembuctoo liegt ungefähr 90 Tagereisen südlich von Murzuk, von wo aus die Straße über Tuat geht, welches auf vielen Karten irrig als eine Stadt angegeben wird, da es im Gegentheil ein großer Landstrich

n der großen Wüste an der Grenze von Soudan ist. Die Stadt Tombuctoo ist aber keineswegs so groß als man sie gewöhnlich ausgiebt, und mag den übereinstimmenden Berichten mehrerer Kaufleute von dort zufolge nicht viel größer als Murzuck seyn. Zu der Annahme ihres großen Umfangs kann wohl der Umstand Veranlassung gegeben haben, daß eine sehr große Menge Kafflés von Kaufleuten von Marocco, Ghadams, Tripoli und den Negerstaaten an den Ufern des Niger, sich in jener Stadt während der Regenzeit, oder bis sie ihre Waaren abgesetzt haben, aufhalten, und während dieser Zeit sich kleine Häuser oder Hütten bauen, so daß Tombuctoo einen Monat hindurch oft 15,000 Einwohner mehr zählt, als in den übrigen.

Tombuctoo wird von einem König oder Sultan regiert, der aber keine große Macht besitzt; seine Würde ist übrigens erblich. Das Volk besteht völlig aus Schwarzen, von denen die Aermern meistens nackend gehen, die Reichern tragen Kittel und eine Art Pumphosen. Die Hauptartikel des Handelsverkehrs sind Gold, Leder, Baumwolle und Waffen.

Bekanntlich hat man behauptet, Mungo Park lebe noch, und werde von dem Sultan von Tombuctoo wegen seiner Theilnahme an einem Aufstand gefangen gehalten. Nach den Berichten der Kaufleute aber, mit denen ich dieserwegen sprach, ist diese Hypothese höchst unwahrscheinlich, da es ganz unmöglich ist, daß er, oder irgend ein andrer Weißer, ohne Wissen der Kaufleute könnte in der Stadt verborgen geblieben seyn, da sie in alle Woh-

nungen, selbst die des Sultans nicht ausgenommen, kommen. Uebrigens leben in dem Gebiet von Tombuctoo mehrere Judenfamilien, die des Handels wegen von Marocco dorthin gekommen sind, welche durch ihre Verschiedenheit von den Mohamedanern in Tracht und Sitte zu dem Gerücht Anlaß gegeben haben, als gäbe es in jener Gegend Christen.

Die Weiber von Soudan stehen in einem besondern Ruf wegen ihrer Singkunst. Sie accompagniren sich bei ihrem Gesang mit einem kleinen Instrument, Erbab genannt, das aus einem ausgehöhlten halben Kürbiß besteht, den man auf der einen Seite mit einem Fell, wie eine Trommel, überzogen hat, nebst einem Griffbret und einer Saite, welche mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen wird. Außerdem haben sie noch Trommeln, Pfeifen und Cymbeln.

Weniger ausgezeichnet sind die Weiber von Bornou; sie sind weder so hübsch von Gestalt, so reinlich, noch von so gutem Temperament, als jene, und stehen daher auf den Sclavenmärkten in niedrigerm Preise.

Unter den übrigen Orten in der großen Wüste ist besonders Ghadams merkwürdig, welches funfzehn Tagreisen südwestlich von Tripoli liegt. Hier pflegen die Kaufleute, die von der letztgenannten Hauptstadt nach Tombuctoo über Tuat reisen, sich zu versammeln, bevor sie ihre große Reise antreten. Früherhin war diese Stadt unabhängig; vor einigen Jahren aber hat sie der Sohn des Deys von Tripoli unterjocht, daher sie dem Letztern seitdem zinsbar ist.

Es zeichnet sich diese Stadt vor allen andern durch n sonderbaren Umstand aus, daß in ihr zwei verschiedene tämme leben, die nicht nur in keiner Gemeinschaft mit ander stehen, sondern sich wechselweise in einem fort be- egen. Durch eine große Mauer wird die Stadt in zwei heile getheilt, deren jeder unter einem besondern Scheik steht; er beide gebietet ein von dem Dey bestallter Cadi. Die traßen sind so enge und überbaut, daß Niemand in der ämmerung ohne Lampe den Weg finden kann; die Häu- sind aber, obwohl bloß von Lehm, dennoch gut gebaut. ie Einwohner sind Araber, aber die beiderseitigen Stäm- vermischen sich nie durch Heirathen mit einander, und d sich gegenseitig so fremd, als wohnten sie viele Meilen n einander entfernt. Der Mouadden (Minaret) der rtigen Moschee ist so hoch, daß er in der Entfernung ier ganzen Tagreise weit erblickt werden kann. Es giebt der dortigen Gegend sehr viele Strauße, deren Federn bedeutendste Handelsartikel in dem Verkehr mit Tri- li ausmachen. — —

So weit die Berichte, die ich von vielen Kaufleuten, nach jenen Gegenden zu handeln pflegten, einzuziehen legenheit hatte. Ich nehme nun den Faden meiner Er- lung wieder auf.

Im September war zu Murzuck Alles mit der Dat- erndte beschäftigt, welche dieß Jahr sehr gut ausgefallen r; diese Frucht macht den Hauptbestandtheil der Nah- ig der dortigen Einwohner aus, und wird theils saftig d frisch verzehrt, theils gedörrt und für den Winter auf- bahrt.

Um diese Zeit verbreitete sich in Murzuck das Gerücht, daß Mukni bei dem Dey von Tripoli in Ungnade gefallen sei und abgesetzt werden, so wie daß ein größerer Tribut als irgend je vorher gezahlt werden solle. Diese Nachrichten, die durch einige Privatbriefe aus der Hauptstadt bestätigt wurden, versetzten den Sultan in so große Bestürzung, daß er plötzlich krank wurde und das Bette hüten mußte. Zum erstenmal in seinem Leben fing er nun an, regelmäßig in den vorgeschriebenen Stunden zu beten, hörte auf zu fluchen, und sprach viel vom Paradiese, und den Vorzügen der zweiten Welt vor der irdischen. Obgleich Hr. Ritchie damals selbst sehr unpäßlich war, so besuchte er dennoch den Sultan fortwährend, und endlich gelang es ihm auch, denselben so ziemlich wieder herzustellen; auf diese Weise vergalt er ihm durch Gefälligkeit sein schlechtes Betragen gegen uns. Auch ich war oft im Schlosse, und wir erfuhren, daß einige übermüthige Aeußerungen Muknis dem Dey zu Ohren gekommen seien, von dessen Emissären der Erstere sehr fürchtete, nächstens einen Besuch zu bekommen und erdrosselt zu werden. Nie war wohl ein hochmüthiger Tyrann zu einem tiefern Grade von Furcht herabgesunken, als jetzt Mukni; er saß beständig in einem dunkeln Zimmer, ließ fast Niemanden vor sich, sprach stets in einem schüchternen Ton, und ließ sich Tag und Nacht von seinen Negerinnen trösten und mit Speise versehen.

Bei dieser Lage der Sachen hielt er es für das Beste, seinen vornehmsten Staatsdiener, Aboo bekr bao Kaloum, nach Tripoli zu senden, um sich wieder in die Gunst

des Deys zu setzen. Zu dem Ende gab er demselben reiche Geschenke an schönen Sclavinnen, Zibeth u. s. w. für den Dey, seine Familie und die angesehensten Hofbeamten in Tripoli mit, und wir benutzten diese Gelegenheit, um an den dortigen Englischen Consul zu schreiben, ihm unsre üble Lage vorzustellen, und ihn um Uebersendung von Geld zu bitten. Bald nach Aboos Abreise erhielten wir ein Schaf und zwei Hüte Aegyptischen Zuckers von Mukni zum Geschenk, der jetzt sich besser fühlte, und heimlich Anstalten zu einer etwaigen Flucht zu treffen begann, im Fall seine Sache übel ablaufen sollte. Es war vorauszusehen, daß er in diesem Falle Murzuck nicht mit leerer Hand verlassen würde, und hauptsächlich hatten die dasigen Mammelucken seine Rache zu fürchten, da er sie im Verdacht hatte, jene Aeußerungen dem Dey verrathen zu haben. Zwei von diesen, Yussuf und unser alter sehr religiöser Hadgi Mahmoud, waren unsre guten Freunde, und setzten uns von Allem, was jetzt vorging, in Kenntniß. Da wir ebenfalls ohne Zweifel viel von Mukni, der sich gar zu gern unsrer Habe bemächtigt hätte, zu fürchten hatten, so hielten wir mit den Mammelucken mehrere geheime Berathungen, in denen ausgemacht wurde, daß bei eintretender Gefahr alle sich in unserm Hause versammeln sollten, da uns unsre Waffen und Munition, woran wir dem Sultan sehr überlegen waren, in den Stand setzten, uns eine geraume Zeit hindurch zu vertheidigen.

Er besuchte uns unterdessen während dieser Zeit öfters, und zeigte sich so freundlich gegen uns, wie vorher.

Wir hatten uns damals häufig damit belustigt, mit unsern Pistolen nach einer Scheibe zu schießen, welche am Ende des Hofraums aufgestellt war. Mukni fand ebenfalls viel Geschmack an dieser Uebung, und nahm seinerseits auch Theil daran; doch gelang es uns, stets viel besser zu treffen, als er oder seine Leute, was uns um deßwillen lieb war, weil wir ihm auf diese Weise in einem wichtigen Punct unsre Ueberlegenheit zeigen konnten. Ich hatte zwei treffliche und sehr kleine Pistolen, die er sehr bewunderte und gar zu gern mir abgekauft hätte, allein ich that, als verstünde ich seine dieserhalb sehr deutlich erklärten Winke nicht. Er war sogar um diese Zeit noch viel zuvorkommender als zuvor, allein wir trauten ihm desto weniger, und legten uns nie schlafen, ohne unsre geladnen Pistolen unter dem Kopfkissen, und alle unsre Waffen in gehöriger Bereitschaft zu haben. Auch sah einst um Mitternacht Hr. Ritchie, durch ein Geräusch aufgeweckt, einen Mann, der auf unser Dach gestiegen war, und nachdem er eine Luke ausgehoben hatte, von der Decke herab in unser Zimmer schaute, und wahrscheinlich nichts Gutes im Sinn hatte, als er plötzlich bemerkte, daß Hr. Ritchie nach seiner Pistole griff, worauf er sogleich sich wieder fortmachte. Hr. Ritchie weckte uns, und wir setzten ihm auf der Stelle nach, konnten ihn aber nicht mehr ereilen. Tags darauf erzählten wir diesen Vorfall dem Sultan, der aber behauptete, Hr. Ritchie habe sich dieß nur in einem Anfall von Fieber oder Wahnsinn eingebildet, obgleich wir noch die Fußtapfen eines Mannes auf unserm Dach gesehen hatten, welches, wie alle dortige Dächer, mit einer Art Sand

mit Lehm vermischt überzogen, und auf diese Weise für den Eindruck von Fußtapfen empfänglich war. Auch glaubten unsre Freunde, daß wohl Mukni selbst der Anstifter dieses nächtlichen Besuchs gewesen seyn möchte, und um uns vor ähnlichen in Zukunft mehr sicher zu stellen, erklärten wir öffentlich, daß wir Jeden ohne Weiteres niederschießen würden, der sich unbefugterweise in unserm Hofe blicken lassen würde. Mukni selbst verfiel bald darauf wieder in seine Krankheit, und als er wieder etwas hergestellt worden war, sah man ihn oft Hand in Hand mit einem Arabischen Scheik gehen, der sehr viel gereist war, und dessen Stamm sich damals in der Nähe von Aegypten befand. Man vermuthete, daß Mukni im Fall einer nöthigen Flucht nach diesem letztern Lande seinen Weg nehmen werde, wiewohl er überall in großer Gefahr schwebte, indem er von allen Arabern nicht weniger gehaßt war als von den Negern, und schwerlich einem martervollen Tode würde haben entrinnen können.

Am 20. September wurde Hr. Ritchie wiederum krank; Belford war grade wieder hergestellt worden, allein seine Taubheit war geblieben. Wir mietheten eine Frauensperson, um für uns zu kochen; da sie aber täglich nur einmal kam, um unser Brod zu backen oder unsern Cußcussou zuzubereiten, und oft uns die Hälfte davon stahl, so ereignete es sich ziemlich häufig, daß wir bis zum andern Morgen fasten mußten. Trotz allen Ungemachs behielt ich dennoch immer frischen Muth, und Abends, wenn Hr. Ritchie bereits schlief, begleitete ich oft den oben erwähnten Rene-

gaten Mohammed (der sich sehr gefällig gegen mich bezeigte, weil ich noch eine Partie Taback besaß) in die Gesellschaften der Einwohner der Stadt, welche sich durch Tanzen, Singen und Trinken von Lackbi und Booza erlustigten. Das letztre ist ein berauschendes Getränk, welches wie unser Dickbier schmeckt, und aus Datteln, dem Mehl von Gassab und Wasser bereitet wird; es geräth nach Verlauf einer einzigen Nacht bereits in Gährung und wird getrunken, wenn es sauer geworden ist.

Uebrigens geschahen dergleichen Besuche nur insgeheim, denn wir mußten uns sehr in Acht nehmen, daß es nicht herauskäme, daß wir dergleichen verpönte Getränke zu genießen uns unterfingen, weil wir sonst ohne Zweifel als Kaffirs (Ungläubige) in Untersuchung gekommen wären. Gewöhnlich finden auch solche Zusammenkünfte nur von Leuten aus den niedern Volksclassen Statt; indessen sah ich doch auch einmal den für sehr religiös geltenden alten Cádi der Stadt ebenfalls daselbst in einem eben nicht nüchternen Zustand aufmerksam dem Gesang und Spiel eines Weibes zuhören. Ich für meine Person fand, daß ich durch die Theilnahme an dieser Art von Gesellschaft sehr bedeutende Fortschritte in Hinsicht meiner Kenntniß der Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes machen konnte, woran mir bei meinem Plan, weiter südwärts vorzudringen, sehr gelegen seyn mußte. Mohammed nahm gewöhnlich am Tanze Theil, und ward sehr bald berauscht; gewöhnlich war ich die einzig nüchterne Person in der ganzen Gesellschaft, und um so besser im Stande, Beobachtungen zu machen.

Es sind dort sehr viele Tänze üblich, von denen einige der dasigen Gegend eigenthümlich angehören. Man tanzt in zwei Reihen, die jungen Männer und die Weiber einander gegenüber stehend, zu der Musik von Trommeln und Cymbeln, und indem alle Tänzer und Tänzerinnen zugleich im Chor ein Lied singen; oft auch tanzen die Weiber bloß allein in einem Kreise um die Musicanten herum. Uebrigens finden keineswegs bei allen diesen öffentlichen Tänzen unanständige Stellungen und Gebärden Statt, sondern es geht alles so ordentlich und regelmäßig nach dem Tact der Musik zu, daß es einen recht angenehmen Eindruck auf den Zuschauer macht. Auch die Sclaven und die Knaben haben ihre besondern Tänze; die Letztern haben aber dabei keine Trommeln, sondern tanzen nach dem Tact ihres eigenen Gesangs, dem sie die Anfangsworte ihres ersten Glaubensartikels „la illa il' Alla" (es ist kein Gott außer Gott) sonderbarer Weise zum Grunde legen.

Einst hörte ich ein Weib zur Erbab ein Lied singen, von dem sie behauptete, daß es das Lieblingslied des Bruders des letzten Sultans, Sidi Montesar, gewesen sei; aus einigen Stellen desselben merkte ich, daß es dasselbe sei, welches Hornemann anführt, und sonderbarer Weise war es grade die nämliche Frau, von der er es auch singen hörte; sie erinnerte sich noch sehr gut dieses Reisenden, der oft im Schlosse gewesen war, wenn sie dort gesungen und gespielt hatte. Einige der dort üblichen Volkslieder sind sehr bilderreich; so z. B. vergleicht ein Liebhaber seine Schöne mit einer eben gereiften Dattel, ihre schwarze Hautfarbe

mit Rabenfedern, ihre Zähne mit Perlen, ihr Auge mit der Sonne, ihren Athem mit Rosenduft, ihre Worte mit Moschus, den Ton ihrer Stimme mit dem Erbab, und ihre Küsse mit Honig oder Aegyptischen Zucker.

Die Arabischen Lieder sind sehr nett und in einem ähnlichen Stil. Ein junger Mann gab sich viel Mühe, mir ein solches Lied zu lehren, welches er, wie er sagte, selbst gedichtet und componirt hatte. Er sang die monotone Melodie in einem tiefen Ton, wie die Araber pflegen, doch klang es gar nicht uneben. Der Held des Stücks ist ein Beduine, von dem kriegerischen Stamm Waled Suleiman, und im Begriff auszureiten, um seine Schöne zu sehen, welche zu einem andern Stamm gehört; so viel ich mich entsinnen kann, lauteten die Worte folgendermaßen:

„Hier bin ich, wohlberitten, auf einem Roß sitzend, dessen Ohren Flügeln gleichen, das so schnell läuft, wie eine Antelope, und Niemand kennt als seinen Herrn. Meine neue rothe Mütze steht mir wohl; mein Schwert ist scharf, meine Pistolen sind schön geputzt und mein Gürtel schimmert im Sonnenschein. Wie das Herz einer Taube schlägt, wenn sie findet, daß ihr ihr Junges geraubt ist, so wird meines Liebchens Herz pochen, wenn sie mich sieht. Sie wird dem Hunde nicht gestatten, zu bellen, und wird ihr Zelt verlassen, unter dem Vorwand, Holz zu suchen. Sollten sie auch ihre Verwandten entdecken, so soll sie doch nichts von ihnen zu fürchten haben. Ich will sie auf mein Pferd heben und mit ihr fliehen; denn mein

Roß hat Ohren wie Flügel, rennt wie eine Antelope und kennt bloß seinen Herrn. Meine neue Tagaia steht mir wohl, mein Schwert ist scharf, meine Pistolen geputzt und mein Gürtel glänzt im Sonnenschein.“

Die reichern Einwohner von Murzuck kleiden sich auf eben die Weise, wie die Tripolitaner; die Aermern tragen ein weites Hemd von weißer oder blauer Baumwolle mit langen losen Schleifen, Hosen von demselben Stoff und Sandalen von Cameelhaut; da die Hemden sehr lang sind, so tragen viele auch weiter keine andre Kleidungestücke. Wenn man auf den Markt oder in die Gärten geht, so gürtet man sich mit einem Jereed oder Aba, und eine rothe Mütze oder ein baumwollnes Haarnetz macht den Anzug vollständig; an den Freitagen, an welchen die Moschee besucht werden muß, trägt man allenfalls einen Turban und erscheint in gelben Pantoffeln. In den Gärten tragen Männer und Weiber große Strohhüte mit breiten Krempen, um ihre Augen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und Sandalen, die aus den Blättern und Fasern des Palmbaums verfertigt sind. Sehr junge Kinder gehen ganz nackend, die mehr erwachsenen tragen ein Hemd; sehr vielen ist aber das Haar dicht am Kopf abgeschoren, und sie haben keine Kopfbedeckung, um sich gegen die Sonne und die Fliegen zu schützen.

Die Weiber von der vornehmern Classe tragen dunkle Hosen, die sehr hübsch mit Silber gestickt sind, was angenehm gegen die schwarze Hautfarbe contrastirt. Ueberhaupt genommen, ist aber die Tracht der dortigen Frauensperso-

nen keineswegs geschmackvoll und noch weniger reinlich; ihr Haar ölen sie so stark ein, daß das Oel ihnen auf Gesicht und Kleider herabtrieft, sie pudern sich stark mit einem Pulver, das aus einer dem Lavendel ähnlichen Pflanze, aus Gewürznelken und einigen andern Species bereitet ist und Atria heißt. Sie flechten ihr Haar auf dem Hinterkopf in zwei über die Schultern herabhängende Zöpfe, an denen sie silberne Zierrathen oder Corallen befestigen, und in welche sie oft schwarze Wolle mit einflechten, um ihnen ein stattlicheres Ansehen zu geben. Der Kopf wird gewöhnlich mit einem wollnen Schnupftuch umwunden, dessen Zipfel hinter dem Kopf herab fällt, und das unter dem Kinn mit einem ledernen Riemen befestigt ist. Jedes Ohr ist für so viele Ringe durchbohrt, als eine Frau nur besitzt; einige tragen an jeder Seite sechs, von denen der größte ungefähr 5 Zoll im Durchmesser hat, und noch von einem am Kopfe befestigten Band getragen wird. Um den Nacken tragen sie Perlenschnüre oder Halsbänder von Corallen. Arme, Ellenbogen, Handgelenke und Finger sind über und über mit Armbändern von Corallen, Gold, Silber, Elfenbein, Glasperlen und Ringen u. s. w. bedeckt; an den Knöcheln tragen sie Schellen von Silber, Erz, Kupfer oder Eisen; aber diese schweren Zierrathen verunstalten und schaden durch ihr Gewicht dem Körper; ich sah einmal, daß eine Frau silberne Fußschellen trug, die 128 Unzen schwer waren, und ihre Knöchel ganz wund gerieben hatten. Die Hemden der Weiber sind gewöhnlich von dunklerem Zeuge als die der Männer, und am Kragen und auf der Brust mit Stickereien geziert. Männer und Wei-

ber haben die sonderbare Sitte, ihre Nasenlöcher mit zerstoßenen Zwiebel- oder Kleeblättern vollzustopfen, was sehr widrig aussieht.

Die Männer sind in ihrer Kleidung viel reinlicher als die Weiber, weil sie sich ihr Haar nicht einölen; aber sie sind sämmtlich, hohe und geringe, reinliche oder schmutzige, auf eine ekelhafte Weise mit Läusen bedeckt, woraus sie auch gar kein Geheimniß machen. Ich sah selbst oft, daß der Sultan, wenn er einen solchen ungebetnen Gast gewahrte, seinen Daumen erst naß machte, um ihn nicht entwischen zu lassen, und ihn dann mit großer Würde und Ernsthaftigkeit knickte. Einige unsrer Nachbaren trafen wir beim Besuche auf ihren Teppichen liegend an, wie sie eben von ihren Sclaven eine Jagd nach diesem Ungeziefer auf ihrem Leibe anstellen liefen, und es gilt als eine große Empfehlung für eine Sclavin auf dem Sclavenmarkt, wenn von ihr gerühmt werden kann, daß sie in dieser Kunst wohl erfahren ist. In allen Häusern giebt es eine sehr große Menge kleiner Ameisen, welche alle die Thiere zernagten, die wir hatten aufbewahren wollen, und deren Biß sehr schmerzhaft ist; sie krochen sogar in unsre Büchsen und Schachteln, und belästigten uns sehr in unsern Betten. Wanzen giebt es ebenfalls in großer Anzahl und sonderbar genug führen sie dort den nämlichen Namen (bug), wie bei uns. Flöhe dagegen finden sich nirgends.

Die Lebensart ist in Murzuck im Ganzen genommen sehr einfach; zur Ueppigkeit und Schwelgerei fehlt es an Mitteln, und die Einwohner leben hauptsächlich von Dat-

teln. Viele haben Monate lang nicht einmal Korn, und wenn sie einmal dergleichen bekommen, so backen sie einen Teig daraus, Aseeda genannt, welcher eine feinere Art von Bazeen ist. Das Korn ist an sich ziemlich gut, allein da es in schlecht eingerichteten Handmühlen gemahlen wird, so kommt sehr viel Kleie unter das Mehl. Zu allen Gerichten nehmen die Fezzaner so viel Schmeer oder Fett und rothen Pfeffer, als sie nur bekommen können. Die Butter wird in Ziegenhäuten aus der Syrtis oder von der Seeküste hergebracht, und ist sehr ranzig; da sie vorher, ehe sie in die Häute gefüllt wird, allemal erst abgekocht wird, so ist sie so flüssig wie Oel, und wird ihres hohen Preises wegen für einen besondern Leckerbissen gehalten. Oel kommt von Benioleed, Mesurata und den Gharianschen Gebirgen.

Fast alle Thiere werden mit Datteln gefüttert; Pferden und Eseln giebt man die Frucht selbst, Cameelen, Schafen und Ziegen die Kerne, welche von den Weibern zuvor klein gestoßen werden, was die Hauptbeschäftigung dieser letztern ausmacht. Schafe und Ziegen kommen von den Gebirgen bei Benioleed, mithin 400 (Engl.) Meilen weit her; sie müssen durch eine große Wüste, wo sie einmal fünf Tage hindurch weder Futter noch Wasser finden. Viele kommen auf diese Weise unterwegs um, und die Murzuck erreichen, werden deßwegen desto theurer bezahlt. Hühnergeflügel giebt es in der ganzen Gegend nur sehr wenig, da sich der Sultan fast alles zum Verbrauch in seiner Küche zugeeignet hat.

Kleines Gewürm, Eidexen und Scorpionen finden sich

besonders zur Herbstzeit sehr häufig in den Häusern. Ich hatte in Tripoli eine besondre Manier gelernt, Scorpione zu haschen, ohne von ihnen gestochen zu werden, welche mir jetzt sehr zu Statten kam; die Einwohner von Murzuck aber glaubten steif und fest, ich besäße ein Zaubermittel, welches mich schützte. Einst aber, als ich mich in der Dunkelheit auf unsre Matratze niedersetzte, stieß ich mit der einen Hand zufällig auf einen kleinen Scorpion, der mir sogleich einen heftigen Stich gab. Da ich gleich merkte, wovon er herrührte, so machte ich schnell Licht an, reinigte die Wunde mit einer Lanzette, sog das Blut aus, und Hr. Ritchie brannte mir ein tiefes Loch hinein mit einem Aetzmittel. Durch Anwendung dieser Vorsichtsmaßregeln lief dieser Vorfall ohne weitere üble Folgen ab, ausser daß ich anfangs einigen Schmerz und meine ganze rechte Seite gelähmt fühlte, meine Hand auch etwas geschwollen war. Man kennt dort viele Beispiele, daß Kinder von dem Stich dieser Thiere binnen drei Tagen starben.

Taback wird allgemein von Männern und Weibern gekauet; das Rauchen desselben ist aber bloß Sache der Reichern, da Rauchtaback sehr theuer und Pfeifen selten zu haben sind.

Die Revenuen des Sultans von Fezzan bestehen in Abgaben, die auf Sclaven, Datteln und Kaufmannsgüter gelegt sind. Für jeden Sclaven, weß Alters oder Geschlechts er auch sei, empfängt er als Eingangszoll 2 Sp. Piaster, und in manchen Jahren beläuft sich die Zahl der in sein Königreich gebrachten Sclaven über 4000. Außer-

dem erhebt er noch von jedem Sclaven beim Verkauf desselben anderthalb Piaster, so daß dieser eine Artikel ihm jährlich gegen 14,000 Piaster einbringt. Eine Cameelladung von Oel oder Butter zahlt 7 Piaster Eingangezoll; besteht sie in Kupfer- und Eisenwaaren, 4, und in Tüchern zur Kleidung 3 Piaster. Jeder Araber, der eine Ladung Datteln aufkauft, muß dafür einen Piaster an den Sultan zahlen, ehe er sie ausführen kann; jährlich werden über 3000 Cameelladungen Datteln verkauft. Die Dattelbäume selbst, die des Cadis und der Mammelucken ausgenommen, sind ebenfalls besteuert, und zwar muß für jede 200 Stück ein Piaster Abgabe gegeben werden; auf diese Weise erhält der Sultan bloß aus der Nachbarschaft von Murzuck jährlich eine Summe von 10,000 Piastern. Außerdem besitzt er selbst als Privateigenthum so viele Dattelbäume, daß er jährlich 6000 Cameelslasten Datteln verkauft, wofür er wenigstens 18,000 Piaster erhält. Von allen Schafen und Ziegen erhebt er das Fünftel des Kaufpreises; sodann den Zehnten alles Korns, was in den Gärten gebaut wird. Jede Stadt des Königreichs zahlt einen gewissen jährlichen Tribut, und obgleich dieser gering ist, so beläuft sich doch der Gesammtbetrag Aller jährlich auf 4000 Piaster. Sodann muß man auch noch hinzurechnen, daß er bei seinen Streifzügen in die benachbarten Länder jährlich im Durchschnitt 1000 — 1500 Kriegsgefangene zu Sclaven macht, von denen allemal der vierte ihm eigenthümlich zugehört, so wie der vierte Theil der Cameele und übrigen Beute. Er hat sich das Monopol vorbehalten, allein mit Pferden zu handeln, die er sehr wohlfeil

von den Arabern einkauft, die des Handels wegen nach Fezzan kommen, und dann mit bedeutendem Vortheil gegen Sclaven vertauscht. Außer diesen ordentlichen Einkünften erhält er noch viel durch Geschenke, und weiß sich noch auf viele Weise zu bereichern. Stirbt ein Mann kinderlos, so erbt der Sultan von Rechtswegen den größten Theil seines Vermögens, das Ganze aber, wenn es ihm beliebt hat, Jenen verurtheilen und tödten zu lassen! Seine sämmtlichen Beamten werden übrigens auf öffentliche Kosten besoldet, und er selbst hat nichts weiter zu bezahlen, als die 15,000 Piaster jährlichen Tributs an seinen Oberherrn, den Dey von Tripoli.

Ich hatte öfters Gelegenheit, die dortigen Schreiber und Schullehrer, Fighis genannt, nebst ihren Schülern zu sehen. Die Kinder lernen die Buchstaben auf die Weise kennen, daß sie dieselben auf hölzernen Tafeln geschrieben vor sich haben, und ihrem Lehrer laut nachsprechen; sodann lernen sie schreiben, indem sie die Schriftzüge auf jenen Tafeln erst übermalen. Der Schulmeister pflegt ihnen meistens Sprüche aus dem Koran laut vorzusagen, welche die Knaben auswendig lernen, indem sie sie ihm nachsprechen; können sie erst ein wenig lesen, so singt er die Capitel des Korans laut ab, und jene folgen ihm mit dem Nachlesen in ihren Büchern, so gut sie es vermögen. Nach und nach vervollkommnet sie die Uebung, und nach Verlauf von drei bis vier Jahren ist die Erziehung vollendet. Auf diese Weise können viele den Koran sehr fertig lesen, ohne eine Zeile eines andern Buches zu verstehen. Von Rech-

nen oder Geometrie ist keine Rede. Als Schulgeld wird monatlich zwei Saa (Viertel) Korn, und für das ganze Jahr ein Piaster gezahlt.

Wenn der Knabe den Cursus seiner Studien vollendet hat, so geben die Eltern dem Fighi als Geschenk einige Kleidungsstücke oder ein Paar Piaster; oder wenn sie zu arm sind, so bringen sie ihm etwas zu essen, und wünschen ihm wenigstens Gottes Segen. Die Schulstunden sind übrigens keineswegs regelmäßig festgesetzt, sondern finden Statt, wenn der Fighi grade nichts anders zu thun hat; die gewöhnliche Zeit ist die des Morgens und Abends. Da die Knaben ihre Pensa alle zugleich laut lesen, um sie zu lernen, so kann man sich leicht denken, daß dieß für den Zuhörer eben kein harmonischer Ohrenschmaus ist. Als Züchtigungsmittel sind Stockschläge auf Hand und Fuß, und unsre alte gute Englische Sitte des Auspeitschens üblich.

So lange Murzuk noch unter seinen eingebornen Königen stand, wurde jährlich zu einer bestimmten Zeit ein Fest gefeiert, bei welchem alle Knaben, die grade mit ihrem Schulcursus fertig waren, schön geschmückt zu Pferde auf einer Sandebene im Westen der Stadt erschienen. Auf einer Erhöhung stand der Fighi mit einer Fahne in der Hand; die Knaben wurden in einiger Entfernung aufgestellt, und sobald der Fighi die Fahne geschwenkt und in den Boden gepflanzt hatte, so sprengten sie alle um die Wette in vollem Galopp dahin. Wer zuerst bei der Fahne anlangte und sie ergriff, wurde vom Sultan mit einer schönen Kleidung und einigem Gelde beschenkt, und ritt an

der Spitze der Uebrigen rund um die Stadt herum. Seit Muknis Ankunft hat aber diese Festlichkeit zum Leidwesen der Eltern aufgehört, die in ihr einen wirksamen Reiz und Aufmunterung zum Fleiß für ihre Knaben sahen.

Der Sultan hatte häufig Hrn. Ritchie gebeten, seine Kinder und einige seiner Negerinnen zu besuchen, wenn sich diese unpäßlich befanden, was derselbe willig gethan hatte; da er aber jetzt selbst krank war, so mußte ich seine Stelle als Arzt versehen, was mir Gelegenheit gab, das Innere des Hauswesens Muknis und seines Familienlebens zum Theil kennen zu lernen, wovon ich sonst keine Kunde bekommen haben würde. Ich war sehr durch den Anblick einer zwei kleinen Töchter überrascht, von denen die eine erst drei, die andre anderthalb Jahre alt war, und die beide in dem übertriebensten Stil barbarischer Pracht gekleidet und mit Gold wahrhaft belastet waren. Außer einem reichen Halsgeschmeide aus der Manufactur von Tombuctoo, trugen sie Armbänder und Schellen an den Knöcheln von massivem Golde, die zwei Zoll breit und einen halben Zoll dick waren, und durch ihr Gewicht die Füße und Arme der armen Kleinen wund gerieben hatten. Sie waren in silbergestickte Hemden gekleidet, die aus farbigen Streifen oder Borten zusammengesetzt waren, und über Hosen von demselben Stoff herabhingen; eine gestickte Weste und Mütze vollendeten ihren überladenen Anzug, unter welchem sie darniedergebrückt einhergingen. Noch schlimmer hatte es der jüngste Sohn Muknis, ein vierjähriges sehr stupid aussehendes Kind, welches noch außer den Zierrathen, die

seine Schwestern schleppen mußten, mit einer ungeheuern Menge Amulette behangen war, die alle in goldnen Käst-chen steckten; seine Mütze war reich mit Juwelen besetzt, die die Gestalt von offnen Händen bildeten, um das gefürchtete „böse Auge (evil Eye)" abzuwehren.

Jeder der Söhne Muknis hat eine große Menge Sclaven, die ihn überall hin begleiten; gewöhnlich sind sie von demselben Alter, wie ihre Herren, und zugleich deren Spielcameraden; nichtsdestoweniger bekommen sie aber von den kleinen Despoten gar manchen derben Puff, ohne daß sie sich darüber zu beklagen wagen. Das Gefolge des jüngsten Prinzen sieht wirklich sehr comisch aus, da es aus Knaben besteht, die alle nicht über fünf Jahr alt sind; der Eine trägt die Bornouse seines Herrn, der Zweite den ei-nen Schuh, der Dritte den andern u. s. w.; dabei tragen Einige prachtvoll gestickte Kleider, während Andre beinahe oder ganz nackend sind, und nicht einmal eine Kappe auf ihrem Haupte haben; den Zug beschließt ein Knabe, der unter dem Gewicht der Staatsmuskete seines Herrn einher-schwankt, die derselbe indessen nie abfeuern darf.

Das Costüm derjenigen, die Muknis Hofstaat bilden, ist das Tripolitanische. Auch pflegt er den Dey darin nachzuahmen, daß er dann und wann seinen vornehmsten Dienern eine Kleidung zum Geschenk macht; bei dieser Ge-legenheit giebt er sich ein gewaltig majestätisches Ansehen, indem er dem Begnadigten das Kleid überreicht und zu ihm die Worte sagt: „trage dieß;" der Beschenkte muß

ann auf der Stelle das Gewand anlegen und dem Sul- n knieend dafür die Hand küssen. Einstmals war ich rade gegenwärtig, als der alte Cadi, der sehr corpulent l, zum Geschenk einen Caftan empfing, der zu eng für n war, so daß er, als er sich dennoch hineingezwängt tte, keinen Arm rühren konnte, und in diesem comisch nug aussehenden Zustande sich nach Hause begeben ußte.

Am 1. October wurde in Murzuk das große Fest Ai- l Kebire gefeiert, welches zur Erinnerung an die Wall- hrten nach Mecca eingesetzt ist. An demselben ist es ge- äuchlich, daß jeder Hausvater ein Thier eigenhändig ab- lachtet, und seine Weiber, Kinder und Sclaven mit ei- r Mahlzeit von Fleisch tractirt. Mukni hatte uns zu sem Fest wider unser Erwarten mit einem Lamm be- nkt, und da Hr. Ritchie zu unpäßlich und schwach war, i die Rolle des Hausvaters und Schlächters übernehmen können, so versah ich dieß Amt mit ziemlichen Geschick. lschspeise war uns aber so etwas ungewöhnliches, daß uns unser Lamm gar zu gut schmecken ließen, und wir deßwegen am folgenden Tage krank wurden. Es ist igens bei allen ächten Muselmännern Sitte, kein Thier ers als nach vorausgegangenem Aussprechen der For- l: „im Namen Gottes," abzuschlachten.

Um die Mitte des Octobers befand sich Hr. Ritchie der etwas besser; allein er blieb stets schweigend und ergeschlagen, weßwegen wir einen baldigen Rückfall der nkheit fürchteten.

Es waren grade damals einige Kafflés von Tibboo mit Sclaven nach Murzuk gekommen, und da wir unsre Pferde wieder ziemlich durch Datteln aufgefüttert hatten, so beschlossen wir, eines derselben zu verkaufen, zumal, da wir nunmehr bald Geld von unserm Consul zu Tripoli zu erhalten hofften. Der Sultan gab zu diesem Handel seine Einwilligung, und es gelang mir nach mancherlei Versuchen, einen alten Grauschimmel, den der Dey dem Hrn. Ritchie zum Geschenk gemacht hatte, an einen Tibboo für 70 Piaster zu verkaufen, von welchem Kaufpreis er uns 20 Piaster baar bezahlte, ferner eine zu 32 Piaster angeschlagene junge Negerin überlieferte, und den Rest abzuentrichten versprach, sobald er seine übrigen Sclaven verkauft haben würde. Wir schickten das dreizehnjährige Mädchen, die aus Mandra in Bornou gebürtig war, zu den Töchtern von unserm Freund Hadgi Mahmoud, damit sie doll kochen und Brod backen lerne. Vorher hatte ich in Gegenwart Hrn. Ritchies und Belfords sie unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Gebräuchen förmlich freigelassen; da wir aber sehr einer Bedienung bedurften, so wurde ausgemacht, daß sie vor der Hand in Murzuk bleiben und uns aufwarten solle.

Wir gingen zwar sehr genau und haushälterisch mit unserm Gelde um, welches aber sehr bald wieder zusammenschmolz, da wir verschiedene kleine Schulden hatten, die wir jetzt pünctlich bezahlten. Vor allem versahen wir uns mit einem Vorrath von Korn, um wenigstens eine Zeitlang uns vor dem Hunger zu schützen; während der

zwei vergangenen Monate hatten wir manchen Tag ganz fasten müssen.

Belford sowohl als ich, wir wurden um diese Zeit beide wieder krank; er hatte ein Gallenfieber, und ich litt sehr an Rücken- und Kopfschmerzen, die mich oft meiner Besinnung beraubten. Seit dem Anfang des Augusts hatte ich bereits öftere Anfälle von Fieber (Hemma dort genannt) gehabt, und am Ende bekam ich eine Leberkrankheit mit starken Milzbeschwerden. Dennoch aber rettete mich meine gute Natur, so daß ich, obgleich zu einem wahren Skelett zusammengeschrumpft, doch frischen Muth und Hoffnung behielt. Ueberhaupt aber waren in jenem Monat fast alle Einwohner in Murzuk krank oder unpäßlich, und selten sah man einen, der wohl aussah; zwanzig Tripolitanische Kaufleute starben kurz nach einander, da sie das Clima und die schlechte Kost nicht ertragen konnten.

Wir saßen eines Abends alle über unsern übeln Zustand eben nachdenkend auf unsrer Matte, als unser Freund Yussuf zu uns hereintrat, und sich mit den Worten an Hrn. Ritchie wandte: „Ihr, Yussuf und Said seid meine Freunde; Mukni hat es mit Euch eben so gemacht, wie mit uns, und hofft, daß ihr alle bald sterben mögt, damit er sich Eurer Waaren bemächtigen könne. Ihr scheint sehr melancholisch zu seyn und schweigt immer; antwortet mir doch auf eine Frage, fehlt es Euch etwa an Geld?“ Hr. Ritchie bejahte dieß, und Yussuf fuhr fort: „ich besitze zwar selbst jetzt keines vorräthig, will aber einiges für Euch borgen; wie viel braucht Ihr?“ Hr. Ritchie nannte

die Summe von 20 Piaster, worauf jener sich entfernte, aber bald wieder zurückkam und uns 30 Piaster brachte; eine so unerwartet großmüthige Handlung, daß wir wirklich ihm nicht so zu danken vermögend waren, wie er es verdient hatte. Diese so zu gelegener Zeit kommende Unterstützung setzte uns in den Stand, etwas bessere Speise uns zu verschaffen, und uns einigermaßen für die vielen erduldeten Entbehrungen schadlos zu halten. Auch besserte es sich sowohl mit mir, als mit Hrn. Ritchie, und er ward etwas heiterer.

Leider aber war die Genesung des Letztern nur scheinbar, und am 8. November wurde er wieder kränker, und auch ich mußte den Tag darauf wieder das Bett hüten; Belford, obgleich selbst krank, wartete nebst der jungen Negerin, die sich sehr dienstwillig bezeigte, uns beide ab. Hr. Ritchie wurde, nachdem er drei bis vier Tage in einem Zustand von Erstarrung, ohne Speise zu sich zu nehmen, und ohne uns zu sprechen, zugebracht hatte, immer schlimmer, und verfiel endlich wieder völlig in Wahnsinn. Ich hatte mich unterdessen wieder etwas erholt, und war im Stande, meinem leidenden Reisegefährten einige Hülfe zu leisten.

Als er wieder zur Besinnung gekommen war, erkundigte er sich sehr ängstlich danach, ob noch keine Briefe von Tripoli angelangt seien. Da ich dieß verneinen mußte, so verfiel er in tiefes Schweigen, und vermied alles Reden über diesen Gegenstand. Er wollte auch keinen Thee zu sich nehmen, wovon wir noch etwas übrig hatten, sondern zog Wasser mit Essig vermischt vor, welches er in

großer Quantität zu sich nahm. Da er weiter keine Schmerzen fühlte, so schmeichelte er sich selbst mit der Hoffnung, bald zu genesen, und er sah auch gar nicht so abgemergelt, wie wir, sondern vielmehr stärker und voller aus, als vor dem Beginn seiner Krankheit. Am 17. November schien er so weit wieder hergestellt zu seyn, daß er aufstehen und sich ankleiden konnte. Wir schafften ihn auf die Matte in der Mitte des Zimmers, wodurch er sich sehr erfrischt fühlte, und uns Dank sagte für die Mühe, die wir uns seinetwegen gemacht hätten; sodann erklärte er seinen Wunsch, etwas Caffee zu trinken, den ich ihm anfangs nicht gewähren wollte, weil ich fürchtete, es möchte ihm schädlich seyn; da er aber ernstlich darauf bestand, so machte ich ihm eine Portion. Er beklagte sich über die Enge seiner Schlafkammer, und da er lieber auf der Matratze im Zimmer die Nacht zubringen zu wollen schien, so machten wir ihm auf derselben sein Bett zurecht, und ich legte mich gleichfalls daselbst neben ihm nieder. Nachmittags besah er seine Zunge im Spiegel, und schien über ihre Farbe sehr beunruhigt zu seyn; doch sagte er sogleich: „ich war erschrocken über die Schwärze meiner Zunge, doch ich entsinne mich nun, daß ich Caffee getrunken habe; hätte ich sie in diesem Zustande gesehen, ohne die Veranlassung davon zu wissen, so würde ich gesagt haben, daß ich ein hitziges Gallenfieber hätte, und würde von Euch Abschied genommen haben.“ Gegen Abend besuchten uns ein Paar Mammelucken, mit denen er sich eine Zeitlang unterhielt, worauf er dann einschlief. Ich wachte den größten Theil der Nacht hindurch, in der er eines tiefen Schlafs ge-

noß; des Morgens aber fand ich, daß er aus seinem Bette heraus geglitten war, und in einer Art von Besinnungslosigkeit auf dem kalten Sandboten des Zimmers lag. Wir schafften ihn sogleich in sein Bett in seinem Schlafzimmer, und er schien sich wieder etwas zu erholen.

Am 20. kauften wir ein Huhn, von dem wir ein wenig Suppe für den Kranken machten; während er dieselbe verzehrte, trat ein Mann herein und sagte mir, daß so eben ein Courier mit Briefen von Tripoli angelangt sei. Ich suchte ihn sogleich auf, vernahm aber zu meinem großen Leidwesen, daß er keine Depeschen für uns mitgebracht habe. Als ich zurückkam, sagte Hr. Ritchie, daß er sich durch die genossene Hühnerbrühe sehr gestärkt fühle; es war dieß seit zehn Tagen die erste nährende Speise gewesen, die er zu sich nahm, so sehr wir ihn auch schon früher deßwegen angelegentlich gebeten hatten. Er legte sich sodann wieder zum Schlafen nieder, und ich stellte mein Bett neben das seinige, indem ich nebst Belford bei ihm wachte. Er schien sehr beklommen zu athmen, allein da ich dieß schon bei seiner frühern Krankheit bemerkt hatte, so war ich deßwegen nicht so besorgt, als ich es wohl sonst gewesen seyn würde. Ungefähr gegen 9 Uhr rief Belford mit lauter Stimme aus: „Er stirbt jetzt.“ Ich bat ihn, vorsichtiger zu seyn, damit ihn der Kranke nicht etwa hörte, und besah sogleich den Letztern, der mir noch immer in einem tiefen Schlaf zu liegen schien; ich setzte mich wieder auf mein Bett nieder, indem ich genau auf ihn Acht gab. Gegen 10 Uhr fand ich, daß er in einer bequemern Stel-

lung lag und viel freier athmete; aber kaum waren fünf Minuten verflossen, als alle Respiration plötzlich aufhörte, und bei genauerer Nachforschung überzeugte ich mich, daß er wirklich ohne weitern Todeskampf sanft verschieden war.

Belford und ich, wir sahen uns in unserm elenden Zustand gegenseitig stillschweigend an, und erwarteten nichts anders, als daß wir wahrscheinlich in ein Paar Tagen das Loos unsers beweinten Gefährten theilen würden, dessen traurige Ueberreste wir bis zu dem Anbruch des folgenden Tages bewachten. In dieser Nacht zuerst fing ich an, den Muth sinken zu lassen. Bei Sonnenaufgang ging ich aus, um meine Freunde Yussuf und den alten Hadgi Mahmoud von dem uns betroffenen Unfalle zu benachrichtigen; beide waren sehr gerührt und erboten sich, mir alle Hülfe zu leisten, die nur in ihrer Macht stände. Belford nahm das traurige Geschäft über sich, so gut wie möglich aus unsern Kisten einen Sarg zu verfertigen. Bald fanden sich die Leute ein, deren Amt es ist, die Todten zu waschen, und nachdem dieß mit Hrn. Ritchies Leichnam geschehen war, so kamen auch die Klageweiber, die man dort miethet, um über den Tod von Personen zu jammern, deren Verwandte oder Freunde reich genug sind, sie dafür zu bezahlen; aber ich hatte keine Lust, diesen unangenehmen Gebrauch zu beobachten, und wies ihnen ohne viel Umstände die Thüre. Als der Sarg und das übrige zum Begräbniß Gehörige in Bereitschaft war, miethete ich einige Männer, die den Sarg nach dem Grabe trugen, wohin ich ihnen mit Belford und der kleinen Schaar Mammeluk-

ken folgte; wir beide hatten heimlich des Nachts vorher unser protestantisches Leichenformular über den Todten abgelesen, und jetzt wurde, nachdem wir die ersten Schaufeln Erde auf den Sarg geworfen, das erste Capitel aus dem Koran öffentlich hergebetet, welches selbst der orthodoxeste Christ als ein passendes und erbauliches Gebet für eine solche Gelegenheit würde betrachtet haben.

Nachdem wir so unserm Freunde und Leidensgefährten die letzte Pflicht geleistet, begaben wir uns nach Hause, um einen der Trauer gewidmeten Tag zuzubringen. Es war nöthig, der eingeführten Sitte gemäß, unter den Armen, die sich haufenweis um unser Haus versammelt hatten, etwas Speise auszutheilen; aber wir hatten nicht einmal noch Geld genug, um uns selbst etwas zu kaufen, doch half uns Yussufs Gefälligkeit und Güte aus unsrer Verlegenheit. Ungefähr eine Stunde nach dem Leichenbegängniß langte ein Courier von Tripoli mit einem sehr willkommenen Schreiben an, welches uns noch 1000 Pf. Sterl. Reisegeld zusicherte, welche die Regierung für unsere Mission ausgesetzt hatte. Hätten wir diesen Brief etwas früher erhalten, so würde er uns manche Sorge und Beunruhigung erspart haben.

Ich begab mich hierauf zu dem Sultan, um ihm Hrn. Ritchies Tod zu melden, worüber der Heuchler sehr bekümmert zu seyn sich stellte, obgleich er wohl wußte, daß, wenn er uns hätte unterstützen wollen, und uns keinen Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen leiden lassen, jenes traurige Ereigniß entweder gar nicht Statt

gefunden haben, oder doch wenigstens die letzten Augenblicke Hrn. Ritchies ruhiger gewesen seyn würden. Zugleich benachrichtigte ich ihn von der fernern Unterstützung, die wir von unsrer Regierung erhalten hätten, und ersuchte ihn, mir einstweilen eine Geldsumme vorzustrecken; allein er machte so viele Umstände, und sagte zwar endlich, daß er mir vielleicht mit etwas dienen könnte, legte aber auf das „Etwas" einen solchen Accent, daß ich sogleich von allen weitern Versuchen abstand, und ihm gradezu erklärte, daß ich fortan ihn nicht weiter belästigen, oder seine Freundschaft in Anspruch nehmen werde.

Als ich nach Hause zurückgekommen war, fand ich den armen Belford sehr von den Anstrengungen erschöpft, denen er sich unterzogen hatte, und ich selbst war in einem ähnlichen Zustand aus Kummer und Sorge über unsre Lage. Die Folge davon war, daß uns beide ein heftiges Fieber das Bett zu hüten nöthigte, und sicher würden uns die zahlreichen Condolirungsbesuche um manches von unsern Sachen gebracht haben, wenn sich nicht Yussuf und der alte Hadgi Mahmoud unsrer angenommen und uns in unserer hülflosen Lage Beistand geleistet hätten. So lagen wir zehn Tage lang, während welcher Zeit Yussuf auf mein Verlangen etwa 100 Pfund von unserm Pulver verkauft hatte, so daß wir jetzt wieder zu Geld gekommen waren, uns aber leider noch zu krank befanden, um einigen Gebrauch davon zu unsrer Erholung machen zu können. Durch Yussufs Vermittelung verkaufte ich auch Hrn. Ritchies Pferd an den Sultan für 70 Piaster, und durch

den Verkauf mancher andrer Kleinigkeiten, bei dem mir Mukni nun nicht länger Hindernisse in den Weg legte, wie er früher gethan, brachte ich noch so viel Geld zusammen, daß ich mich nach Bezahlung unsrer Schulden im Besitz von 150 Piaster sah, und mich entschloß, im Fall meiner Genesung noch weiter südwärts von Murzuk vorzudringen, wiewohl ich aus Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln nicht so weit zu kommen hoffen konnte, als ich wohl gewünscht hätte.

Die Summe von 1000 Pf. St., die unsrer Mission zugesichert war, konnte zwar in Tripoli erhoben werden; allein ich hatte Niemand, den ich dahin hätte senden können, und konnte auch nicht selbst hinreisen, weil ich unsre Güter in Murzuk nicht ohne Aufsicht lassen durfte, Belford aber noch viel zu krank war, um das eine oder andre Geschäft übernehmen zu können. Auch reichte offenbar diese Summe nicht hin, um eine vollständige Reise durch Africa zu machen, wozu es ohnehin ganz andrer Waarenartikel bedurfte, als die waren, mit denen man uns ausgestattet hatte. Wenn ich daher nicht erst nach England zurückreisen wollte, um neue Instructionen in Betreff der Fortsetzung unsrer Mission zu holen, so mußte ich mich jetzt begnügen, nur noch eine kleine Reise in das Innere des merkwürdigen Landes, in dem ich mich befand, zu machen.

Sobald wir wieder so weit hergestellt waren, um aufstehen zu können, so eröffnete ich Hrn. Ritchies Verschlag, woselbst wir nur wenig zerstreute Papiere, ein unvollständiges Tagebuch und einige Briefe fanden. Diese letztern

sammelte ich, und verbrannte in Belfords Gegenwart alle diejenigen, die sich auf Privatangelegenheiten bezogen; alle übrige Documente aber von Hrn. Ritchies Hand hob ich sorgfältig auf. Wir beide wunderten uns sehr, daß er so wenig merkwürdige Notizen hinterlassen hatte; denn obgleich wir wohl wußten, daß er wegen seiner Krankheit oft Monate lang unfähig gewesen war, etwas aufzuschreiben, so glaubten wir doch, daß er früher vor seiner Ankunft in Murzuk ein regelmäßiges Tagebuch geführt, und mancherlei Bemerkungen aufgezeichnet haben würde. Ich entsann mich aber, daß er sich auf sein ganz außerordentliches Gedächtniß zu verlassen pflegte, und daß er öfters den Wunsch äußerte, daß doch kühles Wetter eintreten möge, damit er seine Ideen mit weniger Unbequemlichkeit zu Papier bringen könnte. Diesem Umstande ist es daher wohl zuzuschreiben, daß sich so geringe Ausbeute wissenschaftlicher Bemerkungen in seinen Papieren vorfand, was um so mehr zu bedauern ist, da er in dieser Hinsicht mit den trefflichsten Kenntnissen ausgestattet war.

Hierauf untersuchte ich sämmtliche Waarenkisten, welche Hr. Ritchie nicht eher hatte auspacken wollen, bis wir in dem Lande der Neger angekommen wären. Sie enthielten unter andern 600 Pfund Blei, eine Cameelladung von Kork, um Insecten darin aufzubewahren, und zwei Ladungen braunen Papiers, um Pflanzen zu präpariren. Dieß Alles machte zusammen etwa fünf Cameelladungen aus, und wäre der Transportkosten nach Tripoli nicht werth gewesen; ich schaffte daher alles nebst den größten Kisten mit Arsenikflaschen in Yussufs Haus, und ließ mir von ihm ei-

nen Revers ausstellen, kraft dessen er es mir oder einem andern sich legitimirenden Reisenden verabfolgen lassen sollte. Die übrigen Sachen und Waaren nebst einigen Kisten mit Büchern und Instrumenten, mochten etwa acht Cameelladungen betragen, und wir hatten sie eben sorgfältig eingepackt, als wir wieder vom Fieber befallen wurden, und unser Bette hüten mußten.

Das Wetter war mittlerweile so kalt geworden, daß wir in einer Höhlung im Boden ein Feuer anmachen mußten, um uns zu erwärmen, um welches herum wir Abends mit unsern Freunden saßen, die uns täglich besuchten. Bei dieser Gelegenheit wurden viele Geschichten erzählt, an welcher Unterhaltung der arme Belford freilich wenig Geschmack fand, da er noch immer völlig taub war. Der gewöhnliche Gegenstand des Gespräches war Religion oder Erzählungen, die sich darauf bezogen, welchen der alte Hadgi Mahmoud allemal die Worte als Einleitung vorauszuschicken pflegte: „ja, ein Mann, der dreimal nach dem heiligen Hause (nämlich des Propheten zu Mecca) gewallfahrtet ist, wie ich, der fängt denn, Gott sei Dank! an, auch etwas zu wissen und zu verstehen.“ Er erzählte gar wunderbare Geschichten von Sindi oder Persien, in welchem das Bette der Sonne befindlich sei, und wo ein Baum wachse, dessen Frucht wie ein Sarg aussähe u. s. w. Auch belehrte er mich, daß Gott den Propheten im Paradiese erlaubt habe, auf außerordentlichen schönen Thieren, Borak genannt, zu reiten, die in Gestalt den Antelopen glichen, und die so schnell wären, daß sie in einem Augenblick aus dem Gesicht verschwinden könnten. Sämmtliche

Propheten mußten übrigens auf dem bloßen Rücken dieser Thiere reiten, nur Mahomed habe aus besondrer Gunst von Gott einen goldnen Sattel erhalten, auf welchem er vor den Gläubigen paradire! Noch gar viele andre Geschichten von ähnlichem Schlag werden im ganzen Lande erzhält und geglaubt, und in Murzuk befinden sich einige Abschriften von der Arabischen Mährchensammlung „Tausend und eine Nacht," so wie von den Abenteuern des Schiffers Sinedbad, die in eben so großem Credit stehen als der Koran selbst.

Yussuf unterhielt mich sehr durch seinen Gesang und durch die Art und Weise, wie er die Araber zum Besten hatte. Besonders waren die Tuaricks die Zielscheibe seines Witzes, und er erzählte sehr comische, wiewohl oft übertriebene Anecdoten auf ihre Kosten. So z. B. habe ein Courier, der von Ghraat nach Ghadams, eine Strecke von 18 Tagereisen, abgehen sollte, und für diese Zeit mit gehöriger Provision versehen worden wäre, alles auf einmal aufgegessen, sich dann fest mit einem Riemen umgürtet, sein Cameel bestiegen, und die ganze Tour, ohne weitere Nahrung zu sich zu nehmen, zurückgelegt. So viel ist aber wirklich richtig, daß die Tuaricks ohne besondre Unbequemlichkeit drei bis vier Tage hindurch ohne alle Speise zubringen können.

Am 8. December kam die Nachricht in Murzuk an, daß die zu einer Sclavenjagd in Kanem ausgerüstete Expedition schlechte Geschäfte gemacht habe, indem die Einwohner vorher gewarnt gewesen wären, und sich weiter in

das Innere des Landes zurückgezogen hätten. Auch hörten wir, daß die Einwohner von Waday 80 weiße Kaufleute in der Hauptstadt Wara geköpft, und den Beschluß gefaßt hätten, fortan keinem Mauren mehr zu erlauben, bei ihnen zu handeln, sondern alle sogleich beim Eintritt in das Land umzubringen. Um diese Zeit fing ich an, mich wieder etwas zu erholen, und auch Belfords Gesundheit besserte sich, indem ihn das Fieber verließ; er blieb aber noch immer völlig taub. Auch Mukni erhielt jetzt Nachrichten von der Lage seiner Sache in Tripoli, welche günstiger lauteten, und fing an, sich wieder öffentlich zu zeigen. Zugleich war ein Befehl von dem Dey angelangt, daß alle in Murzuk anwesende Kaufleute aus Angela, einer Stadt zwischen Tripoli und Aegypten, gefangen genommen werden sollten, weil der Dey jetzt im Kriege mit ihr sei. Sogleich nahm man ihrer vierzehn, die sich zu Murzuk befanden, fest; einer von ihnen aber, der besonders bei Mukni übel angeschrieben stand, suchte mit neunzehn seiner Negerinnen zu entkommen. Der Sultan aber ließ ihm sogleich nachsetzen, und schnitt ihm den Weg zu einem Brunnen ab, weßwegen sich jener ihm übergeben mußte; er ward ihm zwar das Leben zugesichert, ehe er sich ergab, aber am andern Morgen wurde er dennoch erschossen; hätte er diese Treulosigkeit vorausgesehen, so würde seine Gefangennehmung wohl nicht so leicht haben bewerkstelligt werden können, da er mit außerordentlicher Körperkraft und mit ausgezeichneter Tapferkeit begabt war. Vor seinem Verscheiden rief er noch aus: „sagt dem Mahommed el Mukni, daß er ein nichtswürdiger Schurk-

ist, und daß er nicht ins Paradies gelangen und durch Verrätherei umkommen werde."

In Murzuk befinden sich sechzehn Moscheen, von denen mehrere sehr klein sind; jede hat ihren Iman (Imaum), welche zusammen aber alle unter dem Cadi der Stadt stehen, der sich auf seine Würde nicht wenig einbildet. Dieser Mann ist nie über die Grenze von Fezzan hinausgekommen, und kann sich nichts Schöneres und Besseres vorstellen, als Lehmhäuser und Palmbäume; er hielt die Beschreibung, die wir ihm von unserm Vaterlande machten, für ein bloßes Mährchen, und konnte besonders nicht begreifen, wie ein großes Land mitten in der See liegen könne.

Hiebei muß ich noch erwähnen, daß wir es gar nicht für hinlänglich für unsre Sicherheit in jenen Gegenden fanden, bloß das Mohrische Costüm zu tragen, sondern da wir oft mit Andern unterwegs waren, oder uns längere Zeit an dem einen oder andern Orte aufhielten, so war es durchaus nöthig, daß wir, um allen Verdacht zu vermeiden, uns auch zu allen äußerlichen Religionshandlungen, die der Koran vorschreibt, zu bequemen. Dieß war auch um deßwillen desto nothwendiger, weil wir, wie man wußte, und wie wir nie in Abrede stellten, aus christlichen Ländern herkamen; jedoch gelang es uns, durch regelmäßige Beobachtung der täglichen Gebete und den Besuch der Moscheen, so wie durch das häufige Aussprechen der bekannten Mohamedanischen Glaubensformel, daß wir allen Argwohn gegen uns in Beziehung unsers Glaubens vermieden,

und überall als rechtgläubige Mammelucken galten. Wenn wir laut beten mußten, so geschah es, daß wir das „Futha" oder erste Capitel des Korans laut hersagten, welches in der That sehr schöne Sentenzen enthält. Ueberhaupt bin ich fest überzeugt, daß Niemand eine Reise nach Africa, und besonders nach dem südlichen Theile dieses Landes zu unternehmen wagen kann, der sich nicht in dieser Hinsicht völlig als Mohamedaner zeigt.

Obgleich die Muselmänner sich rühmen, genau und streng die Vorschriften des Korans zu beobachten, so ist dieß doch in Beziehung ihres Benehmens gegen die Ungläubigen keineswegs der Fall. Es ist zwar nach dem Koran erlaubt, diese letztern zu tödten oder zu Sclaven zu machen, aber nur erst, nachdem man sie in dem Islam unterrichtet hat, und sie dennoch in der Verwerfung dieser Lehre beharren; durchaus ist aber verboten, gegen Mohamedaner auf jene Weise zu verfahren. Beide Vorschriften aber werden besonders in Africa ganz aus den Augen gesetzt; man denkt nie daran, die armen Neger mit dem Islam bekannt zu machen, und sehr häufig werden Mohamedaner zu Sclaven gemacht.

---

7. Reise nach Zuela, Gatrone und Tegerry.

Am 9. December begannen wir unsre Vorbereitungen und Zurüstungen zu unsrer Abreise von Murzuk, um süd-

wärts wenigstens bis Tegerry vorzudringen. Unsre meisten Effecten ließen wir wohl eingepackt bei dem alten Hadgi Mahmoud, und unser Freund Yussuf war so gefällig, uns einen kleinen ihm zugehörigen Knaben, Namens Barça, für diese Reise mitzugeben, der uns zur Bedienung dienen sollte. Zur Fortschaffung unsres Gepäckes kaufte ich ein gutes s. g. Courier-Cameel (Maherry), wir selbst aber wollten die Reise zu Pferde machen. Ich befand mich zwar für meine Person noch immer sehr unpäßlich, und litt besonders noch an der Leber, und auch Belford war noch nicht wieder hergestellt, dennoch aber wollte ich nun einmal nicht eher wieder nach Tripoli zurückkehren, bis ich noch den südlichen Theil von Fezzan gesehen hatte, und Belford hoffte, daß vielleicht die Veränderung der Luft einen guten Einfluß auf sein Befinden haben würde. So verließen wir denn am 14. December 1819 Murzuk, freilich eher solchen Männern ähnlich, die auf dem Wege zum Grabe, als auf einer Entdeckungsreise in fremde Länder begriffen zu seyn schienen.

Mukni hatte sich so gefällig gegen mich erwiesen, uns mit einer Teskera oder Firman zu versehen, kraft deren die Einwohner aller Ortschaften, durch die wir kommen würden, angewiesen waren, uns und unsre Thiere mit den erforderlichen Lebensmitteln zu versehen. Auch hatte ich einen Befehl an den Cadi von Zaizow, und den Bruder des Cadis von Traghan, welche beide uns begleiten sollten.

Wir machten den ersten Tag nur eine kleine Tour bis zu einem Ort in der Nähe der Gärten von Hadge Hajeel,

woselbst wir den obenerwähnten Renegaten Mohamed trafen, der mit Einsammeln und Berechnen der Datteln des Sultans beschäftigt war, und eben einen 30 Fuß langen und 12 Fuß hohen Haufen ausmaß. Er tractirte uns in seiner Hütte mit Lackbi und einem Huhn, was er sogleich requirirt hatte; gegen Abend besuchte er uns mit einigen Pfeifern, und die Weiber des Dorfs mußten uns zu Ehren singen und tanzen.

Das Dorf Hadge Hajeel enthält ungefähr 250 Einwohner, und in seiner Nähe ist der Ort, welchen Hornemann unter dem Namen Sidi Besheer aufführt. Dieser letztre besteht bloß aus einer kleinen Lehmhütte, in der sich das Grab eines sehr berühmten Maraboots, Sidi Besheer genannt, befindet, und ist dieses Umstandes wegen der allgemeine Versammlungsort aller Kafflés, die nach Murzuk oder dem Innern des Landes reisen wollen, geworden; man macht daselbst jedesmal Halt, um die Thiere und Sclaven ausruhen zu lassen. Dicht dabei sind die Ruinen eines alten Arabischen Castells, Gusser Hamadi genannt.

Tags darauf kamen wir nach dem Dorfe Zaizow, wo wir den Cadi desselben, der uns auf unsrer Weiterreise geleiten sollte, vor seiner Thür auf dem Sand sitzend fanden, eben beschäftigt, rothe Weiberschuhe zu verfertigen. Als er die Ordre des Sultans gesehen hatte, sprang er schnell in sein Haus, kam aber sogleich in seiner Amtskleidung mit einem Säbel über der Schulter hängend zurück; er war ein gut aussehender wohlgebildeter Schwarzer, ziemlich corpulent und mit Oel gesalbt, und schien ein star-

ter Esser zu seyn, von welcher Qualität er auch bald ge-
nug Proben ablegte. Denselben Tag erreichten wir noch
Traghan, nachdem wir über eine sehr lange Strecke ge-
kommen waren, die so mit Salz bedeckt war, daß es schien,
als ritten wir über hart gefrornen Schnee.

Traghan ist eine Stadt, welche vier Moscheen besitzt,
und deren Gärten und Dattelgehölze in einem bessern Zu-
stand von Cultur standen, als wir anderwärts bemerkt hat-
ten. Unser Freund Yussuf besaß hier ein ziemlich großes
Haus, und hatte uns verstattet, in demselben unsre Woh-
nung zu nehmen. Wir mußten es aber verlassen, weil es,
wie die meisten übrigen, ehemals den Mammelucken zuge-
hörigen, in sehr baufälligem Zustande war, und wir fürch-
teten, daß die Decke über uns einstürzen würde. Die
Hauptperson dieser Stadt ist ein Maraboot, bei dem ich
am folgenden Tage einen Besuch abstattete, wobei ich ihn
eben traf, als er sich auf dem Sand halb nackend sitzend
sonnte, während viele seiner Untergebnen um ihn herum-
standen, und mit stummer Aufmerksamkeit auf seine weisen
Sprüche und Bemerkungen horchten. Er war sehr wohl-
beleibt, und erzählte mir mit großer Selbstgefälligkeit, daß
seine ganze Familie zu den Maraboot gehörte, und sich
durch ihre Kenntnisse eben so auszeichnete, wie er selbst.
Nachdem ich ihn, seine Bescheidenheit bewundernd, verlas-
sen hatte, begab ich mich nach den Gärten der Stadt, wo
die Quellen sich befinden, von denen ich so viel hatte reden
hören, und die als das einzig fließende Wasser in ganz
Fezzan sehr berühmt sind. Es sind aber weiter nichts als

vier Teiche, deren jeder etwa 30—40 Fuß im Durchmesser enthält, und die mit einer grünen Kruste bedeckt und mit unzähligen Fröschen angefüllt sind; das Wasser ist keineswegs frisch, und die Gärten, die damit bewässert werden, sind eben so mit Salz überzogen, wie die aus den Cisternen bewässerten. Die Dattelbäume sind aber dort sehr dicht gepflanzt und geben einen sehr angenehmen Schatten.

Die Stadt war früherhin von größrer Bedeutung, und hatte ein Castell, Gusba genannt, wovon jetzt nur noch Ruinen vorhanden sind. Die Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig nicht über 600. Man ist dort der Meinung, daß das Korn in einem salzigen Boden besser gedeiht, als in anderem, und zufolge der von mir gemachten Beobachtungen muß ich dieser Behauptung beipflichten. Die Einwohner haben übrigens dort in ihren Begrüßungen wo möglich noch einen weinerlichern Ton als die von Murzuk. Ich machte hier mit Vergnügen die Bemerkung, daß Belford hier sich völlig von seinem Schwindel befreit fühlte, obgleich er immer noch sehr mager und schwach war.

Tags darauf mußten wir in einem armseligen Dorfe, Namens Zaitoon, übernachten, das etwa aus ein Paar Dutzend Lehmhütten besteht. Da die letztern uns nicht viel Schutz gewähren zu können schienen, so schlugen wir mitten unter ihnen zum großen Erstaunen der Einwohner unser Zelt auf, welche, als sie von unserm Begleiter, dem Kaid Saad gehört hatten, daß wir sehr vornehme Leute und Freunde des Sultans seien, sogleich eine allgemeine

Hühnerjagd zum Behufe unsers Abendessens anstellten, und uns sechs derselben auftischten, welche ich ihnen, wiewohl zum Verdrusse Saads, bezahlte. Am andern Morgen kamen wir in ein Dorf von ähnlicher Beschaffenheit, Toqela genannt, in dessen Nähe sich Ruinen eines alten Castells befinden. Es wehte ein sehr kalter Nordostwind an diesem Tage, dabei aber brannte die Sonne nur desto ärger unsre Haut, wie dieß dort bei kaltem Wetter stets der Fall ist; Belford und ich, wir waren beide sehr entstellt in unserm Gesicht, indem unsre Nasen ganz roth geworden waren und uns sehr schmerzten. Gegen Mittag machten wir in dem kleinen Dorfe Maghwa Halt, woselbst uns der Bruder des Kaids von Traghan, Besheer el Othucker, einholte, der uns zufolge Muknis Ordre ebenfalls als Begleiter dienen sollte, aber grade während unsrer Anwesenheit in Traghan sich auf einer Reise befunden hatte. Gegen Abend kamen wir bei einem Brunnen vorbei, den der Jbis (Satan) bewohnt; denn die Araber können sich nicht vorstellen, daß das dortige Echo aus einer andern Ursache herrühre. Zu Hamera mußte ich den ganzen folgenden Tag im Bette zubringen, weil meine Leberkrankheit wieder heftiger geworden und ich durch das eingenommene Quecksilber sehr geschwächt war. Der dasige Scheik führte mir seine zwei Weiber zu, damit ich ihnen etwas verschreiben sollte; die eine litt an Kopfweh und bösen Augen, und ich gab ihr einige dienliche Medicin; der andern aber konnte ich freilich nicht helfen, denn zufolge ihrer und ihres Mannes Aussage war sie schon seit drei Jahren schwanger, ohne gebären zu können; eine Krankheit, welche in der dortigen

Gegend sehr häufig ist, indem durch ihre Vorschützung di unfruchtbaren Weiber ihre Ehemänner täuschen, und da durch der Scheidung wegen Kinderlosigkeit entgehen.

Zuela erreichten wir am Abend des 20. Decembers und wurden daselbst von den Einwohnern, die von unsre Ankunft benachrichtigt, uns schon seit fünf Stunden er wartet hatten, feierlich am Thore der Stadt empfangen Es waren meistens Shreefs (Abkömmlinge des Prophe ten), und sie bezeigten sich sehr dienstfertig gegen uns Wir wurden in eine recht gute Wohnung geführt, und so gleich mit einer Menge Schüsseln von Speisen aller Art be schenkt; Kaid Saad, der ganz in seinem Element war, sagt einem jeden Ueberbringer einer solchen ein höfliches Com pliment als Danksagung, jedoch nicht eher, bis er den Fin ger in die Schüssel gesteckt und das Gericht gekostet hatte Ich befand mich hier so schlimm, daß ich mich sogleich z Bette begeben und mir ein großes Blasenpflaster an mein Hüfte legen mußte, und auch am folgenden Tage konnt ich noch nicht ausgehen. Ich erhielt sehr viele Besuch von den Einwohnern und über ein Dutzend Schüsseln m verschiedenen Gerichten, welche Kaid Saad und Besher nach einander ganz allein verzehrten, indem Belford ebe so wenig Appetit hatte, wie ich. Ich mußte übrigens de Besuchern meine vielen Merkwürdigkeiten vorzeigen, unte denen sie am meisten den Compaß und ein chemische Feuerzeug bewunderten.

Die Einwohner von Zuela sind fast alle Weiße un Shreefs, und auf diese ihre Abstammung so stolz, daß s

ſich ſelten durch Heirathen mit andern Arabern vermiſchen. Sie ſind ohne Zweifel das gaſtfreieſte, ruhigſte und beſte unter allen Völkerſchaften von Fezzan, und zeichnen ſich auch durch ihre ſchöne Geſtalt und nette Kleidung vortheilhaft vor allen übrigen Weißen dieſes Landes aus. In der Nähe der Stadt befinden ſich verſchiedne Ruinen von großen Gebäuden, deren Erbauung man, wie aller von der im Lande üblichen Form abweichenden, den Chriſten zuſchreibt, obgleich ſich aus der Bauart ſowohl als einzelnen Schriftzügen verwiſchter Inſcriptionen deutlich ergiebt, daß ſie Arabiſchen Urſprungs ſind. Von einer der dort befindlichen Inſchriften an einer Mauer, behaupteten die Shreefs ganz ernſthaft, daß ſie von Chriſten bald nach der Zeit Noahs herrühre! In der Stadt ſelbſt befinden ſich die Ruinen eines ehemaligen bedeutenden Caſtells, deſſen Mauern ich an mehrern Stellen von einer Dicke von 30 Fuß fand, und welches in derſelben Art, wie die Häuſer zu Tripoli gebaut war. Uebrigens giebt es nur wenig gute Wohnungen dort, wiewohl die Stadt früher viel bedeutender geweſen zu ſeyn ſcheint; ſie hat drei ziemlich große Moſcheen und drei Thore. Nach einer Meridianhöhenmeſſung der Sonne, welche 80° 10′ 10″ ergab, liegt Zuela unter dem 26° 11′ 38″ n. Br.

Am 25. December ſetzten wir unſre Reiſe weiter fort, nachdem ich noch ein Cameel hatte miethen müſſen, weil ich unſer Gepäck durch eine Menge von Datteln, Mehl und andern Lebensmitteln ſehr vermehrt hatte, mit denen uns die gaſtfreien Shreefs von Zuela vor unſrer Abreiſe beſchenkten, und weil unſer Weg uns durch eine drei Ta-

gereisen lange Wüste führte, weßwegen wir mehr Wasser für unsre Pferde mitnehmen mußten.

Nach einem sehr beschwerlichen Weg kamen wir am 29. December nach der Stadt Gatrone. Belford und Besheer hielten in den Gärten vor derselben an, um ihre Pferde zu tränken, so daß ich mit Kaid Saad allein einritt, worüber der letztre sehr verdrießlich war, weil er meinte, daß es doch stattlicher aussähe, wenn wir als so vornehme Personen mit vier Pferden unsern Einzug hielten. Er war sehr erstaunt, als ich ihm bei dieser Gelegenheit erzählte, daß sich der Sultan meines Vaterlandes keineswegs schämte, ohne alle Begleitung auszureiten, und daß seine Garden niemals bei seinem Einzug in die Stadt ihre Gewehre abschössen; diesen letztern Umstand schrieb er sehr weislich der Trefflichkeit unsers Schießpulvers zu, welches unser König nicht auf eine unnöthige Weise würde verschwendet wissen wollen. Wir nahmen unsre Wohnung in dem Hause einer Tibboonerin, welches nahe an der Stadtmauer lag.

Gatrone liegt mitten unter einer Menge kleiner Sandhügel, auf denen die Tibboos, welche eine abgesonderte Gemeinde für sich ausmachen, ihre kleinen Palmhütten angelegt haben. Die Stadt (unter dem 24° 47′ 57″ n. Br.) wird von Fezzanern bewohnt, welche alle schwarz sind, und mehr die Sprache von Bornou als das Arabische sprechen. Wir kamen grade dort an, als das Fest Milood (Mahomeds Geburtstag) daselbst gefeiert wurde, und bei dieser Gelegenheit zeigten sich überall

haufen von schön gepulsten Mädchen, welche auf den Strassen Tänze aufführten. Die Tibboonerinnen sind von Gestalt sehr hübsch und wohlgebaut, haben Adlernasen, schöne Zähne und Lippen, die eben so geformt sind, wie die der Europäerinnen; ihre Augen sind lebhaft und ausdrucksvoll, ihre Hautfarbe glänzend schwarz, und sie haben in ihrem Gang und in ihrer Haltung etwas besonders Characteristisches, was ihnen sehr gut steht. Auch ihre Kleidung ist nett; sie tragen viele Ringe, Spangen und Armbänder von Silber und Kupfer; der auffallendste Theil ihres Putzes ist ein Stückchen von rothen Corallen, welches in dem rechten Nasenloch getragen wird, und in der That gar nicht übel aussieht. Sie pflegen nicht, wie die Arabischen Weiber, ihre Gesichter zu verhüllen, und auch die eine Hälfte ihres schönen Busens ist unbedeckt, keineswegs aber ist weder in ihrem Anzug noch in ihrem Tanz irgend etwas Unanständiges oder Freches, das in Africa viel sagen will. Ihre Schönheit verblüht auch nicht so schnell, wie die der andern Weiber in jenen Gegenden; sie halten mehr auf Reinlichkeit, und gelten für treffliche Hausfrauen und zärtliche Mütter. Uebrigens haben sie die Unart, gar zu sehr das Kauen des Tabacks zu lieben, von dem sie immer eine große Portion im Munde haben. Auf den Sclavenmärkten stehen sie meistens in hohem Preise.

Die Tibboaner sind schlank gebaut und sehr lebhaft in ihren Bewegungen, daher ihre Unruhe und Beweglichkeit zum Sprichwort geworden ist, und sie selbst oft „Vögel" genannt werden. Ihre Stämme in dem südlichen Theil

von Fezzan sind einigermaßen civilisirt; aber die im Innern des Landes leben meist von Raub und Plünderung ihrer Nachbaren, und leben in dem s. g. Naturstand; sie bauen fast gar kein Korn, und verstehen nicht einmal die Kunst, Brod zu backen; ihre Waffen bestehen in drei leichten Speeren, einer Lanze, Harbas genannt, Dolch und Schwert, und einer Art Wurfspieße, Shangar genannt, welche sie mit großer Geschicklichkeit und Erfolg zu werfen verstehen. Die Waffen der Tibbooner in der Vorstadt von Gatrone sind fast dieselben, nur besser gearbeitet; auch führten diese letztern oft Pistolen.

Gatrone besitzt ein Castell mitten in der Stadt, das mit einer dicken Mauer umgeben ist, und zählt eine große Menge Maraboots unter seinen Bewohnern. Ich besuchte einen dieser letztern, Hadgi el Rasched genannt, der ein sehr unterrichteter Mann war, und mir über Waday und Tibesty manche interessante Notizen mittheilte. Auch erbot er sich, mich zu allen Stämmen der Tibboos zu begleiten, wenn ich ihm eine Taschenuhr und ein Telescop dafür geben wollte. Gern hätte ich dieß Anerbieten angenommen, allein ich mußte diesen Plan aufgeben, da Belford noch viel zu schwach war, um eine so beschwerliche Reise aushalten zu können. Da indessen mein Maherry ebenfalls in sehr übelm Zustand war, so stellte ich ihn bei diesem Maraboot ein, der ihn gut zu füttern und bis zu meiner Rückkunft aus dem Süden abzuwarten versprach.

Wir verließen Gatrone am 31. December, und kamen an demselben Tage zu dem kleinen Dorfe El Bakhi, in

mit mehrern großen Gurda, Feigenbäumen und Palmen, so wie mit ziemlich gutem Wasser versehen war, und uns wegen des Contrastes mit der Sandwüste, aus welcher wir herkamen, ein wahres Paradies zu seyn schien. Auch wurden wir von dem Sohn des grade abwesenden Scheiks gut bewirthet, und verließen ungern am folgenden Morgen, dem Neujahrstage, diesen angenehmen Aufenthaltsort, um unsre Reise nach Tegerry fortzusetzen. Ueber einen buchstäblich mit den Fährten von Hyänen und Schakals bedeckten Weg zogen wir weiter, ohne zu einem Orte zu gelangen, wo wir des Nachts unser Lager hätten aufschlagen können. Am andern Morgen vermißten wir unser Cameel, und suchten es lange Zeit vergeblich; schon hatten wir gefürchtet, daß es uns von herumschweifenden Tibóoos möchte geraubt worden seyn, als es unser Treiber endlich des Nachmittags wieder herbei brachte. Er hatte es auf dem Rückwege nach Gatrone gefunden, wohin es wahrscheinlich seine große Anhänglichkeit an meinen dort gebliebenen Maherry getrieben hatte. Uebrigens besitzen fast alle Araber eine außerordentliche Geschicklichkeit darin, unter den vielen Fußtapfen andrer Cameele und Menschen, mit denen der Weg bedeckt ist, die Fährte der ihrigen herauszufinden. Gegen Abend langten wir in der Stadt Tegerry an, und wurden daselbst in einer ziemlich guten Wohnung untergebracht.

Tegerry liegt unter dem 24° 4′ n. Br. und ist die südlichste Stadt von Fezzan; hier hört die Cultivirung der Palmen auf. Datteln giebt es in grosser Menge, und sie sind von guter Beschaffenheit; von Gartenfrüchten finden

sich nur Zwiebeln, kleine Rüben und Kürbisse. In der Stadt liegt ein halbverfallnes Castell, dessen Mauern unten 30 und oben 10 Fuß dick, und mit Schießscharten versehen sind, welche im Arabischen sonderbar genug eben so heißen, wie im Französischen, nämlich embraza (embrasure). Die Einwohner stehen nur eine kleine Stufe in Hinsicht auf Cultur höher als die Wilden; nur wenige von ihnen verstehen das Arabische, und die gewöhnliche Sprache ist die von Bornou. Da Tegerry der Ort ist, wo alle aus Bornou, Waday und Soudan kommende Karawanen sich eine Zeitlang aufhalten, um auszuruhen, so sind die Nahrungsmittel sehr theuer, die Datteln ausgenommen, von denen man eine ganze Camelladung für drei Viertel eines Piasters erhält.

Da Belfords Gesundheitszustand sich sehr verschlimmerte, so mußte ich den Plan aufgeben, noch weiter südwärts vorzudringen und Tibesty zu besuchen, daher wir am 7. Januar unsre Rückreise nach Murzuck antraten, und am folgenden Tage Abends wiederum in Gatrone anlangten, wo wir wieder bei unsrer vorigen Wirthin in der Vorstadt unsre Wohnung aufschlugen. Früher habe ich schon erzählt, daß Muknis ältester Sohn Aleiwa mit einem Truppencorps eine Expedition, um Sclaven zu fangen (solche jährlich angestellte Sclavenjagden heißen dort Ghazzie), gegen Kanem und die Tibboos von Borgoo unternommen hatte, daß aber die Beute dießmal nicht sehr ergiebig gewesen sei, weil die Einwohner von Kanem bei Zeiten gewarnt worden waren. Aleiwa war jetzt ebenfalls auf dem Rückweg nach Murzuck begriffen, und während unsrer An-

wesenheit in Gatrone kam die Nachricht, daß er bald in dieser Stadt eintreffen werde, und bereits in dem erwähnten nahen Dorfe El Bakkchi sei. Ich ritt ihm bis zu diesem Orte entgegen, um ihn und mehrere meiner alten Bekannten aus Murzuck zu begrüßen, welche der Expedition beigewohnt hatten, und dann mit dem ganzen Zuge der Berittenen nach Gatrone zurück, wohin uns die Fußsoldaten und die Gefangnen, nebst der übrigen Beute nachfolgten. Diese letztern bestanden in 800 lahmen, in Felle und Lumpen gehüllten Krüppeln, gegen 3000 Maherrys und 500 Eseln; über 1000 Cameele und viele Gefangne waren unterwegs umgekommen, die Kinder gar nicht mitgerechnet, als welche als ganz unbedeutende Gegenstände nie in Betracht kommen. Die brutalen Araber haben auch wohl die Sitte, Säuglinge, die sie in den verheerten Dörfern finden, mitzunehmen, und ein Paar Tage lang mit Wasser und Datteln aufzufüttern; wenn aber eins diese Kost nicht vertragen kann, so lassen sie es ohne Weiteres auf der Straße liegen, wo es vor Hunger umkommen muß oder von Schakals gefressen wird.

Die Ghrazzie hatte dießmal sechs Monate lang gedauert, und hauptsächlich den Tibboos in Borgoo gegolten, sodann den Bewohnern von Wajunga und des südlichen Theils von Bahr el Ghazal. Die Tibboos in Borgoo sind alle Kaffirn, aber ein ruhiges friedsames Völklein, das in Hütten von Palmblättern wohnt, und noch auf der untersten Stufe der Cultur steht. Sie leben meistens von Datteln und dem Fleisch ihrer Schafe, Ziegen und Cameele; auch haben sie eine Art schwarzer Kühe,

die sie mit Milch versehen. Ihre Kleidung besteht meistens aus Thierfellen oder einigen Stücken Tuch, die sie von ihren Nachbaren oder von Kaufleuten erhalten. Knaben und junge Mädchen gehen völlig nackend, und Ehen in unserm Sinne des Worts giebt es dort nicht, indem alle Weiber gemeinschaftlich sind; eben so wenig haben sie einen Begriff von Blutschande, und Brüder und Schwestern vermischen sich unverhohlen mit einander. Sie wissen nichts von Gott, aber leben mit einander verträglich und friedsam. Den Donner und Blitz schreiben sie dem Zorn ihrer bereits verstorbnen Freunde zu, und sind deswegen während eines Gewitters sehr ängstlich. Sie essen das Blut von Cameelen, was sie sich kochen, und auch crepirte Thiere. Sie sind sehr furchtsam, und fürchten sich besonders so sehr vor den Flinten oder Pferden, daß der bloße Anblick eines berittnen Arabers ganze Haufen von ihnen in die Flucht jagt; laufen können sie übrigens ganz außerordentlich schnell.

Bei solchen Sclavenhatzen geht es folgendermaßen zu. Die Araber bleiben des Abends zuvor einige Stunden von dem Dorfe, was sie sich zur Plünderung ausersehen haben, entfernt, und nähern sich dann demselben so, daß ihr Vortrab mit Tagesanbruch den Ort erreicht; sodann besetzen sie sogleich alle Ausgänge, und fallen dann in die Häuser ein, und über die meistentheils wehrlosen Einwohner her. Diese letztern werden an einen vorher zum Sammelplatz bestimmten Ort gebracht und dort gebunden, oder mit Ketten an einander gefesselt. Wenn man mit den Menschen auf diese Weise oft werden an einem Morgen 1000—1500 dieser unglück-

lichen Schlachtopfer aufgebracht) fertig ist, so kommt die Reihe an die Cameele, Heerden, Lebensmittel und übrige Habe der Ueberfallnen, und dann zieht man weiter, um diese Scene in einer andern Gegend zu wiederholen. Einer unsrer Murzuckischen Freunde, der Mammeluck Mohamed el Lizari, hatte der damaligen Ghrazzie auf Muknis ausdrücklichen Befehl beiwohnen müssen, aber war durch die hiebei vorgefallnen Grausamkeiten aufs Aeußerste empört worden, so daß er fest beschlossen hatte, um keinen Preis wieder an einer so schändlichen Expedition Theil zu nehmen. Mukni mochte wohl von seinen Gesinnungen unterrichtet worden seyn; denn Jener fiel bei ihm so in Ungnade, daß er mehrern Arabern geheimen Auftrag gab, denselben gelegentlich niederzuschießen; er stand jedoch wegen seines allgemein anerkannten trefflichen Characters und seines würdevollen Benehmens bei Allen in solchem Ansehen, daß ihn die mit dem Meuchelmord Beauftragten selbst davon in Kenntniß setzten. Seit dieser Zeit brachte er die Nächte bewaffnet gewöhnlich bei uns zu.

Am 12. Januar verließen wir Gatrone, und reisten der Ghrazzie voraus nach Murzuck über Traghan und Deesa, wo mein Begleiter Berheer uns stattlich in seiner Wohnung bewirthete, und sogleich ein fettes Kalb uns zu Ehren abschlachtete. Seine Mutter, Schwestern und sein junges Weib bewillkommten uns herzlich, und weinten vor Freude über die glückliche Wiederkehr ihres Bruders und Vatten. Ich gab der alten Frau einige Arznei gegen ihre bösen Augen, wofür sie mir ein wohlgenährtes Schaf aufnöthigte; überdieß versorgten mich die Schwestern Ves-

heers in Ueberfluß mit Eiern, Hühnern und Milch. Nicht minder gastfreundlich wurde ich von meinem andern Reisegefährten, dem Kaid Saad, in seinem Wohnort Zaizow aufgenommen, wohin er, um gehörige Zubereitungen zu treffen, mir vorausgereist war.

Am Abend des 16. Januar langte ich wieder in Murzuck an, wo mich meine Freunde Yussuf und Hadgi Mahmoud mit einem Fest überraschten, welches sie mir zu Ehren angestellt hatten. Ich stattete sodann bei Mukni einen Besuch ab, der mich sehr huldvoll aufnahm und darüber sehr zufrieden schien, daß ich seinem Sohn Aleiwa entgegengeritten war, der mich, wie er meinte, mit einem Paar Maherrys hätte beschenken sollen. Aleiwa hielt am 18. Januar seinen feierlichen Einzug mit der Ghrazzie in Murzuck, bei welcher Gelegenheit sich Alles in seinen größten Putz und Staat geworfen hatte, und in der That würde dieses glänzende Schauspiel und die allgemeine Fröhlichkeit, das Schießen, Jauchzen, Tanzen und Singen auf uns Zuschauer einen angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn nicht der grelle Contrast, den die unglücklichen Gefangenen in ihrem jammervollen Zustande mit ihren übermüthigen Ueberwindern machten, sogleich alle frohe Empfindungen verdrängt hätte. Ich war dem Zuge wieder entgegengeritten und ritt dicht neben des Sultans Sohn, um zu sehen, wie ihn sein Vater empfangen würde. Wir fanden ihn im Hofe seines Schlosses sitzend, ganz blaß und in der größten Gemüthsbewegung. Der Knabe stieg ab und lief auf seinen Vater zu, vor dem er sich auf die Kniee warf und ihm die Hand küßte. Alles beobachtete die

größte Stille, als der Vater von seinen Gefühlen überwältigt, seinem Sohn, den er über alles liebt, um den Hals fiel und laut weinte. Ich hätte wahrlich in diesem Augenblick ihm alle uns zugefügte Unbilden und seine übrigen schlechten Handlungen verzeihen können, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß sein Sohn eben mit einem Haufen unglücklicher Kinder zurückkehrte, die ihren Vätern nicht weniger theuer waren, als er dem seinigen. Als Mukni sich ein wenig wieder erholt hatte, so wurde eine prachtvolle Bornouse herbei gebracht, welche der junge Aleiwa auf der Stelle anzog; dieß ist das in der Berberei bei jeder siegreichen Rückkehr gewöhnliche Ehrengeschenk. Hierauf kamen die übrigen Araber heran und wurden sämmtlich von dem Sultan zum Handkuß gelassen, der sich dann auf die Achseln seiner zwei Söhne gestützt, sehr vergnügt aussehend in sein Schloß zurückzog.

Tags darauf war alles in der Stadt in lebhafter Bewegung, und der freie Platz vor dem Schlosse von mehr als 1000 Maherrys bedeckt. Kaufleute aus der Umgegend Tiboos, Tuaricks, Araber, Alles trieb sich bunt durch einander auf dem Sclavenmarkt herum, während die armen Neger nackt und zitternd in der Sonne saßen und nach einander verkauft wurden. Der Preis für dieselben war dießmal sehr niedrig; ein hübsches Mädchen von ungefähr 13 Jahren galt 35 Piaster; Knaben von demselben Alter aber höchstens 20 Piaster. Es gehört übrigens, wie ich schon oben erwähnt habe, zu den Regalien Muknis, daß er von jedem verkauften Sclaven den vierten Theil der

Kaufsumme erhält; eben so gehört ihm jeder vierte Theil der Beute, die die Ghrazzie an Sclaven, Cameelen u. s. w. macht; auf jeden Fußsoldaten derselben fällt ein Sclave, und auf jeden Reiter zwei; sind nach dieser Vertheilung noch welche übrig, so wird eine zweite in denselben Proportionen vorgenommen; in dem Fall, wenn nicht so viele Sclaven vorhanden sind als Sclavenjäger, werden die erstern ebenfalls nach jenen Proportionen unter die letztern vertheilt; zwei kleine Kinder werden übrigens für einen Knaben gerechnet, und zwei Knaben von 10 Jahren oder ein Mädchen von demselben Alter gilt für einen Antheil.

Ich besuchte um diese Zeit öfters den Sclavenmarkt, wo man um die armen Schwarzen mit eben der gefühllosen Gleichgültigkeit feilschte, wie in Tripoli. So wie für die übrigen Waaren, so giebt es auch für die Sclaven besondre Ausrufer, die in der Straße umherlaufen, und mit gellender Stimme den verschiedenen Kaufleuten das zuletzt gethane höchste Gebot zurufen, wobei der Sclave wie ein Hund hinter ihnen her laufen muß. Es scheint mir hier der passendste Ort zu seyn, über den Sclavenhandel in der dortigen Gegend und die Gesetze, unter denen er steht, einige Notizen mitzutheilen.

In Murzuck machen die Sclaven ungefähr den zehnten Theil der gesammten Bevölkerung aus; viele von ihnen sind aber bereits so jung dahin gebracht worden, daß sie nichts von ihrem eigentlichen Vaterland mehr wissen. Diejenigen Sclaven, die zur Besorgung des Haushalts gebraucht werden, werden meistens gut behandelt, und oft

von ihren Herren zu Vertrauten ihrer Angelegenheiten gemacht. Selten werden sie weiter verhandelt, und es ist Sitte bei dem Tode eines Gliedes der Familie, zu der sie gehören, einen oder mehrere von ihnen frei zu lassen, worauf sie sich dann gewöhnlich verheirathen, und, irgend ein Gewerbe treibend, als naturalisirte Einwohner mit den übrigen Bürgern gleiche Rechte genießen. An und für sich betrachtet, ist die Sclaverei in Hinsicht auf die Dauer lebenslänglich; sehr oft aber finden Freilassungen Statt, theils, wie schon erwähnt worden, bei Todesfällen in der Familie, theils auch bei andern religiösen Festlichkeiten, oder zur Belohnung geleisteter Dienste. Früherhin war es allgemeine Sitte, an dem Bairamsfest jedesmal einen Sclaven freizulassen; dieß ist aber neuerdings beinahe ganz abgekommen.

In Fezzan und, so viel mir bekannt ist, auch in allen übrigen Mohamedanischen Ländern in Africa gelten in Beziehung auf die Fortpflanzung der Sclaven folgende Gesetze:

Eine Khadem oder Negerin, die von ihrem Herrn geschwängert ist, darf nicht weiter verkauft, sondern muß für ihre übrige Lebenszeit von ihm erhalten, oder an einen Andern verheirathet werden. Ihr Kind ist frei und hat den nämlichen Anspruch auf Alimentation.

Das Kind einer Sclavin, das sie mit einem andern Mann als mit ihrem Herrn erzeugt hat (sollten beide auch Eheleute seyn), folgt dem Stand der Mutter und ist mithin Sclave. Hat es zum Vater den Sclaven eines an-

dern Herrn, so gehört es dennoch dem Herrn seiner Mutter, und kann so gut wie diese weiter verkauft werden.

Das Kind einer freien Frau, das einen Sclaven zum Vater hat, ist frei.

Oft gestatten die Herren eine Heirath zwischen ihren Sclaven beiderlei Geschlechts; die hieraus entsprungenen Kinder sind zwar auch Sclaven und können verkauft werden, aber ein solches Verfahren mit ihnen wird nicht für honet gehalten, und kommt daher selten vor. Solche Kinder heißen Shushan.

Von einer Anzahl von Bekannten und Freunden, die der letztgedachten Ghrazzie beigewohnt hatten, erhielt ich über die Gegenden, in denen sie angestellt worden war, ziemlich genaue Nachrichten, von denen ich hier folgende mittheile.

Wajunga ist ein bedeutender Landstrich, acht Tagereisen östlich von Borgoo und dreißig von Tegerry entfernt. Es ist in zwei Districte getheilt, von denen der östliche von einem sehr großen Fluß in der Richtung von Norden nach Süden durchströmt wird, welcher sehr tief und 5 bis 600 Ellen breit ist. Sein Wasser ist etwas salzig, und er selbst sehr angefüllt mit wohlschmeckenden Fischen. Die ganze Gegend ist sehr gebirgig, und mit einer großen Menge kleiner ganz schwarzer Felsstücke bedeckt, die die Flucht der Ueberfallenen sehr begünstigt haben sollen, weil die letztern, wenn sie sich auf die Erde gelegt hatten, jenen an Gestalt und Farbe ganz glichen. Einige von den Felsen sind dort

so steil, daß man nach einem Arabischen Ausdruck: „nicht nach ihrem Gipfel schauen kann, ohne seine Tagaia oder rothe Kappe zu verlieren.“

Das westliche Wajunga wird durch drei Flüsse durchflossen, von denen zwei so süß, „wie Honig,“ der dritte aber salzig ist. Der größte von ihnen, der von Westen nach Osten fließt und sehr breit und tief ist, wird von den Arabern Nil (Niger) genannt. Datteln giebt es dort in großer Menge, auch viel Schlachtvieh; sodann Elephanten und sehr viele Strauße. Die Einwohner kleiden sich in Thierfelle und sind ein schöner Menschenschlag; sie können sehr schnell laufen, sind aber Kaffirn, und die Araber behaupten, Gott habe sie nicht erschaffen, sondern sie seien zufällig entstanden.

Von dem Brunnen bei El Wiakh, der zwei Tagereisen südlich von Tegerry liegt, führt ein näherer Weg nach Tibesty, der aber äußerst beschwerlich ist. Auf demselben muß man sieben Tage lang über eine schwarze Bergkette steigen, welche von allem Wasser, aller Vegetation und jedem lebenden Wesen entblößt, und an manchen Stellen so schwer zu erklimmen ist, daß Cameele und Pferde dort sehr oft den Hals brechen. Viele Sclaven in den Kafflés, die von Waday (welches zehn Tagereisen nördlich von Wajunga liegt) auf diesem traurigen Wege kommen, werden durch die Beschwerlichkeit desselben so erschöpft, daß sie, wenn ein Rasttag gemacht wird, zu steif und kraftlos werden, um die Reise fortsetzen zu können; daher sie denn gewöhnlich von ihren unmenschlichen Gebietern hülflos ihrem

Schicksal überlassen werden. Die ganze Gegend um El Wiakh soll mit menschlichen und thierischen Gebeinen bedeckt seyn.

Das auf den Karten gewöhnlich unter dem Namen Berdoa aufgeführte Land heißt Berdai und liegt zwei Tage östlich von Tibesty. Einen Stamm von Tibboos, Namens Tebaboo, giebt es nicht; wahrscheinlich hat der Name einer kleinen Stadt in Tibesty, Aboo, zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben. So sind auch Kawar und Bilma keine verschiedene Länder, sondern verschiedene Namen derselben Gegend, deren Bewohner der Mehrzahl nach Kaffirn sind. — —

Bald nach der Rückkunft der Sclavenjäger kam auch Muknis Geschäftsträger Aboo Beeker Boukhalloum von Tripoli zurück, und überbrachte dem Sultan eine Teskera des Deys, zufolge der er künftighin statt der bisherigen 15,000 Piaster, deren 80,000 als Tribut entrichten sollte. Mukni empfing dieß Schreiben *), so unangenehm ihm auch sein Inhalt seyn mußte, mit den Zeichen der größten Ehrerbietung und Zufriedenheit.

Ich für meine Person machte nun wieder Anstalten zur Rückreise nach Tripoli, wohin mich Lizari, um Muknis Verfolgungen zu entgehen, zu begleiten beschloß, und

*) Teskere heißt im Türkischen ein Lehensschein, Amtsbelehnung. S. d. Hammer Osman. Staatsverf. I. 352. II. 111. A. d. U.

nach vielen Bemühungen erhielt er auch von dem Sultan die Erlaubniß hierzu. Bevor ich aber zur Beschreibung meiner Rückreise übergehe, scheint es mir passend zu seyn, eine allgemeine Uebersicht über die Beschaffenheit des Königreichs Fezzan und den Character, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu geben, welche ich theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus Mittheilungen zuverlässiger Gewährsmänner geschöpft habe.

---

8. Ueber Fezzan und seine Bewohner, und über die große Wüste im Allgemeinen.

Fezzans nördlichste Grenzstadt Borjem liegt unter dem 30° 35′ n. Br., seine südlichste Tegerry unter dem 24° 4′; gegen Osten grenzt es an die Harutzischen Gebirge hinter Temissa und gegen Westen an Oubari. Das Land bietet im Allgemeinen den Anblick einer dürren, unfruchtbaren, meistens mit Sand oder einer Art Kies (gravel) bedeckten Fläche dar; es giebt zwar viele Brunnen, aber in der ganzen ungeheuern Landstrecke nur vier lebendige Quellen in der Nähe von Traghan. In der Wüste ist keine Vegetation, außer in einigen Wadeys, woselbst sich einiges Buschwerk findet, dessen Laub den Cameelen zum Futter dient, und welches die Namen Agoul, Shamaran und Deeza führt. Bloß in der Nähe von Städten werden Palmen cultivirt; Korn und einiges Gemüse kommt nur schlecht fort. Ueber-

haupt ist nichts irriger, als die allgemein verbreitete Meinung von der großen Fruchtbarkeit der Oasen. Gärten giebt es zwar in der Nähe oder in den Ringmauern von Städten, sie sind aber selten über einen Acker groß, und meistens kaum 40—50 Fuß breit; sie werden durch ziemlich zusammengesetzte Maschinen bewässert, welche durch Esel getrieben werden.

Von Thieren finden sich vorzüglich folgende: Tiger, Hyänen, Schakals (sämmtlich in großer Menge), Füchse (kleiner als die Europäischen und in geringerer Anzahl), Wadans (eine Art wilder Büffel, mit zottigem Fell, und so groß wie Esel), rothe und weiße Büffel, Antelopen, Hasen in geringer Anzahl, wenig Kühe, Schafe und Ziegen, Pferde, Esel und Cameele (besonders die schnellaufende Art derselben, Maherrys oder Couriercameele genannt). Unter den Vögeln giebt es besonders viele Strauße, Geier, Raben, Eulen, Tauben (von denen die wilden im August nach Bornou und Tibesty ziehen), einige Adler, wenig Hühnergeflügel und noch weniger Gänse. Von Feldfrüchten giebt es verschiedene Arten Korn und andres Getreide, das den Namen Gafooly, Gummah, Gussub (Dourrah), Shair, Tareedi und Lubia führt. Korn und Gerste werden im October und November gesäet, und im März und April geerndtet; während dieser Zeit werden die Aecker wöchentlich zweimal mit vieler Mühe mittelst kleiner Canäle gewässert, in die das Wasser aus den Brunnen geleitet wird. Gudduh oder Saffasa ist eine Art Klee, der im Februar gesäet und im November geschnitten wird; er ist sehr theuer, aber ein sehr nährendes Futter für Pferde

und Cameele. Gussub und Gafooly, eine Art Hafer, werden im Sommer gesäet und sind im Herbst reif, oft aber giebt man die Halme den Pferden, wenn sie noch grün sind; sie sind sehr süß und schmecken wie Zuckerrohr; im Winter dient das getrocknete Stroh von ihnen ebenfalls als Futter. Die Halmen des Gafooly erreichen oft eine Höhe von 7 bis 8 Fuß.

Obst giebt es nur in geringer Menge; von guter Qualität sind aber Granatäpfel, Wassermelonen und Feigen; Aepfel und Apricosen sind geschmacklos und schlecht. Es giebt noch eine den Aepfeln in Gestalt und Geschmack ähnliche Frucht, Corna genannt, die auf einem oft 30 Fuß hohen Baume wächst, den Hr. Ritchie in die Gattung des Rhamnus oder Lotos einrechnet. Diese Frucht hat drei Kerne, ist sehr süß, und nicht größer wie eine Wallnuß. Uebrigens ißt man auch die Samenkörner der Sonnenblumen und des Coloquints. Cürbisse von ziemlicher Größe und gutem Geschmack giebt es häufig; Rüben und anderes Gemüse nur selten, auch ist es von keiner guten Qualität.

Die Hauptstadt Murzuck liegt unter dem 25° 54′ d. Br. und 15° 52′ d. L. Die übrigen Städte von Bedeutung sind Sockna im Norden, Zuela im Osten und Gatrone im Süden. Im Allgemeinen nähren sich die Einwohner meistens von Datteln, welche man als das Nationalgericht ansehen kann, und von dem wenigen Getreide oder Gemüse, was mit vieler Mühe in den Gärten gebaut wird. Cameelfleisch wird bei Festlichkeiten verspeist; Schaf-

und Ziegenfleisch ist für die ärmern Volksclassen zu theuer, und selbst die Reichen essen höchstens dreimal in der Woche Fleisch. Handel wird bloß mit Soudan, Bornou und Waday und mit den Tauschhändlern der Kaffirs getrieben, und besteht meistens in Sclaven. Uebrigens könnten sehr viele von den Pflanzen, die man im südlichen Europa baut, dort fortkommen, wofern nur die gehörige Wartung und Pflege derselben Statt fände. Zum Bauen und zur Schreinerarbeit fehlt es sehr an gutem Holz, indem man bloß Palmbäume dazu verbraucht, von dem die Bretter sehr porös und zerbrechlich sind, und sehr leicht verfaulen.

Der Landbesitz befindet sich allgemein in den Händen der reichern Classen, welche seine Besorgung und Bearbeitung ihren Sclaven oder freien Dienern überlassen. Wenn der Eigner eines Landguts ohne Erben stirbt, oder wegen eines Verbrechens hingerichtet wird, so fällt sein Vermögen dem Sutan zu. Beim Verkauf von Ländereien richtet sich der Preis nach der Anzahl von Dattelbäumen und Brunnen, die sich auf ihnen befinden; oft werden auch bloß die Palmbäume allein verkauft.

Beim Verkehr hat man folgende Gewichte: Kantar (150 Pf.), Rottal ($1\frac{1}{2}$ Pf.), Oghia (eine Unze) und verschiedene andere Gewichte, deren man sich bei dem Tausche mit Gold bediente, welches früher allgemeine Landesmünze war, jetzt aber sehr abgenommen hat. Zum Maß bedient man sich der Saas (gleich einem Quart), Kail (8 Quart), Webba Fezzan (8 Kails) und Shefeese (24 Kails). Die jetzt übliche Currentmünze sind die Spanischen Piaster;

inere Zahlungen werden in Korn abgemacht; für einen laſter erhält man im Durchſchnitt 1 1/2 Kail (12 Quart er 3 Malter) Korn, und 24 Kalis oder ein Ghe- ſe Datteln.

Die Regierung von Fezzan gehörte früher einer Moh- ıfamilie erblich zu, welche aus Shreefs beſtand, und aus iem Stamm in der Nähe von Fez herſtammte; ſie hatte 500 Jahre lang in dem Beſitz derſelben behauptet, bis Muknis Verrätherei und Ehrgeiz gelang, ſie zu ſtürzen d ſich auf ihren Thron zu ſetzen, wie ich dieß oben on erzählt habe. Er iſt unumſchränkter Monarch, wie- hl er in Tripoli bloß als Privatmann angeſehen wird, d regiert ſein Land mit eiſernem Scepter; ſein Wille er ſeine Laune iſt Geſetz, ſeine Strafen ſehr ſtreng und ıuſam, weil er ſich nur durch Furcht behaupten zu kön- n glaubt (oderint, dum metuant!), und da ſeine ıuptleidenſchaft Habſucht und Geldgeiz iſt, ſo mißbraucht ſtets ſeine Gewalt, um auf alle mögliche Weiſe Geld n ſeinen unterdrückten Unterthanen zu erpreſſen und ſie ezuſaugen. Ueber Krieg und Frieden ſteht dem Dey von ipoli die letzte Entſcheidung zu, wiewohl bloß der Form gen; denn Mukni ergreift ſtets die nöthigen Maßregeln dieſer Hinſicht, ohne erſt auf die Inſtructionen von der ıuptſtadt zu warten.

Der Cadi, oder das Haupt der Juſtiz und Kirche, hat r eine ſcheinbare Gewalt, und muß ſich ſtets nach dem illen ſeines Herrn richten. In Murzuck giebt es einige milien von Weißen, welche Mammelucken genannt wer-

den, und von Renegaten abstammen, mit denen der Dey die vorige Dynastie von Fezzan beschenkt hatte. Sie werden als eine Art Adel betrachtet, und sind nicht wenig stolz auf ihren Rang, obgleich sie meistens nicht sehr begütert sind; in gleichem Rang stehen sodann die Shreefs, welche, wie überall, in allen Mohamedanischen Ländern, große Privilegien genießen. Der Cadi, die Scheiks der Districte, die Kaids oder Schultheiße, die Hadgis, Marabouts, und Alle, welche Geld, Ländereien oder schöne Kleider (das einzige Abzeichen höhern Standes in der dortigen Gegend) haben, gelten als die Vornehmen, und zwar so lange sie in dem Besitz ihrer Aemter, Vermögens oder Kleider sind; haben sie diesen verloren, so werden sie so wenig respectirt als Sclaven.

Das Amt des Cadis in Murzuck ist erblich, und bereits über 150 Jahre bei derselben Familie geblieben. Besondre Kenntnisse und Talente sind zu demselben eben nicht erforderlich, nur muß er lesen können; nach seinem Tode wird sein nächster Anverwandter, er mag übrigens weise oder dumm seyn, sogleich mit diesem Amte investirt. Der jetzige Cadi ist ein Schwarzer, Namens Mohammed el Habeeb; er kann sehr schnell lesen und Zauberformeln schreiben, welche viel wirksamer sind als die andrer Leute. In allen übrigen bedeutenden Städten giebt es Cadis, deren Würde jedoch nicht erblich ist. Als Andeutung der Auszeichnung der höhern und reichern Volksclassen gilt es, daß sie bei dem Sultan zur Audienz gelassen werden; sie haben ziemlich unbeschränkte Macht, mit ihren Untergebenen willkührlich zu verfahren; doch sind sie meistens mit ihren

Sclaven in gutem Vernehmen, und gestatten denselben manche Freiheiten.

Die Fezzaner besitzen nur sehr wenig Herzhaftigkeit, Muth und Ehrliebe, und sind so kriechende Unterthanen, als ihre Despoten nur wünschen können; sie haben gar kein Gefühl davon, daß sie in einem verworfenen Zustande leben, da sie nie Freiheit gekannt haben, und nie von den Stecken ihrer Treiber in Ruhe gelassen worden sind. Es ist auch gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie sich je aus ihrem sclavischen Joch zu befreien trachten sollten, obgleich ihnen ihre Lage in der Wüste alle äußere Hülfsmittel darbietet, sich von Tripoli ganz unabhängig zu machen. Die einzige Classe von ihnen, die einigen Muth und Freiheitsliebe gezeigt hat, waren die Araber von dem Stamm Waled Suleiman, allein diese sind jetzt fast ganz aufgerieben. Wenn der Sultan, was er jährlich thut, nach Tripoli reist, so läßt er seinen ältesten Sohn als Statthalter unter der Aufsicht seines jedesmaligen angesehnsten Günstling zurück, dessen Befehle dann mit den seinigen gleiche Kraft genießen.

Muknis Kriegsmacht besteht meistens aus Arabern, und beläuft sich ungefähr auf 5000 Mann. Die Fezzaner werden fast nie zum Kriegsdienst genommen, weil sie viel zu muthlos und schwächlich sind; sie kaufen sich jedesmal durch doppelte Zahlungen los, und müssen für die Unterhaltung der Truppen sorgen. Die Kriege, die der Sultan führt, sind alle von ihm selbst ungerecht und von freien Stücken unternommen, und bloß die Gier nach Gewinn

und Beute treibt ihn an, die harm- und schutzlosen Bewohner der Negerstaaten im Süden jährlich mit Krieg zu überziehen; daß diese Sclavenjagden Ghrazzie heißen, habe ich schon oben erwähnt. Oft nehmen an diesen Raubzügen der Plünderung wegen Beduinen aus der Wüste bei Sockna und Benioleed, so wie Tibboos aus Gatrone oder Tibesty Theil.

Die Criminaljustiz wird in Murzuck ganz auf dieselbe Weise wie in Tripoli gehandhabt; doch kommt das Hängen selten vor, weil Erdrosseln mehr nach dem Geschmack des Sultans ist. Wenn ein Mensch ermordet gefunden wird, und der Urheber des Verbrechens ist nicht auszumitteln, so muß die Stadt, in deren Weichbild sich der Leichnam gefunden hat, eine Geldbuße von 2000 Piastern an den Sultan entrichten; das Nämliche findet Statt, wenn ein Leichnam in der Wüste mit Spuren eines gewaltsamen Todes entdeckt wird, wo dann das nächst gelegene Dorf oder District jene Summe zahlen muß. Wenn einer von den Vornehmen einen Mord begangen hat und entflohen ist, so kann er nach Verfluß einiger Zeit wieder zurückkommen, ohne daß weiter eine Untersuchung über ihn verhängt wird. Mukni selbst war vor einigen Jahren in diesem Falle; er hatte den Mäkler des Brittischen Consulats ermordet, der Dey ignorirte aber seine Flucht, und nachdem er sich ein halbes Jahr bei den Arabern aufgehalten hatte, kam er wieder nach Tripoli zurück, und wurde so gut aufgenommen, als wäre er der unschuldigste Mann von der Welt. Daß das Vermögen eines zu Tode Verurtheilten confiscirt wird, habe ich schon bemerkt; in diesen Fällen

wird die ganze Familie eines solchen an den Bettelstab gebracht. So ist z. B. auch die Enkelin des vorigen rechtmäßigen Sultans gegenwärtig eine bloße Bettlerin, und muß von der Barmherzigkeit der Einwohner leben, die ihr eine kleine Quantität Korn und Datteln schenken.

Im Allgemeinen sehen die Fezzaner ganz schlicht aus; ihre Hautfarbe ist schwarz. Keines der beiden Geschlechter zeichnet sich durch Schönheit, hohe Gestalt, Stärke oder Lebhaftigkeit aus; im Gegentheil sind besonders die Weiber sehr häßlich. Diese letztern werden schon im zwölften oder dreizehnten Jahr Mütter, verblühen aber auch so schnell, daß sie schon im sechzehnten Jahre wie alte Weiber aussehen. Sie sind übrigens gutherzig und verträglich, und lieben besonders sehr den Gesang und Tanz. Die Gesichtszüge aller Fezzaner haben übrigens etwas characteristisches, welches sie von den übrigen Schwarzen unterscheidet; ihre Backenknochen sind nämlich höher und springen mehr hervor, ihre Nasen sind auch weniger breit gedrückt und spitziger als die der Neger. Ihr Mund ist ganz ausnehmend groß, ihre Zähne sind aber sehr schön; ihr Haar ist wollig, aber nicht struppigt. Die Männer können fast alle ein wenig lesen und schreiben, wenigstens die Einwohner von Murzuck; in allem Uebrigen sind sie aber sehr unbehülflich und ungeschickt, indem es ihnen an aller Energie des Geistes durchaus fehlt; sie nehmen an nichts ein lebhaftes Interesse, und eine Art schlafsüchtiger Indifferenz bezeichnet ihren ganzen Nationalcharacter, daher sie auch gar nicht leicht in Affect und Zorn gerathen, und nichts weniger als rachsüchtig sind.

In Murzuck trinken die Männer sehr viel Lackbi
und es giebt daselbst sehr viel Trunkenbolde. Die Arabe
sind im Allgemeinen sehr gastfrei, aber die Fezzaner wisse
nichts von dieser Tugend, wiewohl sie sich sehr gefälli
und dienstfertig gegen ihre Obern beweisen, so wie gege
alle, die im Stande sind, ihnen ihre Dienstleistungen od
Aufopferungen zehnfach zu vergelten. Der Koran gebiet
zwar, daß, wenn ein Fremder grade während des Essen
zu ihnen kommt, sie ihn zur Theilnahme an demselben ein
laden sollen, allein sie pflegen diese Vorschrift meistens d
durch zu umgehen, daß sie bei verschlossenen Thüren esse
Die niedrigern Volksclassen sind übrigens aus Noth un
Mangel sehr betriebsam, Männer sowohl als Weiber; s
holen Wasser, arbeiten in den Gärten, sind Esel- und C
meeltreiber, verfertigen Matten, Körbe u. dgl. m., noch a
ßer ihren häuslichen Verrichtungen. Dagegen sind die von d
vornehmern und reichern Classe, welche Sclaven besitze
die für sie arbeiten müssen, äußerst unthätig und faul; ih
einzige Beschäftigung ist, überall herum zu gaffen und au
zuspüren, was der Nachbar grade zu Mittag gegessen h
über Sclaven und Datteln ein breites Geschwätz zu führe
oder prahlend von einem neuen Pfiff zu erzählen, mit d
sie die Tuaricks angeführt haben, welche, obgleich ihrerse
nichtsnützige Bursche, dennoch in Vergleich mit den Fe
zzanern für ehrliche Leute gelten können. Der moralis
Character dieser letztern ist dem der Tripolitaner fa
gleich; nur haben sie es in der Verstellungskunst weni
weit gebracht, als diese. Betrügerei gilt bei ihnen keine
wegs als eine verächtliche Handlung, außer wenn sie e

deckt wird, und im Handel und Wandel behaupten sie gradezu, daß im Koran der Betrug mit einer Waare gestattet sei; freilich konnten sie mir auf meine nähere Erkundigung die Stelle nicht nachweisen, wo eine solche Schändlichkeit gut geheißen oder autorisirt worden wäre. —

Die Maraboots sind bei weitem trotz ihrer angeblichen Heiligkeit größere Schelme und Schufte als das übrige Volk, vor dem sie den Vortheil voraus haben, daß man sie wegen des Nimbus von Religiosität, der sie umgiebt, nicht in Verdacht von schlechten Handlungen hat, daher sie desto sicherer ihr Wesen treiben können. Ich habe zwar unter ihnen mehrere rechtschaffene und wahrhaft religiös gesinnte Männer gefunden, diese aber verschwinden ganz als seltene Ausnahmen vor der Ueberzahl ihrer nichtswürdigen Ordensbrüder. Großmuth und Mildthätigkeit sind so völlig unbekannt, daß man schwerlich sagen kann, daß diese Tugenden hier existiren; dagegen wird Verachtung der Religionsgebräuche, der heiligen Männer und Bücher als ein eben so abscheuliches Verbrechen angesehen als Diebstahl und Mord. Sie sind sehr strenge und bigotte Mohamedaner, und halten sich zu der Secte der Malek, einer von den vier verschiedenen Auslegerclassen des Korans, deren sämmtliche Vorschriften in Hinsicht des äussern Gottesdienstes sie genau und ängstlich beobachten. Die Mammelucken und mithin auch wir, die wir für solche galten, sind berechtigt, ihre Gottesverehrung nach dem Ritus der Hanesis zu bewerkstelligen, welche die angesehenste jener vier Secten ist; da aber hier einmal die der

Maleks herrschend und eingeführt ist, so hält sich alles zu derselben. Der Glaube an das „böse Auge" (evil eye), an Teufel, gute und böse Geister, Zauberer und Hexen ist ganz allgemein; Zauberformeln und Fasten bis Sonnenuntergang wird als sicheres Vorkehrungsmittel gegen Mißgeschick angesehen.

Das bei den Moscheen angestellte Personal besteht aus dem Cadi, als dem kirchlichen Oberhaupt, den Imams oder Priestern, die in Abwesenheit des Cadi die Gebete verrichten oder predigen, und den Mouaddens, einer Art Küster, welche das Volk zu den vorgeschriebenen Stunden zum Gebet rufen und die Sprüche des Imams wiederholen. Keiner von diesen kirchlichen Beamten, den Cadi ausgenommen, genießt aber deßwegen irgend ein Vorrecht, sondern sie stehen den übrigen Einwohnern ganz gleich, haben dieselbe Anzahl Weiber und Beischläferinnen, und kleiden sich auf die nämliche Weise. Unter den vorigen legitimen Sultanen war es gebräuchlich, daß sie eine ziemliche Amtsbesoldung erhielten; dieß hat aber der gegenwärtige Herrscher abgeschafft, und wenn sie nicht eigenes Vermögen besitzen, so müssen sie ihren Unterhalt durch Arbeiten erwerben oder von Almosen leben. Wenn sie in einem großen, wahren oder scheinbaren, Rufe der Religiosität stehen, so verdienen sie sich durch Schreiben von Zauberformeln viel Geld, welche als allgemeine Arcana gegen Krankheiten sehr gesucht werden; übrigens stehen sie mit einander durchaus nicht in einer collegialischen Verbindung oder einem Verhältniß von Subordination, und haben eben so wenig Beziehung und Einfluß auf den Staat.

Geistige Cultur ist hier auf dem Punct oder vielmehr in solchem Verfall, daß kein einziger Mohamedaner andere Bücher besitzt als solche, die von religiösen und abergläubischen Dingen handeln. Ihre Vorurtheile und ihr Fanatismus hindert alle Einführung irgend einer neuen Sitte oder Ansicht, und hemmt allen Fortgang zum Bessern in Hinsicht auf sittliche und geistige Ausbildung.

Von den Fighis (von Fakil abgeleitet, was ursprünglich einen armen Mann bedeutet) habe ich schon oben geredet in Beziehung auf ihre Schulen. Ihr Hauptverdienst besteht darin, daß sie für die des Schreibens Unkundigen Briefe schreiben, oder ihnen die erhaltenen vorlesen, wofür sie in Korn bezahlt werden. Der Sultan hat ebenfalls mehrere Schreiber, durch deren Hände alle seine Papiere und Briefe gehen, und ohne die er gar nichts ausrichten kann, weil er selbst weder zu lesen noch zu schreiben versteht, daher sich denn diese Personen kein geringes Air zu geben und ihre Wichtigkeit überall geltend zu machen wissen. Die meisten Einwohner von Murzuck können zwar lesen, aber nur wenige aus andern als ihren eigenen Büchern, deren sie sich von Kindheit auf bedient haben. Der alte Hadgi Mahmoud, unser Nachbar und Freund, hatte seit vierzig Jahren täglich in seinem Koran gelesen, besaß aber dabei ein so schlechtes Gedächtniß, daß er keine Seite davon auswendig wußte, und bei manchen Stellen immer wieder ausrief: „Gott segne mich! herrlich! außerordentlich! Gott ist groß!“ gleich als hätte er sie nicht schon tausendmal gelesen, sondern eben erst zu Gesichte bekom-

men. Viele von den Fighis dagegen haben aber ein sehr gutes Gedächtniß, und da sie 30 bis 40 Jahre lang bei allen Gelegenheiten Sentenzen aus dem Koran hersagen, so können sie ihn oft wörtlich auswendig.

Unter den gemeinen Bürgern giebt es manche, welche in Lederarbeit sehr geschickt sind; andere weben grobe Barracans, oder verfertigen dauerhafte, aber plump gearbeitete Eisenwaaren. Einige wenige sind Gold- oder Silberarbeiter, und ziemlich geschickt, besonders wenn man bedenkt, wie elend ihre Werkzeuge und Instrumente sind. Jeder Einwohner ist übrigens sein eigener Zimmermann und Maurer. Die Handwerker, welche Leder- und Eisenarbeit verfertigen, stehen übrigens in großem Ansehen und werden mit dem Titel Sta (Meister) beehrt; z. B. Ledermeister, Eisenmeister.

Uebrigens giebt es für die Einzelnen keine Staffel, auf der sie zu besondern Ehren und Würden steigen und sich über ihre Mitbürger erheben könnten, außer wenn sie sich als Marabouts durch s. g. Kenntnisse und Scheinheiligkeit auszeichnen, in welchem Falle sie bei ihren Lebzeiten allerlei Vorrechte genießen, und nach ihrem Ableben als Heilige um Vermittlung und Verwendung bei Gott wegen Vergebung der Sünden angerufen werden.

Die in Fezzan eigentlich herrschende Sprache ist die Arabische, welche aber von dem ursprünglichen Dialect derselben und der in Aegypten üblichen sehr wesentlich abweicht. Wegen der beständigen Communication mit Bornou und

Soudan werden diese beiden Sprachen ebenfalls ziemlich allgemein gesprochen, und sehr viele Worte sind aus ihnen in das Fezzanisch-Arabische übergegangen. Die Sclaven und die Kinder, die von den Herren mit den Negerinnen erzeugt sind, behalten immer ihre besondere Landessprache oder die ihrer Mutter bei. Die Fezzanische Schriftsprache ist die Mogrebynische, welche meines Wissens allgemein im westlichen Africa üblich ist, und in vieler Hinsicht große Abweichungen und Verschiedenheiten der Schriftzüge in den verschiedenen Gegenden erlitten hat. Von Rechenkunst mit geschriebenen Zahlen oder von Feldmeßkunst hat man dort keinen Begriff. Man rechnet nach Puncten, die reihenweise zu je zehn auf einer Linie in den Sand gemacht sind; viele können nur mit großer Mühe herausbringen, wie viel zwei und zwei macht. Sie drückten große Verwunderung darüber aus, daß wir im Stande seien, ohne Hülfe der Finger rechnen zu können.

Die Fezzaner haben viel Vergnügen an der Dichtkunst, verstehen aber nichts selbst in ihr hervorzubringen; die Araber dagegen verfertigen kleine Gedichte, welche die Eingebornen mit vielem Eifer auswendig lernen, auch pflegen die Weiber beim Mahlen des Korns einige Volkslieder der Neger mit nicht übel klingender Stimme zu singen.

Es ist übrigens die allgemein verbreitete Meinung, daß die Mohren und Araber es nicht zugäben, irgend eine Zeichnung oder ein Gemälde zu verfertigen, ganz irrig und ungegründet; allerdings verbietet der Koran den Bilder-

dienst, allein ich für meine Person habe nie deßwegen Schwierigkeiten gefunden, Risse und Zeichnungen von Gegenständen, die mir merkwürdig schienen, aufzunehmen, sobald ich erklärt hatte daß dieselben nicht in einer religiösen Beziehung, sondern bloß darum unternommen würden, damit ich meinen Landsleuten und Freunden mit mehr Deutlichkeit einen Begriff von dem, was ich unterwegs gesehen, beibringen könnte. Sie waren übrigens nicht wenig darüber verwundert und in Staunen gesetzt, wie es möglich sei, daß ich so ähnliche kleine Figuren auf dem Papier darstellen konnte, und wollten jederzeit eine Aehnlichkeit derselben mit irgend einer anwesenden Person entdecken, so verschieden auch sonst Hautfarbe, Gestalt oder Kleidung seyn mochte. Als ich einst das Gemälde einer Negerin dem Sultan zeigte, so erregte ich in hohem Grade seine Eifersucht; denn er glaubte steif und fest, ich hätte eine seiner Favoritinnen abgezeichnet, und wollte durchaus wissen, wie ich ins Serail hätte kommen können. Viele äußerten, wenn sie Gemälde erblickten, weiter keine besondere Verwunderung, bis sie die Augen erblickten; dann drückten sie ihr Erstaunen und ihr Vergnügen durch ein überlautes Gelächter aus, indem sie zugleich Allah! Allah! schrieen, und den Rücken ihrer offnen Hand an die Stirn legten. Nur Wenige aber begnügten sich bei diesen Ausdrücken ihrer Verwunderung, sondern die Meisten betasteten sogleich die Zeichnung auf eine plumpe Weise mit ihren zwei Fingern, von denen sie jeden auf ein Auge stellten und ausriefen: „das hier sind seine Augen; es ist Abd'allah, Mahomed oder ein andrer unsrer Freunde. Sieh nur sein

lugen! es sind alle beide! Gott ist gnädig! Wie wunderbar! Schön! Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann zu Papier gebracht werden könnte! Das ist wahrhaftig der Kaftan, den Hadgi Mahmoud trug! Und guck nur einmal, er hat auch noch eine Nase und einen Mund! Oh! oh! oh! Allah! Allah! Allah!"

Die niedern Volksclassen und die Sclaven, welche beide sich in Farbe und äußerer Gestalt sehr gleichen, arbeiten zusammen. Incessen legen Freie nur dann Hand an, wenn sie Hungers wegen arbeiten müssen; keiner denkt daran, sich Vermögen zu erwerben oder für seine alten Tage etwas zurück zu legen, sondern Jeder lebt von der Hand in den Mund, und ist völlig unthätig, so lange sein Vorrath an Lebensmitteln dauert.

Die Weiber genießen hier mehr Freiheit und werden besser behandelt als die in Tripoli. Die Vielweiberei hat übrigens hier, wie allerwärts, auch die üble Folge, daß die Weiber nichts weniger als keusch sind. Obgleich sie aber gegen die übrigen in der Berberei gehalten, besser behandelt werden, und auch wirklich vergleichungsweise ein glückliches Leben führen. Da sie sich wirklich ganz zufrieden in ihrer Lage fühlen, so sind sie doch nach unserm Begriff in einem von Sclaverei wenig verschiedenen Zustande. Ein Mann würdigt seine Weiber nie, sich mit ihnen zu unterhalten, und wird getadelt, wenn er lange bei ihnen verweilt; er ißt nie zugleich mit ihnen, sondern sie müssen ihm bei Tische aufwarten, und ihm, wenn er schläft, durch fächeln die Fliegen verscheuchen.

Die Autorität der Eltern über die Kinder ist sehr groß; einige Väter aus der vornehmern Classe gestatten ihren Söhnen durchaus nicht, so lang sie noch nicht mannbar sind, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen oder mit ihnen zu essen; die Aermern nehmen es weniger genau damit.

Es giebt in Fezzan keine geschriebene Landesgeschichte, und ihre Traditionen sind so entstellt und mit so vielen religiösen und abergläubischen Mährchen untermischt, daß sie durchaus keine Glaubwürdigkeit verdienen. Bei den Eingebornen selbst stehen aber die in großem Ansehen, welche Geschichte „aus der alten Zeit der Väter" zu erzählen wissen. Sonst giebt es aber mehrere Sammlungen religiöser Schriften und Traditionen, welche in allgemeinem Ansehen stehen. Die Psalmen Davids, der Pentateuch, Salomons Schriften und manche Auszüge aus den Propheten sind ziemlich allgemein bekannt und werden sehr hochgeschätzt. Wir hatten eine Arabische Uebersetzung des neuen Testaments bei uns, welche von denen, die lesen konnten, begierig gelesen wurde; sie fanden darin weiter keinen Anstoß, als daß unser Erlöser als Sohn Gottes dargestellt wurde. Man schiebt alle Schuld davon, daß Mahomeds Name nicht im neuen Testament vorkommt, auf den St. Paulus; Christus soll nämlich Mahomeds Ankunft ebenfalls geweissagt, Paulus aber diese Stelle ausgestrichen haben, weßwegen man den letztern einen Kaffir betitelt und er in sehr übeln Rufe steht.

Ich füge dieser allgemeinen Uebersicht über Fezzan und seine Bewohner hier noch einige allgemeine Bemer-

igen über die große Wüste und die verschiedenen Benen-
ngen ihrer Theile bei.

Auf allen Karten wird der Name Sahara gebraucht,
i die ungeheure Landstrecke in Nordafrica zu bezeichnen,
: auch unter dem Namen der großen Wüste bekannt ist.
ıfen dagegen nennt man die einzelnen fruchtbaren Di-
icte oder Eiländer in der Wüste, und man hält das Kö-
greich Fezzan selbst für eine Oase, wiewohl irrig, indem
selbst eine bloße Wüste ist, mit Ausnahme der wenig
bauten Gegenden in der Nähe der Städte und Dörfer.

Für die verschiedenen Arten von Wüsten und Steppen
ben nun die Araber folgende zehn verschiedene Benen-
ngen: Sahar, Ghrood, Sereer, Warr, Hatia, Wishek,
hraba oder Jezeera, Zoobker, Wadey, Gibel.

Sahar ist die Bezeichnung für eine wüste Gegend,
)selbst sich durchaus nichts findet als eine bloße Sand-
che ohne alle Vegetation, Wasser, Steine, Felsen, mit
iem unbeschränkten Horizont und ohne betretene und er-
ıhbare Wege.

Ghrood ist eine mit Sandhügeln bedeckte Wüste, wel-
: von verschiedener Höhe und ungemein schwierig zu pas-
en sind; nur selten wachsen auf ihren Gipfeln einige
almen.

Sereer ist der Name für Ebenen, deren Oberfläche
it Kies bedeckt ist, von dem der Wind den Sand weg-
weht hat. Der Kies ist meistens klein und bröcklich, oft
gerundet, wie die Kieselsteine an der Meeresküste, und
einigen Gegenden giebt es eine Art desselben, die so

glänzend und glatt aussieht, als wäre sie sorgfältig polirt worden.

Warr heißt eine unebene, mit großen zerstreut umherliegenden Felsblöcken bedeckte Wüste. Man braucht dieß Wort vorzüglich auch von den Gipfeln der Grenzgebirge von Soudan und überhaupt von allen den Landstrichen, welche ihres steinigten Bodens wegen sehr schwer zu passiren sind.

Hatia bedeutet eine Gegend, welche in geringem Grade Spuren von Vegetation trägt, indem daselbst einiges kleines Buschwerk hie und da wächst, welches Cameelen zum Futter oder Reisenden zur Feuerung dient.

Den Namen Wisheh führen Sandhügel oder Ebenen, auf denen bloße wilde, keine Früchte tragende Dattelbüsche stehen. Alle diese Wisheks scheinen früherhin das gewesen zu seyn, was man

Ghraba oder Jezeera nennt, nämlich solche Gegenden, auf denen zwar fruchttragende oder cultivirte Palmen wachsen, in deren Nähe aber keine Stadt oder Dorfschaft liegt. Der andere Name dafür, Jezeera, ist übrigens meines Wissens nur in Fezzan gebräuchlich.

Soobker heißen eine Art Salzebenen, welche im Winter morastig sind, aber im Sommer durch die Sonnenhitze ausgetrocknet werden und eine rauhe bröckliche Oberfläche bekommen; oder auch solche, wo Erde oder Sand und Salz sich zu einer einzigen Substanz gemischt hat, welche den Steinen gleicht, und eben so hart wie diese ist. Zwischen Traghan und Mafen ist eine solche Ebene, welche über 3—4 Meilen breit und 25 Meilen lang ist.

Wadey, eine Bezeichnung, der ich mich häufig bedient
be, heißt ein Thal, in welchem ſich Gebüſche finden,
er durch welches Regenbäche ſich ein Bette gewühlt ha-
n. Nahe bei Tripoli ſind die Wadeys oft das Bette
r reißender Bergwaſſer, aber in Fezzan, wo es faſt nie
gnet, nennt man überhaupt alle Vertiefungen, in denen
flanzen wachſen können, mit dieſem Namen, ohne daß
rigend der größere oder geringere Flächeninhalt einen
terſchied macht; daher eine kleine Bergſchlucht, in der
ɔt oder zehn Cameele neben einander ſtehen können, eben
gut eine Wadey iſt, als das breiteſte Thal ſammt ſei-
n Städten und Dattelwäldern.

Gebel bezeichnet einen wüſten Berg. Berr iſt der all-
meine Ausdruck im Arabiſchen für Gegend oder Diſtrict.

In keiner Gegend der Wüſte findet ſich Waſſer auf
r Oberfläche, daher es zu verwundern iſt, wie Antelo-
n, Büffel und andere Thiere dennoch ſo zahlreich an
elen Orten ſeyn können. So findet man auch häufig in
ſen Löchern Ratten in einer Entfernung von 20 bis 30
eilen von Geſträuchen oder Buſchwerk, und es iſt ganz
bekannt, wovon ſie ſich nähren, da die kleinen Eidechſen
d Schlangen, die ſich dort finden, viel zu behend und
ſch ſind, um von ihnen gehaſcht werden zu können. In
nigen Gegenden iſt das einzig lebendige Geſchöpf, was
an auf einer mehrere Tagereiſen langen Strecke ſieht, ein
ines ſpinnenähnliches Inſect, weiches Nagat Allah oder
ottescameel heißt. Roßkäfer (beetles) giebt es in der
ähe von den Orten, wo Kaffles bivouakiren oder in der
achbarſchaft von Gebüſchen, und ihre ſonderbaren Spuren

sind so deutlich in dem Sand ausgedrückt, daß ich oft ein Paar Meilen weit die Fährte desselben Insects verfolgen konnte.

Man kann sich nichts Schauerlichers und Grausen Erregenderes denken, als die in der Wüste herrschende tiefe ununterbrochene Stille, besonders wenn die Oberfläche bloß sandig ist. Ich habe mich manchmal des Nachts ein wenig von dem Kafflé entfernt, so daß ich mich außer dem Bereich der Schallstrahlen des Geräusches befand, welches die Pferde, Cameele oder Menschen machten, und habe dann Empfindungen gefühlt, die ich unvermögend zu beschreiben bin, wenn ich mich athmen oder den Schall hörte, den mein Körper beim Stillestehen verursachte. In der Nähe von Städten oder solchen Gegenden, in denen Thiere sich nähren können, wird das traurige Schweigen der verödeten Natur des Nachts nur durch das dumpfe Gebrüll und Geheul von Hyänen und Schakals unterbrochen, welche um die Kafflés herumschleichen.

Der Anschein von Wasser in der Ferne ist in den Sand- oder Kiessteppen sehr häufig und so täuschend, daß man ihn durchaus nicht würde von einem Fluß unterscheiden können, wenn man beide zu gleicher Zeit sähe. Die Araber nennen dieß sonderbare Phänomen Shrab, und pflegten sich anfangs oft den Scherz mit uns zu machen, uns mit der Hoffnung baldiger Löschung unsers Durstes zu täuschen; es ist dasselbe übrigens bereits von so vielen Reisenden beschrieben worden, daß alle weitere Notizen hierüber überflüssig seyn möchten. Ueberhaupt täuscht sich der Blick beim Sonnenschein in Hinsicht auf die Entfer-

nung und Größe der gesehenen Gegenstände gar sehr; oft erfreute ich mich an der Hoffnung, unter einem breiten wohlbelaubten Baum, den ich in der Ferne erblickt hatte, ausruhen zu können, aber wenn ich nun heran kam, so war es ein so kleiner Busch, der nicht einmal meine Hand beschatten konnte. Auch sehen Sandhügel, wenn sie von der Sonne beschienen werden, sehr viel weiter entfernt aus, als sie es wirklich sind.

Fast in allen Wards oder den steinigten Wüsten finden sich kleine aufgerichtete steinerne Pfeiler, welche von Reisenden als Merkzeichen oder Wegweiser aufgestellt worden sind. Sie heißen im Arabischen Stalum (Lehrer); manche von ihnen aber führen besondere Namen, weil die Kafflés in ihrer Nähe gewöhnlich zu rasten pflegen. — —

Nachdem ich alle meine Angelegenheiten in Murzuck in Ordnung gebracht, und von meinen Freunden und dem Sultan Abschied genommen hatte, reiste ich in Begleitung Mohammed el Lizaris am 10. Februar von Murzuck ab. Muknis Sohn, Aleiwa, hatte mich noch zuvor mit einem trefflichen Maherry beschenkt, den er selbst geritten hatte, und den ich Sr. Majestät meinem allergnädigsten Könige zu verehren beschloß. Wir nahmen unsern Weg über Sockna, woselbst wir uns mehrere Tage aufhielten und sehr gastfreundlich aufgenommen wurden, indem Lizari früher in dieser Stadt Cadi gewesen war, und daselbst noch viele Freunde und Bekannte hatte. Am 3. März verließen wir Sockna und setzten unsre Reise nach Tripoli durch die traurige Wüste fort, in der ich selbst beinah umgekommen wäre. Ich war nämlich am Vormittag des 9. Märzes

unterwegs von einem so heftigen Fieberanfall überrascht worden, daß ich hinter dem Kaffle mit meinem Pferde zurückbleiben mußte, um mich etwas auszuruhen. Gegen 1 Uhr hatte ich mich etwas erholt und machte mich auf den Weg, um den Kaffle wieder einzuholen. Ich folgte der Fährte der Cameele und Pferde, unglücklicherweise aber verlor ich sie bald, als ich von der sandigen Oberfläche in eine mit Kies bedeckte Ebene kam. Auf gut Glück ritt ich weiter, doch konnte ich keine Spur meines Kaffles entdekken. Ich erstieg den höchsten der dortigen Sandhügel, um mich umzuschauen, strengte aber vergebens die Sehnen meiner Augen an; nichts war nach allen Richtungen zu erblicken. Jedoch glückte es mir, nach der Stelle zurück zu gelangen, wo ich die letzten Spuren des Kaffles bemerkt hatte. Ich feuerte hier mein Gewehr ab, aber nichts antwortete mir oder unterbrach die furchtbare Stille, welche mich umgab.

Meine Lage war sehr beunruhigend, da ich die traurige Aussicht vor mir sah, Hungers sterben zu müssen. Ich untersuchte meinen Mantelsack, fand aber auch nicht einen einzigen Brocken Brod oder andere Speise darin, auch mein Pulverhorn hatte ich bei meinem übrigen Gepäck zurückgelassen, aber mein Tagebuch hatte ich bei mir, in dem ich alle Gegenden, durch die wir gekommen waren, bemerkt hatte. Als ich dasselbe nachsah, fand ich, daß ich, ich mochte nun vor- oder rückwärts reiten, bis zu dem nächsten Brunnen zwei Tagereisen hatte, diese aber konnte mein Pferd unmöglich ohne Futter und Tränkung zurücklegen. In dieser äußersten Lage schien mir kein anderes

Rettungsmittel meines Lebens übrig zu bleiben, als mein armes Pferd zu tödten, und von seinem Fleisch so lange zu leben, bis sich vielleicht in der Nähe grade ein Kaffle zeigte, der mich mitnähme, wiewohl die Wahrscheinlichkeit hierzu nicht sehr groß war, da um diese Zeit diese Straße nicht sehr besucht wurde. Nachdem ich aber erst noch einige Zeit über meine traurige Lage nachgedacht hatte, fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, ob ich mich nicht, statt mein Roß zu tödten, seiner Leitung überlassen sollte. Ich ließ ihm daher ganz die Zügel und gestattete ihm, sich einen beliebigen Weg zu wählen, der von dem von mir früher für den richtigen gehaltenen ganz verschieden war. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ich über die Kiesfläche wieder hinaus zu einer Wadey gekommen war, welche dicht mit Talhhbäumen bepflanzt, deutliche Merkmale zeigte, daß kürzlich ein Kaffle über ihre Fläche gezogen war, dessen Spuren ich auch sehr bald in dem sandigen Boden entdeckte und verfolgte. Was ich bei dieser unerwarteten Rettung durch die Hand der Vorsehung empfand, läßt sich besser fühlen, als beschreiben. Als ich nun auf dem rechten Wege weiter ritt, bemerkte ich eine arme Negerin, die erschöpft und krank unter einem Busch liegend, von unserm Kaffle zurückgeblieben war, um daselbst unbemerkt zu sterben.

Da ich selbst eben erst dem Schrecken eines langsamen Hungertodes entgangen war, so fühlte ich zehnfaches Mitleid mit dem Zustand des armen Geschöpfs; ich setzte sie mit vieler Mühe auf mein Pferd und ging langsam neben demselben her, weßwegen sich aber meine Ankunft bei unserm Kaffle sehr verzögerte, wo Alles meinetwegen in nicht geringen Sorgen war. Da sie lange vergebens darauf gewartet hatten, daß ich endlich nachkommen würde, so

hatten sie einige Stunden früher Halt gemacht, un ein Paar Cameeltreiber mit einem Cameel mit Wasser u b Lebensmitteln ausgeschickt, um mich aufzusuchen. Die tra fen mich auch schon, nachdem sie erst eine kleine E trecke von dem Kaffle sich entfernt hatten, und froh eilte wir dann zusammen demselben zu. Als ich dem Herrn jener Negerin, der von ihrem Zurückbleiben nichts gewußt hatte, dieselbe wieder übergab, so dankte er mir nicht einmal dafür, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte diese Unmensch das arme Geschöpf noch derb ausgeprügelt, wenn ich dieß nicht verhindert hätte.

Wie viel überhaupt die unglücklichen Sclaven b diesen Zügen durch die Wüste leiden müssen, ist unbeschreiblich. Kleine Kinder, sobald sie nur über 5 Jahre al sind, müssen so gut über den brennenden Sand zu Fuße gehen, als ihre armen Eltern; Alle bekommen täglich als Kost nur ein Quart Datteln des Morgens für die Person und ein halbes Nößel Mehl, woraus zur Abendmahlzeit Bazeen gemacht wird, von dem die Portion ungefähr zwei Fäuste stark ist. Trotz ihres Elends und Jammers aber machte ich doch sehr oft die Bemerkung, daß, wenn sie auch noch so erschöpft und matt waren, alle durch irgend ein Lied, das einer von ihnen zu singen begann, und das Alle im Chor einstimmten, plötzlich erfrischt und ermuthigt wurden. Ihre Ausdauer in den unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen, besonders des Wassers, ist außerordentlich, indem die Meisten nur ein einzigesmal des Tages zu trinken bekommen.

Am 25. März 1820, grade nach einem Jahre Abwesenheit, kam ich glücklich wieder in Tripoli an, und wurde von dem Consul und meinen übrigen Freunden, die mir bis Tejoura entgegen geritten waren, so herzlich empfangen als ich nur wünschen konnte. Nachdem ich 14 Tage darauf dem Dey vorgestellt und von ihm gnädig aufgenommen und mit einem schönen Pferde beschenkt worden war, so verließ ich in Gesellschaft meines treuen Reisegefährten, Belford, der noch immer völlig taub und sehr abgezehrt war, und dieß wohl immer bleiben wird, Tripoli am 19. Mai und kam mit ihm durch Frankreich reisend, am 29. Juli 1820 glücklich wieder in London an.

Reise

durch

Armenien und Persien.

Nach dem Französischen des Hrn. P. Amédée Jaubert.

Digitized by Google

Vorwort.

Der bekannte Verfasser des Werkes, welches uns bei vorliegender Arbeit zum Leitfaden gedient hat, Herr P. Amédée Jaubert, welcher schon früher, auf Napoleons Befehl, Reisen nach Cairo, Syrien, den Jonischen Inseln und Constantinopel gemacht hatte, wurde von demselben im Jahr 1805 in diplomatischen Angelegenheiten nach Persien geschickt. Die Veranlassung dazu gab ein Schreiben des Königs von Persien, das ein Armenier in Constantinopel abgegeben hatte, in welchem jener den Wunsch äußerte, mit Frankreich in freundschaftliche Verhältnisse zu treten; ein Anerbieten, welches um so erwünschter war, da zu jener Zeit die Allianz zwischen England und Rußland gegen Frankreich zu Petersburg unterhandelt wurde. Da indeß über die Aechtheit des Schreibens, die Streitkräfte des Königs u. s. w. viel Dunkel herrschte, so wurde Hr. Jaubert als geheimer Agent abgeschickt, um diese Zweifel zu lösen. Er verließ Paris den 7. März 1805 unter dem Vorwand einer Reise in Handelsangelegenheiten, kam um

nerkannt in Constantinopel an, und erhielt nach einigen Schwierigkeiten einen Türkischen Firman zur Reise nach Persien. Da er auf dem gewöhnlichen Wege über Bagdad Hindernisse von Seiten des Englischen Consuls daselbst fürchtete, so wählte er den ungewöhnlichern über Trapezunt und Erze-Roum. Als Armenischer Kaufmann verkleidet, schiffte er sich den 30. Mai, in Gesellschaft jenes Armeniers, eines Tartaren von der Pforte und eines Französischen Bedienten zu Constantinopel ein, und gelangte nach einer mühseligen Fahrt über das schwarze Meer, nach Trebisonde, an der südöstlichen Küste desselben. Das dieser Reise zum Grunde liegende Original ist vor Kurzem erst erschienen.

Trapezunt. Reise nach Erze-Roum. Kusseh-Dagh. Cara-Killissab. Hauptquelle des Euphrat. Ankunft zu Arz-Ab. Verrätherei des Kiahia. Gezwungene Reise nach Bagdad.

Mein erstes Geschäft zu Trapezunt war, dem Französischen Consul, Hrn. Dupré, meine Empfehlungsschreiben zu überreichen. Er empfing mich gütig, stellte mich dem Aga vor, und wandte seinen ganzen Einfluß an, mein Unternehmen zu befördern, obgleich ich in meinen Papieren nur als reisender Kaufmann angeführt war.

Die Gegend um Trapezunt war grade zu jener Zeit sehr unsicher, da der Aga mit einem benachbarten Völ-

kerstamme in Krieg verwickelt war. Jener schien daher nicht geneigt, mir die Mittel zu meiner Reise durch Kleinasien zu erleichtern, und doch nöthigte mich die Furcht entdeckt zu werden, zumal da die Russen in der Nähe Herren des Phasis waren, und die vorgerückte Jahreszeit, auf schleunige Abreise zu dringen.

Meine offenbare Ungeduld hätte mich beinahe verrathen, indem der Aga es sehr sonderbar fand, daß ich mein Leben einer bloßen Handelsangelegenheit wegen aufs Spiel setzen wollte. Da zugleich mit meiner Entlarvung der ganze Zweck meiner Reise vereitelt worden wäre, so machte ich schon Plane, ohne des Aga Beistand heimlich meine Reise anzutreten, als dieser den 10. Juni so bedeutende Vortheile über seine Feinde gewann, daß die Umgebungen der Stadt auf lange Zeit von ihnen gesäubert waren. Diese günstige Gelegenheit, um die Erlaubniß zur Reise anzuhalten, ließ ich nicht unbenutzt vorbei, und bewirkte dadurch, daß ich den 11. mit Tagesanbruch von Trapezunt abreisen konnte.

Auf dem Wege über den Theil des Caucasus, welcher das Paschalik Erze-Roum, vom Gebiete von Trapezunt scheidet, hatte unsre Reisegesellschaft mit mancherlei Ungemach zu kämpfen; denn in Folge des Kriegs fanden wir alle Brücken zerstört und die Dörfer geplündert oder verbrannt. Den 18. kamen wir zu Codjah-Pounhar, einem kleinen Dorfe, ungefähr acht Stunden vor Erze-Roum, an. Hier verdoppelte ich meine Vorsichtsmaßregeln und lud meine Gepäcke auf zwei Arabas (eine Art Wagen),

welche von Ochsen gezogen wurden. Wir richteten es so ein, daß wir des Nachts in Erze-Roum eintrafen, da mir der Armenier die Einwohner als höchst fanatisch und unduldsam geschildert, und mir vorzüglich Vorsicht gegen seine eignen Landsleute, die er sehr unvortheilhaft beschrieb, anempfohlen hatte.

Drei Stunden vor der Stadt mußten wir uns einer ziemlich gelinden Durchsuchung unsres Gepäckes unterziehen, der man indeß gegen eine kleine Vergütung entgehen kann; ungehindert gingen wir über die Euphratbrücke, und von da in die Stadt. Ich lag auf einem der Wagen in einen ungeheuern Pelz gehüllt. Der Thorwächter hielt mich für einen kranken Muselmann, fürchtete mich durch Fragen zu beunruhigen, und rief mir nur einige Glückwünsche auf die Reise nach *). Im Karavanserai zog ich Nachrichten über Persien ein; ich erfuhr, daß der Hof sich in der Stadt Tauris befände, wohin ich in 15 oder 16 Tagereisen gelangen könnte. Mein Wunsch war also, eiligst abzureisen; indessen ging dieses nicht sogleich, da die Türkischen Beamten auf der Persischen Grenze äußerst mißtrauisch

---

*) Die Stadt, deren Namen man von Arz, einer Silbe, die vielen Orten gemein ist (z. B. Arz-Ab, Arz-En u. s. w.) und Roum, Romanus ableitet, hat eine Bevölkerung von 70,000 Seelen. Wer Eine Türkische Stadt gesehen hat, kann sich, mit Ausnahme von Constantinopel, ungefähr alle übrige vorstellen. So gewähren Tripolis in Africa und Ismailow an der Donau fast denselben Anblick. Erze-Roum hat kein ausgezeichnetes Gebäude.

sind. Ich wurde, wie jeder Persische Kaufmann, genau beobachtet, und den andern Morgen vor den obersten Accisebeamten geladen, welchen mir mein Armenier als äußerst streng geschildert hatte. Ich fand einen jungen, freundlichen Mann mit Schreiben beschäftigt. Ich grüßte ihn auf Arabisch; er sah mich starr an, und sagte mir dann ohne Umstände, daß er mich trotz meiner Sprache und Verkleidung erkenne. Er war zur Zeit der Französischen Expedition nach Aegypten in den traurigsten Umständen daselbst angekommen, und auf Befehl des General Desaix von mir zur Fortsetzung seiner Reise nach Constantinopel unterstützt worden. Er überhäufte mich nun mit Worten, die seine Dankbarkeit an den Tag legten, und versprach seinen ganzen Einfluß anzuwenden, mir zu dienen. Zugleich rieth er mir, nicht lange in Erze-Roum zu bleiben.

Bei meiner Rückkehr wimmelte das Karavanserai von Kaufleuten jeder Art; ich fand Araber, Armenier, Türken, Perser und einige Wechabiten. Die Gegenwart derselben verursachte mir unaufhörliche Sorgen, und ich suchte durch mein freundliches Benehmen zu verbergen, wie sehr ich ihren Scharfblick fürchtete. In einigen Tagen waren alle Vorbereitungen zu meiner Reise fertig; ich begab mich zu meinem Freunde Ahmed, der mir noch zum Zeichen seiner Freundschaft ein Tartarisches Pferd aufdrang, und durch Rath und That meine Abreise beförderte.

Alles ging gut von Statten; den 29. Juni befanden wir uns bei Tagesanbruch schon weit von Erze-Roum, und als wir die Gipfel der Berge, die auf unserm

Wege lagen, erreicht hatten, überließen wir uns dem Gefühle einer vollkommnen Sicherheit. Doch unsre Freude war von kurzer Dauer; einige ausgeplünderte Armenische Kaufleute berichteten uns, daß die räuberischen Kurden die ganze Gegend unsicher machten, und selbst das Leben der Reisenden nicht schonten, wovon Denksteine, die zum Zeichen begangener Mordthaten von Zeit zu Zeit am Wege standen, den sichersten Beweis gaben.

Beim Uebergang über den Fluß Aras (Araxes), unfern Hassankaleh, sahen wir einen Trupp Reiter auf uns zukommen. Sie näherten sich uns bis auf eine mäßige Entfernung, und zogen sich dann wieder zurück; vielleicht aus Achtung gegen den Tartaren der Pforte, welcher an seinem schwarzen und gelben Turban kenntlich war. Wir setzten unsern Marsch so eilig fort, als es die Mattigkeit unsrer Pferde erlaubte, und begegneten an der Wendung eines Thals einem Trupp Kurden, der unsrer kleinen Caravane ungefähr an Zahl gleich war. Wir machten uns schlagfertig, doch jene zogen stumm vorbei, uns mit finstern Blicken messend. An ihren Mützen erkannten wir, daß sie zu dem Stamme der Yezidis gehörten, welche den bösen Geist verehren, und deßhalb von ihren Nachbaren verabscheuet werden.

Die Kurden greifen in der Regel nur Morgens und Abends die Reisenden an; gegen Sonnenuntergang sahen wir sie in großer Anzahl auf den Bergen erscheinen. Wir flüchteten uns, mit Hülfe des Armeniers, welcher alle Schlupfwinkel der Gegend kannte, in ein felsiges Thal,

o wir in einer verborgnen Grotte Schutz gegen diese Straßenräuber zu finden hofften. Unsre Pferde ließen wir m Thale weiden. Gegen Mitternacht entfernte sich einer nſrer Knechte, um sie zusammen zu treiben; wir hielten hn für einen Kurden und schossen einigemal nach ihm, och, zum Glücke, ohne ihn zu verwunden. Nun waren vir vor Entdeckung nicht mehr sicher, brachen sogleich auf, nd kamen mit Tagesanbruch auf den steilsten Gipfel des Kusseh-Dagh *), eines Bergs, von welchem man die ver- chiedenen Verzweigungen des Taurus wahrnehmen kann, er sich von Nordwest nach Südost zu erstrecken scheint.

Das Gebirge Taurus **), dessen Umfang die Alten ehr abweichend angeben, fängt eigentlich an der Grenze es alten Ciliciens an; erstreckt sich dann durch Cappado- ien, Groß- und Klein-Armenien ***), und die Länder, ie heut zu Tage Aderbaidjan, das Persische Irac und Khorasan heißen, und schließt sich in Candahar und Klein- Tibet an den alten Imaüs an. Seine höchsten Puncte heißen der A'Ja, der Ildiz-Dagh, der Elvend, der El-

*) Wörtlich: Berg ohne Bart.

**) Das Wort Thaur bedeutet im Chaldäischen und mehrern andern Orientalischen Sprachen, Berg. Noch jetzt nennen die Araber die Berge Sinai und Thabor, Gibel-Thaur, Berg κατ'ἐξοχήν, so wie die Sicilianer den Aetna nur, Monte Gibello nennen.

***) Jetzt Caramanien, Armenien und der nördliche Theil von Kurdistan.

bours und der Firouz-Kouh, und diese Kette scheidet sehr merklich den Norden und Süden Kleinasiens von Persien.

Wir glaubten die Stadt Toprac-Caléh vermeiden, und uns dem großen Arm des Euphrat wieder nähern zu müssen, und hielten daher in dem Armenischen Dorfe Cara-Kilissiah Nachtruhe, wo man uns freundlich aufnahm. Dort erfuhr ich, daß der Pascha von Bajazid, dessen Gebiet wir durchreisen mußten, ein ungerechter und grausamer Mensch sei, und doch preßte die Furcht vor dem Tyrannen den Einwohnern die größten Lobeserhebungen aus. Die Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens übertrifft selbst die des Aegyptischen, und die Luft ist sehr gesund; indeß findet man hier keine Bäume, was die Einwohner der hohen Lage*) und dem häufigen Schnee schuld geben. Man kennt hier kein andres Brennmaterial, als getrockneten Kuhmist. Doch ist dieß von allen Uebeln, welchen diese Unglücklichen ausgesetzt sind, noch das geringste.

Den 3. Juli begegneten uns einige Kurden und ein Mann, welcher eine Art Schelle am Beine trug; mein Armenier erkannte daran, daß er ein Bote des Pascha sei. Tags darauf erblickten wir hoch über den andern Bergen das beschneite Haupt des Ararat. Abends kamen wir an die Hauptquelle des Euphrat, welche mit Macht dem Schooße der Erde entquillt, und sich in ein weites Thal ergießt, welches leider den Verheerungen der Kurden aus-

*) Ueber 1500 Toisen über der Meeresfläche.

esetzt ist, die den Landmann oft vor der Reife seiner rndten berauben, und ihn nöthigen, mit Weib und Kind nd Vieh in die Gebirge zu flüchten. Was die Kurden brig lassen, das rauben die Paschas durch ihre Erpressun- en, und so giebt es hier für Niemand weder Vaterland, och Sicherheit, noch Ruhe.

Am linken Ufer des Flusses erhebt sich ein Christen- loster, das man, nach den alten Thürmen und hohen Mauern zu schließen, für eine Festung halten sollte. Unter em Schutze des heiligen Johannes wohnen dort einige romme Einsiedler, die selbst die Armuth nicht immer vor Angriffen sicher stellt. Tag und Nacht mit Beten beschäf- igt, setzen sie nie einen Fuß vor ihre Mauern; dem ürftigen Wandrer werfen sie eine Strickleiter herab, und ewirthen ihn mit Brod und Milch, womit sie die Wohl- hätigkeit ihrer Gemeinde versorgt. Wir badeten uns im Euphrat, und brachten die Nacht in einem Weiler am Ufer des Flusses zu. Tags darauf vertauschte ich meine Persi- sche Tracht mit der Armenischen, da ich fand, daß jene mich nicht genug verkleidete, und brach vor Sonnenauf- gang mit meiner Gesellschaft auf, um noch denselben Tag die Grenzen der Türkei zu überschreiten. Wir suchten Bayazid auf Umwegen zu vermeiden, richteten unsern Marsch gegen den Ararat, und kamen bei dem großen Ar- menischen Dorfe Arz-Arb an, dessen Thore wir verschlos- sen fanden. Die Weiber, welche sich auf den Terrassen der Häuser sehen ließen, beschworen uns mit großem Geschrei vorbei zu ziehen, und schon wollten wir uns ihren Bitten fügen, als der Kiahia oder Schulze des Dorfes die Wei-

ber fortjagte, und uns mit den schmeichelhaftesten Ausdrüken willkommen hieß. Er bot uns eine Escorte an, da die Gegend, wie er vorgab, durch Abdallah, das Oberhaupt der Sibkis unsicher gemacht würde, vor welchem man erst des Nachts ohne Sorgen seyn könnte, da er sich dann allen Ausschweifungen überließe. Nun führte uns der Heuchler in einen von Pappeln beschatteten Hof, wo wir mit Reiß und Milch bewirthet wurden. Seine Verrätherei kam an den Tag, als ich Abends mit meinen Leuten abreisen wollte; wo er mir an der Spitze eines Haufens bewaffneter Bauern erklärte, daß der Pascha Mahmoud zu Bayazid von meiner Durchreise unterrichtet sei, und daß ich hier bleiben müsse. Ich fügte mich der Nothwendigkeit und sah bald sieben Reiter ankommen, welche mit Pistolen und Dolchen bewaffnet waren, und in deren Blicken sich Mord und Raubgier malten. Ohne mich anzureden, setzten sie sich um mich her, und rauchten Taback, während sie mir forschende und verächtliche Blicke zuwarfen. Endlich fragte mich der Aga derselben nach dem Zweck meiner Reise, und deutete mir zugleich an, daß ich mich Tags darauf in seiner Begleitung nach Bayazid begeben müßte. Hierauf entfernten sie sich, und bewachten uns während der Nacht bei verschlossenen Thüren. Ich benutzte ihre Abwesenheit, meine Felleisen zu öffnen, meine Papiere, nebst den für den Persischen Hof bestimmten Geschenken heraus zu nehmen, und dieselben unter meinen weiten Kleidern zu verbergen. Dann schrieb ich in der Eile ein Billet, durch welches ich den Patriarchen zu den drei Kirchen in Erivan von meiner Lage unterrichtete. Eben war ich

ertig, als die Lampe, die mir Hellung gewährt hatte, ver-
oſch; welches der Tartar und meine übrigen Begleiter für
ine höchſt unglückliche Vorbedeutung anſahen, welche ſie
nit den bangſten Ahndungen erfüllte.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang reiſten wir von
Arz-Ab in Begleitung der ſo verdächtigen Bedeckung nach
Bayazid *), ab, wo wir Morgens bei guter Zeit ankamen.
Die Stadt liegt in einem engen Thale zwiſchen dürren
Bergen, an deren felſigem Abhange die Häuſer zerſtreut lie-
gen; links erblickt man auf einem faſt unerſteiglichen Gip-
fel eine alte Bergveſte, und rechts erhebt ſich auf einer an-
dern Anhöhe ein ſchönes Gebäude, die Reſidenz des Pa-
ſcha, welcher bei unſrer Ankunft noch in ſeinem Harem
war, und uns erſt Mittags vor ſich ließ.

Schilderung Mahmouds, Paſchas von Bayazid. Abreiſe von Bayazid.

Mahmoud, Paſcha von Bayazid, ein Mann von 32
Jahren, von edler und regelmäßiger Geſichtsbildung, ſtren-

---

*) Bayazid ſoll einer, in Armenien allgemein verbreiteten Sage zufolge, vom Sultan Bayazid oder Bayazet I., mit dem Beinamen Ilderim (der Blitz), gegründet ſeyn.

gem und kaltem Blick, verbarg unter diesem Ehrfurcht gebietendem Aeußern ein niedriges, verschrobenes Herz. Der Ruf seiner Treulosigkeit und Grausamkeit erfüllte das ganze Land. Er spielte mit dem Eide, und schonte selbst das Leben seiner Blutsfreunde nicht, sobald sie seinen ehrgeizigen Absichten im Wege standen; mit seinem eignen Bruder, Ibrahim Pascha, war er im Kriege begriffen. Er empfing uns unter freiem Himmel auf einer Terrasse sitzend, mit der trocknen und kalten Miene, die ihm zur andern Natur geworden war, ging meinen Firman durch, und erklärte dann, wie alle Umstände mich zu einem äußerst verdächtigen Menschen machten. Meine Begleiter, der Tartar und der Armenier, wurden von mir getrennt; den erstern behandelte man als Muselmann etwas gelinder; doch den letztern, bei welchem kein Grund zur Schonung vorhanden war, warf man in einen engen Kerker, brachte ihn auf die Tortur, und erdrosselte ihn, nachdem man ihm einige Geständnisse über den Zweck meiner Reise entrissen hatte. Ich selbst erhielt Erlaubniß, in ein Karavanserai zu gehen. Meine Unruhe stieg aufs Höchste; ich wollte ohne meine Begleiter abreisen; meine Pferde wurden auf Befehl des Pascha zurückgehalten. Alles floh mich wie einen Verpesteten, aus Furcht, sich dem Haß des Pascha auszusetzen, wenn man mir Hülfe leistete; so daß ich nicht einmal meinen Hunger stillen, und eine Matte zum Schlafen erhalten konnte.

Tags darauf begab ich mich zum Pascha; ich fand denselben in einem sehr langen Saale von Kurdischen Mollas und Agas umgeben; er empfing mich höflich, und

ar anscheinend herzlich, und versuchte Anfangs durch
itte Worte den Zweck meiner Reise aus meinem Munde
erfahren; als ich aber standhaft bei der Behauptung
eb, ich reise in Handelsgeschäften, zeigte er mir, daß er
eits von der Hauptsache unterrichtet sei. Mein Läug-
n war nun umsonst; ich näherte mich also dem Pascha
ch, und bedeutete ihn mit drohenden Worten, daß ich
ar bereit sei, sogleich nach Constantinopel zurück zu keh-
; daß er indessen dem Persischen Hofe für die Folgen
antwortlich seyn würde. „Nach Constantinopel willst
zurückkehren?" erwiderte der Pascha mit falschem Lä-
in, „das verhüte Gott! Ist dir denn unbekannt, daß
nur scheinbar ein Vasall der hohen Pforte, in der That
r dem Persischen Hofe unterthänig bin? Nein, ich
ke dem Himmel, der mir eine Gelegenheit giebt, dem
ßen König meine Ergebenheit zu beweisen. Ich werde
) mit sicherm Geleite entlassen, und wenn du mir da-
en eine Bitte gestatten willst, so versprich mir, meinem
men nicht zu fluchen, wenn du an den Ort deiner Be-
nmung gelangt bist; noch diese Nacht wirst du mit dei-
n Führer vereinigt werden."

Der Doppelsinn, welcher in den letzten Worten lag,
ging mir, denn ich kannte die schändliche Weise der
rden noch nicht, die sich zweideutiger Ausdrücke bedie-
, um den schändlichsten Meineid zu rechtfertigen. Ich
chte mich also eidlich anheischig, den Wünschen des Pa-
s nachzuleben. Nun nahm derselbe ein ganz trauliches
sen an, warnte mich vor der Treulosigkeit und Heuchelei
Perser, und gab mir noch manche Klugheitsregel an die

Hand," denn, sagte er, im fremden Land ist der scharfsichtigste blind"*). Nun gab er mir noch die Weisung, ein genaues Verzeichniß aller meiner Effecten einzureichen, indem er dafür verantwortlich sei, und ertheilte dann dem Aga Khalil in meiner Gegenwart Befehl, mich sicher und wohlbehalten nach Eriwan zu bringen. Khalil empfing knieend den Befehl des Paschas, küßte dann den Saum seines Kleides und empfahl sich. Ich folgte ihm, ohne über die Gründe nachzudenken, die den Pascha zu einer so plötzlichen Sinnesänderung bewegt haben könnten, und machte mich reisefertig. —

Wir brachen erst Nachmittags auf; ich verließ Bayazid mit halb wehmüthigen, halb freudigen Gefühlen. Die Unruhe, welche mir das Außenbleiben meines Armeniers verursachte, entging meinen Begleitern nicht; sie suchten mich durch verschiedene Reiterkünste zu zerstreuen, und luden mich ein, Theil an ihren Uebungen zu nehmen. Einer näherte sich mir, und reichte mir einen Rosenstrauß mit den Worten: „Nimm diese Blumen, die der Wind der Wüste bald entblättern wird; sie sind ein Bild unsers Lebens im Lande Selivan**); selten bringt da der Mensch sein Leben höher als 30 Jahre."

Meine innere Unruhe verwehrte sich bedeutend, als von Zeit zu Zeit neue Reiterhaufen zu uns stießen; Kha-

---

*) Ein Arabisches Sprichwort.

**) So heißt das Paschalik Bayazid bei den Kurden.

lil Aga, dem meine Verwunderung nicht entging, sagte mir, daß dieses Reisende wären, welche den gefährlichen Weg über das Gebirge unter seinem Schutze zurücklegen wollten. Diese ungeforderte Erklärung trug dazu bei, meinen Argwohn zu erhöhen, anstatt ihn zu vermindern. Doch richtete mich der Gedanke auf, daß wir nun bald die Persische Grenze erreichten, verbunden mit der Vorstellung, daß sich ja die Kurden der ganzen Rache des Persischen Königs bloß stellten, wenn sie mich ums Leben brächten.

Am Fuße des Berges Ararat fließt ein Strom, dessen Gewässer sich in das Caspische Meer ergießen, und der hier die Grenze zwischen dem Türkischen und Persischen Reiche bildet. Als wir das jenseitige Ufer erreicht hatten, lud mich der Aga ein, der Ruhe, welcher Menschen und Thiere so sehr bedürften, ein wenig zu pflegen. Ich dankte schon im Herzen Gott, welcher mich unbeschädigt bis an die Grenzen dieses fernen Reichs geleitet hatte, als mich plötzlich die Kurden im dichten Kreise umgaben. Einer von ihnen faßt mich von hinten mitten um den Leib; ein Zweiter bindet mir die Hände; ein Dritter reißt mir die Pistolen aus dem Gürtel, und droht, mich beim geringsten Widerstande zu erschießen. Man verbindet mir die Augen und wirft mich zur Erde; Einer der Elenden setzt mir den Fuß auf den Nacken und zwingt mich, liegen zu bleiben.

Nachdem meine Leute, nämlich der Tartar und meine zwei Bedienten, eben so entwaffnet und geknebelt worden waren, hoben uns die Kurden auf Pferde, und schlugen

einen mir unbekannten Weg ein. Erst mitten in rauhen Gebirgen, deren Kette sich an den Caucasus anschließt, wohin sich nie der Fußtritt eines Wanderers, und nur selten ein Hirt mit seiner Heerde verirrt, wurde ich von der Binde, die meine Augen bedeckte, befreit. Die Kurden suchten mich mit den Worten, „daß es für mich keinen Tod gäbe," zu beruhigen. Einer derselben bemächtigte sich meiner Uhr, und ritt mit verhängtem Zügel gegen Bayazid, um dem Pascha die Nachricht und den Beweis meiner Gefangenschaft zu überbringen. Die Andern breiteten ihre Mäntel auf den Erdboden aus, und verrichteten, nach Mecca gewendet, in tiefer Andacht ihr Abendgebet, ohne darüber in Verlegenheit zu seyn, daß sie so eben das heiligste ihrer Gebote, die Gastfreundschaft, so himmelschreiend verletzt hatten. Nach Sonnenuntergang vernahmen wir einige Schüsse; die Kurden erhoben sich auf dieses Signal; wir verließen den gebahnten Weg, und gelangten durch fürchterliche Abgründe nach einigen Stunden an ein einsames Gebäude, dessen Thüren uns aufgethan wurden. Tiefe Stille herrschte im Hause; ich bat um ein wenig Wasser, meinen Durst zu löschen; man schlug mir es ab, und führte mich eine Treppe hinauf in einen geräumigen, schwach erleuchteten Saal. Hier sah ich mehrere Leute an den Wänden hin stehen, und in der Mitte einen schlecht gekleideten Mann, ohne Waffen, ohne Turban sitzen. Er schien, die Stirn auf die Hand gestützt, in tiefes Nachdenken versunken; es war der Pascha. Mit der verlegensten Miene und ungewisser Stimme kündigte er mir an, daß er gleich nach meiner Abreise von Constan-

tinopel aus Befehl erhalten habe, sich meiner Person zu versichern. Ich warf ihm seine offenbare Verrätherei vor, und indem ich mich zum Tode bereit erklärte, drohte ich ihm mit den schrecklichen Folgen, die diese That für ihn herbeiführen würde. Seine Gewissensangst legte vielleicht diese drohenden Worte für prophetisch aus; er faßte schnell den Plan, mich noch leben zu lassen, und unter dem Vorwand, eine Entscheidung von Constantinopel abzuwarten, ließ er mich auf die Citadelle von Bayazid bringen. Man ließ mich die steile Höhe, auf welcher diese liegt, zu Fuß ersteigen. Um Mitternacht traten wir in das Vordergebäude; hier sahen wir einige verschleierte Frauenzimmer, die in der Meinung, man führe uns zum Tode, die Hände vor das Gesicht hielten, und unserm Schicksal Thränen weinten.

In einem Saale sahen wir einen Greis unter seinen Angehörigen sitzen, der uns mit wahrer Theilnahme betrachtete. Es war der Commandant des Schlosses; sein Name war, wie der des Pascha, Mahmud. Die Wache grüßte ihn ehrfurchtsvoll; „hier, sprach einer der Kurden, ist euer neuer Wirth und eure neue Wohnung!“ Sie holten hierauf einige Stricke aus einem Winkel hervor, warfen mir einen derselben um den Leib, (ein kalter Schauer rieselte durch meine Gebeine) und ließen mich durch eine Fallthür in ein Loch hinab, dessen Grund ich ohngeachtet der Fackeln, welche diese schauderhafte Scene erleuchteten, nicht sehen konnte; nach einigen Secunden fühlte ich die Erde unter meinen Füßen, und erhielt Befehl, den Strick von mir abzulösen. Meine drei Unglücks-

gefährten wurden einer nach dem andern herabgelassen, die Fallthür zugeworfen, und wir in der dichtesten Finsterniß unsern Betrachtungen überlassen, deren Natur man leicht errathen wird.

Beschreibung des Kerkers, und unsrer Lage in demselben. Die Pest bricht in Bayazid aus. Der Persische Hof reclamirt uns.

Lange verhinderte uns die gänzliche Abgespanntheit, in welche uns die Mühseligkeiten des vorigen Tages versetzt hatten, die Beschaffenheit unsres Kerkerloches zu untersuchen; von Zeit zu Zeit hörten wir die Mohamedanischen Priester durch Rufen, und die Armenischen durch Schnarren die Stunde des Gebets anzeigen. Erst nach Sonnenaufgang ließ uns ein kleines, oben angebrachtes Mauerloch, wodurch unser Aufenthaltsort Licht und Luft erhielt, die Form und Größe desselben erkennen.

Es war ein 30 Fuß tief in Felsen gehauener Keller, von 16 Fuß Länge und 5 Fuß Breite; weder Tisch, noch Bett, noch Sitz war da, sondern ein wenig Stroh, ein Krug und eine Tasse war Alles, was wir zu unserm Gebrauche fanden. Um die Schrecken unsrer hülflosen Lage zu vermehren, lag der Leichnam eines Bey, welchen der Pascha kürzlich hatte ermorden lassen, in der Erde begraben, die uns zum Lager diente. Nach dem Morgengebet

brachte uns der Kerkermeister einige Unzen Brod und etwas saure Milch, mit dem Versprechen, alle Tage, Morgens, Mittags und Abends eben so viel zu bringen. Mit solchen Nahrungsmitteln mußten wir also während unsrer ganzen Gefangenschaft unser elendes Dasein fristen.

Eines Tages, als der Kerkermeister abwesend war, erhielten Salieh, eine Verwandte des Mahmud Aga, und eine Armenierin Erlaubniß, uns die Lebensmittel zu bringen. Sie waren verschleiert und redeten uns diesesmal nicht an. Später aber unterhielt Erstere sich nach dem Beispiel des ehrwürdigen Aga öfter mit uns, und suchte unsre Leiden durch herzliche Theilnahme zu lindern; ein neuer Beweis, daß die Frauen in jedem Lande ein gefühlvolles Herz haben.

Am zehnten Tage hörten wir Tritte über uns, die Fallthür wurde aufgedeckt, und einige Kurden warfen einen Strick herunter, indem sie mich bedeuteten, daß ich heraufkommen müßte. Sie gaben vor, daß ihr Effendi über manche Gegenstände, welche sich unter meinen Effecten vorgefunden hätten, Aufklärung wünschte, und fragten mich mit Hohngelächter, wie es mir in Bayazid gefalle? Mein Unwille erlaubte mir nicht, ihnen zu antworten; allein, obgleich ich in ihrem Vorgeben nur eine Falle erblickte, um mich oben umzubringen, so war mir doch jetzt der Tod selbst gleichgültig, und ich machte keine Umstände, ihr Verlangen zu erfüllen. Bei meiner Ankunft im Saale sah ich mit Schaudern dieselben Kurden, die mich in diesen Abgrund der Leiden gestürzt hatten; nun mußte ich ihnen eine

Stunde lang den Gebrauch verschiedner Waffen, Brillen, Uhren und andrer Gegenstände ihrer Neugier auseinandersetzen, worauf sie mich wieder hinabließen.

Die gute Salich erzählte uns kurz darauf, wie der Pascha Alles anwendete, unsre Gefangenschaft geheim zu halten; wie er schon mehrere Personen, die in den Verdacht der Mitwissenheit gekommen wären, unglücklich gemacht, und auch der ganzen Familie des Mahmud Aga bei Lebensstrafe verboten hätte, etwas davon verlauten zu lassen. Sie sagte uns, daß der Aga instruirt sei, unsre Portionen nach und nach so zu schmälern, daß wir langsam verhungern müßten; gab uns aber zugleich den Trost, daß dieß nie geschehen würde.

Der Commandant besuchte uns auch zuweilen; er unterhielt sich dann mit mir meist über Gegenstände der Religion. Der christlichen Moral versagte er seine Bewunderung nicht, und fand vorzüglich unsre Achtung für das Leben und Eigenthum unsrer Nebenmenschen lobenswerth. Auch mit der Außenwelt erhielt er uns durch Erzählung der neusten Nachrichten in Verbindung. Selten war es aber etwas Gutes, was er meldete; bald war eine Caravane geplündert oder Reisende ermordet worden, bald waren Feindseligkeiten ausgebrochen, oder der Pascha hatte irgend eine Schandthat verübt. Nie kam der ehrwürdige Greis, ohne uns ein kleines Geschenk mitzubringen; entweder Früchte oder Blumen, um die verpestete Luft unsres Aufenthaltsorts ein wenig zu verbessern; nie werde ich die

rührende Theilnahme vergessen, mit welcher dieser edle Mann unser welkes Herz erquickte.

Unsre Lage wurde von Tag zu Tage schrecklicher; die Kleider, welche wir seit zwei Monaten nicht gewechselt hatten, zerfielen in Lumpen; Unreinigkeit und ein langer Bart entstellten uns; Todesblässe stand auf unsrer Stirn. So lange die Sonne über dem Horizont stand, linderte die Unterhaltung mit Salieh, oder die Hoffnung, sie bald erscheinen zu sehen, einigermaßen unsre Leiden. Aber die furchtbaren Nächte! Sie verliefen fast alle, ohne daß der Schlaf mein Auge besuchte. Des Morgens nur verschaffte ich mir durch das Anzünden von Tabacksblättern, mit welchen mich meine Wohlthäter immer versorgten, einen kurzen Schlummer. Aber beim Erwachen stürmte wieder die Größe meines Elends auf mein wundes Herz ein. Die Vorwürfe, mit denen mich meine Unglücksgefährten, als den Urheber ihrer Leiden, überhäuften, trafen mich schwer; das Rufen der Imans erinnerte mich an das Treiben der Welt, die für mich todt war; das frohe Morgenlied der Vögel entriß mir oft Thränen, während das Wüthen eines Orcans mir unnennbares Vergnügen gewährte; oft zauberte mir meine Phantasie das Bild meiner Lieben vor; da stand mein Bruder mir zur Seite, und sprach mir kräftige Worte des Trostes zu. Die Aussicht in die Ewigkeit, der Stab aller Elenden, lieh uns Kraft zur Ausdauer.

Ein langes Vierteljahr war verflossen, als mir Mahmud Aga meldete, daß ein Engländer zu Erze-Roum ge-

zwungen worden wäre, nach Constantinopel zurück zu kehren, ohne den Zweck seiner Sendung zu erreichen; daß ferner ein andrer Europäer, der einen Auftrag an den Persischen Hof gehabt hätte, in der Gegend von Eriwan erschlagen worden wäre. Es leuchtete mir gleich ein, und bestätigte sich in der Folge, daß Mahmud Pascha diese Gerüchte ausgesprengt hatte, um über mein Schicksal Ungewißheit zu verbreiten. Den Kerkermeister Hussein, welcher sich auch zuweilen in Gespräche mit mir einließ, aber durch die Zweideutigkeit und das Laconische seiner Reden mir wenig Aufschlüsse gab, flehte ich oft um das Ende meiner Leiden an. Ich suchte durch absichtliche Schmähungen auf den Pascha dessen Zorn zu wecken. Doch fühlte er nur Mitleid mit meiner Lage, oder Verwunderung über die Kühnheit meiner Reden, er ermahnte mich jedesmal, nicht an meinem Schicksal zu verzweifeln. Dann sah er sorgfältig nach allen Thüren des Schlosses, und legte sich in dem Saale über uns auf einer Matratze zur Ruhe. In der Nacht fuhr er häufig aus dem Schlafe auf und ergriff seine Waffen, und jedesmal glaubten wir, unsre letzte Stunde sei gekommen.

Seit 30 Jahren war das Land und die Stadt Bayazid von der Pest, dieser Landplage, die in der Levante so schreckliche Verheerungen anrichtet, verschont geblieben, und während unsrer Gefangenschaft brach sie daselbst mit Heftigkeit aus. Ohne Zweifel war sie durch eine Caravane von Djezireh mitgebracht worden, allein man sah darin eine Aeußerung des göttlichen Zornes. In der obern

Stadt, die meist von Kurden bewohnt wird, wüthete die Krankheit am stärksten; fast keiner genas, und die Armenier und Perser suchten größtentheils ihr Heil in der Flucht.

Die Pest ergriff den Kerkermeister und fast alle Kurden, die mich gefangen genommen hatten; sie drang in das Harem des Pascha, tödtete seine liebsten Frauen, nur unsern Kerker verschonte sie. Oft sannen wir darauf, in der allgemeinen Verwirrung unsre Flucht zu bewerkstelligen; allein Salieh unterhielt in unserm Herzen die Hoffnung, unsre Freiheit auf einem andern Wege wieder zu erhalten, da dieser noch in der Ausführung sehr schwierig war. „Wenn, sagte die mitleidige Seele, nur ein Paar Zeilen von eurer Hand an den Persischen Hof gelangen könnten, so wäret Ihr gerettet". Ich befolgte ihren Rath, nachdem sie mir Schreibmaterialien verschafft hatte, und sie übergab das Billet einem Perser, der, um der Pest zu entgehen, in sein Vaterland zurückkehrte.

Mit welcher Ungeduld berechneten wir die Zeit, deren mein Schreiben bedurfte, um an den Persischen Hof zu kommen. Indem wir unsre Hoffnungen ausschließend auf diesen Grund bauten, kam eines Tages Salieh mit der Nachricht, daß unser Verfolger, der Pascha, von der Pest befallen sei. Wir sprangen bei dieser Nachricht alle unwillkührlich auf, und meine Augen füllten sich mit Thränen; denn daß der Tod des Pascha das Zeichen unsrer Erlösung seyn würde, schien uns sehr glaubhaft. Doch leider schienen unsre Hoffnungen nicht in Erfüllung zu gehen.

Am dritten Tage zeigten sich Symptome von Genesung, und er hielt seinen Divan. Tags darauf erfuhren wir durch Mahmud Aga, daß der Pascha zwar aufgestanden, aber keineswegs außer Gefahr sei. Er hatte zwei Ulemas und den Cadi von Bayazid zu sich beschieden, ihnen das Geheimniß unsrer Gefangenschaft anvertraut, und ihnen zugleich dringend anempfohlen, unsern Tod zu beschleunigen, da unsre Befreiung die Rache der Perser über Bayazid bringen würde. Nur die Standhaftigkeit des edlen Commandanten, der sich weigerte, die Befehle eines halbwahnsinnigen Menschen vollziehen zu lassen, hatte unser Leben gerettet. Denselben Tag wurde die öde Stille, welche uns umgab, plötzlich durch ein Geschrei unterbrochen, das uns, so viel wir die Lage des Ortes beurtheilen konnten, vom Harem herüber zu schallen schien. Bald kam der Aga mit entblößtem Haupte und in Trauerkleidern, und meldete uns, daß der Pascha nicht mehr sei.

Bei der Nachricht von dem Tode dieses Mannes nahmen wir keinen Anstand, unsre Freude laut zu äußern. Doch unser Schicksal hing von seinem Nachfolger ab. Zwei Prätendenten, Ibrahim, der Bruder des verstorbnen Pascha, und Ahmed Bey, des Letztern Sohn, waren vorhanden. Ahmed Bey behielt die Oberhand, und Ibrahim wurde Commandant von Topran Caleh, einer Stadt, die 40 Stunden östlich von den Quellen des Araxes liegt. Die erste Sorge Ahmed Beys war, alle Kurden, die das Vertrauen seines Vaters genossen hatten, um sich zu versammeln. Rustam, der um alle Verbrechen Mahmuds

uſſte, entdeckte ihm unſre Gefangenſchaft. Er ſchilderte ns als Feinde des Glaubens, die in verdächtigen Abſich- n nach Perſien reiſſen; reizte des jungen Fürſten Verlan- en nach den Koſtbarkeiten, die zu meinen Effecten gehör- n, und beſtimmte ihn durch die Vorſpiegelung einer voll- ommenen Amneſtie leicht, in unſer Verderben zu willigen. ur die Furcht vor der Standhaftigkeit Mahmud Agas inderte die unmittelbare Ausführung des Verbrechens; die- n ſuchte man durch den ehrenvollen Auftrag, die Mutter hmeds aus ihrem Exil zu Topran Caleh abzuholen, auf inige Zeit zu entfernen. Der Aga gehorchte nur unter er Bedingung, daß Ahmed ihm eidlich zuſagte, unſer Le- en während ſeiner Abweſenheit zu ſchonen.

Unmittelbar darauf wurde Ahmed, der nichts weniger n Sinne hatte, als ſein Wort zu halten, von der Peſt ngeſteckt. Nun gereuete ihn ſein Plan zu unſerm Ver- erben; er that die heiligſten Gelübde, uns im Fall ſeiner Geneſung auf freien Fuß zu ſtellen, und mit Wohlthaten berhäuft, nach Perſien zu ſchicken; denn er hielt uns für auberer *), die durch ihre Verwünſchungen ſeinem Vater nd ihm den Tod bereitet hätten. Umſonſt, er ſtarb, uns brahim ließ ſich zum Paſcha von Bayazid ausrufen.

Indeſſen war mein Brief richtig an den Perſiſchen of gelangt, und der Statthalter von Eriwan ließ uns

*) Die Kurden ſind äußerſt abergläubig, und halten in ihrer ſtolzen Unwiſſenheit die Ueberlegenheit der Europäer für die Wirkung einer übernatürlichen Macht.

auf Befehl seines Königs reclamiren. Da diese Handlung nicht den geringsten Erfolg hatte, so drohte der Schach von Persien, der Stadt Bayazid seinen ganzen Zorn fühlen zu lassen, wenn wir nicht auf der Stelle unsre Freiheit erhielten. Ibrahim befand sich in nicht geringer Verlegenheit; er ließ den Persischen Abgeordneten die Antwort geben, daß er uns nicht mehr in seiner Gewalt habe, und daß die hohe Pforte, welche wissen müßte, was aus uns geworden sei, ohne Zweifel dem großen König bald Nachrichten über uns mittheilen werde.

Der Pascha hatte jetzt seine Residenz in der Citadelle aufgeschlagen, und das Serail den Weibern und Kindern seines Bruders zur Wohnung überlassen; daher waren die Umgebungen unsres Gefängnisses belebter, und da wir uns auf alle Weise bemerkbar zu machen suchten, so war bald der Ort unsrer Gefangenschaft in ganz Bayazid bekannt. Nun war Ibrahim gezwungen, in Rücksicht unsrer das Gutachten der hohen Pforte einzuholen, und bis zur Ankunft desselben das Elend unsrer Lage etwas zu vermindern. Wir wurden endlich aus dem schrecklichen Keller, in dem wir so lange geseufzt hatten, hervorgezogen, und in einen Stall neben der Wohnung des Mahmud Aga gesperrt. Hier erhielten wir etwas bessere Nahrung und auch einmal die Erlaubniß, uns Nachts mit einer Wache zu baden. Wir durften jetzt Besuche, sogar von Christen, annehmen; und zuweilen ließ uns der Aga in seinen Divan kommen, wo er uns in Gesellschaft der angesehensten Einwohner der Stadt bewirthete. Dann erzählte er unsre Leiden, und pries die

Vorsehung, die uns so wunderbar erhalten hatte. Salieh am nur noch zuweilen verstohlner Weise an die Thür unserer neuen Wohnung, doch redete sie nicht mehr mit uns, eitdem sie von unsrer baldigen Befreiung unterrichtet war; hre Aufmerksamkeiten gegen uns litten aber nie durch diesen Umstand.

Endlich kamen in Bezug auf uns Befehle von Constantinopel, kraft deren mir meine Sachen zurückerstattet, ind wir zu Yussuf Pascha geleitet werden sollten, dem, nach langer Ungnade, vor Kurzem die Statthalterschaft von Trapezunt und der Rang eines Beglerbeg zu Theil geworden war. Dieser näherte sich mit einer großen Armee, um die rebellischen Einwohner von Djanik und Gudjik (das alte Sophene, wo sich Goldminen befinden sollen) zum Gehorsam zu zwingen. Zugleich verlangte er, als er den Tod Mahmuds und Ahmeds erfahren hatte, von Ibrahim eine Abgabe von 5,000,000 Piastern*) (gegen 2,000,000 Thaler) für die hohe Pforte; wogegen er ihn in seinem Paschalik bestätigen wollte. Ibrahim bot 500,000 Piaster, und drohte, im Falle der Weigerung den Schach von Persien als Oberherrn anzuerkennen. Yussuf Pascha, der seinen Hauptzweck stets im Auge behielt, schickte nun einen seiner obersten Officiere, um die Sache in Richtigkeit zu bringen, und mit diesem sollte ich dann abreisen.

Den Tag vor unsrer Abreise empfing Ibrahim, von

---

*) Der Türkische Piaster galt damals 1 Franken 50 Centimen; jetzt nur 70 Centimen.

Scheiks, Mollas und Agas umgeben, die Belehnung mit der Paschawürde, und ich mußte mich zugleich schriftlich und mündlich durch einen Eid verpflichten, wegen des Vergangnen keine Rache nehmen zu wollen. Nun ließ er mir alles mein Eigenthum zustellen, nicht nur, was seine Vorgänger sich selbst zugeeignet, sondern auch das, was sie an ihre Trabanten vertheilt hatten.

Mahmud Aga erschien an dem Tage, wo ich Bayazid verließ, mit allen seinen Angehörigen in Festkleidern. Eben so uneigennützig als barmherzig, wollten sie, trotz meiner dringenden Bitten, kein Geschenk annehmen. Ich nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen, und ließ, ihrem Wunsche gemäß, ein in Lateinischer und Arabischer Sprache abgefaßtes Schreiben in ihren Händen zurück, dessen Inhalt folgender war: „Ein Franzose, der in diplomatischen Angelegenheiten an den Schach von Persien, Feth Aly, geschickt wurde, kam durch Verrätherei in einen Kerker auf der Citadelle von Bayazid. Er verdankt die Erhaltung seines Lebens der Großmuth Mahmud Agas, des Commandanten der Festung. Mögen alle Reisende diesen ehrwürdigen Greis in frohem Lebensgenuß antreffen."

Im J. 1805. n. Chr. Geb.; im J. 1220 der Hegira.

Nach meiner Rückkehr ins Vaterland, hat die Französische Regierung dem edlen Manne Beweise ihrer Zufriedenheit gegeben.

Kurdistan und seine Bewohner.

Ehe wir unsern Verfasser von Bayazid abreisen las-
n, wollen wir noch einen Blick auf den weitläuftigen
nderstrich werfen, welcher bei den neuern Geographen
rdistan heißt, und zwar im Ganzen genommen einerlei
taatsverfassung hat, aber doch wieder in verschiedne Pro-
zen zerfällt. Das von den Kurden bewohnte Land er-
ckt sich der Länge nach, oder von Norden nach Süden,
n Berge Ararat, bis dahin, wo die Gebirgskette Hame-
an den Aiagha oder Djebel Tak (den Zagros der Al-
) stößt; von Osten nach Westen, von den Gebirgen,
lche die Seen von Van und Ormiah trennen, bis zur
adt Hesn-Keifa am Tigris. Wollten wir die Grenzli-
dem ganzen Umfang nach angeben, so würde diese
n Berg Ararat anfangen, die Ortschaften Djadin, To-
c-Caleh, Mouch, Sert und Djezireh berühren, und am
ichen Ufer des Tigris so lange hinlaufen, bis dieser
ch das Gebirge Hamerin strömt. Nun geht dieselbe an
er Gebirgskette hin bis zum Djebel-Tak, und längs
em bis an die Quellen des Scheik-Hassan; dann wen-
sie sich nordwestlich, wo sie östlich von Sineh die Quel-
des Kizil-Uzen berührt, von da nach denen des Takht
leiman übergeht, weiter den Fluß Sarokh und die Ge-
skette zwischen den beiden genannten Seen durchschnei-
und zuletzt über Kotura und Seva, längs dem linken
des Persischen Araxes hin, sich wieder an den Ararat
ließt.

Die natürliche Eintheilung des Landes ist die in Nord- und Süd-Kurdistan, da in Norden die Gebirge weit höher und häufiger sind, welcher Umstand bedeutenden Einfluß auf das Clima hat. Die Grenze fängt beim Berg Nimrod (dem Niphates der Alten) an, läuft an dem Hekiarischen Gebirge hin, und endigt da, wo sich dasselbe an die Gebirgskette zwischen dem Vanischen und Ormiahischen See anschließt.

Ganz Kurdistan ist reich an Weideplätzen, und zieht daher aus seinen Schafen und Ziegen beträchtliche Summen. Nach Constantinopel allein sollen jährlich 1,500,000 Stück ausgeführt werden, ohne die, welche auf der Reise zu Grunde gehen. Die Hirten treiben sie in Heerden von 1500 bis 2000 Stück in 17 bis 18 Monaten von Van nach Constantinopel, indem sie so viel als möglich die Straßen vermeiden, welche von Caravanen begangen werden. Das nördliche Kurdistan baut seinen Bedarf an Roggen und Spelz, und liefert auch Auripigment, Schwefel und Alaun. Die weiten Thäler und Ebnen des Süden sind ergiebig an Reiß, Korn, Gerste, Sesam, Obst, Taback und Staudenbaumwolle. Man sammelt auch Honig und eine Art Manna in Tropfengestalt, den man beim Nachtisch aufsetzt; endlich noch eine Art Galläpfel von vorzüglicher Güte, die aus den Häfen der Levante nach Europa ausgeführt wird.

Bekanntlich ist Kurdistan, auch im engsten Sinne des Wortes, nicht Einem Herrn unterthan, sondern ein Theil davon gehört zum Türkischen, der andre zum Persischen

Reiche. Die Grenze fängt mit den Gebirgen zwischen den Seen von Van und Ormiah an, folgt der Kette der Khelessinischen Berge bis an den Tschil-Tschechmeh, und geht dann längs dem Flusse Mehrivan, westlich vom kleinen Zerebarischen See bis an den Djebel-Tak*).

Das Türkische Kurdistan zerfällt in acht Sandjaks oder Provinzen, deren Statthalter den Titel eines Pascha führen, oder sich anmaßen. Der Großsultan ist eigentlich nur dem Namen nach Souverän dieser Länder; dieß zeigt sich besonders, wenn ein neuer Pascha von der Pforte eingesetzt wird, welcher sich seine Würde jedesmal erst durch blutige Kämpfe erobern muß. Die Oberhäupter der einzelnen Horden oder Stämme werden von den Paschas oder Beys bestätigt. Der jetzige Schach von Persien, Feth-Ali, hält durch weise Strenge seine Kurdischen Nomaden in etwas besserer Ordnung, als die übrigen, obgleich er eigentlich auch nur Lehnherr (Suzerain) ist. Die Hauptstadt der Persischen Kurden ist Sineh.

Diese Völker leiten insgesammt ihren Ursprung von den Mongolen und Usbecken her, die so häufige Einfälle in jene Länder gemacht haben; doch zeugt ihr hoher Wuchs, ihre schönen Augen, ihre Adlernase und weiße Farbe gegen die Tartarische Abkunft. Alle bekennen sich

*) Diese Grenzlinie ist nach dem Reisemanuscript des Obristen Fabvier, der mit General Gardanne nach Persien reiste, bestimmt worden.

zum Islamismus und gehören zur Secte des Omar. Ihre Kleidung ist ziemlich von gleichem Schnitt mit der Türkischen, jedoch leichter; ferner haben sie einen großen Mantel von schwarzen Ziegenhaaren, und statt des Turbans eine lange Mütze von rothem Tuch, um welche sie einen mit grellen Farben gestreiften Schawl wickeln, und von deren Spitze eine große Menge seidner Quasten bis auf die Schultern herabhangen. Diese Tracht steht ihnen sehr gut. Nur die Greise lassen den Bart wachsen; die Anderen tragen Knebelbärte und scheeren sich den Kopf kahl.

Die Kurden sind ausgezeichnet gute Reiter, und wissen die Lanze mit großer Geschicklichkeit zu führen; ihr hauptsächlichstes Vergnügen besteht in militärischen Uebungen. Sie sind Freunde von Erzählungen, und ihre Gedichte haben meist ausschweifende Liebe, Schlachten und merkwürdige oder tragische Begebenheiten zum Gegenstande. So wurde z. B. auf den Tod der beiden Paschas von Bayazid und unsre Gefangenschaft eine Romanze gemacht. Ihre Musik ist zwar einfach, aber ausdrucksvoll und schwermüthig und nicht ganz unausgebildet. Die Sänger mischen, wenn es der Gegenstand mit sich bringt, Seufzer, Schluchzen und Jammergeschrei in ihren Gesang, und man schätzt sie nicht wegen einer richtigen und sanften, sondern nach Maßgabe ihrer starken Stimme; so daß man einem Sänger dort kein größeres Lob ertheilen kann, als wenn man von ihm sagt, man höre ihn auf eine Parasange weit.

Sie sind dem Diebstahl sehr ergeben, was zu ihren häufigen Streifereien Anlaß giebt, wenn nicht andere

Gründe (die bei jedem Nomadenvolke eintreten, und also zu bekannt sind, als daß wir sie hier angeben dürften) vorhanden sind. Zur Winterszeit flüchten sie sich in die Hütten derselben Landleute, denen sie im Sommer die Früchte geraubt haben, und leben dann mit ihren Wirthen in ziemlicher Eintracht. Im Frühjahr begeben sie sich wieder zu ihrer alten Lebensweise. Sie schlagen ihr Lager gewöhnlich auf einer angenehmen Wiese an einem Bache auf; ihre Zelte, die sie den stolzesten Palästen vorziehen, sind aus einem Gewebe von grober schwarzer Ziegenwolle, und sehr niedrig. Sie umgeben sie mit einer Schilfhürde, innerhalb welcher ihr Gepäcke und, nur zu oft, ihr Raub liegt. Mitten in jedem Zelt befindet sich ein mäßig großes Loch, das zu Backofen und Küche dient; beim geringsten Wind füllt sich das Zelt mit Rauch, an welchen Mann und Weib und Kind so gewöhnt sind, daß sie ihn gar nicht lästig finden. Vor den Zelten sind die Pferde an Pfähle gebunden und fast immer gesattelt, und überhaupt ist Alles so eingerichtet, daß man in wenig Augenblicken mit Sack und Pack abziehen kann, so wie auch zum Aufschlagen des Lagers kaum die Arbeit eines Tages erforfordert wird.

Die Völker, die das Handwerk des Diebstahles und der Straßenräuberei am fleißigsten treiben, sind oft zugleich diejenigen, welche die Pflichten der Gastfreundschaft am gewissenhaftesten erfüllen, und daher flieht ein erfahrner Reisender grade die Gegenden recht geflissentlich, wo diese Tugend am meisten geehrt wird. Dazu liefern die Kurden einen Beleg. Es nähert sich z. B. ein Reisender einem

ihrer Lagerplätze; sogleich beeifern sich einige Leute ihm entgegen zu reiten; sie heißen ihn willkommen, und führen ihn zu ihrem Oberhaupt; dort geräth Alles in Bewegung, den Fremden würdig zu empfangen; man bereitet in der Eile ein Mahl, während die jungen Leute die Lastthiere abladen, putzen, oder sie herumführen, damit sie nicht verschlagen. „Kinder, sagt der Greis, besorgt mir den Gast aufs Beste; er ist ein Geschenk Gottes; bekümmert euch auch um seine Thiere, sie sind die Schiffe der Wüste; und du, Gastfreund, sei uns willkommen; deine Zufriedenheit mit uns ist das Unterpfand neuer Wohlthaten des Himmels". Dieß ist dann auch die Sprache ihres Herzens; doch, wehe dem Wanderer, auf den sie weit von ihrem Herde stoßen; auch hier führen sie oft Schmeichelreden gegen ihn, aber nur, um ihn in die Falle zu locken, und ihn seines Eigenthums zu berauben.

Die gute Lebensart dieses Hirtenvolkes zeigt sich darin, daß sie den Fremden von Dingen unterhalten, die ihn wegen der Weiterreise beruhigen, und ihn zerstreuen; ferner vornehmlich darin, ihn nicht auszuforschen, um nicht unbescheiden zu erscheinen. Selten entlassen sie den Gastfreund, ohne ihm für das Vergnügen, welches er ihnen dadurch gemacht hat, daß er bei ihnen eingekehrt ist, ein Geschenk aufzudringen. Oft stecken sie ein Lamm, ein Zicklein oder sonst etwas, das auf der Reise von Nutzen seyn kann, unter sein Gepäck, und das Oberhaupt fügt zuweilen noch ein Pferd oder Maulthier hinzu. — Die Ehen beginnen bei den Kurden allemal mit einem Verlöbniß, welches

eben so feierlich begangen wird, als die Hochzeit selbst, und als ein unauflösliches Band betrachtet wird. Liebe und Achtung bestimmen sie selten in der Wahl ihrer Gattin, ja, sie sind mit diesen Gefühlen nicht einmal durchgängig bekannt. Keiner, er sei wer er wolle, kann sich ohne die Einwilligung seiner Eltern verehelichen; zum Beweis mag folgende Begebenheit dienen, die sowohl den Umfang der väterlichen Gewalt bei den Kurden, als die Achtung, welche sie gegen das Unglück hegen, in ein helles Licht setzt.

Mahmud Aga, den wir schon kennen, hatte einen Enkel von ausgezeichneter Tapferkeit, welcher die Hand eines jungen Mädchens wünschte, jedoch auf keine Weise die Einwilligung seines Großvaters erhalten konnte. Vergebens hatte man Bitten und Thränen, ja selbst das Ansehen des Pascha dazu gebraucht, den Unbiegsamen zu erweichen; als man sich erinnerte, daß ein Unglücklicher in der Festung zu Bayazid schmachtete. Man beschwor mich, eine Bitte für den Enkel einzulegen; ich willigte ein, und erhielt unbedingt, was die Bitten eines ganzen Volkes nicht würden erlangt haben.

Abreise von Bayazid. Gefahrvoller Weg über den Kusseh-Dagh. Ankunft bei Yussuf Pascha. Schilderung desselben.

Den 19. Februar 1806 reiste ich mit dem Officier Yussuf Paschas von Bayazid ab, und zwölf mit Geld be-

labne Maulthiere folgten uns. Weil die Strenge der Jahreszeit die Kurden in den Dörfern zurückhielt, so hätten wir zur Noth auch ohne starke Bedeckung reisen können. Doch traute der Sehlidar den Strauchdieben nicht recht, oder mochte auch vielleicht argwöhnen, wir könnten Lust bekommen, gradewegs nach Persien zu reisen; genug, er nahm eine Escorte von Ibrahim Pascha mit.

Langsam bewegte sich unser Zug, immer bergan, gegen Toprac-Caleh zu, wo wir den 22. ankamen. Wir logirten bei einem Kurden-Aga, der uns gut aufnahm, und setzten uns Tages darauf gegen den Gipfel des Kussch-Dagh in Marsch, um dann über Dely-Baba in das Land Pasin hinab zu steigen. Der Schnee, der stufenweise immer tiefer wurde, machte die Reise sehr beschwerlich; viele von der Gesellschaft suchten sich durch schwarze Schleier, und Brillen, in denen sich statt der Gläser ein braunes Gewebe befand, vor dem schädlichen Einfluß des blendenden Schnees auf die Augen zu schützen. Noch andre verstopften sich die Nasenlöcher, in der Absicht, die schmerzhafte Augenkrankheit zu verhüten, die von jenem blendenden Lichte entsteht. In wie fern dieses Mittel zweckmäßig ist, überlassen wir Leuten vom Metier zu beurtheilen. Auf dem höchsten Kamme des Berges trafen wir zerstreute Leichname von Menschen und Pferden an. Unsre Kurden stürzten sich, in der Hoffnung Beute zu machen, auf die Ballen, fanden aber nur getrocknete Früchte. Es war eine Persische Caravane, welche hier den Tag vorher von einem Orcan überfallen worden war. Schon die Griechen hat-

ten, wie Xenophon berichtet, bei ihrem Uebergang über dieſes Gebirge, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen *).

Die rauhe Witterung hielt uns fünf Tage (bis zum 5. März) in Erze-Roum zurück. Meinen Freund Ahmed fand ich nicht mehr daſelbſt; er war während meiner Abweſenheit auf eine Inſel des Archipelagus verbannt worden. Zwar genoß ich keiner vollkommenen Freiheit, indeſſen kam ich in die Geſellſchaft der angeſehenſten Einwohner, und durfte an Hrn. Dupré, den Franzöſiſchen Conſul zu Trapezunt, ſchreiben.

Das Lager des Begler-Bey, auf welches wir nun zureiſten, befand ſich beim Dorfe Endres, 80 Stunden weſtlich von Erze-Roum. Wir brauchten 11 Tage um dieſen Weg zurück zu legen. Das Land, durch welches wir kamen, ſchien ſich vortrefflich zum Ackerbau zu eignen, doch hatte die Türkiſche Reiterei, welche im Fall des Widerſtandes gegen Ibrahim Paſcha ziehen ſollte, die Gegend dermaßen verheert, daß alle Dörfer unbewohnt daſtanden. Den 24. Tag nach unſrer Abreiſe von Bayazid kamen wir im Lager des Yuſſuf Paſcha an, der mich von meiner frühern Sendung nach Conſtantinopel her perſönlich kannte, und eben die Nachricht von dem glänzenden Siege, den unſre Waffen in den Ebnen von Auſterlitz erfochten, erhalten hatte. Er nahm mich gütig auf, gab mir öffentlich Beweiſe ſeiner Achtung, und bedauerte ſehr, daß er mir nichts

*) Xenophon Anabasis Lib. IV. §. 23.

anbieten konnte, als Soldatenkost. Noch denselben Tag schrieb ich einen Brief an Hrn. Ruffin, der im Stück des Moniteur vom 21. Mai 1806 zur öffentlichen Kunde gekommen ist.

Yussuf Pascha, ein Greis von mehr als 60 Jahren, hatte noch eine ungewöhnliche Geistes- und Körperstärke. Seine Gestalt war hoch, seine Gesichtsbildung nicht ganz regelmäßig; sein Bart weiß und dünn, sein Blick feurig und durchdringend. Von Geburt ein Georgier, war er in früher Jugend als Sclave nach Constantinopel gekommen, und hatte sich vom gemeinen Soldaten zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen. Er war es, der vom General Kleber in Aegypten aufs Haupt geschlagen wurde. Dieses zog ihm eine Verbannung zu, was jedem andern das Leben gekostet haben würde, und jetzt, da man seiner wieder bedurfte, hatte man ihn zum Beglerbey ernannt.

Sein Lager befand sich am Ende einer weiten, fruchtbaren Ebne; die besten Asiatischen Truppen waren in der Nähe des Forts gelagert, das ihm zur Wohnung diente. Albanier, Turkomannen, Anatolier lagen umher in Zelten und Erdhütten, oder cantonnirten in den benachbarten Dörfern, schlecht in Kleidung, Waffen und Mannszucht.

Am Tage nach meiner Ankunft ließ Yussuf-Pascha seine Truppen die Revue passiren, und theilte dann an die Officiere und Soldaten, mit denen er am zufriedensten war, mit vollen Händen von dem Gelde aus, das sein Selihdar von Bayazid mitgebracht hatte. So suchte er

ſich die Liebe ſeiner Soldaten mehr und mehr zu erwerben, und traf dann kräftige Maßregeln, ſeine Operationen gegen Djanik zu eröffnen; doch ehe wir den Feldzug ſelbſt beſchreiben, wollen wir deſſen Schauplatz näher kennen lernen.

Djanik erſtreckt ſich vom Kizil-Ermak, oder rothen Fluß (dem Halys der Alten) bis zur Stadt Kereſun (ehemals Cerasus). Das Land iſt gebirgig, und die vielen Flüſſe, welche es durchſchneiden, machen das Clima feucht; daher die Vegetation unglaublich ſchnell von Statten geht, ſo daß der Mais in drei Monaten ſeine vollkommene Reife erlangt. Auch der Weinſtock und der Olivenbaum wachſen hier ſehr üppig, tragen jedoch nur herbe Früchte, wie ſie die Natur im wilden Zuſtande hervorbringt. Die Einwohner treiben wenig Feldbau, ſondern begnügen ſich aus Trägheit mit Caſtanien, Mais, Milchreiſen, und den wilden Obſtſorten, als Kirſchen, Nüſſen u. ſ. w.

Bei ihren wenigen Bedürfniſſen ſtehen ſie mit andern Nationen in faſt keiner Verbindung. Keine Caravanen durchreiſen ihr Land, und ſie machen daher kein Handwerk vom Raube, wie die Kurden; auch mangelt es ihnen an Pferden. Sclaven machen ſie nicht, daher auch kein Handel damit getrieben wird. Da man hier in vollkommener Sicherheit lebt, ſo liegen die hölzernen, auf Pfählen erbauten Häuſer hie und da an Orten, die einen natürlichen Vortheil gewähren. Wegen des feuchten Bodens wohnt man in dem obern Stockwerk, das mit einer bedeckten Galerie umgeben iſt. Die Harems ſind beſondre Gebäude.

Die Hauptstadt Bafra liegt unweit der Mündung des Kizil-Ermak in einer Ebne, die mit Reiß und Flachs bebaut ist. Eine schöne Brücke, öffentliche Brunnen und gut besetzte Märkte kündigen gleich eine Stadt an, welche schon seit langer Zeit im Wohlstand ist. Samsun, Termeh, Eunieh, Fatsa und Vona, die an der Küste des schwarzen Meeres hin liegen, sind meist Griechischen Ursprunges. Sie treiben wenig Handel, vorzüglich seitdem die Krim unter Russischer Botmäßigkeit ist; außerdem finden Schiffe in ihren Häfen nur wenig Schutz gegen den Westwind, der neun Monate des Jahres an diesen Küsten weht. Schon d'Anville bemerkt sehr richtig, daß dieser Theil des alten Pontus von Cappadocien durch eine Gebirgskette geschieden wird, welche die Wolken aufhält, die der Westwind herbeiführt. Diese entladen sich in beständigen Regengüssen, und verursachen zum Theil die oben erwähnte Feuchtigkeit des Climas.

Schon lange war eine reiche und mächtige Familie im Besitz des Rechts, den Pascha von Djanik zu bestellen, der nur eine väterliche Gewalt ausübte, und regelmäßig den gesetzlichen Tribut nach Constantinopel schickte. Yussuf-Pascha, der mit neidischem Blick das Glück dieses Landes betrachtete, und dasselbe gern mit seinem Paschalik vereinigt hätte, wußte sich dazu die Erlaubniß Selims (des damaligen Großsultans) auszuwirken. Doch Taher Pascha weigerte sich zu gehorchen, und der Krieg brach aus.

Yussuf-Pascha, an der Spitze einer Armee von 2 bis 25,000 Mann, hätte gern eine Schlacht geliefert, in

ber den Ausgang des Feldzuges entschieden hätte. Doch
r fand die Streitkräfte des Feindes nirgends vereinigt,
nd seine Soldaten, welche in diesem bergigten, von un-
urchdringlichen Wäldern und Flüssen durchschnittnen Lande
ichts ausrichten konnten, wurden einzeln aus dem Hinter-
alt hingeopfert. Endlich gelang es dem Türken durch
Emissäre, die seine Streitkräfte größer darstellen, und seine
Großmuth preisen mußten, einen Theil der Widerspenstigen
um Gehorsam zurück zu führen; worauf sich die übrigen
n die Seestädte flüchteten. Eine Türkische Flotte, die
nittlerweile angekommen war, zerstörte mehrere derselben,
amentlich Samsun und Eunieh. Taher Pascha sah
ich genöthigt, in einer Barke zu flüchten, und kam nach
nancherlei Widerwärtigkeiten fast ohne Gefolge nach Soc-
um *) zu Kelech-Bey.

Die Türkische Politik erheischt, neu unterjochte Völker
nit der größten Strenge zu behandeln. So ließ Yussuf
Pascha viele Rebellen hinrichten, andre unermeßliche Sum-
nen bezahlen, und seine Soldaten im ganzen Lande die
größten Ausschweifungen begehen. Gern hätte er wohl zu-
weilen Milde mit Strenge gepaart; doch, wie war der ver-
wilderte Haufe in Ordnung zu erhalten, der an Manns-
zucht nie gewöhnt und jetzt siegestrunken war.

---

*) Ein Hafen an der Ostküste des schwarzen Meeres.

Von den Armeniern. Edelmuth Yussuf Paschas. Abreise gegen Pe

Während meines Aufenthalts im Türkischen L
machte ich häufige Ausflüge in die Ebne von Endres,
die Armenier, von kriegerischen Auftritten rings umge
ruhig ihre Felder bauten.

Dieses Volk zeugte von der Milde ihres jetzigen
herrschers; die Frauen scheuten sich nicht, unverschleiert
den Türkischen Soldaten zu erscheinen, und die christli
Kirchen standen Tag und Nacht offen. Diese sind
Orient meist unansehnliche Gebäude, die gleich an
Druck erinnern, unter welchem daselbst die Bekenner
christlichen Religion leben. Der Eingang ist immer
Osten angebracht; ein einfacher Altar und einige grobe
mälde sind der ganze innere Schmuck. Die Armenier
hen stets barfuß hinein, und die Gesänge der Priester,
mit weißen Chorhemden bekleidet sind, erschallen darin
Sonnenaufgang an. Diese einfachen, in der Landessp
abgefaßten Lieder kann ein Europäer nicht ohne Rüh
hören; sie dringen in diesem fernen Lande weit leichte
sein Herz, und erwecken in ihm die ersten religiösen
gungen seiner Jugend.

Bei den Landleuten findet man wirklich eine ächt
triarchalische Einfachheit und Unschuld. Die zärtliche
gehorsame Gattin wagt kaum die Augen gegen
Mann aufzuschlagen, und würde keinen Fremden ohne
röthen anreden können. Die Tochter setzt sich nie in

nwart des Vaters, und der Greis braucht nur einen
lick, so ist sein Wille verstanden und sogleich vollbracht.
n den Städten leiden diese Sitten freilich viele Modifica-
onen. Die Armenier sind geborne Handelsleute; durch Füg-
mkeit und Ordnung verschaffen sie sich überall Zutritt, und
eil sie keine Mühe und Arbeit scheuen, so haben sie sich fast
ber ganz Asien, bis weit nach Indien hinein, verbreitet.

Im Türkischen Lager mußte ich, trotz des Wohlwol-
n, das mir Yussuf Pascha bewies, mancherlei Kränkun-
en ertragen. So rühmten sich einige dieser Fanatiker,
heil an der Ermordung des General Kleber genommen zu
ben. Endlich kam in Bezug auf mich ein Courier von
onstantinopel an; doch wurde ich nicht gleich von den
achrichten, die er mitbrachte, in Kenntniß gesetzt. Erst
ach einigen Tagen, die meiner Ungeduld viel zu lange
auerten, ließ mich der General in seinen Divan kommen,
nd zum erstenmal Platz nehmen, während seine obersten
fficiere standen. Er sagte mir lächelnd, daß ich nun
ld Constantinopel und mein Vaterland wieder sehen wür-
, und machte sich auf Kosten der Perser lustig, denen er
ht gewogen war. Endlich, nach geendigtem Mahle, ließ
die Firmans bringen, und alle seine Leute aus dem
mmer gehen, und weidete sich nun an der Freude, die
über die darin enthaltenen Nachrichten auf meinem
esichte malte. Doch verbot er mir diese laut werden zu
ssen, weil alles geheim bleiben, und seine Soldaten glau-
n müßten, ich kehrte nach Constantinopel zurück. Dar-
f ließ der General reiche Stoffe von Aleppo, Uhren und
rschiedne Juwelen bringen, und drang mir dieselben trotz

meiner ernstlichen Weigerung auf, damit, wie er sich ausdrückte, die Perser mich besser aufnähmen.

Den 20. April 1806 reiste ich aus dem Lager ab, von zwanzig sichern Leuten, unter Befehl eines Aga, begleitet, und schlug, wie verabredet, den Weg nach Constantinopel ein. Doch Tages darauf wandten wir uns gegen die Stadt Maden, in deren Umgebungen sich reiche Silberminen befinden. Wir vermieden Cara-Hisdar, welches wegen der Nachbarschaft des alten Cabira (jetzt Sivas) an der Stelle zu liegen scheint, wohin sich Mithridates mit seinen Schützen flüchtete, als er vom Lucullus verfolgt wurde. Der Wald Schatakli, der die Grenzen zwischen den Paschaliks von Sivas und Erz-Inghian bildet, und durch welchen wir mußten, wird durch Straßenräuber unsicher gemacht. Die Türkische Regierung erhält daher hier auf dem Weg Militärposten; eine Maßregel, die den Reisenden äußerst nachtheilig ist, da die Soldaten jeden ausplündern, dem sie überlegen sind. Die Bauern dieser Gegenden sind arm, dienen den Caravanen zu Führern, und sammeln das Harz von Bäumen. In den langen Winterabenden spinnen sie Flachs, rauchen ihre Pfeife und erzählen sich Geschichten.

Nach drei Tagereisen kamen wir nach Erz-Inghian (das alte Satala), einer kleinen Stadt, die in einer von Bergen umgebnen Ebne liegt, und des angenehmsten Climas genießt. Die schöne Lage und die Nähe des Euphrat machen es zu einem sehr freundlichen Aufenthaltsort. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Muselmännern;

doch sind die umliegenden Dörfer von Christen, zum Theil Kaufleuten, bewohnt. Man baut verschiedne Arten Getreide, Pfirsichen, Maulbeeren und Feigen, die unter dieser Breite in den Thälern gedeihen.

Der Taurus theilt sich zwischen Erz-Inghian und Erze-Roum in zwei Hauptarme, wovon der eine in der Richtung nach Südost gegen die Berge hinläuft, in welchen der Tigris entspringt; der andre aber nach Nordosten sich gegen den Kaukasus hinzieht. Daher gehören alle Gewässer östlich von Erze-Roum zum Gebiet des Caspischen Meeres.

Drei Stunden vor Erze-Roum trafen wir eine warme Quelle an; worauf wir durch Djennes (vielleicht das Gymnias bei Xenophon) und durch Ach-Caleh kamen.

Um einem Trupp Delhis*) auszuweichen, mußten wir weit am Flusse Saman-Souy hinaufsteigen, und die verzweifelte Bequemlichkeit des Aga, der alle Stunden einmal vom Pferde stieg, um seine Pfeife zu rauchen und auszuruhen, vermehrte noch den Zeitverlust.

Erze-Roum ließen wir auf der Seite liegen, denn die Instruction meines Führers brachte es so mit sich; ich war wohl damit zufrieden, denn in Asien ist es anders, wie in Europa, wo der Reisende froh auf die Städte zueilt. Hier vermeidet er dieselben sorgfältig, um nicht von zierigen Ayans und groben Cadis gehudelt zu werden.

*) Diese Reiterei ist wegen ihrer Tapferkeit bekannt.

Die fruchtbare Ebne, in welcher Erze-Roum liegt, ist mit mehr als 100 hölzernen Villen bedeckt, die reichen Städtern gehören, die mit denselben vom Landesherrn belehnt*) werden, und dafür in Kriegszeiten Soldaten stellen müssen.

Zu Kian bei Erze-Roum blieben wir zwei Tage, und kehrten nach dem Uebergang über den Berg Deveh-Boini (das Kamel) in dem Dorfe Alavir ein. Um Bayazid zu vermeiden, begaben wir uns auf ungebahnten Wegen in die wildesten Gebirge. Wir erklimmten oft Höhen, die auf den ersten Blick unersteiglich schienen. Eines unsrer Maulthiere glitt auf dem Schnee aus, und stürzte in den Araxes, der hier durch eine sehr enge und tiefe Schlucht braust, und mit Recht: pontem indignatus Araxes heißt. Zwei und eine halbe Stunde von Hassan-Caleh verläßt er seine Richtung von Süden nach Norden, und läuft gegen Ostnordost.

Unfern der Quelle dieses Flusses kamen wir den 18. Abends sehr ermüdet in dem großen Armenischen Dorfe Kulli an. Tages darauf gingen wir über den Ak-Dagh (den weißen Berg), der, wie schon der Name zeigt, mit ewigem Schnee bedeckt ist, und gelangten in das Thal Khenes, wo das bei den Türken wegen seiner geschätzten

*) Diese Lehne, welche ziamet oder timar heißen, sind mit ansehnlichen Vorrechten verbunden. Siehe darüber Histoire Ottomane de Petis de la Croix Vol. I. p. 115. seq., und Oelsner über den Einfluß der Mohamedanischen Religion.

Pferderace bekannte Khenous liegt. Zu Kouzli, einem Armenischen Dorfe, gedachten wir zu übernachten; doch die Einwohner wollten uns nur gegen Erzahlung beherbergen.

Es war das erstemal, daß ich hier zu Lande Christen sich ernstlich den Türken widersetzen sah; dafür sind aber auch die hiesigen Bauern unerschrockne, kriegerische Leute, die den räuberischen Kurden oft blutige Treffen liefern, und denen man ihren Mangel an Gastfreundschaft um so weniger verargen kann, da die Türkischen Officiere beim Abzuge jedesmal eine Contribution eintreiben, und zwar auf Rechnung des Schadens, den sie hätten verursachen können.

Je weiter wir vorrückten, je unbewohnter wurde das Land, da hier das Gebiet der Kurden angeht, welches zwar eines hohen Grades von Cultur fähig ist, jedoch nicht dazu benützt wird. Alles, worin die Kurden der Natur nachhelfen, ist, daß sie im Herbst das verdorrte Gras anzünden, damit es im Frühling desto frischer grüne. Von Eriwan bis Wan kann man fast nichts erhalten, als ein wenig Obst, Wein und Brantwein; desto reicher ist die nächste Umgebung der letztern Stadt an aller Art von Lebensmitteln, weßwegen, nach der Aussage der Türken, die Armenier dort so häufig sind.

Alljährlich reisen von hier ganze Caravanen Handarbeiter nach Constantinopel, die in den dortigen Seearsenalen Arbeit suchen, und nach einigen Jahren in ihr Vaterland zurückkehren. Es ist also nicht Mangel an

Kenntnissen oder Kunstfleiß, der bis jetzt die Schiffahrt auf dem kleinen Meere von Van nicht hat emporkommen lassen; denn gegenwärtig befanden sich nur 7 bis 8 Kähne mit Segeln auf demselben, die keinen Sturm aushalten können, und kaum zum Handel von Bidlis hinreichten. Diese Stadt, die am Vanischen See in Südosten liegt, treibt ansehnlichen Handel mit sehr geschätztem Taback, und wird von den Caravanen, die von Erze-Roum nach Bagdad reisen, besucht.

Wir kamen nun über steile Gebirge, die über die Schneelinie hinausgehen, an den südlichen Arm des Euphrat, den die Türken, zur Ehre Amurath IV., welcher Bagdad und Djezireh eroberte, Murad-Tchai nennen. Bei Melez-Ghird*) fanden wir eine Brücke, die jener Herrscher erbaut hat, und gingen darüber. Diese halb verfallne Stadt liegt auf Felsen vulcanischen Ursprungs zehn Stunden vom Seiban-Dagh, dessen Gipfel mir sehr hoch zu seyn schien; doch war es mir nicht glaubhaft, als man mir sagte, man sehe ihn auf 50 Parasangen**) weit. Er ist mit ewigem Schnee bedeckt und zehn Stunden im Umkreise mit ungeheuren grauen Lavablöcken umgeben, auf denen die Herden nur eine zarte und spärliche Grasart finden. An seinem Fuße wohnen die Jezidis, die, wie schon gesagt, den bösen Geist unter dem Namen des großen Scheik anbeten, und sich für befugt halten, allen göttlichen

*) Bei den Armeniern Manaz Ghird, d. i. Stadt des Manaz.

**) Gegen 75 Stunden.

und menschlichen Gesetzen entgegen zu handeln. Unter dem sonderbaren Vorwand, Gott sei von selbst gerecht und gut, geben sie vor, man brauche ihn nicht anzubeten; obgleich sie weder sein Dasein leugnen, noch die Propheten verwerfen. Sie sind so tief im Schlamme des Aberglaubens versunken, daß ein Jezidi, um welchen man einen Kreis (das Symbol ihres Glaubens) beschrieben hat, eher sterben, als denselben überschreiten würde. Sie dürfen weder Lesen noch Schreiben lernen, dagegen halten sie Raub, Mord und Unzucht für erlaubte Dinge. Sie tragen schwarze Mäntel und roth und schwarz gestreifte Mützen, und haben noch das Eigenthümliche, daß sie keine Proselyten machen *).

Wir befanden uns in dem engen Paß von Tachcoun, der von jeher durch Mordthaten das Schrecken der Reisenden gewesen ist, als wir plötzlich gegen 30 Jezidis gewahrten, die, auf dem Erdboden hingestreckt, Taback rauchten und Caffee tranken. Wir wollten entfliehen, doch es war zu spät, denn schon ergriffen jene die Waffen. Unser Führer, ein alter Tartar, rettete uns durch eine Verschlagenheit aus dieser mißlichen Lage. Er stieg ab, ging grade

*) Der Verf. beschränkt sich hier auf das, was er selbst aus dem Munde der Kurden und Perser gehört hat. Sollte der Leser mehr Details über dieses Volk wünschen, so kann er Niebuhrs und Ingigians Reisen nach Armenien, vorzüglich aber des Pater Garzoni Notiz als Anhang des Werks: Description du Pachalik de Bagdad, Paris 1809, nachschlagen.

auf sie los, und unterhandelte halb bittend, halb drohend für 20 Zechinen freien Abzug. Zugleich mußten wir schwören, ihren Aufenthaltsort nicht zu verrathen.

In der Gegend befindet sich ein Mohamedanisches Kloster, wohin Pilger durch tausend Gefahren wallfahrten. Dort lebt der Scheik desselben mitten unter Raubgesindel ruhig, wie der Weise in den Stürmen des Lebens. Dieser arme Klosterbruder erbot sich uns zum Schutz vor den vielen Gefahren, die uns in der Gegend noch droheten, zum Begleiter. Ohne andre Wehr, als seine Tugend, ging er fünf Stunden Weges vor unserm Zuge her, während die Kurden und Jezidis vor seinem Anblick zurückwichen, ihre Weiber und Kinder aber mit Lebensmitteln aus ihren Zelten hervor kamen und um seinen Segen baten.

Wir gelangten über einen öden Strich Landes auf die Gipfel hoher Hügel, von welchen wir die Aussicht auf den See von Van hatten; die unermeßliche Wasserfläche *) mit den grünen Inseln und waldigen Ufern, gewährt einen unbeschreiblich schönen Anblick.

*) Nach dem Werke von Hadji Khalfah hat er 90 Stunden im Umfang.

Ankunft zu Van. Beschreibung der Stadt. Abreise. Ankunft zu Khoi.

Yussuf Pascha hatte mir beim Abschiede ein Schreiben an Feiz Ullah Pascha von Van, und ein andres an Hussein, Khan von Khoi mitgegeben. Eben so führte ich Wechsel von ihm auf Kaufleute in Tauris und Tasbin, und auf den Banquier Feiz Ullahs, den Serraf Stephano Karabet. Bei diesem Letztern nahm ich meine Wohnung in Van. Er sowohl, als sein Herr, befanden sich damals in einer gefährlichen Lage, indem sie von einer Empörung bedroht wurden, deren Opfer Feiz Ullah später wurde.

Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich zu diesem, und wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit von ihm empfangen. Es war ein Mann von mittlerer Statur, blaß, mager, und die Angst, von der er gepeinigt wurde, konnte man deutlich auf seinem Gesichte lesen. Er erkundigte sich nach mehrern Personen in Constantinopel, und sprach von seinen Feinden in sehr verächtlichem Tone. Ich bat den Pascha, seine Vorsicht zu verdoppeln, berichtete ihm alles treu, was ich von der Gefahr, die ihm drohte, wußte, und suchte um schleunige Erlaubniß zur Abreise nach. Was ihn dazu bestimmte, mich bis zum 30. April aufzuhalten, kann ich nicht bestimmt sagen. Vielleicht brauchte er die Leute, die er mir zur Bedeckung mitgeben mußte, zu seiner eignen Sicherheit, oder glaubte, daß sich einige Anhänger seines Feindes, Derwich Bey, mit meinem Gefolge in die Stadt eingeschlichen hätten. Dem Letztern gelang es später, Van einzunehmen, und Feiz Ullah in seine Gewalt zu

bekommen, welchen er mit allen seinen Anhängern hinrichten ließ. Stephano Karabet, bei dem ich gewohnt hatte, entkam nach Persien, verlor aber sein ganzes Vermögen.

Das Wort Van bedeutet im Armenischen: Wohnung, Festung, Kloster, und vielleicht hat die Stadt ihren Namen von den vielen Klöstern in der Gegend. Die Armenier behaupten, es liege an der Stelle des alten Semiramocerte, dessen Beschreibung in der That recht gut darauf paßt*). Die Stadt liegt am östlichen Ufer des Sees gleichen Namens, und ist mit ziemlich starken Mauern umgeben, die mit Schießscharten versehen sind. Die Citadelle, welche auf einem hohen, kegelförmigen, isolirten Felsen erbaut ist, hat sich gegen die Armee Abbas II. mehrere Jahre hindurch gehalten, der sie endlich im J. 1636 einnahm. Dieser lange Widerstand hat zu der Sage Anlaß gegeben, die Belagerer hätten vor der Einnahme Früchte von den Bäumen eingeerndtet, welche sie während der Belagerung gepflanzt hätten.

Die Bevölkerung beträgt gegen 20,000 Einwohner, größtentheils Armenier. Die niedlichen Gärten, in welchen die Stadt mitten inne liegt, und die den einigermaßen wohlhabenden Städtern zum Sommeraufenthalt dienen, gewähren mit ihren unzähligen Bächen und schönen Bäumen einen lachenden Anblick.

---

*) V. Moses Khor. Lib. 1. C. XV. pag. 43. edit. Lond.
Moses von Khorene war ein Armenischer Schriftsteller des 5. Jahrhunderts.

Der Handel, zu welchem die Stadt durch die Caravanen, welche aus dem Süden Asiens ins nördliche Persien und nach Tiflis ziehen, Gelegenheit hat, bringt ihr vielen Vortheil; außerdem trägt auch die Fischerei im See gegen 50 bis 60,000 Piaster ein. Diese fängt den 20. März an, und dauert bis Ende April, ist sehr ergiebig, liefert aber nur eine Art Fische, welche sich von der Sardelle fast nur durch die beträchtlichere Größe unterscheidet, und die ich auch in Trapezunt angetroffen zu haben glaube*). Den ganzen übrigen Theil des Jahres kann der Fang nicht ausgeübt werden, weil die Fische sich auf dem Grund befinden. Ein andres Phänomen, das gewiß nicht übergangen werden darf, ist, daß dieser salzige See sich nach allen Seiten hin vergrößert, so daß die Vorstädte von Van nach der Seeseite immer mehr an Ausdehnung verlieren, und die Stadt Arjich nach und nach ganz unbewohnbar wird.

Das Clima ist sehr gemäßigt und der Himmel fast immer heiter; Getreide giebt es hier hinlänglich und Reiß überflüssig. Citronen und Orangenbäume gedeihen im Freien wohl, bringen aber selten reife Früchte; Oliven-Bäume und Palmen sieht man nicht, doch trifft man alle Obstsorten des nördlichen Persiens an.

Nachdem wir von unsrer Türkischen Escorte Abschied genommen hatten, reisten wir von Van mit einer neuen

---

*) In Van heißt dieser Fisch Tarikh, und zu Trapezunt Kham.

Bedeckung ab, die ausschließend aus Kurden bestand, und einen alten Aga, Namens Suleiman, zum Befehlshaber hatte. Wir ließen die hohen Berge der Hekiaren südlich liegen, und machten beim kleinen See von Erdjek zuerst Halt. Jene Berge sollen so steil seyn, daß ein Ochse sie nicht erklimmen kann. Daher tragen die Einwohner die jungen Kälber auf die Gipfel derselben, wo sich die fettsten Weiden befinden, und gebrauchen sie nach zwei Jahren zum Pflügen. Glaubwürdige Personen haben es mir wenigstens so berichtet *).

Am folgenden Tage begegneten wir mehrern Persischen Kaufleuten und Landleuten, die eben ausgeplündert worden waren. Unsern Mahmoudieh kam uns das Oberhaupt einer benachbarten Horde entgegen, und bat uns zu Gaste. Wir nahmen sein Anerbieten an, und fanden in seinem Lager Teppiche von Khorasan, Porzellan, Räucherwerk, Musik, kurz Alles, was zur Orientalischen Pracht und Ueppigkeit gehört. Unter andern besaß unser Wirth auch eine junge Circassische Sclavin, die einige Tage vorher von einer Natter gebissen worden war, was in Kurdistan nichts Seltnes ist, und gewöhnlich sehr schlimme Folgen hat. Da er um ihr Leben sehr besorgt war, so bat er mich, sie zu behandeln; sein Verlangen machte mich nicht wenig verlegen;

---

*) Der Hr. Verf. hätte sich nur auch erkundigen sollen, wie die fetten Ochsen wieder herunter kommen, um dem Leser die Mühe zu ersparen, in dem weiten Gebiete der Möglichkeiten nach einer Erklärung zu haschen *). A. d. U.

*) Vielleicht werden sie oben auf einer Bergfläche benutzt. A. d. A.

doch der alte Suleiman, den eine solche Kleinigkeit nicht aus der Fassung brachte, verlangte die Kranke zu sehen. Er untersuchte die Wunde mit ernster und sachverständiger Miene, machte einen Einschnitt hinein, und legte ein Pflaster von saurer Milch und erweichenden Kräutern darauf. Da er des guten Erfolgs nicht gewiß war, so that er mir den Vorschlag, heimlich in der Nacht abzureisen. Ich hatte aber eine bessere Meinung von seiner Geschicklichkeit, und wir blieben. Glücklicherweise befand sich das Mädchen den andern Morgen besser.

Wir folgten nun immer dem Thale von Cotourah, welches sich nach Persien zu immer mehr verengt und mehr Krümmungen darbietet. Der Weg führte uns an einem hohen Thurme auf einem Felsen vorbei, der vor ungefähr 100 Jahren von einem Bey in der Absicht errichtet worden war, von dort aus die Caravanen von Weitem erspähen, und beurtheilen zu können, ob man sie ohne Gefahr ausplündern könnte. In Cotourah, dem letzten Türkischen Dorfe, hielten wir Nachtruhe; es wird von einer Citadelle beherrscht, in welcher Moussa Bey Commandant war, welcher die Grenze bewachte, und eben so großmüthig als tapfer war. Auf seiner von dunkeln Locken umschatteten Stirn, thronte ein edler Stolz; seine Kleidung und Waffen waren äußerst bescheiden. So wenig er reich zu nennen war, so gastfrei war er doch, und verschmähte, wie seine Landsleute, die Kurden, vom Raube zu leben. Kaum erfuhr er unsre Ankunft, als er uns zum Mittagessen einladen ließ. Er glaubte ein kleines Geschenk, wel-

ches ich ihm anbot, nicht ausschlagen zu dürfen; da er aber dem Ueberbringer, meinem Tartaren, nichts dagegen zu geben hatte, so borgte er von einem Persischen Wucherer einige Geldstücke auf hohe Zinsen, und schenkte sie ihm.

Moussa-Bey verstärkte unsre Bedeckung durch einige seiner Leute; wir folgten immer dem Thale, und fanden endlich einmal Wege, die auf öffentliche Unkosten ausgebessert worden waren. Diesen Paß durchströmt der Fluß Cotourah, der zwischen den Felsen von Mahmoudiech entspringt, mit Schnelligkeit; man stößt alle Augenblicke auf mineralische Quellen, die ihm von den Felsen herab in Wasserfällen zulaufen. Je nachdem sich das Thal wieder erweitert, wird sein Lauf auch weniger reißend, und nun bewässert er das schöne Thal von Khoi. Hier verändert sich der Schauplatz wie durch Zauberei. Hohe Pappeln und Kuppeln, die in der Luft zu hängen scheinen, verkünden die Nähe einer Persischen Stadt; der Weinstock, die Apricosen- und der Maulbeerbaum, wachsen üppig an dem Rand der Reißfelder, und die Wohlhabenheit der Einwohner entspricht der fruchtbaren Gegend. Die wohllautende und blumenreiche Sprache erinnert den Reisenden, daß er sich einem civilisirtern Lande nähert; an den gut bebauten Feldern sieht er, daß Tugend und Häuslichkeit auf diesem Boden Wurzel schlagen können.

Den 4. Mai kamen wir an den Thoren von Khoi an; diese waren gut bewacht. Meine Kurdische Tracht, die ich um mehrerer Sicherheit willen von Endres aus angelegt hatte, und mein zahlreiches Gefolge erschreckten

zuerst die Einwohner. Als sie sich wieder beruhigt hatten, näherten sie sich, und thaten die unbescheidensten Fragen an mich: „Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr? Was ist der Zweck Eurer Reise? Ohne Zweifel habt Ihr Briefe an den König; kann man den Inhalt derselben wissen? Zeigt uns die Geschenke, die Ihr für den König mitbringt."

Nachdem uns die Thorwache einige Stunden hatte warten lassen, bevor sie uns einließ, wurden wir in der ganzen Stadt herumgeführt, ehe wir ein Quartier fanden. Diese Unannehmlichkeit kann in der Türkei nicht leicht Jemanden widerfahren; da man sich dort beim ersten besten einquartirt. Endlich wies man uns zu dem Aga Suleiman, der wie unser Führer hieß. Dieser, der nicht wußte, wer wir wären, hielt uns für wirkliche Kurden und empfing uns sehr kalt, wodurch sich meine Begleiter äußerst beleidigt fanden. Den andern Tag trat ein Persischer Officier hastig ein, mit den Worten: Murakhass chudyd, d. h., Ihr habt Euern Abschied. Hier gerieth unser alter Suleiman in eine unbeschreibliche Wuth. Er lief zum Palast des Commandanten, und beschwerte sich in den ungemessensten Ausdrücken über diese Behandlung, welche Leuten angethan würde, die aus so weiter Ferne einen Gesandten an den großen König herführten. Die Perser, selbst die angesehensten Personen, ertragen die gröbsten Beleidigungen kaltblütig. Der Commandant zog sich gleich durch die Entschuldigung aus der Schlinge, daß der Officier ohne Befehl gehandelt hätte, und ohne Schonung bestraft werden solle. Nun wurde unser Wirth der

höflichste Mann von der Welt, ließ Musicanten kommen, suchte allen unsern Wünschen zu begegnen, und der niedrige Schmeichler machte sogar ein Lobgedicht auf uns, um sich beim Khan in Gunst zu bringen.

Khoi. Besuch beim Commandanten. Erdbeben in der Gegend von Tauris. Ankunft zu Tauris.

Die Stadt Khoi ist neueren Ursprungs und regelmäßig befestigt, und hat weder zahlreiche Moscheen noch ansehnliche Gebäude; dagegen sind die Straßen mit schattigen Bäumen besetzt, und ein recht schönes Karavanserai ist für Kaufleute eingerichtet. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 25,000, die sich für Nachkommen der Tartaren halten, daher die Gegend auch unter dem Namen des Persischen Turkestans vorkommt.

Ich legte bald nach meiner Ankunft dem Statthalter der Provinz, Hussein-Khan, einen Besuch ab. Er empfing mich in seinem Gartenhause, und nicht ohne Verwunderung traf ich in dem Garten regelmäßige Alleen, Marmorbecken und Springbrunnen an. Der Pavillon lag auf einer kleinen Anhöhe, und war mit bunten Fensterscheiben versehen. Der Khan erwies mir viel Höflichkeit, und legte großes Interesse an Allem, was mich betraf, an den Tag, was ich vielleicht meinem Unglück zu verdanken

hatte. Nachdem er mich hatte setzen lassen, bat er mich, in diesem gastfreien Lande aller der Leiden zu vergessen, die ich unter jenem Raubgesindel erduldet hätte, und in ihm neuen Lebensmuth und neue Heiterkeit zu erlangen. Dann pries er in den übertriebensten Hyperbeln das Glück, das meiner wartete, indem ich nun bald den Sitz alles Erhabenen, den Persischen Hof sehen würde. Hierauf that er mir den Vorschlag, Imam Ali, der dem Prinzen Abbas Mirza Geschenke überbringen sollte, und nur noch auf eine glückliche Constellation wartete, um abzureisen, in das Persische Lager zu begleiten. Mein Verlangen, diesen im Orient schon bekannten Prinzen und zugleich die Armee, welche er commandirte, zu sehen, bewog mich, einzuwilligen. Doch wollten die Auspicien immer nicht günstig ausfallen, und so blieben wir bis zum Freitag, welcher bei den Persern für den glücklichsten Tag in der Woche gehalten wird. Imam Ali wollte den Aufschub benutzen, sich mit einer fünften Frau zu verheirathen, in der Hoffnung, noch glücklicher zu werden. Er führte dieß aus, und zwar auf die Art, welche die Perser Kabin nennen, wo man die Frau auf eine bestimmte Zeit heirathet.

Der Freitag war gekommen, und er brach nach einem zärtlichen Abschied auf; doch plötzlich ließ er auf einem freien Platz in der Stadt die Zelte aufschlagen. Dieß that er, um unter günstigen Vorbedeutungen abgereist zu seyn, und doch noch länger bei seiner Geliebten bleiben zu können. Doch hielten Sachverständige diese Art Abreise für nicht gnügend, und meinten, man müsse sich wenig-

stens so weit von der Stadt entfernt haben, daß man die Ausrufer der Moscheen nicht mehr hören könnte. Endlich entschloß sich Imam Ali abzureisen, und wir bestiegen unsere Pferde.

Wir übernachteten in Ahmed-Abad, wo ich angenehm überrascht wurde, da ich eine Wohnung und alle möglichen Bedürfnisse für uns bereit fand. Man führte uns in einen Garten, wo ein Schirm für uns erbaut war, der von fließendem Wasser umgeben war, welches man, der Landessitte gemäß, hierher geleitet hatte, um uns Kühlung zu verschaffen. Ein junger Perser überreichte uns ein Begrüßungsgedicht, das er auf unsre glückliche Ankunft gemacht hatte, welches zwar ein wenig schwülstig ausgefallen war, aber mir doch einen ziemlich reinen Stil zu haben schien, und ich wunderte mich, in einem so kleinen Dorfe so viel Unterricht, Gefälligkeit und Höflichkeit zu finden. Doch erinnerte ich mich noch bei Zeiten an das Persische Sprichwort, daß Höflichkeit eine Münze sei, die den Geber bereichert und nicht den Empfänger.

Von Ahmed-Abad nach Merend mußten wir eine zwölf Stunden lange Wüste passiren, deren Boden dürr ist, ohne durchaus sandig zu seyn. Man trifft in derselben Heide und Tamarinden, ferner einige sehr reichhaltige Salzquellen an. An Thieren besitzt diese Steppe viel Gazellen, Dammhirsche und Reptilien; theils unschädliche, als Eidechsen und Camäleons, theils giftige, als Nattern und Scorpionen.

Ueber Merend führte eigentlich nicht der gradste Weg nach Tauris, sondern über Tsvouidj und Dizé-Khalil am

See von Ormiah hin; allein der Officier, der mich beglei-
ete, hatte dort einige Verrichtungen. Dieser Ort, der bei
Strabo und Ptolomäus Morunba heißt, besteht eigentlich
us drei oder vier Dörfern, deren Häuser durch sehr große
Baumgärten getrennt sind, in denen man Cochenille und
ehr geschätztes Opium erndtet. Er liegt unter 38° 11' N.
Br. und 43° 45' Oestl. L., in einer fruchtbaren Ebne, und
ißt gegen 10,000 Seelen.

Ich brachte den Abend bei dem Kalenter oder der
rsten obrigkeitlichen Person zu. Dort mußte ich viel von
Europa erzählen, und erhielt dagegen über die Persischen
Angelegenheit solche Aufschlüsse, die mir, wo möglich, eine
echt günstige Vorstellung davon beibringen sollten. Dann
at ich um die Erzählung der Begebenheiten, die sich seit
em Tode des Castratenkönigs *) in Persien zugetragen
ätten; bei diesem Ausdruck lächelte man, sah sich an, und
iner der Anwesenden gab mir höflich zu verstehen, daß
an in Persien den berühmten Mehemed-Khan nicht so
ennen dürfe.

Auf dem Wege nach Tauris, das von Merend gegen
8 Stunden entfernt ist, muß man über den Berg Dje-
ek. Wir kamen an das Ufer des salzigen Flusses Talk-
Tschai (der bittere Fluß), der sich 11 Stunden westlich von
Ormiah, der Vaterstadt Zoroasters, in den See gleichen
Namens ergießt. Eine dauerhafte Brücke, deren Bogen

*) So wird der Vorgänger des jetzt regierenden Königs in der Türkei allgemein genannt.

auf Pfeilern von schwarzem Granit ruhen, und mit alter Bildhauerarbeit verziert sind, führt über denselben. Meine Gefährten, die den ganzen Tag noch kein Wasser gesehen hatten, und die außerdem zu den Abwaschungen, die ihnen ihr Glaube so streng vorschreibt, dessen bedurften, waren sehr ungeduldig an den Strom zu kommen *).

Furchtbare Erdbeben haben die Umgegend von Tauris zerrüttet, und es hält schwer, sich einen Begriff von der Menge der Ruinen zu machen, zwischen denen der Weg durchführt, ehe man die Stadt erreicht. Die meisten Gebäude, die zu Chardins Zeit noch standen, sind durch die häufige Wiederkehr dieser Landplage zerstört worden. Selbst während meiner Durchreise ließ sich ein Erdstoß spüren, der mehr als 40 Häuser beschädigte, und viele Menschen bewog, die Gegend zu verlassen.

Es scheint glaubhaft, daß der große See von Ormiah, nicht weit von Tauris, in dessen mit Erdpech und Salz geschwängertem Wasser keine einzige Fischart leben kann, eben so wie der See von Van seine Entstehung einer der vulcanischen Umwälzungen verdankt, welche die Oberfläche dieses Landes so oft verändert haben. Der neue Name desselben, Aderbaidjan, eben so wie der alte, Atropatene, bedeutet bekanntlich: Feuerland. Die Braminen und alle Orientalischen Schriftsteller stimmen darin überein, daß Zoroaster hier geboren sei. Endlich glauben die Perser, daß Tauris der Mittelpunct der Erde sei.

---

*) Es ist dieß wahrscheinlich der salzige Strom, von dem im Plutarch, ber. Männer, im Leben des Antonius die Rede ist.

Der Berg Ararat, der Seiban und der Kuffeh-Dagh warfen ehemals Feuer aus, wovon die Menge Lava, Schlacken, Bimsstein und warme Quellen zeugt, die man in der Gegend um diese Berge, und selbst von Tocat bis über Van hinaus antrifft. Von warmen Quellen können wir die bei Ilidjah, Erze-Roum, Hassan-Caleh (welche mitten im Fluß gleichen Namens hervorsprudelt), Endres und Cotourah anführen. In der schwefelreichen Gegend um Djadin findet sich eine Naturseltenheit, nämlich ein schwefelhaltiger und heißer Wasserfall, der sich von einem Felsen, den der Euphrat unterwühlt hat, ergießt, und über demselben gleichsam eine natürliche Brücke bildet. Unfern Nesez-Ghird fließt der Touzla, welcher ganz Armenien mit Salz versieht; bei Diarbekir sind Kupfer- und Silberminen, und einige Stunden von Kerkouk sind Naphtaquellen, deren Steinöl die Einwohner, ungeachtet des starken Geruchs, zu Brennöl brauchen.

Einige wollen in Tauris das alte Echatana wieder erkennen; doch stimmt die Lage des neuen Hamadan, und selbst der Name so gut mit der Hauptstadt des alten Mediens zusammen, daß man jene Behauptung nur für eine Vermuthung ohne Grund gelten lassen darf. Weit eher könnte Tauris das alte Medische Gaza seyn; dieser Meinung sind auch d'Anville und Barbié du Bocage, und Mr Sainte Croix will Gaza mehr südöstlich, am südlichen Ufer des Sees suchen. Wie dem auch sei, so kommt Tauris noch jetzt an Größe und als Handelsstadt den zweiten Rang in Persien ein. Die Zahl der Einwoh-

ner schätzt man auf 50,000; der Umfang der Stadt beträgt gegen drei Stunden; die Mauern sind hoch und mit Thürmen besetzt, und die Thore mit bunt glasurten Backsteinen verziert. Man trifft hier recht schöne Märkte an, und Moscheen, deren Thürme aber nicht so hoch sind, als die der Türkischen. Nur in Sultanieh fand ich hohe Thürme, welche der Schach Mogol Khodah-Bendeh im 14. Jahrhundert hat erbauen lassen.

Hadji-Khalfah *) nennt die Einwohner von Tauris eitel, hochmüthig und treulos; „einen aufrichtigen Mann, fährt er fort, wird man nie da finden, und wenn euch ein falscher Freund aufstößt, so glaubt er sei aus Taurie." Doch dürfte wohl der Nationalhaß seine Feder geführt haben.

Die Völkerschaften von Aderbaidjan (wovon Tauris die Hauptstadt ist) leisteten dem Aga-Mehemed-Khan tapfern Widerstand. Seine Ahndung war grausam; er ließ die schönsten Frauen und Jünglinge in die Sclaverei nach Persien abführen, und die übrigen Armenier ohne Unterschied des Alters umbringen. Doch bevölkerte sich nach dem Tode Mehemeds das Land wieder allmählig, und Abbas-Mirza, der jetzt Gouverneur der Provinz wurde, war sehr darauf bedacht, die Ausgewanderten zurück zu ziehen. Alle Umstände machten es wahrscheinlich, daß sich das Land unter der milden Regierung auf Kosten der Asiatischen Türkei heben würde, deren Bewohner ewigen Bedrückungen und Kriegsübeln ausgesetzt sind.

---

*) Djehân-numa p. 482.

Die Statthalterschaft Aderbaidjan hat, wie gesagt, der Sohn des Königs, Abbas-Mirza; Beglerbeg ist Ahmed-Khan, und sein Naib oder Beigesetzter, Feth-Ali-Khan. Dieser kam mir, sobald er von meiner Ankunft hörte, entgegen, wies mir eine Wohnung in seinem Palaste an, und ließ mich von seinen Leuten bedienen. Er war kein strenger Muselmann; dagegen zeichnete ihn sein anmuthiges Betragen und seine mannichfaltigen Kenntnisse vor seinen Landsleuten vortheilhaft aus. Wirklich hätte man nach seinen Gesprächen glauben sollen, er wäre durch Europa gereist. Freilich hatte er auch mit gelehrten Männern schon in mancherlei Beziehungen gestanden; den Ritter Malcolm hatte er 1801 von Schiraz nach Teheran begleitet, welchem die Wissenschaft das bedeutendste und ausgedehnteste Werk über die Geschichte Persiens verdankt, und der später Gesandter der Ostindischen Compagnie beim Schach von Persien wurde. Feth Ali Khan hatte keine Ursache, sich über Hrn. Malcolm zu beklagen, und doch schien er mir in seinen Aeußerungen über denselben eine gewisse Zurückhaltung und Bosheit zu verrathen. Er behauptete, dieser Gesandte habe ungeheure Summen zu Bestechungen verschwendet; doch muß man bedenken, daß die Perser gern Alles übertreiben.

Feth Ali Khan erkundigte sich mit vieler Theilnahme nach den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im Occident. Von dem Gebrauch des Compasses, der Erfindung der Blitzableiter, der Luftschiffe und Telegraphen, von den Entdeckungsreisen der Europäischen Seefahrer, den electri-

schen Erscheinungen, der Einimpfung der Kuhpocken, von Allem wußte er zu reden. „Die Franzosen, sagte er, sind unbezweifelt die Gelehrtesten unter den Gelehrten und die Tapfersten unter den Tapfern, und daher eine ganz besondre Art Menschen. Ihr habt die Zeiten Roustams, Cahramans*) und Khosroës wieder hervorgerufen. Eure Weisen haben Zoroasters Weisheit, und eure Krieger Alexanders Tapferkeit geerbt **)". Dann bedauerte er noch herzlich, daß so viele barbarische Nationen zwischen Persien und Europa wohnten, welche die Mittheilung der gegenseitigen Vorzüge so sehr erschwerten. Bei dergleichen Unterhaltungen blieben wir ganze Nächte zusammen sitzen; Morgens wurde dann gebadet, und hierauf das Frühstück genossen. Dann weiheten wir, auf Teppiche hingestreckt, die Stunden des Tages dem Schlafe, welche die große Hitze sonst unerträglich gemacht haben würde. Gegen Abend führte mich der Khan in seine Gärten; dort saßen wir dann an dem grünen Ufer eines Baches im Schatten eines Ahorns, oder eines Jasminenbusches, und mein Wirth

---

*) Roustam und Cahraman sind in den Persischen Sagen berühmte Helden. Vergl. Herbelots Orientalische Bibliothek.

**) Wir erlauben uns hier eine Probe stehen zu lassen, wie sehr sich der Verf. in dem Lobe der großen Nation gefällt; doch mit ähnlichen Stellen, deren das Werk des Hrn. Jaubert viele aufweisen kann, verschonen wir den Leser absichtlich.

A. d. U.

gab mir Schilderungen aus dem Leben der Perser, oder der Einrichtung des Persischen Hofes.

Abreise von Tauris; allgemeine Uebersicht des Landes, welches sich von dieser Stadt bis ans Caspische Meer ausdehnt. Ankunft zu Ardebil. Schilderung Abbas Mirzas. Musterung der Truppen. Fakirs.

Mit dankbaren Gefühlen für alles Gute, was ich in Tauris genossen hatte, reiste ich von dort nach dem Lager Abbas Mirzas ab. Wir kamen am Fuße des Cara-Dagh (des schwarzen Gebirges) durch das Dorf Seid-Abad, und von da über Tchelebian nach Ser-Ab, einer Stadt, die noch 15 Stunden von Ardebil entfernt ist.

Das Land, welches sich von Tauris gegen das Caspische Meer ausdehnt ist nicht sehr malerisch. Ebnen mit niedrigen Anhöhen, Wiesen, einzelne Bäume und Baumgruppen, Dörfer mit hohen, bethürmten Mauern umgeben, Zelte von schwarzem Wollenzeuge am Ufer der Bäche aufgeschlagen, zerstörte Caravanserais, halbverfallne Brücken, und am fernen Horizont einige blaue Bergrücken, das sind die immer wiederkehrenden Gegenstände, die sich dem Auge des Reisenden darbieten.

Die Wohnungen der untern Volksclassen sind Gewölbe, deren Grundfläche sich unter der Erde befindet. Bei näherer Besichtigung fühlt man sich bewogen zu glauben,

daß die Landesbewohner vor Zeiten allgemein unter der Erde gelebt haben, wie es noch jetzt in einigen Gegenden von Großarmenien und Georgien Sitte ist. Die Wohnung des Familienhaupts beschränkt sich auf ein Gemach, an dessen Wänden steinerne Bänke hinstehn, die man mit Matten bedeckt, und als Tisch und Bett benutzt. Weiber und Kinder wohnen in abgesonderten Häusern.

Von Seid-Abad bis Ardebil rechnet man 36 Stunden; diesen Weg legten wir zurück, ohne uns in einem einzigen Orte aufzuhalten, indem die Perser mit Recht ihre Zelte ungesunden Wohnungen vorziehn. Auf ihren Reisen verschlafen sie einen Theil des Tages unter irgend einem Schirmdach, und scheuen sich selbst nicht den bloßen Kopf den Sonnenstrahlen auszusetzen.

Die Gegend um Ardebil hat Ueberfluß an herrlichen Früchten; sie liegt am südlichen Abhang der Gebirgskette, die sich längs dem Caspischen Meere erstreckt, und die ungesunden Uferwinde von der Stadt abhält. Wegen ihrer glücklichen Lage hat sie den Beinamen Abadan Firouz (Aufenthalt der Glückseligkeit). Man zeigt hier unter verfallnen Kuppeln die von den Persern hochverehrten Gräber des Cheik-Sefy, Hayder und Ismail-Chah. Ardebil erhält durch sie eine Art von Heiligkeit, weßwegen sich viele fromme Leute hier begraben lassen.

In den Ebnen von Moghan, unfern Ardebil, schlug Nadir die vereinigten Streitkräfte der Afghanen, Türken und Russen, und wurde dann in letzterer Stadt als Kö-

nig von Persien gekrönt. Sie dient jetzt den Caravanen, die sich von Tiflis, Derbend und Bakou nach Teheran und Ispahan begeben, zur Waarenniederlage, daher man daselbst wohlverforgte Märkte antrifft. Die Festungswerke sind nicht sehr stark, und man findet hier so wenig Gebäude, die sich zur Wohnung eines Hofstaats eignen, daß Abbas-Mirza den ganzen Winter 1805 unter seinem Zelte leben mußte. Ich erhielt mein Quartier in einem Pavillon, der an den Palast des Vizir Mirza-Buzruk stieß. Der Zweck meiner Ankunft und meine Europäische Tracht, die ich wieder angelegt hatte, zogen eine Menge Neugieriger, vornehmlich aus der niedern Volksclasse, herbei, so daß ich mich immer von einem Schwarme Müssiggänger umlagert sah, einer Art Leute, die vielleicht nirgends so lästig ist, als in Persien.

Abbas-Mirza ist der zweite Sohn des jetzt regierenden Königs von Persien, und geboren von einer Frau aus dem Stamme der Cadjars, von welchem die jetzige Herrscher-Familie abstammt. Als ich ihn zu Ardebil sah, war er 19 Jahr alt, sein Wuchs war hoch, sein Gesicht länglich, regelmäßig und durch den lebhaften Blick verbunden mit einem sanften Lächeln sehr einnehmend. Schwarze scharf markirte Augenbraunen, und ein von der Sonne gebräunter Teint geben seinem Gesicht etwas Männliches. Von der Natur mit Fassungskraft, gesundem Urtheil und ausgezeichnetem Muth begabt, gewinnt er durch seine Leutseligkeit alle Herzen. Von Jugend auf wurde seine Körperkraft durch kriegerische Uebungen gestählt, und seine

Geisteskräfte in so weit ausgebildet, daß er das Bedürfniß fühlt, seine Kenntnisse zu erweitern. In der alten Geschichte seines Vaterlandes soll er nicht unbewandert seyn, und kein Perser achtet mehr als er die Künste und Wissenschaften des Abendlandes, was man zum Theil der Achtung zuschreiben kann, die er bekanntlich für die christliche Religion hegt. Alles scheint zu verkünden, daß wenn er einst den Persischen Thron besteigt, sein Name unter den ersten Herrschern dieses Landes einen Platz erhalten werde.

Schon in seinem 17. Jahre vertraute ihm Feth-Aly-Chah den Befehl eines zahlreichen Heeres an, und wenn er auch die Eroberung Georgiens nicht hat vollenden können, so hat er sich doch den Russen als ein eben so tapferer als großmüthiger Feind bekannt gemacht. Stets hat er die Gefangnen sehr rücksichtsvoll behandelt, die Bösen aber mit unerbittlicher Strenge bestraft. Zum Beweis des letztern folgende Thatsache:

Nazar-Aly-beg, ein Perser von hoher Geburt, ausgezeichneter Schönheit und Tapferkeit, und in allen körperlichen Uebungen Meister, war der Liebling Abbas-Mirzas. Derselbe verliebte sich in eine junge, schöne Armenierin, entführte sie mit Hülfe einiger Sclaven in sein Zelt und mißbrauchte sie. Um sich sein Vergehen aus dem Sinne zu schlagen, beging er ein, in den Augen der Muselmänner noch größeres Verbrechen, und berauschte sich in geistigen Getränken. Diesen Umstand benutzte das Mädchen, um der Gewalt ihres Entführers zu entgehn. Abbas-Mirza erfuhr den Vorfall, und ließ seinen Lieb-

ing, aller für diesen eingelegten Bitten ungeachtet, hin-
ichten.

Durch sein verständiges Betragen hat sich dieser jun-
e Prinz die Achtung und Liebe der Völker seiner Pro-
inz erworben. Oft findet man in den Reden und schrift-
ichen Aufsätzen der heutigen Perser die Formel: „Wir
chwören beim Haupte unseres Königs und seines vielge-
ebten Sohnes." Aderbaidjan, das noch vor Kurzem durch
innere Zwistigkeiten litt, fängt an neu aufzuleben; die
Dörfer werden bevölkerter, und aus dem Innersten Kur-
istans kommen Colonisten, die lange verwilderten Aecker
u bebauen. Lange hat kein trauriges Ereigniß die öffent-
iche Ruhe gestört, und man kann dort ohne Bedeckung
o sicher reisen, wie in den Staaten, wo für die öffentli-
he Sicherheit am besten gesorgt ist.

Am Tage nach meiner Ankunft schickte mir der Prinz
wölf Schüsseln von seiner Tafel, nebst einigen Dammhir-
chen, die er auf der Jagd erlegt hatte. Zwei Tage dar-
uf erhielt ich eine Audienz bei ihm. Er saß auf präch-
igen Teppichen von Khorasan; sein Turban und seine
Kleider waren mit Perlen und Edelsteinen durchwirkt, und
in reicher Dolch glänzte in seinem Gürtel. Der Fürst
wies mir einen Platz gegenüber an, und bezeugte mir sein
Vergnügen über die Ankunft eines Franzosen in seinem
Lager, und sein Verlangen aus meinem Munde die neue-
sten Ereignisse in Europa zu erfahren. Hierauf wollte ich
ihm zu den Vortheilen Glück wünschen, welche er unter
den Mauern Erivans errungen hatte; doch er lehnte dieß

gänzlich ab, indem er mit seiner groſsen Armee gegen eine geringe Anzahl Feinde nichts hätte ausrichten können, und beständig in Besorgniß wegen der weitern Fortschritte derselben wäre. Ich hatte, während der wenigen Tage meines Aufenthalts im Lager, öfters Gelegenheit mich mit dem Prinzen zu unterhalten, und die Richtigkeit seines Urtheils zu würdigen. Weit entfernt, sich nach leichtfertigen Gegenständen zu erkundigen, waren seine Fragen alle auf wichtige gerichtet. „Was mag doch, sagte er einst, die Ursache eurer Ueberlegenheit und unsrer Schwäche seyn? Ist das Morgenland weniger bewohnbar, fruchtbar und reich als euer Europa? Sollte der Schöpfer, der mit Weisheit alle seine Gaben vertheilt, euch haben begünstigen wollen? Das kann ich nicht glauben. Rede, Fremder, sage mir, wie ich die Wiedergeburt der Perser bewirken kann. Soll ich, wie jener Russische Zaar, Persien, und all dieß eitle Gepränge verlassen, oder bei einem Weisen die Pflichten eines Fürsten erlernen?“

Solche und ähnliche Fragen versetzten mich in die gröſste Verwunderung; in der Türkei hatte ich nur unwissende Menschen oder höchstens welche mit oberflächlichen und brodlosen Kenntnissen angetroffen. Wie sehr muſste ich also erstaunen, einen jungen Mahomedanischen Fürsten anzutreffen, der sich um Dinge von so hohem Interesse bekümmerte. Man wird fühlen, daß ich seine Wisbegierde nur sehr unvollkommen befriedigen konnte. Ich erzählte ihm im Allgemeinen etwas von den Umwälzungen

elche die Europäischen Staaten, seit den ältesten Zeiten litten hätten, und suchte ihm einen Begriff von den Ereignissen beizubringen, die, nach der Ansicht der berühmten Politiker, auf das Schicksal der Nationen Einfluß gehabt hatten.

Wenige Tage bevor ich das Lager verließ, ließ Abaß-Mirza alle Truppen, die in der Gegend lagen, in einer weiten Ebne zusammen kommen. Er selbst bestieg ein feuriges Pferd, das er mit Kraft und Geschicklichkeit lenkte. Nach geendigter Musterung ließ er mich in sein Zelt rufen. Nachdem er die gewandte und glänzende Reiterei, deren Schwenkungen ich eben mit angesehn hatte, die aber weit der Schönheit der Leute und Pferde und der glänzenden Waffen sehenswerther ist, als wegen ihrer Manövrirkunst, gehörig herausgestrichen hatte, fragte er mich, ob wir so schöne Truppen in Europa hätten. Ich bejahte es ließ, und erzählte ihm, daß wir auch Cüraſſire und Lanciers hätten, und daß vorzüglich die leichte Artillerie und die Infanterie unsre Schlachten entschieden. Anfangs schien der Prinz dieß nicht recht glauben zu wollen; doch als ihm die Siege der Russen über seine Truppen, und die neuesten der Franzosen über die Russen beifielen, rief er aus: „Werden denn die Perser den Europäern nie gleich kommen? Werden wir uns nie der Artillerie, des Bajonetts und der andern wirksamen Mittel bedienen, die man in Europa anwendet, um den Sieg zu erringen? Doch wir hängen nicht so hartnäckig an dem Hergebrachten wie die Türken, und nehmen gern nützliche Erfindungen andrer Nationen an.“

So wie die Unterhaltung mit Abbas-Mirza mich durch das hohe Gefühl und die Bescheidenheit, die sich in derselben aussprach ergötzte, so hörte ich auch mit vieler Aufmerksamkeit auf das, was seine Vizire, Mirzas und Fakirs (die aus den entferntesten Gebirgen Kaschemirs und Indiens an seinen Hof kamen) äußerten. Die letzte Art Gelehrte oder wandernde Philosophen reisen ohne andere Empfehlung, als den Ruf ihrer Weisheit, und ohne andere Hülfsquellen, als die Freigebigkeit der Großen, die sie besuchen. Einige rühmen sich in die Geheimnisse der Magie eingeweiht zu seyn, aber die meisten sind Spione, welche sich gegenseitig die Nachrichten mittheilen, die sie über die Stärke der Heere, die Plane der Generale, oder die Politik der Höfe, und selbst über Familiengeheimnisse eingezogen haben. In Lumpen gehüllt, dringen sie in die Paläste der Könige ein, nehmen an ihrem Mahle Theil, und unterhalten sich vertraulich mit ihnen. Oft wissen sie durch die Würde ihrer Unterhaltung und die gehaltreichen Ideen, mit welcher sie dieselbe durchweben, auf die wichtigsten Beschlüsse Einfluß zu gewinnen. Sie vermeiden sorgfältig den Verdacht, als strebten sie nach Ehre und Gut, und scheinen sich stets mit Gott zu beschäftigen. Von Zeit zu Zeit sagen sie glückliche Ereignisse vorher, und treiben die Kunst so weit, daß sie die arglistigsten Eingebungen in alltägliche Sprüchwörter einkleiden, oder die derbsten Wahrheiten in Form einer Schmeicheley vortragen. Um den Geist, der in ihren Reden weht, durch ein Beispiel zu erläutern, wollen wir mittheilen, was einst ein Fakir zu Khera-

an *) gesagt haben soll: „O glücklicher Fürst! wer
) lobt, der ist auch bereit, dir übel nachzureden; deine
ße Macht verdankst du dem eisernen Willen des Ge-
cks; der Himmel schenkt dir ein langes Glück, viel-
ht zum Unglück deines Volkes. Befürchte nicht, selbst
echt zu werden, weil du dich mit Leuten umgiebst,
der gemeine Mann so nennt. Denn man lernt das
ter erst hassen, wenn man recht genau damit bekannt
d. Es giebt Leute, die behaupten, du hättest Fehler,
ichsam als ob sie selbst keine hätten," u. s. w.

Selten nehmen die Fakirs von einer angesehenen Per-
Abschied, ohne von ihnen Geschenke erhalten zu haben,
Pferde, Kleider, die sie aber so bald als möglich ab-
en, theils damit sie ihnen nicht geraubt werden, theils
bei einem neuen Gönner recht armselig zu erscheinen.

Nachdem ich mich sieben Tage in Ardebil aufgehalten
te, äußerte ich den Wunsch, nun nach Teheran abzurei-
. Der Prinz, welcher wußte, daß der König mich dort
artete, ertheilte dem Khan, der mich begleiten sollte,
gemessensten Befehle, wie es in Hinsicht meiner auf
Reise gehalten werden sollte, wie viel Lebensmittel in
im Dorfe geliefert werden sollten u. s. w.

Noch am Tage meiner Abreise brach der Prinz mit
größten Theil der Truppen auf, um den Feldzug zu

*) Ein Vorfahr des jetzt regierenden Königs.

eröffnen. Als ich mich ihm empfahl, sah ich mit Vergnügen, daß er die Pistolen aus der Fabrik zu Versailles im Gürtel trug, welche ich die Ehre gehabt hatte, ihm zu überreichen. Den Tag vorher hatte er mir ein Pferd geschickt, das er für mich gekauft hatte, weil er hörte, daß es mir gefiele. Außerdem erhielt ich von ihm verschiedene Stoffe und Schawls und einen mit Edelsteinen besetzten Dolch.

Sehr zufrieden mit der Aufnahme, der ich genossen hatte, trennte ich mich von Abbas Mirza. Mit wahrem Vergnügen habe ich seitdem vernommen, daß alle Personen, die nach mir Persien besucht haben, diesen jungen Fürsten für fähig gehalten haben, in diesem Reiche die wichtigsten Veränderungen vorzunehmen, wenn er je zur Regierung kommt; was freilich wegen der Anzahl und Macht seiner Mitbewerber noch sehr zweifelhaft ist.

Abreise von Ardebil. Khalkhal. Zenghian. Sultanieh. Thal von Abhar. Khourémdereh. Cazbin. Baba-Khan, Lehrer des ältesten Sohnes des Schachs u. s. w.

Der Weg, den wir von Ardebil nach Khalkhal einschlugen, ist zwar der längere, aber zugleich der bequemere, und wird durch die kühle Luft und die reizenden Landschaften, die man von Zeit zu Zeit erblickt, sehr erheitert. Das nahe Caspische Meer verkündigte mir das baldige Ende meiner beschwerlichen Reise. Das Clima des uns zur

ten liegenden Theils von Ghilan ist, so wie das von Mazenderan, sehr feucht und ungesund. In letztrer Provinz giebt es Orangen und Citronen im Ueberfluß. Man baut da sogar eine eigne Art Zuckerrohr. Weil man aber den Zucker nicht zu raffiniren versteht, so bleibt er immer gelb und behält den Syrupgeschmack, weßwegen er nur vom gemeinen Volke genossen wird.

Zu Herez und Ghendjoa, durch welche wir noch vor Khalkhal kamen, wurden wir gut aufgenommen, denn Nedjib-Khan, der Statthalter dieser Gegend, war eine Creatur Abbas Mirzas, und kam mir also, als einem Gast des Prinzen, mit vieler Höflichkeit entgegen. Khalkhal liegt zwischen Felsen, aus welchen eine starke Quelle quillt, die den benachbarten Thälern *) Frische und Fruchtbarkeit bringt. Unweit davon bemerkt man eine ziemlich erhaltene, wahrscheinlich alte Straße, die ohne Zweifel von Ecbatana ins Land der Marder führte, deren Name sich jetzt noch in dem Persischen Wort Mard wiederfindet, welches brav, edel bedeutet.

Wir reisten von hier den 24. Mai ab, und kamen am zweiten Tage nach Zenghian, im Land Kamseh, das schon einen Theil des Persischen Irac ausmacht. Die fünf Städte, die man außer Zenghian mit unter dem Namen Kamseh begreift, sind: Abher, Faroum, Ghelab, Armankhaneh und Zerzin-Abad. Der Ort zählt gegen 200

*) Diese enthalten nach Malcolm Hist. of Persia T. II. p. 525 ungefähr 150 Dörfer.

Häuser, und hat einen schönen Markt, wohin die Aschaxen, eine Nomadische Horde, die im Khamseh vorherrscht, Teppiche, Filz und wollne Gewebe zum Verkauf bringen, und dagegen Tuch, Waffen, Pulver und Blei einkaufen. Der Palast des dortigen Khan ist weitläuftig und schön gebaut. Hier vereinigen sich die beiden Wege, die von Tauris und Ardebil nach Teheran führen, und das Thal, welches vom alten Taurus und der Kette von Bergen, die sich am Caspischen Meere hinzieht, gebildet wird, wird hier breiter, indeß die Berge vom Fluß Kizil-Ouzen an, immer niedriger werden. Das Land ist unfruchtbar, und man trifft häufig auf kalte, klare Quellen, deren Wasser aber sehr salzig ist.

In zwei Tagereisen gelangten wir von Zenghian nach Sultanieh, wo man Ruinen antrifft, die nicht so wohl durch ihr hohes Alterthum, als durch ihren ungeheuern Umfang merkwürdig sind. Ohne in uns Erinnerungen an die Zeiten der Classiker zu beleben, bieten sie uns doch Stoff zu vielen Betrachtungen dar. Wie kommt es, daß diese einst so blühende und bevölkerte Stadt fast ganz zerstört ist, ohne daß sich eine andre auf ihre Kosten vergrößert hat? Warum sind die Schwellen der Paläste, die Vorhöfe der Moscheen und die Einfassung ihrer Bazars mit Gras bewachsen? Die Bewohner dieser Trümmer haben mir die Ursache gesagt; alle ihre Leiden sind die Früchte der nachlässigen Regierung und der Bürgerkriege.

Die Gegend um Sultanieh ist ein großer Anger ohne Bäume, von vielen Bächen durchschnitten; von einem Pa-

last, den der regierende König hat erbauen lassen, kann man die ganze Ebne überschauen. Der Schach Feth Ali hält hier alle Jahr eine Truppenmusterung. Sollte hingegen eine Dürrung eingetreten seyn, und es daher an Fourage mangeln, so verfügt sich der Hof und die Armee nach Tauris, Ispahan oder Hamadan. Von Sultanieh nach Abher rechnet man 10½ Stunde. Es giebt nichts Frischeres, nichts Entzückenderes, als die Gärten dieses Dorfes, wenn man anders eine Anzahl reinlich, bequem und architectonisch schön gebauter Häuser so nennen will. Einzig damit beschäftigt, ihre Baumgärten zu besorgen, kennen die Bewohner der hiesigen Gegend nur die schöne Seite des Landbaues. Nie sind sie gezwungen, ihren Lebensunterhalt einem undankbaren Boden abzutrotzen; kein rauher Winter und kein brennender Samum stört ihre Zufriedenheit; nur die Bedrückungen ihrer subalternen Tyrannen trüben ihr Glück.

Ich wurde zu einem Kelanter ins Quartier gelegt, der sich alle Mühe gab, mich gut aufzunehmen. Während ich mich anschickte, ein wenig der Ruhe zu pflegen, erhielt ich vom Statthalter von Kouremdereh, einer Stadt, die eine Stunde von Abher in einem schönen Thale liegt, die Einladung, meine Wohnung bei ihm aufzuschlagen. Gern hätte ich ihm diese Höflichkeit erlassen, allein ich mußte dennoch aufpacken und weiter reisen. Der Khan saß bei meiner Ankunft in einer Laube von Reben und Epheu; neben ihm stand ein Tisch voll Speisen. Er erhob sich nicht vor mir; sein niedergebeugtes Haupt auf die rechte Hand gestützt, schien er in tiefe Gedanken versunken zu

seyn. Dieser Empfang wunderte mich, bis mir ein Sclave, der dieß bemerkte, sagte, er könne nicht sehen. Der wilde Mehemed hatte ihn in einem Anfall von Wuth blenden lassen; eine Strafe, die in Persien stets sehr gebräuchlich gewesen ist. Trotz seiner Blindheit verrieth der Khan in seiner Unterhaltung viel Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Die allgemeine Liebe und das Wohlwollen, das Feth-Ali-Chah für ihn hegte, trösteten ihn über sein Unglück; Er, als ein Opfer der Ungerechtigkeit, verabscheuete diese, und seine Unterthanen liebten ihn wie einen Vater.

Kaum hat man das lachende Thal von Abher verlassen, so betritt man ein dürres Land, wo man, wie in der Merendischen Steppe, bei jedem Schritt auf Eidechsen, Chamäleons und Nattern stößt. Mitten in dieser Wüste liegt die beträchtliche Stadt Cazbin. Ein hoher Berg, der den erfrischenden Nordwinden den Zugang versperrt, trägt zu der unerträglichen Hitze bei, die im Sommer hier herrscht. Ein erstickender Staub erfüllt zugleich die Luft in dem Grade, daß Jedermann Bart und Kleider damit überzogen hat, und dennoch hat die Stadt den Beinamen Djemal-Abad, Ort der Vollkommenheiten. Mehrere Bäche, die auf jenem Berge entspringen, begünstigen den Anbau eines gegen zwei Stunden langen und eine halbe Stunde breiten Strich Landes östlich von der Stadt, wo ein sehr feuriger Wein gebaut wird, den die Perser so hoch schätzen, als den von Schiraz. Der Boden bringt auch viel Pistazien hervor, welche die Aleppischen, die in der ganzen Levante so geschätzt werden, noch übertreffen sollen.

Ich besuchte den Khan Baba, den Hofmeister oder, um mich richtiger auszudrücken, den Intendant des plaisirs von Mehemed-Ali-Mirza, der im Namen des Königs, seines Vaters, einen großen Theil des Persischen Irac regiert. Ich fand alle Personen, die zum Hofe gehörten, in Festkleidern, weil so eben die Nachricht von der gleichzeitigen Geburt dreier königlichen Prinzen angelangt war. Man führte mich in einen weitläuftigen, schön verzierten Salon, dessen Vordertheil offen war. Der Hintergrund empfing sein Licht durch farbige und künstlich zusammengefügte Fensterscheiben. Mitten im Salon war ein mit Blumen eingefaßtes Marmorbecken, aus welchem sich ein Springbrunnen erhob. Büsche von Arabischem Jasmin, und die Art gestreifte Tulpen, welche die Morgenländer die Himmlischen nennen, prangten in großen Vasen von Chinesischem Porzellan. Die Decke war reich mit Arabesken und Vergoldungen verziert, und Gemälde mit Europäischen Trachten aus dem Zeitalter Ludewigs XIV. schmückten die Wände. In einiger Höhe liefen rings um den Salon Logen, die mit dem Harem in Verbindung waren. Dorthin kamen oft die Frauen des Khan, um ungesehen an den Festen Theil zu nehmen. Ueber den Thüren las man Inschriften aus den Gedichten Hafez, des Anakreon der Perser, wovon wir einige mittheilen wollen:

„Keine Fackel erleuchte in dieser Nacht den Salon, denn eine junge Schöne wird ihn, dem Vollmond ähnlich, mit ihrem sanften Licht erhellen; kein Ambra und kein Aloeholz soll mehr brennen, denn ihr wallendes Haar wird ihn durchduften."

„Es ist Tag, warum zauderst du, junger Sterblicher, deinen Becher zu füllen? Eile zum Genuß, die Zeit wird deinetwegen nicht in ihrem raschen Lauf stille stehen.“

„Laß dir Wein einschenken, schmücke dich mit Blumen, und trotze den Launen des Schicksals. So redet Hafez. Leser, wie scheint dir der Rath?“

Baba-Khan saß, wegen der Hitze in Musselin und Seide gekleidet, auf der Erde, und hielt in der rechten Hand einen Fächer, in der linken die Spitze einer Persischen Pfeife. „Glücklich, tausendmal glücklich, sprach er, indem er sich bei meinem Eintritt erhob, ist der Augenblick, der Euch zu uns führt.“ Er ließ mich Platz nehmen, und zwar auf der luftigsten Stelle im Salon, zwischen zwei offnen Thüren, da die Perser an heißen Tagen sich gern in den stärksten Luftzug setzen. Man brachte Thee, Sorbet und Pfeifen. Hierauf führte man mich in einen Badesaal, wo ich von Sclaven bedient wurde; Abends wurde ich wieder in den Salon geführt, wo ich die angesehensten Personen der Stadt versammelt fand. Die Gärten und das Innere des Palastes waren, der Landesitte gemäß mit farbigen Laternen erleuchtet, und eine ganz angenehme Musik ließ sich in der Ferne hören. Die Sclaven breiteten auf dem getäfelten Fußboden ein großes Tischtuch von gemalter Indischer Leinwand aus, und servirten hierauf verschiedne Gerichte. Die erste Tracht bestand in einem stark gewürzten Ragout, Salaten von aromatischen Kräutern, ohne alle Würze, und Confect. Um jede Schüssel herum standen Gefäße voll Milch, Sorbet

und saure Getränke. Statt des Glases bediente man sich eines langen vergoldeten Löffels, aus einer zähen Holzart. Als die erste Tracht abgehoben war, brachte man Blumen und Becher voll Wein aus Schiraz; die Musicanten traten herein, und mehrere junge Mädchen führten zwar gewandte, aber unschickliche Tänze auf. Die Gäste schienen mit wahrem Vergnügen zuzusehen, ohne das geringste Anstößige darin zu finden, und überhaupt hat man in Persien ganz andre Begriffe von Schicklichkeit als bei uns, indem Keuschheit dort keine Tugend, sondern gewissermaßen gesetzwidrig ist.

Unser Wirth beeiferte sich, seinen Gästen das Fest so angenehm als möglich zu machen; er ließ die Tänze, welche allgemein gefallen zu haben schienen, wiederholen, ließ ihnen von der jungen Tänzerin, welche die Blicke am meisten gefesselt hatte, Blumen überreichen, und volle Becher köstlichen Weines bringen, und gab selbst, gegen das Gesetz des Propheten, zuerst das Beispiel zur Unmäßigkeit. Nach diesen Zwischenspielen servirte man verschiedne Gerichte von Reiß, die durch ihre künstliche Zubereitung den Beifall unsrer Gutschmecker erhalten haben würden. Dann wurde noch Thee, Caffee und Zuckerwerk aufgetragen, deren Zubereitung bei den Persern zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht ist.

Nach der Mahlzeit schlug mir Baba Khan vor, einen geschickten Dichter seine Verse absingen zu hören. Ich nahm das Anerbieten mit Dank an, und nun erschien der Dichter, ein geborner Bactrier aus Samarcand; es war ein junger Mann von hübscher Gesichtsbildung und sanf-

tem, aber schwärmerischem Blick; ein schwarzer, dichter Bart bedeckte ihm Kinn und Wangen. Da er im Begriff war, als Gesandter zum Pascha von Bagdad, der mit dem Schach von Persien in Krieg lebte, abzugehen, so trug er weiße Kleider *). Als er aufgefordert wurde zu declamiren, verneigte er sich, schien dann eine geraume Zeit über den Gegenstand, den er besingen wollte, nachzudenken, und als er sich begeistert fühlte, sang er in einem Heldengedicht die Schlachten Rustams und Cahramans. Nach und nach schwollen ihm die Adern, große Schweißtropfen rannen ihm vom Gesicht; sein Blick schien sich zu verirren, und seine Gestalt, die eben noch einen so sanften und rührenden Ausdruck gehabt hatte, wurde so aufgelöst, daß man ihn für einen von Furien verfolgten Orestes hätte halten können. Seine Begeistrung, die alle Anwesenden hinriß, versetzte ihn endlich in einen sprachlosen Zustand, der ihn nöthigte, einige Zeit auszuruhen. Dann sang er eine Ode von Hafez, in deren Refrain jedesmal das Chor der Musicanten einfiel. Wir wollen die wörtliche Uebersetzung dieses bekannten Gedichts beifügen:

„Der Frühling und die Rose, ohne den Hauch des Zephirs, ohne die Wangen einer Geliebten haben keinen Werth.

---

*) Der Gebrauch, diplomatische Sendungen Dichtern anzuvertrauen, ist bekanntlich im Morgenlande sehr alt; auch im Mittelalter findet man Spuren davon, und der Name Petrarca erinnert uns an die wichtigen Verhandlungen, die jenem Dichter übertragen wurden.

„Die Alleen der Gärten und die geheimen Gänge der Gebüsche, ohne eine Schöne mit Tulpenwangen, haben keinen Werth.

„Lippen, süß wie Honig und frisch wie die Rose ohne Kuß, haben keinen Werth.

„Das Schwanken der Cypressen und das Wallen der Blumen, ohne den süßen Gesang der Nachtigall, haben keinen Werth.

„Gärten, Blumen und Wein sind angenehme Gegenstände, doch ohne die, welche man liebt, haben Gärten, Blumen und Wein keinen Werth.

„Neben dem glänzenden Antlitz einer jungen Schönen, haben die frischesten Farben eines geschickten Malers keinen Werth.

„Unser Leben, Hafez, ist wie ein schlechtes Geldstück; wenn wir es nicht vergeuden, hat es keinen Werth.

Dem Gesange folgten neue Tänze, die von leicht gekleideten Buhlerinnen zum Schalle eines Tambourins aufgeführt wurden. Wenn bei denselben auch die Regeln der Schicklichkeit nicht streng beobachtet wurden, so waren sie doch nicht ohne alle Kunst und Grazie. Im Morgenlande heißen diese Tänzerinnen Raccas oder A'limeh, und nicht Bajaderen, denn dieß ist eine Portugiesische Benennung. Auf einen Wink des Khans erschienen gegen 20 Sclaven mit Früchten; erstaunt sah ich in dieser frühen Jahreszeit Maulbeeren, Granatäpfel, Kirschen und Orangen beisammen, und es waren sogar Melonen vom vorigen Jahre zu

haben, von denen, wie das Sprichwort sagt, auf Tausend nicht eine schlechte kommt, und deren man hier 60 Sorten hat.

Lebensart Baba-Khans und Schilderung Mehemed-Ali-Mirzas. Krieg mit dem Pascha von Bagdad. Ankunft zu Teheran. Audienz beim Schach. Beschreibung des Palastes u. s. w.

Vom frühen Morgen an saß Baba-Khan auf dem Balcon seines Palastes, und verstattete den Einwohnern Zutritt: er hörte ihre Klagen, sprach Recht und empfing Geschenke; auch machte er dann Geschäfte wegen Versorgung seines Hauswesens ab. Um Mittag ging er, von einem Schwarme Hausfreunde und Diener umgeben, aus, um dem Prinzen seine Aufwartung zu machen, und kehrte dann zurück, um einige Stunden zu schlafen. Hierauf verrichtete er sein Gebet, stieg ins Bad und blieb da bis zum Cham oder Abendessen. So lebte dieser Persische Sybarite alle Tage; stets auf sein Vergnügen bedacht, sammelte er nur Schätze, um sie in Festen zu vergeuden, und immer fand er einen Vorwand, sich die thörichtsten Verschwendungen zu erlauben. Einen solchen Mann hatte der Schach seinem ältesten Sohne Mehemed-Ali zum Hofmeister gegeben. Dieser Prinz, welcher von einer Tartarischen Mutter geboren ist, hat von früher Jugend an das grimmige Volk, von welchem er stammt, nicht verleug-

et. Schach Mehemed, der ihm in seiner Kindheit sehr ugethan war, fragte ihn einst, was er thun würde, wenn r König wäre; „ich würde dich tödten lassen," antwortete er erst sechsjährige Prinz. Der Schach wurde hierüber s aufgebracht, daß er den Befehl gab, dieß unbändige Kind zu erdrosseln, was auch geschehen wäre, wenn nicht ie Mutter Feth-Ali-Chahs ihm Begnadigung ausgewirkt ätte. Schon in diesem Alter entwickelte der junge Prinz eine kriegerischen Talente, und da sein Vater die Neigung eines Sohnes zu Kriegsthaten nicht ungern sah, so erhielt er bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Doch seine Rohheit nahm so zu, daß Feth-Ali-Chah deßwegen in nicht geringe Besorgniß gerieth, und ihn von der Armee urück berief, um seinen Ehrgeiz in den Wollüsten des Harems zu ertränken.

Die Gunst, in welcher Abbas Mirza stand, erregte die Eifersucht Mehemed Alis im höchsten Grade, da er, der Erstgeborne, sich als muthmaßlichen Thronerben ansah. Oft ergoß er sich über seine Zurücksetzung in bittre Klagen. „Ist es meine Schuld, sagte er, daß ich von keiner vornehmen Frau geboren bin? Oder ist jener Abbas Mirza, dessen verhaßter Name stets in meinen Ohren widerklingt, geschickter als ich, das Persische Reich gegen einige Tausend Russen zu vertheidigen? Wo sind seine Thaten? u. s. w. Vergebens suchte ihn sein Hofmeister durch die schönsten Sclavinnen, durch die berühmtesten Dichter und Virtuosen zu zerstreuen; seine Leidenschaft für den Krieg war so heftig, daß sie keiner andern Raum ließ. Sein einziges Vergnügen war noch, mit einem Haufen Reiter in

den Wüsten um Cazbin herum zu schweifen, und Jagd auf Dammhirsche, Wölfe und Tiger zu machen.

Endlich erhielt er nach wiederholten und dringenden Bitten das Commando einer Armee, die gegen Ali Pascha von Bagdad zu ziehen bestimmt war. Letztre Stadt wollen die Perser noch immer als zu ihrem Reiche gehörig ansehen, obgleich sie seit der Regierung Murads wirklich den Türken gehört. So oft der Persische Schach an die Türkischen Paschas an der Grenze schreibt, bedient er sich der gebieterischsten Ausdrücke, und Ali Pascha, der beim bloßen Namen Feth-Ali-Chahs zitterte, vermied sorgfältig einen so furchtbaren Nachbar zu beleidigen; im Gegentheil suchte er durch prächtige Geschenke den Schach und die einflußreichsten Personen sich zu verbinden. So glaubte er nun von dieser Seite nichts zu befürchten zu haben, wenn er an seinem alten Feinde, dem Pascha Abdul Rahman zu Suleimanieh, Rache nähme. Im August 1805 griff er denselben an und vernichtete seine Streitkräfte gänzlich. Abdul Rahman floh nach Teheran und flehte den Schach um Beistand an, vor dem er in armseligen Kleidern, seine beiden kleinen Söhne an der Hand, erschien.

Die Perser legen einen großen Werth darauf, einem Bedrängten Hülfe leisten zu können, ohne Rücksicht zu nehmen, ob es die Billigkeit erlaubt; es schmeichelt ihrem Stolze, und sie rechnen auf die Dankbarkeit ihres Clienten, wenn sich Jemand, wie sie sich ausdrücken, in den Schatten ihrer Macht begiebt. Abdul Rhamans Bitte

de der Hauptgegenstand des Persischen Hofs, denn die
ntliche Eitelkeit gefiel sich darinne, daß ein Unterthan
Pforte, ein Sunny (von der Secte Omars), um die
lfe des großen Königs flehete. Dem Pascha von Bag-
wurde also mit einem Kriege gedroht, wenn er nicht
der Stelle Abdul Rahman in alle seine Rechte und
Besitz seines Eigenthums wieder einsetzte. Jener ante-
tete in den unterthänigsten Ausdrücken, daß er hierzu
eit sei, wenn nicht die hohe Pforte, seine rechtmäßige
rschaft, anders verfügt hätte; doch wolle er, aus Rück-
t für den Schach, dem Rebellen gerne verzeihen, und
i selbst erlauben, nach Suleimanieh zurück zu kommen.
ese Antwort befriedigte den Persischen Hof durchaus
st. Es wurde also ein Heer versammelt, das den Pa-
i angreifen sollte, obgleich man dadurch leicht einen
uch mit dem Hof von Constantinopel herbeiführen kann,
während ein großer Theil des Heeres den Russen ge-
überstand. So standen die Sachen, als ich zu Cachin
am, und zu Ende Mais 1806 brach das Heer auf.
wurde lange mit abwechselndem Glücke gefochten, bis
lich die Perser einen entscheidenden Sieg erfochten,
rauf ein Friede erfolgte, durch welchen Abdul Rahman
der in sein Paschalik eingesetzt wurde; weitere Folgen
te der Krieg nicht. Ich blieb nur zwei Tage zu Cas-
, und verließ die Stadt den 2. Juni. Nach drei Ta-
eisen kamen wir an ein Imanzadeh (eine Capelle), die
ten in der Wüste drei Stunden von Teheran liegt.
rt sahen wir einen ungeordneten Reiterhaufen gegen uns
prengen, dessen Waffen in der Sonne blinkten, und der

einen gewaltigen Staub aufjagte. Bald befand ich mich mitten unter ihnen; meine einfache Französische Tracht stach grell gegen die golddurchwirkten Kleider der Perser ab. Reiche Armenische Kaufleute von Ispahan und Bagdad, die der Juwelenhandel nach Teheran zieht, hatten sich dem Zuge angeschlossen, und der oberste Officier bewillkommnete mich im Namen des Schachs, der mich mit Ungeduld erwartete. Obgleich ich wußte, wie sehr die Morgenländer alles übertreiben, so erkannte ich dennoch, daß man nach dem unglücklichen Ende meines Vorgängers *) die Ankunft eines neuen Französischen Gesandten in Teheran nicht ungern sehe. Denn das Gerücht, welches mehrere Armenier und Perser, geheime Agenten der Engländer, zu Teheran verbreitet hatten, als sei meine Authenticität zu bezweifeln, hatte daselbst viel Aufsehen erregt. Sie hatten ausgesprengt, der vermeintliche Gesandte habe weder in seinen Gesichtszügen noch in seinen Manieren etwas Europäisches, und könnte beinahe nur Türkisch und Persisch reden; doch hatten diese lügenhaften Eingebungen weiter keine Wirkung.

Den 5. Juni zog ich mit einem großen Troß in Teheran ein; die Hitze war erstickend; Staubwolken, die jeden Gegenstand dem Auge entzogen, erfüllten die krummen,

---

*) Hr. Rumieux war mit ähnlichen Aufträgen kurze Zeit vor mir von Constantinopel nach Teheran abgereist. Er nahm den Weg über Bagdad, kam glücklich durch alle Gefahren in Teheran an, und fand dort seinen Tod auf eine Weise, über der noch ein tiefes Dunkel herrscht.

gepflasterten Straßen, durch die unser Weg führte. Als
im Palast des Vezirs Mirza-Riza-Couly angekommen
r, fand ich dessen Geschäftsführer, von Sclaven umge-
, in einem mit Zierrathen überladnen Saale. Wie ge-
hnlich wurde mir gesagt, daß in diesem Hause alles
in eigen sei, und gegen Abend erhielt ich Zutritt beim
zir, von dem ich gleich bei der ersten Unterhaltung ur-
eilen mußte, daß er mit den Europäischen Angelegenhei-
weit vertrauter sei, als wir dieß in der Regel mit den
orgenländischen sind.

Der äußerst strengen Etikette des Persischen Hofes ge-
ß, mußte ich einige Tage vor meiner ersten Audienz bei
th-Ali-Chan viele Besuche ablegen. Zuerst begab ich
ch zu dem Minister Mirza-Chefy, der die Beinamen
zyr by nazyr (Minister ohne Gleichen) und Vater
r Franzosen (wegen seiner Anhänglichkeit an dieses
olk) führt. Ich fand den alten Mann sehr geistreich,
d viel aufrichtiger, als sonst die Perser sind. Mehrere
ner-Ideen, die ich nach meiner Gewohnheit aufschrieb,
d z. B. folgende: „Während die Abendländer die Gren-
n der Wissenschaften immer weiter ausdehnen, sind wir
erser, aus Liebe zur Trägheit und Wollust noch immer
eselben, wie zu Alexanders Zeiten. Wir können uns kei-
r nützlichen Erfindung rühmen, und selbst diejenigen an-
rer Völker wollen auf unserm Boden nicht gedeihen. Selbst
e Russen, die wir noch unlängst wegen ihrer tiefen Un-
issenheit verachteten, sind uns in vielen Stücken überle-
n. Doch, was Naturgaben und Kunstfleiß anbetrifft,
glaube ich, daß wir die Probe aushalten; sind nicht die

Gedichte Ferdussys, Saadys und Hafez voll Begeisterung und Liebe zum wahren Schönen? Und giebt es wohl in der Welt etwas Vollkommeneres, als die scharfen Klingen, die Gußwerke, die kostbaren Stoffe, Gewebe und Teppiche, die aus den Händen unsrer Arbeiter hervorgehen? Habt ihr die Kunst gesehen, mit der unsre Gärten angebaut sind, mit der die tiefen, mit Schleußen versehenen Canäle gegraben sind, welche das Wasser auf unfruchtbaren Böden leiten. Man wirft den Perser vor, daß sie schwach und abergläubisch, und daher alte Kinder seein; dieser Vorwurf ist nur zum Theil gegründet; denn die jetzigen Perser stammen von nördlichen Völkerstämmen ab, und haben ihren rauhen und kriegerischen Character nicht ganz abgelegt. Die Russen, Bewohner jenes weitläuftigen Reichs beunruhigen uns jetzt nicht mehr durch plötzliche Einfälle; sondern gehen langsamen, aber sichern Schritten vorwärts; vergebens werden wir diesem Strome einen Damm entgegen stellen. Allein während wir in Norden verlieren, breiten wir uns nach Indien zu aus. Warum sollten auch die leidenschaftlichen, tapfern, eroberungssüchtigen Perser aufhören, eine glänzende Rolle im Morgenlande zu spielen?"

Der Tag war gekommen, an welchem der Schach mir eine Audienz bewilligt hatte, und seine Abgeordneten holten mich schon mit Sonnenuntergang ab. Vor uns zog eine zahlreiche und glänzende Reiter-ei her, und die Sclaven, welche die für den Schach bestimmten Geschenke in Schüsseln auf den Köpfen trugen. Diese bestanden in Waffen, Stoffen und Kleinodien, und waren den Blicken des Publi-

cums durch schöne Indische Schawls entzogen. Eine dop-
pelte Reihe Soldaten saßen, ihre Flinten auf der Schul-
ter, die schmutzigen, winklichen Straßen entlang, auf dem
Boden; die Zuschauer folgten nach, und Frauen und Kin-
der bedeckten die Terrassen der Häuser.

Das Thor des kaiserlichen Palastes, welches die Per-
ser seiner armseligen Bauart ungeachtet, unter andern auch
Deri Saadet (Thor der Glückseligkeit) nennen, ist wie
das einer Festung durch einen Graben geschützt, über
welchen man eine Zugbrücke niederläßt. Wir kamen über
dieselbe in den ersten, sehr geräumigen Hof des Palastes.
Hier waren Soldaten, einige Kanonen und weiße Pferde,
die dem Schach gehörten, und deren Mähne, Schweif und
Beine Orangefarben angestrichen waren. Mit innerlichem
Schauder sah ich hier auf einer Stange den Kopf einer
angesehenen Person, die neulich hingerichtet worden war.
Bald kamen wir an ein zweites Thor von bemalten Back-
steinen, das sich am Eingang einer Gallerie befindet, die
bis zum Visirsaal führt. Hier stieg ich vom Pferde und
wurde vom Techrifatchy-bachy, oder Ceremonienmeister
empfangen, welcher einen langen, goldnen, reich mit Edel-
steinen besetzten Stab in der Hand hielt. Im Saale fand
ich Mirza-Riza-Couly und mehrere hohe Personen, die von
den Zuschauern nur durch ein einfaches Geländer getrennt
waren. Da die von den Astrologen zur Audienz bestimmte
Stunde noch nicht da war, so brachte man mir indessen
Pfeifen und Erfrischungen. Dann führte man mich durch
eine lange, mit Wasserbecken verzierte Allee, nach dem Au-

dienzsaal, der nach uns zu offen war, und auf einer 8 bis 10 Fuß hohen Mauer ruhte. Der Schach war von uns so weit entfernt, daß wir ihn kaum auf seinem Throne erkennen konnten. Die erste Verbeugung machten wir, so bald die Reihe mit Beilen und Säbeln bewaffneter Trabanten sich vor uns geöffnet hatte. Hinter diesen standen, nach der Wichtigkeit ihrer Functionen, weiter oder näher vom Throne, Mirzas, Khans, Gholam-Chahs und andre Hofbediente, alle in Scharlach gekleidet. Der Ceremonienmeister zog nun seine Fußbekleidung aus, erhob seine Stimme und sprach: „Fürst, der du größer bist als der Himmel, König der Könige, Abglanz des Allerhöchsten auf der Erde, der niedrigste deiner Sclaven führt an deinen ruhmglänzenden Thron, den Zufluchtsort der Völker, einen Franzosen, der sich dir mit Grüßen und Briefen nahet, welche Worte enthalten, die wie eben so viel Perlen aus dem Meere der Freundschaft sind". Der Schach, welcher bis jetzt unbeweglich gesessen hatte, sprach nun: „Seid mir willkommen". Hierauf näherte sich mir ein Visir und führte mich durch einen Gang unter der Terrasse weg, in den Audienzsaal selbst. Die Wände desselben waren mit Arabesken und Inschriften in goldnen Buchstaben auf weißem Grunde verziert. Auf zwei Reihen hoher Säulen von grünem Marmor ruhte das Dach auf der Seite des Einganges. Von Hinten fiel das Licht durch Scheiben, die mit ungemeiner Zartheit und Nettigkeit bemalt waren. Ein Teppich aus Kaschemir, der, was die Feinheit des Gewebes und die brennenden Farben der Blumen, womit er geziert war, anbelangt, Alles, was aus jenem berühmten

Thale an Schawls zu uns kömmt, übertraf, bedeckte den ganzen Fußboden. Der Thron wurde von sieben bis acht marmornen Säulen getragen, und über diese erhoben sich vier andre mit Goldplatten und Email geschmückte, auf denen ein Himmel ruhte. Unzählige Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphire funkelten von allen Seiten, und hinter dem Schach glänzte eine Sonne von großen Diamanten hervor. Derselbe saß mit dem Rücken an ein atlaßnes, mit Perlen besetztes Kissen gelehnt, in einem Gewande von demselben Stoff, auf welches sein langer Bart herabfiel. Aufschläge von zusammengewebten mit Rubinen gesäumten, und mit Rosetten und farbigen Steinen vermischten Perlen, reichte bis fast an die Ellenbogen hinauf. Eben so waren die Epaulette und die Hälfte des Oberleibes geschmückt; an jedem Oberarme befand sich ein rundes, aus kostbaren Steinen gearbeitetes Armband; mitten in dem einen war derjenige Diamant, den die Perser Kuhi-Nur (Lichtberg) nennen, eingefaßt, und im andern befand sich der Deryaï-Nur (Lichtmeer). Diese beiden Steine gehörten ehemals dem Schach Mahomed, und Nadir erbeutete sie bei der Eroberung von Delhi. Statt des Turbans trug der König eine Art Tiara, deren Aufschlag aus Perlen mit untergemischten Rubinen und Smaragden bestand, und vorne mit einem in Edelsteinen gefaßten Federbusch versehen war, über welchen drei Reiherfedern hinausragten. Ein Halsband aus durchgängig gleichen Perlen vom schönsten Wasser und der Größe einer Haselnuß, ging kreuzweise über die Brust und dann

zweimal um den Leib; Gürtel, Dolch und Säbel waren gleichfalls mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt *).

Am Fuße des Thrones standen drei Söhne des Königs und einige Edelknaben, von denen jeder ein Sinnbild der Macht in der Hand hielt, als: Säbel, Dolch, Keule u. s. w. An der Thüre des Saales machte ich dem Schach miene zweite Verbeugung, und hierauf wurde ihm mein Schreiben in einem goldgestickten Beutel auf einer goldnen Schüssel überreicht. Der Großvezir erbrach dasselbe, und las die Uebersetzung sehr ausdrucksvoll ab. Aus ganz besonderm Wohlwollen erlaubte mir der Schach meine Stiefeln anzubehalten, und mich ihm gegenüber zu setzen. Die Audienz dauerte über eine Stunde, vielleicht, weil es dem Fürsten Vergnügen machte, sich ohne Hülfe des Dolmetschers mit einem Europäer zu unterhalten. Nachher befahl derselbe, mir die Gärten seines Palastes zu zeigen; eine Gunst, die, wie mir versichert ward, noch keinem Europäer zu Theil geworden war. Sie sind von dichten Hecken und backsteinernen Mauern umgeben, und enthalten Alles, was die Sinne schmeicheln kann. Lange Alleen mit Springbrunnen, Rosen und Jasminengebüsche, Rasenplätze, kühle Quellen und die größte Fülle von Blumen ergetzen

---

*) Wegen des Ueberflusses an Perlen und Edelsteinen, von dem hier die Rede ist, findet man für nöthig zu bemerken, daß die Perser ohne Unterschied schöne, mittelmäßige, und selbst solche, die in Europa fast werthlos sind, zu Verzierungen anwenden.

Auge und Nase, während das Lied der Vögel aus Käfigen unter dichtem Laube hervorschallt. Der erste Gegenstand, den ich erblickte, war ein Gartenhaus von leichter und kühner Bauart, mit lebhaften Farben bemalt, und mit einem vergoldeten Geländer umgeben. Auf der einen Seite stand eine Reihe Pappeln, und auf der andern erblickte man jenseits eines dichten Gebüsches eine kleine Moschee, deren schlanker Thurm über die Sträucher hervorragte. Es war Mittag, und das Concert der Vögel war zu dieser brennenden Stunde verstummt; nur das Geschrei des Muezzin erschallte von der Moschee: „Es ist kein andrer Gott als Gott! Mahomed ist sein Prophet! Ali ist der Stellvertreter des Propheten! Muselmänner zum Gebet! Omar, Osman und Abubekre, euer Name sei verwünscht!“ Die Vezire, die mich umher führten, verließen mich auf einige Zeit, um ihr Gebet zu verrichten, kehrten dann zurück und führten mich an ein Bassin, an dessem Ufer das Zelt aufgeschlagen war, in welchem der Schach gegen Mittag im kühlen Schatten ausruht. „Jeden Abend, sagte einer meiner Begleiter, läßt unser Schach in ein andres Gartenhaus eine andre Geliebte kommen; denn in diesem Puncte ist er sehr unbeständig. Alle Frauen seines Harems streben nach dieser Ehre, und suchen dieselbe durch Geschenke zu erkaufen; mit großen Kosten lassen sie Blumen und Früchte von Schiraz, Brokate von Yezd, Waffen von Khorasan, und Perlen von der Insel Bahrein kommen, und durch die Eunuchen dem Schach überreichen; die Glückliche deren Gabe am Morgen angenommen wird,

genießt dann am Abend des Vorrechts, dem Nachfolger der Khosroës den Tribut ihrer Reize zu bringen."

Die Porträts aller Frauen, welche den Schach Feth Ali zu gefallen gewußt haben, zieren den ersten Pavillon, den man mir zeigte. Ihre Anzahl war beträchtlich, und die Miniaturmalerei recht artig. Die Pracht der Teppiche und Kissen setzte mich in Erstaunen. Als ich die weitläuftigen Gärten verlassen hatte, besah ich die königliche Bibliothek, in welcher sich mehrere Manuscripte von großem Werthe, und unter andern auch Gedichte vom regierenden König befinden. Dann führte man mich in die Werkstätte der Maler, die mir ihre Kunst mit mehr Fleiß als Glück auszuüben schienen, und die Augen waren mir endlich durch den Anblick so vieler Schönheiten der Natur und Kunst so geblendet, daß ich froh war, als ich mich wieder in meiner Wohnung befand.

Der regierende König von Persien, Feth Ali, war bei meiner Ankunft zu Teheran gegen 40 Jahr alt, von hohem Wuchse und fester Constitution. Dichte Augenbraunen überschatten seine tiefliegenden, lebhaften Augen, und sein Gesicht beweist überhaupt, daß er von den Turkomannen abstammt, deren Sprache er auch redet. Seinen langen, dichten Bart läßt er, wie alle Perser, sorgfältig malen, um ihn noch schwärzer zu machen, als er es von Natur ist *). Er ist leutselig und großmüthig, aber übertrieben

---

*) Zum Färben des Bartes bedienen sich die Perser gewöhnlich des Henneh, welches einen von Natur braunen oder

ſtreng und jähzornig. Die Wiſſenſchaften betreibt er nicht ohne Erfolg, und iſt auch in manchen körperlichen Uebungen Meiſter.

Der Schach hatte, als Nachfolger ſeines Oheims, des berühmten Mehemeds, viele Kämpfe zu beſtehen, ehe er ſich in dem ruhigen Beſitz der Regierung ſah, und noch jetzt befanden ſich viele angeſehene Perſonen aus den verſchiednen Provinzen des Reichs zu Teheran, die ſich jeden Tag dem Könige zeigen mußten, und für alle Unruhen in ihrem Vaterlande verantwortlich waren. Wirklich herrſchte auch jetzt in allen Theilen des Reichs eine vollkommene Sicherheit, und kein Reiſender brauchte mehr zu befürchten, von wandernden Horden Arabern oder Kurden, die noch jetzt der Schrecken Natoliens ſind, beraubt zu werden. Die Strenge der Regierung hat dieſen Nomaden eine heilſame Furcht eingejagt; ſie bequemen ſich jetzt wieder ganz zum Hirtenleben und bringen den Winter friedlich in den Dörfern zu. Zugleich werden ſie in allen Feldzügen gebraucht, und machen gegenwärtig die Hauptſtärke der Perſiſchen Armee aus. In Perſien laſten die Regierungsſorgen nicht einzig auf den Veſiren, wie zu Anfang dieſes Jahrhunderts in der Türkei; ſondern Feth Ali regiert eigentlich allein. Seine Miniſter haben nur die minder wichtigen Angelegenheiten zu beſorgen und ſind meiſt Rechtsgelehrte. Seit 50 Jahren giebt der Stamm der Cadjaren, die einſt aus den Gebirgen bei Aſter-Abad her-

---

ſchwärzlichen Bart Gazatſchwarz färbt, iſt er aber von Natur weiß, ſo wird er dadurch roth.

untergekommen sind, dem Persischen Reiche Könige. Daher ist derselbe sehr bevorrechtet, und alle wichtige Stellen werden aus ihm besetzt. Ihre Khans und die der Afscharen, Zenden, Chaghaghis und der andern großen Stämme, bilden mit den schon erwähnten Geißeln den Hofstaat, welcher sich alle Tage bei Sonnenaufgang im Palast des Schach versammelt. Im weiten Kreise umherstehend, erwarten die Höflinge mit niedergeschlagenen Augen und über der Brust gekreuzten Armen die Ankunft des Herrschers, welche ein Herold verkündigt. Der Schach besteigt den Thron, und läßt sich eine Pfeife reichen. Nun nähern sich die vornehmsten Höflinge bis auf 100 Schritt demselben, und verneigen sich tief; werfen sich in geringerer Entfernung zum zweitenmal nieder, und nachdem sie ihre Fußbekleidung abgelegt haben zum drittenmal. Dann befolgen seine Garden und Sclaven dasselbe Ceremoniel, und nun fängt der Monarch an, die Fragen, die an ihn gerichtet werden, zu entscheiden, und seine Minister machen die Gnadenbezeugungen bekannt, die er bewilligt. Ein ähnlicher Auftritt soll alle Tage im Serail Statt finden, wo die meisten Geräthschaften, entweder von massivem Gold, oder mit Perlen und Edelsteinen besetzt sind.

Oft geht Feth Ali mit einem Theil des Hofstaats auf die Jagd, die er leidenschaftlich liebt. Man versicherte mir, daß er im Stande sei, in gestrecktem Galopp einen Adler mit der Kugel zu treffen. Er hält Falken, die auf die Gazellenjagd und die Baitze auf Wasservögel, Reiher und Adler abgerichtet sind, und hat diese letztre Art Jagd

allen seinen Unterthanen verboten, damit, wie er sagt, der Schwache nicht, nach Art dieser Falken, dem Leben eines mächtigern Geschöpfs nachstehen lerne, und weil der König der Vögel nur durch die Hand eines Herrschers fallen dürfe.

Allgemeine Bemerkungen über das Clima und die Bewohner Persiens. Staatseinkünfte. Staatsverfassung.

Das Clima Kleinasiens und Persiens richtet sich, wie oben schon vorläufig angegeben worden, nach der hohen Bergkette, welche diese Länder durchschneidet, und die Wolken, die der Westwind vom Mittelländischen Meere mitbringt, von dem hinter ihr liegenden Landstriche abhält. Während also die Länder Daghestan, Georgien, Ghilan, Mazenderan u. s. w. sehr feucht sind, trifft man südlich vom Taurus die äußerste Dürrung an; nur selten sieht man dort einzelne leichte Wolken, die nach Candahar zu ziehen, und sich nie in Regen ergießen. Daher ist der Boden, dieses weiten Landstriches, über welchen der giftige Wind der Wüste im Frühling fährt, dürr und sandig.

Die Flüsse Persiens, welche sich ins Caspische Meer ergießen, sind wegen der schrägen Abdachung und der Menge ihres Wassers äußerst reißend; dagegen fließen diejenigen, welche die Ebnen von Kachan, Coum, Ispahan

und Schiraz bewässern, weit langsamer, und ihre Wassermasse nimmt ab, je weiter sie sich von ihrer Quelle entfernen, ja die meisten erreichen das Meer gar nicht, sondern verlieren sich in den Steppen. Ein Hauptgrund dieser Abnahme des Wassers sind die häufigen Wasserleitungen, welche man zur Befruchtung der Felder anlegt. Oft laufen solche Canäle mehrere Stunden unter der Erde weg, und sind so breit, daß drei Menschen neben einander darin gehen können. Gewöhnlich sind sie durch thonigen Boden gegraben, und obgleich sie in Verfall gerathen, sind es doch noch immer sehr schöne Werke. Ist die Erde einmal hinlänglich mit Feuchtigkeit geschwängert, so wachsen Gras, Reiß, Korn, Küchenkräuter, Staudenbaumwolle, Frucht- und andre Bäume wirklich zusehends, und die Vegetation solcher Stellen ist um so frischer und angenehmer, da sie mit den umliegenden Wüsten contrastirt. Lachende Wohnungen, Moscheen und Paläste erheben sich in solchen großen Baumgärten; doch erkaufen die Einwohner ihre angenehme Gegend mit vielen Aufopferungen. Das Wasser hat dort gewöhnlich ungesunde Bestandtheile und unangenehmen Geschmack, weil es über salzigen Boden geht, und man findet dort giftiges Geschmeiß in Menge, das sich der Fortpflanzung wegen, aus den Steppen dahinzieht. Gewiß liegt auch in dem Angeführten ein Grund, warum die meisten Einwohner ein kränkliches Ansehen haben, oft ihren Wohnort verändern, und so viel Theriak und andre offizinelle Gewürze verbrauchen; warum sie ferner die Arzneikunde so hoch achten, und das höchste Lob

ines Landes darein setzen, wenn die Luft und das Wasser da gut sind.

Die Einwohner, welche sich auf einem so weiten Strich Landes jetzt nur auf 6 bis 7 Millionen belaufen, haben sich natürlich an den sichersten und bequemsten Orten angesiedelt, und theilen sich in zwei Hauptclassen, in Nomaden und solche, die feste Wohnsitze haben. Doch ist die Grenzlinie zwischen beiden nicht so schroff gezogen, daß nicht oft ein Ackersmann zum Hirten, und umgekehrt, ein Hirte zum Ackersmann würde. Sie verheirathen auch gegenseitig unter einander, so wie auch Muselmänner und Christen in der schönsten Eintracht leben.

Die Persischen Nomaden unterscheiden sich dadurch von andern Völkern derselben Lebensart, daß sie, als Unterthanen eines Königs, auch mitten in ihren Lagern eine gewisse Fügsamkeit an den Tag legen, während diese eine Ehre darein setzen, sich unbändig und grimmig zu betragen. Doch ziehen diese, wie jene, die weiten Steppen und hohen Berge den von der Natur am begünstigsten Orten vor, und wissen dafür nichts anderes anzuführen, als daß es ihre Väter eben so gemacht hätten. Ihr höchstes Glück besteht darin, durch öfteres Wechseln ihres Wohnorts gleichsam ein immerwährendes Gefühl ihrer Unabhängigkeit in sich zu tragen. Während der Bewohner von Ispahan ganze Tage in seinem Garten an einer Quelle ruht, betrachtet der Aschar ein solches Leben als schimpflich, und sucht durch Strapatzen seine Ruhe erst zu verdienen. Unter den Nomaden findet man auch die schönsten und kräf-

tigsten Leute, da die Städter dagegen träge und weibisch sind, und nicht, wie jene, beständig unter den Waffen leben, sondern erst in der äußersten Noth dieselben ergreifen.

Die wichtigsten Stämme, welche die Türkische Sprache reden, sind: die Ascharen, Cadjaren, Turkomanen, Bejaten, Talidis, Cara Tchorcus, Cara Gheuzlus (die Schwarzäugigten) und Chah-Sevens (Freunde des Königs); unter den Kurden sind es: die Rechvenden, Chaghaghis und Erdilanis; unter den Luren: die Zenden, Fälis und Baktiahris, und unter den Arabern: die Bestamis, Beni-Kiaben und Beni-Houlen. Jeder dieser Stämme hat zwar einen gewissen Bezirk zum eigentlichen Vaterlande, doch schweifen sie häufig weit über denselben hinaus. Auch nennen sich die Perser einzeln genommen nicht Perser, sondern nach ihrem jedesmaligen Stamme.

Gegen die Zeit des Newruz, oder des ersten Tages im Persischen Jahre (der 21. oder 22. März) werden an alle Stämme reitende Boten geschickt, welche ihnen den zur Truppenmusterung bestimmten Ort anzeigen. Der Hof entfernt sich nie weiter von der Hauptstadt als zehn Tagereisen. In ihre Lager nehmen die Perser gleichsam ihre Wohnungen mit; so sah ich in dem bei Sultanieh öffentliche Plätze, Bazars, Moscheen und sogar Schulen. Ein seltsameres Gemisch von Menschen kann man schwerlich finden; der Usbeke, auf seine Lanze gestützt, erregt durch seine gebrochne Sprache Lachen; der von der Sonne verbrannte Araber streicht sich seinen langen, dünnen Bart, und

rachtet alle Gegenstände mit scharfem Blick; der Indier
icht beständig geläufig, aber leise, und neigt den Kopf
r Erde; des Guebern Kleider sind Lumpen, die seinen
warzbraunen Körper nur unvollkommen bedecken, u. s.

Nähert sich irgend ein Khan einer solchen Gruppe,
erheben sich alle und treten voll Ehrfurcht zurück.

Die Miethtruppen, die nur des Soldes, oder der zu
offenden Beute wegen, die Feldzüge mitmachen, sind die
inzigen, auf deren Muth der Schach ganz rechnen darf.
m Frühling verlassen sie ihren Zufluchtsort, und begeben
h auf den durch die Firmans bekannten Platz, wo sie
r für einen Feldzug angeworben werden, und bei eintre-
ndem Winter zu ihren Horden zurückkehren.

Wenn gleich die Nomadenvölker das Persische verste-
n, so ist es doch bei ihnen nur Gelehrtensprache, und sie
ben ihre eignen Mundarten, welche von einander sehr
weichen, nämlich das Djiagathaische, Türkische, Kurdi-
he und Lurdische. Diese Völker affectiren nur äußerlich
nen großen Eifer für den Islamismus, im Herzen aber
alten sie alle Religionen, welche Liebe und Gastfreund-
haft vorschreiben, für gleich achtungswerth.

Der Persische Landmann steht zwischen dem Hirten
nd dem Städter in der Mitte, und genießt, wenn er
Mohamedaner ist, einiger Vorrechte, von denen das Wich-
igste ist, daß er nie verkauft werden kann, welches der
koran verbietet. Er hängt ganz von der Regierung ab,
nd erduldet alles ohne Murren, so lange sein Elend nicht

den höchsten Grad erreicht. Werden ihm die Bedrückungen zu arg, so flieht er von seinen Feldern und ergreift die Nomadische Lebensart. So wie er aber wieder eine bessere Zukunft hoffen darf, kehrt er zum Feldbau zurück, den er dann eben so thätig als geschickt betreibt, und sich daher schnell bereichert. Deßwegen trifft man in den unbedeutendsten Dörfern oft schöne Gebäude an, welche alle Gegenstände des Luxus in sich fassen.

Persien war freilich einst in einem blühendern Zustande, als es gegenwärtig ist, doch kann man gewiß nicht mit Recht sagen, daß seine Bevölkerung jetzt im Abnehmen, und das Land ohne innere Hülfsquellen sei, wenn man bedenkt, daß Ispahan jetzt noch einmal so viel Einwohner zählt, als vor zwanzig Jahren. Ohne Zweifel haben die vielen Ruinen, die man überall antrifft, einigen Reisenden gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu dieser Meinung Anlaß gegeben. Doch diese Trümmer rühren von den häufigen Erdbeben und der Sitte her, daß die Söhne, sobald sie sich verheirathen, das Vaterhaus verlassen, und sich neue Wohnungen nach ihrem Gefallen bauen. Diesem letztern Umstand sind insbesondre die vielen Ruinen in der Ebne von Sultanieh schuld zu geben. Diese Stadt ist immer mehr östlich fortgerückt, so daß die Burg gleichen Namens, drei Stunden weit vom alten Sultanieh entfernt ist. Reste von schönen Denkmalen zeugen von dem ehemaligen Glanze dieser Stadt, welche im 15. Jahrhundert der Stapelplatz des ausgebreiteten Indischen Handels war. Doch wie groß man auch ihren damaligen Um-

ang angiebt, so ist es doch nicht glaublich, daß weit-
äuftige Landstrich, den die Stadt mit ihren Ruinen ein-
nimmt, zu ein und derselben Zeit durchgängig bewohnt ge-
esen sei.

Wollte man sich auf das Zeugniß der Morgenländer
eziehen, so würde man die Bevölkerung und Einkünfte
Persiens bei weitem zu hoch anschlagen; denn selbst die
unterrichtetsten Perser haben wenig statistische Kenntnisse,
nd sind immer geneigt, die Einkünfte ihres Landes zu
och anzugeben. In beigefügter Tabelle haben wir die
Resultate unsrer Nachforschungen, die wir in Persien, Con-
antinopel, Astrakan und Paris angestellt haben, wiederzu-
eben versucht, und gefunden, daß sie im Allgemeinen mit
en Schätzungen der geachtetsten Reisenden übereinstimmen.

Tabelle der wahrscheinlichen Volksmenge in den Persischen Staaten.

Namen der Provinzen.	Wahrscheinliche Volksmenge.	Quellen und Autoritäten.
Ansässige Einwohner.		
Erivan	120,000	Nach Angabe der Armenier.
Aderbaidjan	1,400,000	— — — Perser.
Ghilan	250,000	Nach dem Manuscript des Hrn.
Mazenderan	750,000	desgl. Trezel.
Irac	1,500,000	Nach Erzählungen der Perser.
Farsistan	700,000	desgl.
Kurdistan	?	
Kerman	?	
Khusistan	300,000	desgl.
Kherasan	700,000	desgl.
Nomaden.		
Türkisch redende	420,000	Nach der Tabelle der kriegerischen Stämme Persiens, in Hrn. Jouannins Voyage fait en 1807, 1808 et 1809.
Kurdisch —	88,000	desgl.
Arabisch —	130,000	desgl.
Lurdisch —	124,000	desgl.
Armenier	70,000	Tabelle der Nationen Persiens im Précis de la Géographie universelle Tom. III, p. 286.
Guebern	20,000	History of Persia M. Malcolm

Recapitulation.

Ansässige Einwohner (Tadjiks)	5,720,000
Nomaden	752,000
Armenier	70,000
Guebern	20,000
Juden und Zabier	—
Unbekannte Stämme	—
	6,562,000

Anm. Die Zahl der in dieser Tabelle ausgelassenen Einwohner kann man ohne Uebertreibung auf 3 bis 400,000 anschlagen.

Seine Einkünfte bezieht der Schach 1) aus den Steuern, welche ihm die Statthalter der Provinzen entrichten; 2) aus dem Ertrag der Domänen; 3) aus den Zöllen, die er von den verschiedenen Kaufmannsgütern erhebt; 4) aus den Tributen, die er den Nomadischen Horden und den Fürsten benachbarter Länder auflegt; 5) aus den Geschenken, welche ihm die verschiednen inländischen und auswärtigen Statthalter darbringen, um sich in Gunst zu erhalten. Eine Annäherungstabelle dieser Einkünfte wäre folgende:

Ertrag der Krongüter an Tomanen (20 Francs)	700,000
Einkünfte aus der Steuer der Statthalter	500,000
Abgabe von Waaren, die auf den Bazars ausgestellt werden, und von Fabriken	400,000
Abgaben aller Art aus der Stadt und Provinz Ispahan	700,000
Geschenke der Unterthanen und andere außerordentliche Einkünfte	600,000
Summa	2,900,000 Tomanen. (gegen 58,000,000 Franken)

Die Nomadenoberhäupter entrichten ihre Abgaben größtentheils in Pferden, Schlachtvieh, Filz, Teppichen und andern Gegenständen; erst seit einigen Jahren hat der Schach verordnet, daß wenigstens der fünfte Theil in baarem Gelde bezahlt werden soll. Rechnet man dieselben,

nebst mehrern andern ausgelassenen Renten zu der spezifirten Summe, so können sich die gesammten Einkünfte des Persischen Staats wohl auf 70 bis 80 Millionen Franken belaufen. Wollte man aber die Unkosten, welche die Erhebung derselben verursacht, in Geld anschlagen, so könnte leicht das Doppelte herauskommen. Denn die Erhaltung der Armee, des Hofstaats und die bedeutenden Geschenke, welche oft den Personen, die sich hervorgethan haben, gemacht werden, sind nicht mit darunter begriffen. Auch die Unterhaltung der öffentlichen Anstalten, als: der Schulen, Moscheen, Festungswerke, Wasserleitungen, Brücken, lastet meist auf den Provinzen, und wird daher unvollkommen geleistet. Die Statthalter denken nur darauf, Reichthümer aufzuhäufen, theils ihres eignen Vortheils wegen, theils um die Habgier der Großen und der Gholam-Chahs zu befriedigen, welche letztre bei der Ueberbringung der königlichen Befehle jedesmal einen, der Wichtigkeit ihrer Sendung angemessenen, Lohn fordern, welcher oft schon vorher bestimmt ist.

Wenn die Summen, die in den Schatz des Schach fließen, auch im Verhältniß zu der Größe des Landes nicht unmäßig groß sind, so muß man doch bedenken, daß über die Hälfte derselben darinne bleibt, und in Barren, Kleinodien und andre Dinge von Werth umgesetzt wird, die im Fall der Noth leicht fortzuschaffen sind; daher man das einstimmige Zeugniß aller Reisenden, von der überschwänglichen Pracht des Persischen Hofes, nicht verdächtig machen muß. Freilich könnten diese Summen für das Land und den Herrscher selbst weit nützlicher angelegt werden; doch bekannt

lich wird in despotischen Staaten das öffentliche Interesse für nichts gerechnet, und Staatshaushaltung, weise Verwaltung ꝛc., sind da gänzlich unbekannte Begriffe, für die man nicht einmal einen Ausdruck finden könnte. Die Perser sind also fortwährend den Bedrückungen der untern Staatsbeamten ausgesetzt; sie durschauen die Mängel ihrer jetzigen Verfassung und die Habsucht Feth Alis, und denken mit einem Schauder an die Zukunft, der durch die Ereignisse der Vergangenheit nur zu sehr gerechtfertigt wird. Hieraus entsteht ein Mangel an Zutrauen, ein Geist der Verkäuflichkeit und Verderbtheit, der überall durchblickt. Der regierende König thut freilich manches, um dem abzuhelfen, und versäumt kein Mittel, die Wahrheit bis zu seinem Thron dringen zu lassen. Er verschließt sich nicht beständig in sein Harem, sondern der Zutritt zu ihm steht jedem seiner Unterthanen sechs bis sieben Stunden des Tages frei, seine gerechten Beschwerden vorzutragen; doch die innern Fehler der Staatsverfassung verhindern den wohlthätigen Einfluß einer solchen Handlungsweise auf das Ganze.

Kriegswesen. Truppenmusterung. Handel.

Nachdem wir schon früher einiges Allgemeine von der persischen Armee angeführt haben, wollen wir jetzt etwas ausführlicher von der Mannszucht, dem Solde, der Art und der Zahl der Truppen reden.

Auf dem Marsche lebt das Persische Heer fast immer auf Kosten der Länder, durch die der Weg führt. Die Nazirs (Commissärs) begnügen sich, dem Kelanter jedes Dorfes eine Quittung über die gelieferten Gegenstände zu geben, welche eigentlich an den Abgaben abgerechnet werden soll; doch kömmt es selten dazu, und daher befinden sich solche Länder nicht viel besser, als wenn der Feind darin hauste. Kommt ein Khan irgendwo an, so sucht er sich einige Gärten zur Wohnung aus; sogleich reißen Sclaven, mit Pfählen und Aexten bewaffnet, ohne Umstände einen Theil der Lehmwände ein, und die Soldaten marschiren durch die Bresche, wie in eine erstürmte Stadt; denn in Persien sind die Gehäge wegen des Holzmangels meist ohne Thüren, und die Gärtner steigen auf Leitern hinein. Doch hier ist eine Verzäunung ganz unnütz, da nichts der Gewaltthätigkeit der Soldaten und ihrer Anführer widerstehen kann. Feth Ali leidet indessen nicht, daß seinen Unterthanen ein Unbill geschehe, oder daß jemand seines eignen Vortheils wegen, mit Gewalt etwas wegnehme; eingedenk des wahren Spruchs Nuschirvans: „Wenn der Fürst eine Frucht pflückt, so reißt der Sclave den Baum aus"; auch erließ er im Jahr 1805 einigen Dörfern, durch welche Truppenmärsche gegangen waren, die Abgaben.

Die Bewaffnung der Soldaten ist leicht und recht zweckmäßig. Da die Perser nur im Sommer Krieg führen, so marschiren sie oft des Nachts bei Fackelschein und rauschender Musik, und legen in der Regel täglich sechs Parasangen (neun Stunden) zurück, ein Drittheil mehr als die

Caravanen. Doch im Nothfall machen sie auch fast noch einmal so viel. Im Jahr 1795 legte Mehemed mit seiner Cavallerie den Weg von Teheran nach Tiflis in vierzehn Tagen zurück, wobei auf den Tag fast siebenzehn Stunden kommen. Die Türken bewegen sich weit langsamer vorwärts. Yussuf Pascha brauchte z. B., um von Constantinopel nach Aegypten zu gelangen, vierzehn Monate.

Die Lagerplätze werden durch die königlichen Firmans bestimmt; Officiere werden vorläufig abgeschickt, um schickliche Stellungen auszumitteln, und für die Herbeischaffung der Lebensmittel und Fourrage zu sorgen. Fast immer geht das Gepäck vor der Armee her, daher diese bei ihrer Ankunft schon aufgeschlagne Zelte, gebaute Küchen und Wasser, das, wo es sich thun läßt, in Rinnen hergeleitet wird, bereit findet. Seit der Regierung des Castraten Mehemed dürfen keine Frauen, außer denen des Königs, dem Heere folgen, und die Abschaffung dieses Gebrauchs, der seit undenklichen Zeiten in Persien Statt fand, war ein Hauptschritt zur Vervollkommnung des Kriegswesens. Andre Gewohnheiten, die sie halsstarrig beibehalten, erleichtern vorzüglich nächtliche Ueberfälle gegen sie. So legen sie Nachts den Pferden Hemmstränge an die Beine, haben keine entfernten Vorposten und befestigen ihr Lager nicht; schon Xenophon*) rügt den erstern Gebrauch, und es ist fast unbegreiflich, wie dieses Volk so lange hat daran kleben können, ohne durch die Erfahrung eines Bessern be-

*) Cyropaed. L. III. §. 22.

lehrt worden zu seyn. Von eigentlicher Kriegskunst haben die Perser durchaus keinen Begriff. Sie durchbrechen die Reihen des Feindes entweder auf den ersten Anlauf, oder fliehen mit Blitzesschnelle. Bei den Nomadischen Stämmen gilt der Reiter, der vom Pferde fällt, für besiegt, wird entwaffnet und nicht gemißhandelt. Nicht wer das Feld behauptet, sondern wer die meiste Beute macht, hat die Schlacht gewonnen. Dergleichen Truppen können auch gegen ein gut geordnetes Europäisches Heer gar nicht bestehen, wie die Erfahrung es oft in den Türkenkriegen gelehrt hat.

Man kennt in Persien keine Casernen und keine Magazine. Jeder Fußgänger und Reiter muß sich für seinen Sold alles anschaffen. Dieser wird den Truppen jedesmal bei der Musterung ausgezahlt, und trägt für jeden Feldzug dem Gemeinen 6 bis 7 Tomanen (120—140 Franken), dem Officier 20 bis 30 Tomanen (400—600 Fr.) ein. Auch erhalten die Truppen von der Regierung ein wenig Getreide, und die Pferde, welche fallen, werden auf ihre Kosten ersetzt. Die Oberhäupter der Stämme erhalten ihr Tractament nach Maßgabe der Zahl ihrer Untergebnen.

Die Persische Armee besteht 1) aus den gegen 4000 Mann starken Garden des Königs und der Prinzen; 2) den Truppen von den Nomadischen Stämmen (an 80,000 Reiter); 3) Milizen, die keinen regelmäßigen und immerwährenden Dienst thun (gegen 150,000 Mann); und 4) verschiedenen, nach Europäischer Art exercirten und gekleideten Regimentern Infanterie, Cavallerie und Artillerie

(an 20,000 Mann), wozu noch ein Corps schlechter Artillerie (Zemburek) kommt. Die ganzen Streitkräfte belaufen sich also auf 254,000 Mann.

Von den 20,000 Mann regulärer Truppen heißen 9000 Djan-baz. und stehen unter dem unmittelbaren Befehl des Königs, während Abbas Mirza die übrige Mannschaft an Infanterie (ser-baz), Cavallerie und Artillerie, welche letztere zwanzig Stück Geschütz bedienen kann, befehligt. Auch der Prinz Mehemed-Ali hat das Beispiel seines Bruders befolgt und einige Bataillone auf Europäische Art organisirt; welche neue Einrichtung die Perser zunächst den Franzosen, und dann den Engländern verdanken. Doch legen Religion und Gewohnheit derselben zu viel Hindernisse in den Weg, als daß man einen dauernden und wichtigen Erfolg davon hoffen dürfte. Wie man hört, ist der Eifer des Prinzen Abbas Mirza, ungeachtet der treuen Pflichterfüllung der zur Organisirung der Truppen bestellten Englischen Officiere, schon so zusehends erkaltet, daß die Zahl der Ser-baz bedeutend herabgesetzt worden ist, und wenn man dem Zeugniß der Armenier zu Astrachan trauen darf, so ist eine Abtheilung dieser Truppen im Feldzug von 1818 von einem gleich starken Corps undisciplinirter Turkomannen geschlagen worden. — Wenigstens einmal jährlich hält der Schach eine Truppenmusterung; jeder Soldat wird bei seinem Namen gerufen, geht schnell vor dem Herrscher vorbei und erhält, im Fall er angenommen wird, seinen Sold. Selten werden in einem Tage mehr als 500 Mann abgefertigt, und der König sitzt dabei auf einem Throne, der zwar niedriger, aber

nicht minder prachtvoll ist, als der, welchen wir oben beschrieben haben. —

Gewohnheit und Neigung zu reisen, Speculationsgeist und Hang zur Geselligkeit bestimmen die Perser, sich eifrig dem Handel zu widmen. Die Waaren Indiens und Europas werden in ihren Städten auf dem Landwege gegen einander umgesetzt, und sie begnügen sich mit einem mäßigen Gewinne, in der Hoffnung, ihre Geschäfte zu erweitern.

Doch finden fortwährend drei Ursachen Statt, die dem Persischen Kaufmann von Profession Abbruch thun; die erste ist, daß jeder auf seine Hand kaufen und verkaufen kann. Da in Persien kein eigentlicher Adel existirt, und alle Wege zu Reichthum zu gelangen, gleich ehrbar sind, so glaubt sich Niemand etwas zu vergeben, wenn er ohne Mittelsperson die Erzeugnisse seiner Felder und Gärten, oder seines Kunstfleißes absetzt. Auch gehen die angesehensten Khans ohne Scheu auf den Markt, um einzukaufen, und der Monarch selbst handelt von seinem Throne herab um Stoffe und Juwelen.

Hierzu kommt zweitens die sehr auffallende, wo nicht unüberwindliche Abneigung, welche die Perser immer gegen Seereisen gehabt haben. Sie geht so weit, daß sie lieber die dürrsten und gefährlichsten Wüsten durchreisen, als daß sie eine kurze Fahrt zur See wagten. Wäre dieser Abscheu nicht so alt und eingewurzelt*), so würde man unbegrei-

*) Vergl. Herodot. Hist. Lib. IV.

lich finden, wie so muthige Leute desselben fähig sind. Der Mangel einer Seemacht ist dem Persischen Handel doppelt schädlich gewesen, da dieß Volk dadurch die zahlreichen und blühenden Niederlassungen am Caspischen Meere, und die Inseln Kharek, Kichmich, Ormuz und Bahrein im Persischen Meerbusen eingebüßt hat.

Der dritte Grund ist, daß das Geld nicht schnell umgesetzt wird. Nicht als wenn Wechsel und Papiergeld den Persern unbekannte Dinge wären; sondern das allgemeine Mißtrauen, und die Furcht, selbst indirect den Verdacht zu erregen, als besäße man viel Vermögen, verbunden mit der Entfernung der Städte haben die Folge, daß man nur gegen baares Geld verkauft.

Dennoch haben sich die Perser, in Hinsicht des Handels aus der Apathie gerissen, welche ein Erbtheil der Asiaten zu seyn scheint, da die vortheilhafte Lage des Landes, die Sicherheit der Wege, die Wohlfeilheit des Transports und die lockende Hoffnung eines beträchtlichen Gewinns ihnen zu Statten kommen. Sie tragen Europas Gold nach Candahar, Kaschemir*), Kabul und Delhi, und kehren von da mit reichen Stoffen, Gewürzen, Edelsteinen und rohen Diamanten zurück, die in Holland geschliffen, und zum Theil wieder im Orient verkauft werden. Vielleicht dürfte es dem Leser nicht uninteressant seyn, die hauptsächlichsten Artikel der Ein- und Ausfuhr mit Genauigkeit zusammengestellt zu finden.

---

*) In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts flossen jährlich 2,000,000 Venetianische Zechinen für Schawls nach Bagdad.

Einfuhr.

Aus Bengalen und von der Küste Coromandel bezieht Persien: alle Sorten blauer und weißer Leinwand, seidne und baumwollne Stoffe, Musseline, Zucker, Ingwer, Sandelholz, Aloe, Benzoin, Lack, Zinn, Blei, Eisen, Chinesisches Porzellan und Thee; Europäische Tücher, Diamanten von Dekan, Rubinen, Topase, Saphire.

Von der Küste Malabar: Cardamome, Pfeffer, Theh-Holz und Bambus zu Lanzenschaften.

Von Surate: Gold- und Silberstoffe, Musseline zu Turbanen, Indigo, Stahl zu Säbeln.

Von Ceylon: Muscatnüsse, Zimmt, Gewürznägelein und Caffee von Java.

Aus dem glücklichen Arabien: Caffee und Datteln.

Aus Sevahil: Schwarze Sclaven beiderlei Geschlechts, Eunuchen, Smaragden, Goldkörner und Elfenbein.

Von der Insel Bahrein: Perlen.

Aus Turkestan und Kaschemir: Schawls, Filze, Teppiche, Pelzwerk, Türkise (von Badakhchan), Lapis lazuli, Amianth, Rhabarber aus China und Thibet, Lämmerfelle aus Bokhara und Reiherfedern.

Aus Rußland: Caviar, gegerbte Häute, Tücher, Cochenille, Juwelen und Kupfermünze, trotz des strengen Verbots, das in Rußland auf die Ausfuhr derselben gelegt ist.

Ausfuhr.

Nach Indien: Kupfer aus Kleinasien, Getreide, Schiazwein, Datteln, Assasoetida, Rosenwasser, Henneh (zum Färben der Nägel und Haare). Gold, Silber, rohe Seide, Wolle, Ziegenhaare, Teppiche, trockne Früchte, Türkise, Lapis lazuli, Schwefel, Tunbeki*) und Rohr zum Schreiben.

Nach Rußland: Seide, Baumwolle, Reiß, Galläpfel, trockne Früchte**).

Nach der Türkei: Schöpse, Ochsen, Pferde, Schawls von Kerman, Pfeifenröhre von der Weichselkirsche, Lämmerfelle, Wolle, Reiß ꝛc.

Unter die Kunsterzeugnisse Frankreichs, die in Persien guten und vortheilhaften Absatz finden würden, kann man zählen: Uhren, Geschmeide, namentlich Gold und Silberflitter, Crystalle, Porzellan, Tücher, reiche Seidenstoffe aus Lyon, und die gedruckte Cattune aus den Manufacturen von Mulhausen und Jouy.

---

*) Eine Art Taback. Der beste kommt von Schiraz.

**) Während des letzten Krieges mit Rußland, wurde der Handel gar nicht unterbrochen, sondern die Caravanen gingen über Tiflis ab und zu.

Etwas über Sitten und Gebräuche der Morgenländer.

Die Sitten der Morgenländer, die gegen die unsrigen so grell abstechen, sind noch lange nicht so bekannt, als sie es in Ansehung der Zahl, der Einsichten und der Genauigkeit der Reisenden, von denen wir Beschreibungen besitzen, seyn könnten. Nur wenigen Menschen ist es gegeben, das Characteristische solcher Sitten geistreich aufzufassen, und wir betrachten daher diese Materie als durchaus nicht erschöpft.

Es ist mit ganzen Nationen, wie mit einzelnen Menschen, sie lassen sich am besten beurtheilen, wenn alle ihre Leidenschaften wach sind. In diesem Zustande befinden sich die Morgenländer, wegen ihrer despotischen Regierungsform, fast beständig. Obgleich dieß nun dem Beobachter einen bedeutenden Vortheil gewährt, so reicht er doch nicht damit aus. Auch die Landessprache muß er kennen, denn die Sprache ist, wie die Morgenländer sagen, der Spiegel des Willens, der das Bild der Völker rein zurückstrahlt. Diese Wahrheit, welche man mit alltäglichen Beispielen beleuchten könnte, offenbart sich in den Morgenländischen Sprachen ganz auffallend; wo man z. B. nicht: Ihr Diener, sondern: Ihr Sclave sagt, und überhaupt Alles von dem Geiste der Völker zeugt, welche sie reden. Wir verstehen hier im engern Sinne unter Morgenländern Türken, Araber und Perser, welche einerlei Religion und Regierungsform haben. Wenn gleich ihr Vaterland und ihre Sprache erstaunlich verschieden sind, so erlaubt es doch die

rchgängige Aehnlichkeit, die wir in ihren Sitten bemer-
, sie aus demselben Gesichtspunct zu beurtheilen.

Die Sitten der heutigen Morgenländer sind mit denen
: alten sehr übereinstimmend. Ihr falscher Prophet grün-
te seine Gesetzgebung auf die Einrichtungen, welche er
rfand; daher wurde Mecca eine heilige Stadt, und die
eschneidung, ingleichen eine Art Osterfest (Curban Bey-
m) wurde beibehalten. „Außer den Opfern, sagt Hr.
Osson*), die das Gesetz an diesem Feste vorschreibt, ver-
hten jene Völker noch jetzt bei außerordentlichen Gelegen-
iten dergleichen. Selbst im Namen der Regierungen
rden solche Feierlichkeiten, bei Gelegenheit eines Sieges,
ner ausgetobten Landplage ꝛc., vorgenommen. Dann
hlachten auch die Einwohner mitten in den Straßen Op-
rthiere, und gewöhnlich wird dabei ungeheurer Aufwand
macht." Im Allgemeinen trifft man diesen Gebrauch
ich bei den Persern an.

Die Orientalen haben nach wie vor einen unüberwind-
chen Abscheu gegen unreine Thiere, und ihre beiden Bey-
imfeste werden noch immer mit außerordentlicher Feier-
chkeit begangen. Die Personen, welche die Fami-
e bilden, sind noch jetzt, Vater, Mutter, Kinder, Clien-
n, Bediente und Sclaven; die Weiber sind bekanntlich
ie ersten Sclavinnen des Mannes, welche diesen als ihren
)errn und Beschützer ansehen. Bei seinem Eintritt ins
)aus kommen sie ihm entgegen, küssen ihm die Hände,

*) Tableau géneral de l'empire Ottoman.

trocknen ihm den Schweiß vom Gesicht, nehmen ihm die Waffen ab und entkleiden ihn. Dagegen verlangen sie von ihren Kindern und ihren Sclavinnen, selbst von denen, welche der Mann besonders auszeichnet, dieselbe Unterwerfung, dieselben Aufmerksamkeiten. Da die väterliche Gewalt weit ausgedehnter ist, als bei uns, so beweisen die Kinder dem Vater eben die Ehrerbietung, und gewöhnen sich frühzeitig an eine solche Unterwürfigkeit, daß ein Fremder sie für bloße Hausdiener halten würde. Stehend und schweigend erwarten sie die Befehle ihres Vaters, dürfen nicht an seinem Tische essen, und überhaupt nichts thun, als ihn bedienen; selbst an ihrem Hochzeitstage sind sie noch von der Tafel ausgeschlossen, was ich mit eignen Augen mit angesehen habe.

Nach den Berichten gewisser Reisenden sollte man glauben, daß Dummheit, Niedrigkeit und Verkehrtheit die Grundzüge der Morgenländischen Frauen wären; doch zur Ehre dieses Geschlechts dürfen wir sagen, daß eine solche Meinung schlecht begründet seyn würde. Entweder streben sie nicht nach einer Freiheit, welche für sie reizlos ist, oder sie haben sich früh der Nothwendigkeit fügen gelernt; genug, diese Frauen sehen sich gar nicht als Unterdrückte an. Man könnte ihnen Leichtsinn und übertriebene Liebe zum Putz und zur Tändelei vorwerfen; aber im Allgemeinen sind sie liebenswürdig, sanft und bescheiden. Die Schamhaftigkeit leiht ihnen mehr Reize, als den Europäerinnen ihr ungezwungenes und weltkluges Benehmen. Das Frauengemach ist gewöhnlich im obern Stockwerk des Hauses und heißt bekanntlich Harem (geehrter, heiliger Ort),

b die Weiber sind von dem Umgang der Mannsperso
n so sehr ausgeschlossen, daß letztere nicht einmal ihren
amen nennen dürfen, sondern sie im Gespräch durch Um-
reibungen kenntlich machen müssen. In den Städten stat-
t sich die Frauen gegenseitig Besuche ab, denen der Herr
m Hause nicht beiwohnen darf. Kommt eine Dame zu
rer Freundin, so nimmt ihr diese, wenn sie von gleichem
ange sind, den Schleier und einen Theil ihrer Kleider
; andern Falls thut dieß eine Sclavin an ihrer Stelle.

Will man die Verhältnisse, in welchen das Frauen-
mmer im Morgenlande lebt, genau kennen lernen, so
uß man die Umstände der Hochzeiten ins Auge fassen.
ei den Kurden und Persern haben diese folgenden Ver-
uf: Wenn Jemand seinen Sohn, Neffen oder Mündel
rheirathen will, so giebt er einigen Frauen den Auftrag,
s Mädchen zu besehen, das er zur Braut erkiest hat.
iese müssen ihm dann eine genaue Schilderung von den
erson machen, und oft erleichtern sie dem Bräutigam die
ittel, von der Terrasse eines benachbarten Hauses, einen
rstohlnen Blick auf die Auserwählte zu werfen. Sind
e beiden Familien einig, so findet die Verlobung, oft ei-
ge Jahre vor der Hochzeit, und zuweilen in der Kind-
it der Brautleute Statt. Das Verlöbniß tritt in
raft, wenn der Bräutigam der Geliebten einen Ring, ein
leidstück und eine allein zu diesem Zwecke bestimmtes, ge-
ticktes Schnupftuch *) überschickt hat. Dieß Versprechen

*) Vielleicht hat dieser Gebrauch zu der allgemein verbreiteten Meinung Anlaß gegeben, als ob die Türken und Perser, der

ist heilig, doch wird oft in dem Augenblick, wo es Statt finden soll, die Braut auf Befehl des Königs entführt*). Der Vertrag wird durch eine Magistratsperson ausgefertigt; die Unterschrift oder vielmehr Beifügung der Siegel, geschieht vor Zeugen, und man macht immer ein Leibgeding für die Braut, im Fall des Wittwenthums oder der Scheidung aus. Die Mädchen bekommen keine weitere Aussteuer, als einige Möbeln und Geschenke.

In der zur Hochzeit bestimmten Nacht wird die junge Gemahlin von ihren Eltern und Verwandten feierlich in das Haus ihres künftigen Gemahls geführt. Dicht verschleiert geht sie durch die Reihen der Glückwünschenden, und die Häuser, vor denen sie ihr Weg vorbei führt, sind fast alle erleuchtet. Auch nöthigen die Bewohner derselben die Vorbeigehenden einige Erfrischungen anzunehmen, und daher macht der Zug oft Halt. Ist die Braut endlich an der Schwelle ihrer neuen Wohnung angekommen, so tritt

---

Frau ihres Harems, welcher sie den Vorzug vor den übrigen geben, ein Schnupftuch zuwürfen

*) Im J. 1805 verordnete der Schach von Persien, daß alle Mädchen, die über 15 Jahr alt, und nicht verlobt wären, als königliches Eigenthum betrachtet werden sollten. Doch war dieß nur eine Drohung, die nie in Kraft getreten ist. Desgleichen bestimmte er durch ein Gesetz, um die Ehen zu begünstigen, den Aufwand, welcher bei einer Hochzeit gemacht werden dürfte. Statt eine Mitgift zu erhalten, muß im Gegentheil der künftige Ehemann seinem Schwiegervater ein Pferd, Waffen und Geld entrichten.

ihr Gemahl hervor, schließt sie in die Arme, und trägt sie bis in ihr Gemach. Dieser Gebrauch findet deßhalb Statt, damit die jungen Mädchen nicht erröthen dürfen, wenn sie eine ihres Gleichen von freien Stücken in ein ihr bisher fremdes Haus gehen sehen. — Noch hat der neue Ehemann die Züge derjenigen nicht gesehen, mit welcher er durch die heiligsten Bande verknüpft ist; er darf ihren Schleier nicht lüften, sondern dieß Recht steht der Mutter oder einer Verwandten der Neuvermählten zu, welche diese Handlung als die letzte Aeußerung ihrer Macht vornimmt. Dann verwandeln sich die verstellten Seufzer der Frauen in Glückwünsche, mit denen sie den Gemahl überhäufen. Hierauf wird ein Mahl eingenommen, nach welchem Lieder gesungen werden, die ein keusches Ohr verwunden würden.

Zehn Tage nach der Hochzeit müssen die Neuvermählten die Eltern der Frau besuchen, von denen sie Geschenke erhalten. Die Ausgaben für neue Kleider, Gastmahle und dergleichen Geschenke machen diese Feierlichkeit sehr kostspielig. — Im Morgenlande sind es die Frauen, welche die Fröhlichkeit oder Trauer des Publicums kund thun. Bei glücklichen Ereignissen stoßen sie ein Freudengeschrei aus, das durch eine schnelle Bewegung der Zunge modulirt wird, und sich nicht gut beschreiben läßt*). Ereignet sich ein Unglück, so erheben sie ein Trauergeschrei, das sich von

*) Dieß Geschrei heißt Zeghar und vertritt die Stelle unsres Händeklatschens, was im Orient nur gebraucht wird, um den Bedienten zu rufen.

jenem nur durch gedehntere und schärfere Töne unterschei det. Freitags besuchen die Frauen gewöhnlich den Ort, wo die Asche ihrer Verwandten oder Theuern ruht. Dort sieht man oft Weiber in Thränen auf dem Grabe ihrer Männer; ein sichrer Beweis, daß die Morgenländer ihre Frauen nicht so tyrannisch behandeln, als man gewöhnlich glaubt. —

Wenn in Persien Jemand durch seinen Einfluß, sein Vermögen oder Wissen einen hohen Grad von An sehen erlangt, so wird sein Haus von einem Haufen Clienten und Schmarotzern besucht, die dann als zur Fa milie gehörig betrachtet werden. Diese sind fast fortwäh rend um ihren Gönner, und wo er sich sehen läßt, ist er von dieser Art Menschen umgeben. Ist er mächtig und reich, so werden seine Schützlinge seine Sclaven; denn in keinem Lande ist wohl die Erniedrigung, die aus Ueberlegenheit in irgend einem Stücke entsteht, empörender. Ein Mächtiger verlangt von seinem Clienten unbegrenzte Ergebenheit. Da gegen theilt dieser das Glück und das Unglück seines Herrn, steigt und fällt mit ihm. Die Schüler eines Wei sen stehen zwar nicht in demselben Verhältniß zu ihrem Lehrer, dafür ist aber auch das, was sie lernen können, herzlich wenig.

Gegen diejenigen, welchen sie Kenntnisse zutrauen, die ihnen abgehen, hegen die Morgenländer eine grenzenlose Achtung. Demuth ist in ihren Augen die schönste Zugabe zur Gelehrsamkeit, und einer ihrer Dichter sagt wirklich recht genial: „Der Mann, welcher mit überlegnen Kennt nissen noch das Verdienst der Bescheidenheit verbindet, gleicht einem mit Früchten überladnen Baume, der sein

Haupt zur Erde neigt." Ihre bürgerlichen Gesetze gründen sich auf diejenigen, welche sie als Ausfluß der Gottheit betrachten; daher wird der Koran fleißig von ihnen studirt. Die ersten Jahrhunderte der Hegira waren bekanntlich durch blutige Kämpfe wegen Glaubensmeinungen bezeichnet, und dieses Feuer glimmt noch immer; nur verhindert die Regierung mit Kraft das Auflodern desselben. Obgleich man in neuern Zeiten behauptet hat, ihre Religion wäre dem Proselytenmachen nicht günstig, so findet doch grade das Gegentheil Statt. Die Lehrer des Gesetzes sind von fanatischen Schülern umgeben, die ihre Meinungen blindlings annehmen, und noch heut zu Tage predigen viele Derwische unter den wilden Völkerschaften Circassiens den Islamismus mit Erfolg.

Wahre Freundschaft scheint im Orient häufiger zu wohnen, als im Occident; der Grund davon mag nun darin liegen, daß die Leidenschaften überhaupt dort mehr Spielraum haben, als in den christlichen Ländern, oder daß einzelne Menschen mehr Veranlassung haben, sich eng zu verbinden, um den Streichen der Tyrannei mit Erfolg zu widerstehen. Wenn zwei Araber sich nach langer Trennung wiedersehen, so gerathen sie in Entzückung, und starren sich einige Minuten lang sprachlos an. Oeffnen sie dann den Mund, um sich gegenseitig Glück zu wünschen, sich nach ihrem Befinden zu erkündigen, so nennen sie sich nicht anders als Bruder, und alle übrige Redensarten zeugen von derselben Herzlichkeit. Oft scheiden sie von einander, ohne etwas andres gesagt zu haben, als: „Guten

Tag! wie befindest du dich? Fern von dir, glaubte ich mich aus der menschlichen Gesellschaft verbannt!“ Doch gegen einen Christen wird sich der Mohamedaner, selbst bei der freundschaftlichsten Gesinnung, nie so herzlicher Ausdrücke bedienen, als gegen seine Glaubensgenossen. Sie drücken sich die Hände, führen sie an die Lippen und dann an das Herz. Nichts Mannichfaltigeres giebt es, als ihre Höflichkeitsformeln; nichts Wunderlicheres, als ihre Erkundigungen nach dem Befinden einer Person *); nichts Schwülstigeres, als ihren Briefstil. Oft sind in einem bogenlangen Briefe nur zwei Zeilen dem eigentlichen Gegenstande desselben gewidmet.

In Europa wünscht man seinen Freunden Glück zu Allem, was ihnen Angenehmes begegnen mag; nicht so in Persien; man würde glauben, den Freund dadurch ins Unglück zu bringen. Sieht man eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme, so muß man sich hüten, dessen Schönheit zu rühmen **), und lacht das Glück einem Freunde, so muß man thun, als bemerke man es nicht. Wir würden nicht fertig werden, alle die Verwahrungsmittel herzuzählen, welche ihre Charlatans in Umlauf gebracht haben, um sich gegen das zu schützen, was man in Persien

*) Sie fragen oft nach Neuigkeiten über das Befinden des Gehirnes.

**) Derselbe Aberglaube herrscht auch mit einigen Modificationen unter dem Landvolk einiger Gegenden Deutschlands, z. B. Thüringens. A. d. U.

Nazar (das cattivo occhio der Italiener) nennt. Wenn sich eine Frau öffentlich gezeigt hat, so versäumt sie niemals bei der Nachhausekunft sich mit Wasser und Räucherungen zu reinigen, um allen Hexereien, welche man vielleicht gegen sie angewandt hätte, zuvorzukommen. Eine andre steckt mitten unter das Geschmeide, welches ihren Kopfputz ziert, irgend einen auffallenden Gegenstand, um die Aufmerksamkeit derer von sich abzuleiten, die sie etwa beneiden möchten. Aus demselben Grunde hängen die Araber ihren Cameelen einen zerrissenen Schuh (den s. g. Schuh Hassans) um den Hals, und die Levantiner an das Hintertheil ihrer Schiffe einen Rosenkranz, in der Meinung, daß dieser Schutz gegen den Sturm gewähre.

Die Gastfreundschaft ist bekanntlich den Muselmännern die heiligste Tugend; der Städter übt sie, wie der Nomade. Kommt ein Fremder zur Essenszeit zu dem angesehensten Manne, den er noch nie gekannt hat, so bittet ihn dieser mit folgenden Worten, die wahrlich dem gebildetsten Volke nicht übel stehen würden, zu Gaste: „Im Namen Gottes, des gnädigen und erbarmenden, nimm Platz unter uns.“ Fleht ein Dürftiger einen Mächtigen um Hülfe an, so wird er sicher erhört. — So wahr es ist, daß es in despotischen Staaten keine Ehre giebt, so wenig ist auch das Duell bei den Muselmännern bekannt. Hat Jemand in einem Streite, oder sonst, einen andern erschlagen, so tragen dessen Verwandten oder Frauen auf Auslieferung des Mörders an. Sie können nach dem Gesetz mit ihm verfahren, wie sie wollen; ihn als Sclaven verkaufen oder

tödten, oder für Geld freisprechen. Doch selten geben sie einem andern Gefühl, als dem der Rache Gehör. Gewöhnlich treten Greise als Vermittler dazwischen, und kommt der Vergleich zu Stande, so schwören beide Parteien, das Vergangne zu vergessen. Doch nach einigen Jahren und zuweilen erst nach einem halben Jahrhundert steht noch ein Rächer, oder vielmehr ein Meineidiger auf, und die Gesetze verhängen über einen solchen keine Strafe; selbst die öffentliche Meinung verdammt solche, aller bürgerlichen Ordnung zuwiderlaufende Repressalien nicht, sondern erträgt, billigt oder entschuldigt sie wenigstens.

So sehr der Islamismus den ihn bekennenden Völkern in ihrer Fortbildung hinderlich ist, weil er ihren natürlichen Hang zur Trägheit noch mehr begünstigt, so hat er doch einen wohlthätigen Einfluß auf sie, daß er sie nämlich mit einem gerechten Abscheu vor dem Selbstmorde erfüllt, indem er ihnen unbedingte Ergebung in den Willen Gottes vorschreibt*). Auch quält sie die Leidenschaft zum Spiel nicht. Denn wenn gleich ihr lebhafter Charac-

*) Den Grund dieser Erscheinung möchten wir eher darin suchen, daß in jenen Ländern, wo alle bis auf Einen Sclaven sind, wo keine Ehre und keine Schande existirt, und alle Wege, das Leben zu fristen, gleich gut sind, für niemand eher ein zureichender Grund sein Leben zu beschließen vorhanden ist, als bis der natürliche Tod demselben ein Ende macht. Denn giebt uns nicht unsre Religion dieselbe Vorschrift?

A. d. U.

ter, verbunden mit der ihnen angebornen Habgier, sich recht gut eignet, sie anzuregen, auf allerlei krummen Wegen Gewinn zu suchen, so verbietet ihnen doch ihre Religion das Spiel, und dieses Verbot wird durch die Art ihrer Regierung unterstützt. Jeder muß darnach trachten, das Aeußere des Elends, oder wenigstens des Mittelstandes anzunehmen; man fürchtet, sich einer Beschäftigung zu ergeben, welche Vermögen voraussetzt, und wenigstens die ausgesetzten Summen gefährden würde. Man entschädigt sich für das Spiel dadurch, daß man Rednern aus dem Stegereife und Possenreißern zuhört. Die erstern befleißigen sich zierlich zu reden, und moralische Sentenzen in Prosa und Versen in ihren Vortrag einzuweben. Die letztern, die den Großen ausschließlich dienen, suchen durch spaßhafte Anecdoten, sinnreiche Einfälle, oder Satiren auf irgend einen Feind ihres Herrn, dessen Lachen zu erregen. Bald ahmen sie in Stimme, Bewegung und Gang den Menschen, den sie lächerlich machen wollen, so täuschend nach, daß man ihn selbst vor sich zu haben glaubt; bald nehmen sie einen sonderbaren, dem Ohre unangenehmen Accent an, und tragen mit der ernsthaftesten Miene Schwänke vor, die mehr oder weniger witzig und treffend, aber nur zu oft ohne allen Sinn, Anstand und Geschmack sind. Diese Lustigmacher stehen ohne Zweifel auf einer niedrigern Stufe, als die ehemaligen Hofnarren der Europäischen Fürsten, und geben eines von den vielen Beispielen ab, worin die heutigen Morgenländer mit den ehemaligen Europäern übereinstimmen.

Die Türkischen Sitten verglichen mit den Persischen. Ueber die Art im Orient zu reisen. Christliche Missionärs.

Im höchsten Grade fanatisch, üben die Türken Gastfreundschaft und Freigebigkeit nur aus Prahlerei; während sie nur aus Gewohnheit sich mit Ernst und Würde benehmen, kann man ihnen Hochmuth, Eitelkeit und Ehrsucht mit Recht vorwerfen; ohne Kaufmannsgeist zu besitzen, sind sie doch geldgierig; die Redlichkeit, welche man an ihnen rühmt, entspringt aus dem Bewusstsein ihres vermeintlichen Uebergewichts, und die Freigebigkeit, auf die sie so stolz sind, hat den Hochmuth zum Vater. Doch sind sie beharrlich und tapfer und wahrer Großmuth fähig.

Ueber die Perser hat sich ein durch mannichfaltige und umfassende Kenntnisse ausgezeichneter Reisender (Otter) folgendermaßen ausgelassen: „Sie sind sehr aufgeweckten Geistes, treiben Wissenschaften, Künste und überhaupt Alles, worauf sie sich legen, mit Glück; sind gesellig und gegen Fremde höflich, und lieben den Wein, die Gelage und den Luxus, in welchem es kein Volk ihnen gleich thut. Sie haben gute Sachkenntnisse und sind schwer zu betrügen; daher sind die Juden, welche in der Türkei Reichthümer aufhäufen, in Persien sehr arm.“ Zu dieser schon etwas alten Schilderung, die aber noch ganz treffend ist, fügen wir noch hinzu, daß sie sehr abergläubig sind, und die äußern religiösen Gebräuche mit Aengstlichkeit befolgen. Haben sie nach der Abwaschung einen Christen,

oder während des Gebets einen Stoff von Gold oder Seide berührt, so wiederholen sie beides. Doch ihre Religion besteht nur in der Form: sie ergeben sich der Trunkenheit und den andern Lastern, die der Koran verbietet, bis in ihr funfzigstes Lebensjahr, wo sie dann Buße (tubeh) thun. Doch weigern sie sich gar nicht, den Ungläubigen Beweise ihrer Achtung, und selbst den Selam (Gruß) zu geben, während die Türken bei den Besuchen der vornehmsten Europäer fast nie aufstehen, um sie zu begrüßen. Die Perser lassen sich gern in Untersuchungen über ihre Glaubensartikel ein, und dieser Stoff wird ihnen eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung; die Türken vermeiden es wie die schwerste Sünde, über Glaubenssachen zu disputiren. Erstere sprechen endlich nie ein Wort, das für die Christen beleidigend wäre, indeß letztere es darauf anlegen, ihre Gespräche mit Schmähungen gegen dieselben anzufüllen.

Obgleich beide, Türken und Perser, an Prädestination glauben, so handeln diese doch nicht so consequent im Sinne dieses Dogma, als jene, und bleiben daher nicht in derselben Gefühllosigkeit und Unthätigkeit. Die Perser halten es nicht für ganz unmöglich, die Schläge des Schicksals abzuwenden, und diese Idee setzt ihre ganze Spannkraft in Thätigkeit. Obgleich Wahrsagerei, Zauberei und Magie ausdrücklich und streng durch den Koran untersagt sind, so ist doch die Kunst, in der Zukunft zu lesen, bei den Persern sehr geachtet. Der König, die Prinzen und die Personen ersten Ranges haben immer Sterndeuter um sich, und glauben steif und fest, daß Gottes Wille

sich oft durch sichtbare und untrügliche Zeichen offenbare. In der Türkei geht man in diesen Dingen nicht so weit. — Der Nationalstolz ist in beiden Völkern gleich rege; ein Türke wird stets von der Erhabenheit, Macht und Pracht der hohen Pforte reden; er wird nicht ermangeln zu sagen, daß der Himmel nur gerecht gehandelt habe, als er er den Türken die schönste Stelle auf der Erde zur Wohnung gab. Der Perser wird die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gärten von Schiraz, die köstlichen Früchte von Yezd und die Denkmäler Ispahans, welches er noch immer Nussfi-djehan (Hälfte des Weltalls) nennt, in den Himmel erheben.

Obgleich die Türken gebieterisch und auf ihre Macht eifersüchtig sind, so scheinen sie doch ewig in einer Art Abhängigkeit und, so zu sagen, unter der Vormundschaft andrer Völker bleiben zu wollen. Sie geben zu, daß Ausländern nicht allein die Verwaltung der Staatsgelder, sondern auch die ersten Würden und Stellen anvertraut werden. Die meisten Paschas sind in der That keine geborne Türken, sondern Mammelucken, die in Anapa oder einem andern Hafen des schwarzen Meeres verkauft worden sind, oder Sclaven, die sich in die Gunst ihrer Herren eingeschlichen haben, und durch deren Einfluß zu den wichtichsten Staatsämtern gelangt sind. Dergleichen Emporkömmlinge waren die vorigen Paschas von Aleppo, Bagdad, Damas, Missa, Morea ꝛc. Desto eifriger nehmen sich die Perser der Staatsdienste in ihrem Lande an. Nur ausnahmsweise erhält jetzt ein Fremder in Persien ein wichtiges Amt;

die Stelle des Vezirs, das Commando des Heeres, die Statthalterschaften der Provinzen, die Verwaltung der Rechtspflege und der Finanzen, werden immer nur Inländern anvertraut. Doch giebt es in Persien privilegirte Wesen, welche, obgleich von fremder Herkunft, doch oft einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten erhalten; nämlich die jungen Mädchen, die man aus Georgien, Circassien und Mingrelien kommen läßt. Da sie schöner als die Perserinnen sind, so erregen sie eine weit heftigere Liebe, und sind um so gesuchter, da man durch eine Verbindung mit ihnen auch schöne Kinder zu bekommen hofft. So werden diese Christen-Jungfrauen, als Opfer habsüchtiger Speculanten, aus den Armen ihrer trostlosen Mütter gerissen, und von den Ufern des schwarzen Meeres an die des caspischen geschleppt. In dem Zustand der größten Ermattung, und mit groben Kleidern, die sie kaum gegen rauhe Witterung schützen, bedeckt*), kommen sie nach Persien, und finden dort, statt der unfruchtbaren Berge ihres Vaterlandes, lachende, fruchtbare Gärten, und statt ihrer wilden Landsleute, ein freundliches, wollüstiges und verfeinertes Volk. Haben sie das Glück, sich die Gunst ihrer neuen Herren zu erwerben, so erlangen sie gewöhnlich eine große Herrschaft über dieselben. Auch bei Hofe haben einige derselben einen fast unumschränkten Einfluß gewonnen, und da

*) Auf meinen Reisen begegnete ich einst vier Georgierinnen, die von allen Bequemlichkeiten so entblößt waren, daß, wenn sie schlafen wollten, eine von ihnen den drei andern als Kissen dienen mußte.

wo sie, so zu sagen, in Ketten und Banden hinkamen, erhalten sie oft selbst von denen Huldigungen, welche sie als niedrige Sclavinnen verkauften.

Die Türken haben ganz andre Begriffe von Frauenschönheit, als wir: mehr durch heftige als sanfte Gefühle bestimmt, ziehen sie eine stämmige Gestalt einer zierlichen bei weitem vor. Dagegen lieben die Perser weit mehr die schlanken Gestalten, und vergleichen ihre Schönen mit Cypressen. Die Frauen wenden verschiedene Künste der Coketterie an, um die Herzen der Männer zu fangen. Sie streuen sich gepülvertes Spießglas in die Augen, was denselben ein schmachtendes Ansehen giebt, ohne sie matt zu machen. Auch nehmen sie ihre Zuflucht zur Kunst, um sich stark markirte, schwarze Augenbraunen, die sich vorne schließen, und die für eine große Schönheit gehalten werden, zu verschaffen. Endlich malen sie sich nach dem Bade die Nägel gelb oder roth, ein Schönheitsmittel, welches alle Welt anwendet, und ohne welches es selbst unschicklich wäre, sich sehen zu lassen*).

Die Türkischen Damen pflegen sich mit Kleidungsstücken zu überladen, dagegen Perserinnen ihren Putz im Innern des Harem vernachläßigen; dort tragen sie gewöhnlich ein flornes Hemde, einen seidnen Unterrock und

*) Die Nomadenfrauen sind in mehrern Theilen der Türkei gewohnt sich auf verschiedene Theile des Körpers unauslöschliche Figuren einzubeitzen, und in Lippen und Nase Ringe zu tragen. In Persien sah ich nichts Aehnliches.

unmäßig weite Strümpfe. Im Winter gebrauchen sie wattirte Zeuge und Schawls. Außer dem Hause sind sie bekanntlich vom Kopf bis zum Fuße verschleiert.

Glück und Ruhe sind bei beiden Völkern gleichbedeutend, und Vergnügen ist für sie Abwesenheit des Schmerzes. Leichtsinnig und verschwenderisch, bekümmern sie sich wenig um ihre eigne Zukunft, und noch weniger um die andrer Leute. Der Ackersmann säet nicht mehr, als er auf ein Jahr für seine Familie braucht, und der Städter baut seine Wohnung nur auf kurze Zeit. Da sie den Besitz nur des Genusses wegen wünschen, so sucht Jedermann in seinem Geschäft bloß seinen persönlichen, unmittelbaren und baldigen Vortheil, und daher legt sich Niemand auf rein speculative Kenntnisse. Leben oder nicht leben gilt ihnen ziemlich gleich, und der Tod ist bei ihnen weniger gefürchtet, als bei uns die Ehrlosigkeit. Da keine Schande mit der Züchtigung verknüpft ist, so fürchtet man von derselben nichts, als deren Härte und Dauer. Daher sind die Strafen immer grausam. Der Monarch betrachtet seine Unterthanen als Sclaven, und deren Eigenthum als dem seinigen abgehend; er kann sie daher, sobald es ihm beliebt, desselben berauben, und so entsteht jene allgemeine Apathie im Volke, die allen Geisteskräften Abbruch thut. Willig beugt dasselbe seinen Nacken unter das Joch, denn es glaubt, daß der höchste Maßstab des Gesetzes der Wille des Herrschers sei, und hält es selbst für unrecht, sich demselben zu entziehen. Sie streiten aus Gehorsam, oder um einen andern Herrn zu erhalten, aber nicht für Freiheit,

ein Wort, was in ihrer Sprache nicht vorkommt. Ohne Schaam schmeicheln sie dem Mächtigen, und handeln oft im Sinne des im Morgenlande allgemein angenommenen Grundsatzes: „Küsse die Hand, welche du nicht abhauen kannst." Recht, ohne Macht es durchzuführen, ist ihnen ein leerer Schall, und da der Erfolg jedes Unternehmen rechtfertigt, so sind ihnen alle Mittel zum Zwecke gleich gut. Treulosigkeit, Verrätherei, Meineid, sind in ihren Augen nicht strafbar; ja ich habe selbst gehört, daß sie sich damit brüsteten, Meuchelmörder gegen einen feindlichen General*) gedungen zu haben. Der Grundsatz, von dem sie ausgehen, ist: Man muß alles durchsetzen. In drohenden Gefahren halten sie es für ganz erlaubt, die Religion zu verbergen, ja ausdrücklich abzuleugnen. Diese verkehrte Moral ist den Persern von Alters her eigen. Schon Alexander warf dem Darius den Mord seines Vaters vor, und auch die jetzigen Beherrscher sollen nicht erröthen, die Aufsicht über den Giftschrank einer der angesehensten Personen ihres Hofes anzuvertrauen. —

Wer im Morgenlande reisen will, muß sich vor Allem mit Geduld waffnen, denn die größten Summen und die nützlichsten Kenntnisse würden unzulänglich seyn, wenn man sich nicht ganz in die Landesgebräuche schicken lernte, oder

---

*) Nämlich gegen den Fürsten Tzizianow, einen ausgezeichneten Russischen General, welcher unter den Mauern von Bakou, als er einen Vertrag abschließen wollte, meuchlings getödtet wurde.

man würde wenigstens das Ziel seiner Reise nur mit der größten Schwierigkeit erreichen. Man muß sich bei jedem Schritt auf unerwartete, und anscheinend unübersteigliche Hindernisse gefaßt machen, und eben so wenig einen anmaßenden Ton, der in der Lage des Reisenden schlecht begründet seyn würde, annehmen, als eine Sanftmuth affectiren, welche für Zaghaftigkeit ausgelegt werden könnte. Nie darf sich der Reisende durch abschlägliche Antworten abschrecken (da die Orientalen gern mit sich unterhandeln lassen), oder durch Versprechungen, die fast immer trügerisch sind, blenden lassen. Was das Reisegeräthe anbetrifft, so hat ein großes Gepäcke den doppelten Nachtheil, daß es schwer fortzuschaffen ist, und die Habgier der Straßenräuber und zum Theil auch der Städter reizt. Daher muß der Reisende bei der Wahl seiner Geräthschaften eher darauf denken, was er entbehren, als was ihm bequem seyn könne.

Befolgt er diese Vorschriften, so darf er hoffen, im Morgenlande, und besonders in Kleinasien, mit einiger Sicherheit zu reisen. Annehmlichkeiten warten seiner freilich nicht; die Wege von einer Stadt zur andern, und selbst der von Constantinopel nach Ispahan, sind eng und mit Wagen nicht zu befahren. Trifft man auch zuweilen auf einen Brunnen, eine Tränke oder ein Caravanserai, so verdankt man diese doch nicht der Sorgfalt der Regierung, sondern der Barmherzigkeit einiger Privatleute, und auch diese Anstalten gerathen mehr und mehr in Verfall. Man reist fast immer zu Pferde; Kaufmannsgüter und Gepäck werden Cameelen aufgeladen, und die Sänftenwagen, die

eben so unbequem als gefährlich sind, überläßt man den Kranken und Frauenzimmern. In der Türkei kann man Post oder Miethpferde bekommen, doch in Persien muß man sich seiner eignen bedienen. Da aber die Gerste, die dort das gewöhnliche Futter ist, an vielen Orten sehr selten ist, so ist es rathsam, immer einen Vorrath davon bei sich zu führen. In der Türkei kann man mit einem Tartaren accordiren, welcher unterwegs für alle Bedürfnisse sorgt. Man muß sich aber vorsehen, ihn nicht die ganze Summe voraus zu bezahlen; auch dieß findet in Persien nicht Statt.

Die beste Art zu reisen, ist, sich an eine Caravane anzuschließen. Da findet man Leute von jedem Alter und Stande vereinigt. Die Weiber und Kinder sind auf Cameele gepackt; die Kaufleute reiten immer neben ihren Gütern her; Fakirs, Derwische und andre Reisende gehen zu Fuß, und oft folgen der Caravane große Viehheerden. Hat man den zum Nachtlager bestimmten Platz erreicht, so zerstreuen sich die Reisenden, um Wasser, Holz, Futter ꝛc., herbei zu tragen. Die Vornehmen ruhen sich, bis ihr Gepäcke abgeladen und ihre Zelte aufgeschlagen sind, außerhalb des Lagers auf Teppichen aus. Nach dem Abendessen überläßt man sich dem Schlafe, ohne Wachen auszustellen oder irgend eine Vorsichtsmaßregel gegen nächtliche Ueberfälle zu ergreifen; daher die Reisenden oft durch eine wirkliche oder eingebildete Gefahr aus dem Schlafe geschreckt werden. Dann herrscht die größte Verwirrung im Lager; jeder greift zu den Waffen, und in der Dunkelheit fallen die zur Caravane gehörigen Leute oft über einander

her. — Gewöhnlich legen die Perser fünf bis sechs Parasangen in einem Tage zurück, da die Führer sich nicht leicht entschließen würden, größere Tagereisen zu machen. Man findet freilich Caravanserais, wo man die Nacht zubringen darf, doch sind diese Gebäude so verunreinigt, daß es sehr rathsam ist, sie zu meiden, und lieber in einem Zelte, oder selbst unter freiem Himmel zu übernachten. — Den Caravanen folgen gewöhnlich Bettler, die von Almosen leben, und selten Noth leiden. In diese Classe gehören auch die Europäischen Geistlichen, welche den Orient in der Absicht durchwandern, den christlichen Glauben auszubreiten, und keine andre Nahrungsquelle, als die öffentliche Barmherzigkeit haben. Ihre persönliche Sicherheit beruht auf der allgemeinen Liebe, die sie sich durch treue Erfüllung der evangelischen Moral erwerben. Sie sind der Orientalischen Sprachen sehr mächtig, und dringen so bis zu den wildesten Völkerschaften; überall trösten sie die Unglücklichen, heilen die Kranken, und stehen Schwachen und Mächtigen mit ihrem Rathe bei. Wenn sie, aller ihrer Anstrengungen ungeachtet, wenig Proselyten machen, so verschaffen sie doch dem Christenthum viele Freunde. Sie werden von Persern und selbst von Türken oft zu Schiedsrichtern in Streitigkeiten erwählt, und den Derwischen ganz gleich geachtet. Auch sind sie klug genug, sich nie in die öffentlichen Angelegenheiten zu mengen, und sich nirgends in die Gunst der Großen einzuschleichen; sie verlangen nur Brod, und dieses schlägt man ihnen nie ab.

Beschreibung der Stadt Teheran und deren Umgegend. Reise nach dem Lager bei Sultanieh.

Während meines Aufenthalts zu Teheran wohnte ich fortwährend in meinem Absteigequartiere, dem Palaste des Mirza-Riza-Culy. Ich erhielt beständig Besuche von Persischen und Armenischen Herren, welche theils die Neugierde, theils das Bestreben, dem Schach zu gefallen, zu mir führte. Die Minister gaben vor der herannahenden Abreise des Hofes glänzende Feste, die wegen der drückenden Hitze allemal Nachts vor sich gingen, und in Conzerten, Declamationen ꝛc., auf Terrassen oder in offnen Sälen, welche die Aussicht auf illuminirte Gärten *) gewährten, bestanden.

Die Stadt Teheran liegt am Fuße der Bergkette Elbours, 10 Stunden vom Berge Demavend, und 25 bis 30 Stunden vom Caspischen Meere entfernt. Der Wunsch, sich der Mitte Persiens zu nähern, ohne sich zu weit von der Provinz Mazenderan, deren Einwohner der jetzigen Herrscherfamilie sehr ergeben sind, zu entfernen, bestimmte im J. 1794 den Khan Mehemed, seine Residenz hier aufzuschlagen, obgleich die Luft im Sommer sehr ungesund ist, und der Aufenthalt in Ispahan unstreitig angenehmer

*) Noch jetzt, wie zu Chardins Zeiten, sind die Perser Meister in Feuerwerken und Illuminationen. Unglaublich viel mit Federn an leichte Gerüste befestigte Lampen bilden dabei Guirlanden und andre Verzierungen.

ist. Es ist dieß nicht das erstemal, daß aus politischen Gründen der Sitz der Regierung verändert wurde. Susa, Persepolis, Ecbatana und Gaza führten in alten Zeiten, und Rai, Cazbin, Sultanieh und Tauris in neuern Zeiten eine nach der andern den Namen der Hauptstadt Persiens. — Die Festungswerke Teherans erheben sich nicht über das Mittelmäßige, auch sieht man hier keine Gebäude, die (der Sage nach) denen in Ispahan gleich kommen. Der Palast nimmt mit seinen Gärten einen beträchtlichen Raum ein, aber die Häuser der Großen sind sehr unscheinbar, weil die Perser lieber das Innere, als das Aeußere ihrer Wohnungen herausputzen. Moscheen, Märkte und Wirthshäuser sind noch in ihrem alten Zustande; doch ist zu vermuthen, daß die Stadt, welche bei meiner Anwesenheit nicht in den blühendsten Umständen war, und nicht über 30,000 Einwohner zählte, sich durch die Anwesenheit des Hofes sehr heben wird. Feth Ali Chah ging mit dem Plane um, den Fluß Keretch dahin zu leiten, welcher zwei Parasangen westlich vorbei fließt, und von welchem hemittelte Personen ihr Wasser holen ließen, da dasjenige, welches man aus den schlecht unterhaltenen Canälen erhält, von der übelsten Beschaffenheit ist. — Der Boden ist in der Umgegend nach Westen und Osten hin steinig und unfruchtbar. Nach Norden zu wird er durch die Quellen, welche sich von dem Gebirge herab ergießen, zum Anbau geeignet gemacht. Auf einem jener Berge erhebt sich das schöne Schloß Cassri-Cadjar (der Palast der Cadjaren), welches von Backsteinen erbaut, und mit einem grosen Park umgeben ist. Mitten durch dasselbe rauscht ein

Gießbach, der in mehrere Wasserbecken und Springbrunnen gefaßt ist, und sich dann in die Ebne ergießt. Die Zimmer dieses Schlosses sind prächtig, und vorzüglich wegen ausgezeichnet zierlich und leicht gemalter Arabesken sehenswerth. Dort brachte der König die drei ersten Monate dieses Jahres zu (April, Mai und Juni 1806)*).

Die Zeit, wo der Schach gewöhnlich Heerschau hält, war nun herangekommen, und sobald die Sterndeuter die Abreise festgesetzt hatten, erhielt Alles, was zum Hofstaat gehörte, Befehl, sich reisefertig zu halten. Die ersten, welche abreisten, waren zwanzig Frauen des Königs, nebst den zu ihrer Bedienung gehörigen Sclavinnen und Verschnittenen. Vor ihnen her gingen beständig reitende Boten, durch welche die Bekanntmachung erging, daß sich jeder Muselmann oder Ungläubige wenigstens eine halbe Stunde weit von dem Wege, den sie einschlugen, entfernen solle. Zwei Tage darauf brachen die Kaufleute, Handwerker, Künstler und andre Personen auf, die sich auf der Liste des Darogha (Polizeipräfecten) befanden, und deren Bestimmung war, im Lager ihre verschiednen Professionen auszuüben; sie bildeten eine ganze Caravane, denn jeder hatte sein Zelt, seine Teppiche und andre Geräthschaften mit, welche auf Pferden, Cameelen, Maulthieren und Eseln fortgeschafft wurden. In diesem bunten Gemisch aller

*) Seit der Reform, die im 12. Jahrhundert mit dem Persischen Kalender vorgenommen wurde, fängt das Jahr mit der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche an.

Stände sah man Frauen in Körben sitzen, die auf beiden Seiten der Cameele hingen; andre saßen wie die Männer zu Pferde, waren aber mit langen weißen Schleiern bedeckt, so daß sie von weitem Gespenstern glichen. Endlich befanden sich in dem Zuge die königlichen Pferde, einige Elephanten, und eine unglaubliche Menge Lastthiere, welche mit den Stangen, dem Seilwerk und den Tüchern zu den königlichen Zelten, beladen waren.

Feth Ali Chah verließ Teheran den 24. Juni in Gesellschaft von fünf seiner Söhne, einigen Ministern und einem beträchtlichen Corps Reiterei. Er bestieg ein reich geschmücktes Pferd, das alle in Persien für glücklich gehaltene Zeichen an sich hatte. Zwölf Officiere zu Fuß umgaben ihn, und vor ihm ging eine Anzahl Sclaven mit Kohlpfannen voll harziger Holzarten, welche während der Nacht angezündet wurden. Die erste Tagereise war bis Ali-Chah-Abbas, fünf Parasangen von Teheran; dort blieb man zwei Tage, um dem Vortrab Zeit zu lassen, im Lager anzukommen, und am 5. Juli kam der Zug an das Ziel seiner Reise.

Da ich die Reise mit dem Hofe machen sollte, und die ungesunde Luft mir einige Fieberanfälle zugezogen hatte, so schickte mir der König einen Takht-revan (wörtlich: wandelnden Sitz), eine Art Sänfte, die von zwei Maulthieren getragen wird. Die Heftigkeit des Uebels zwang mich, in Ali-Chah-Abbas liegen zu bleiben. Dort besuchte mich der berühmteste Arzt Persiens, und zugleich der erste Leibarzt des Schachs, Mirza Ahmed, mit einem

andern Doctor, Namens Chefy, der mich schon in der Eigenschaft als Arzt des königlichen Harems zu Teheran behandelt hatte. Sie ließen sich mit wichtiger Miene nieder, ersterer faßte meine linke Hand, und da er meinen Puls sehr unruhig fand, so schien er einige Minuten lang dem Gegenstand eine reifliche Ueberlegung zu widmen. Ohne eine einzige Frage an mich gerichtet zu haben, schrib er nun ein langes Recept, wandte sich dann an seinen Amtsbruder und sprach: „Mirza, ich weiß nun woran ich bin; es ist ein Fieber, das nicht aussetzt, die Haut ist trocken, der Puls voll und schnell. Die Mittel liegen auf der Hand; kühlende Sämereien und Säuern werden gute Dienste thun; auch muß der Kranke strenge Diät halten, und sich vorzüglich des Brodes enthalten. Er darf an Getränk nichts zu sich nehmen, als Sauerhonig, Granaten- und Citronensaft; an Speisen: Reiß mit Butter geschmelzt, bittre Kräuter, rohe Gurken und frische Früchte. Dann muß er sich sorgfältig hüten, nach dem Essen zu schlafen, und bald wird er mit Gottes und dieses Recepts Hülfe wieder frisch und gesund seyn. Sollten die Paroxysmen häufiger werden, so wollen wir Aderlaß verordnen." Nachdem ich dieses sonderbare Recept aufmerksam mit angehört hatte, erlaubte ich mir, dem Arzte einige Einwendungen dagegen zu machen; doch dieser schien nicht wenig erstaunt, daß Jemand es wagen könne, seine ausgebreiteten Kenntnisse in Zweifel zu ziehen, und erwiderte mir mit verächtlicher Miene: „Wißt ihr, daß ihr mit einem Manne redet, der allgemein als der Hippocrates Persiens betrachtet wird? Mit einem Manne, der über die Gesundheit des

Nachfolgers der Khoesroës wacht; der dessen unbeschränktestes Zutrauen genießt, und gründliche Kenntniß von der medicinischen Astrologie besitzt? Glaubt mir doch, daß ich die Natur eurer Krankheit durchaus kenne; aber sie kann nur durch entgegenwirkende Mittel gehoben werden. Weil ihr über unmäßige Hitze klagt, so liegt es ja am Tage, daß man euch erfrischen muß. Die Heftigkeit des Uebels ist sogar ein gutes Zeichen. Vertraut Euch blindlings meinen Einsichten und meiner Erfahrung an; thut was ich Euch vorschreiben werde, und seid versichert, daß wir auf die Erhaltung eures Lebens großen Werth legen.

Er verließ mich nun, und sein Recept blieb in den Händen des alten Chefy. Dieser, ein fast hundertjähriger Greis, schien nicht so lächerlich von seinen Kenntnissen eingenommen, als der Leibarzt. Seine Methode war echt Galenisch; er kannte das System des Blutumlaufs, und war mit dem Gebrauch der Fieberrinde und des Brechmittels nicht ganz unbekannt; doch schienen ihm diese Heilmittel, so wie die Einimpfung der Pocken, gefährliche Neuerungen. Er hatte viel mehr Glauben an Gebete, Amulette und Talismane. „Bittet Ali um Beistand, sprach er oft zu mir; was kann es schaden? Obgleich ihr nicht das Glück habt, als Muselmann geboren zu seyn, so wird euch dieser heilige Prophet doch als einen Proselyten betrachten. Versäumt nicht, euch die Gunst eines so mächtigen Schutzherrn zu erwerben. Folgt dem Beispiel der Landleute, die das Erbarmen des Schachs erflehen wollen, aber fürchten, daß sie den Glanz seines

Thrones nicht ertragen möchten, und sich deßhalb an den Vizir, den Tröster der Wittwen und Waisen wenden; so ist auch Ali der Vizir Gottes, und wird sich für euch verwenden." Chefy wachte mit der größten Sorgfalt über meine Gesundheit, und stattete dem Hof täglich von meinem Befinden Bericht ab. Der Beweggrund seines Benehmens war aber kein andrer, als daß ihm im Falle meiner Genesung eine starke Belohnung vom König versprochen war; starb ich aber, so stand sein Kopf nicht fest. Jedesmal bei Tagesanbruch weckte er mich auf, blos um sich zu erkundigen, wie ich mich befände. Glaubte er Anzeigen der Besserung zu entdecken, so erheiterte sich seine Stirn, und er erblaßte, wenn er solche zu sehen glaubte, die vom Gegentheile zeugten. Mein Uebelbefinden schien auf ihn überzugehen, und ich mußte den Tröster abgeben. Indessen wurde seine Unruhe durch folgenden traurigen Vorfall sehr gerechtfertigt.

Hr. Romieux, dessen wir schon gedacht haben, war nach Teheran gekommen, nachdem er den Verfolgungen der Araber in der Wüste Orfa glücklich entgangen war. Feth Ali Chah hatte ihn eben so ehrenvoll als mich aufgenommen; doch kurze Zeit nach seiner Ankunft am Persischen Hofe starb er plötzlich eines gewaltsamen Todes *).

---

*) Einen Vertrauten, der ihn begleitet hatte, ging es nicht besser; dieser starb bei seiner Ankunft in Bagdad. Hr. Outrey, mein Schwager, der jetzt in letztrer Stadt Viceconsul ist, und Hrn. Romieux schon einmal das Leben gerettet hatte, wurde gleichfalls krank, und nur die Stärke seines Temperaments rettete ihn vom Tode.

Die Tapferkeit erwirbt sich überall Achtung und Bewunderung; auch die Perser blieben beim Anblick des mit ehrenvollen Wunden bedeckten Körpers eines Französischen Kriegers nicht ungerührt. Sie errichteten ihm, obgleich er ein Ungläubiger war, ein überwölbtes Grabmal.

Chesy, der diese Umstände wohl kannte, fürchtete, daß ein geheimer Feind mir Gift habe beybringen lassen. Doch, Gottlob! es fing an, durch die strenge Diät, die ich hielt, und die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Doctor selbst über die Zubereitung der Arzneimittel wachte, sich mit mir zu bessern. Inzwischen kam auch Hr. Dupré, der Sohn des Französischen Consuls zu Trapezunt in Persien an. Die Nachricht vom Frieden zu Presburg, und die Sorgfalt, die mein Landsmann an mich verschwendete, trugen auch nicht wenig zu meiner Genesung bei, und ich sah mich bald im Stande, meine Reise fortzusetzen. Da die niedrigen Landstriche im Ganzen sandig und voll Geschmeiß sind, und die Luft dort dick und ungesund ist, so mußten wir immer auf Anhöhen, und wo es sich thun ließ, in Obstgärten Halt machen, wohin dann reines fließendes Wasser geleitet wurde. Wir kamen auch den 5. Juli im Lager an.

Das Lager zu Sultanieh. Jagdpartie. Abschiedsaudienz. Rückreise nach Erze-Roum.

Die Ebne von Sultanieh ist ein Oval von 8 bis 9 Stunden Länge in der Richtung von Ost nach West; kahle, unfruchtbare Hügel umgeben sie rings, und von diesen laufen viele Bäche herab, welche den weitläuftigen Wiesen das nöthige Wasser gewähren, um sie zu Weideplätzen zu machen. Das Lager war fast kreisförmig gestaltet; die königlichen Zelte, deren Eingang nach Mecca gerichtet war, befanden sich im Centrum. Das Hauptzelt, welches zum Audienzsaal diente, wurde von 9 Stangen, jede 25—30 Fuß hoch, getragen, an deren oberem Ende sich kupferne, vergoldete Kugeln befanden, und die gegen zehn Schritt von einander entfernt waren. Die Wände desselben bestanden aus seidnen, mit Goldstickerei versehenen Stoffen, und der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt. Das Hauptzelt ist, wie die übrigen königlichen Zelte, dreifach umstellt. Das äußere Gehäge besteht aus groben leinenen Tüchern, die an Pfählen und Schnuren befestigt sind; das zweite aus dicht gewebtem Taffet, und dieses kann, wie ein Vorhang, aufgezogen werden; das dritte aus einem Netz von seidnen Bändern und Schleifen, die verschiedne Figuren bilden. Bei Tagesanbruch öffnet man die Seite des Zeltes, von welcher der Wind herkommt. Niemand kann ohne Erlaubniß des Herrschers in diese Art von Heiligthum eindringen; die Minister erwarten am Eingang stehend dessen Befehle, und eine zahlreiche Garde bewacht

unausgesetzt alle Zugänge. Die Stunde des Morgengrusses wird mit Trompeten und Pauken verkündet, und alle Großen des Hofs eilen sich an ihren Platz zu begeben. Harte Strafe würde denjenigen treffen, der seinen Verbindlichkeiten in diesem Stücke nicht nachkäme; ja, eine gültige Entschuldigung würde kaum angenommen werden.

Die Zelte des Harem sind unsern des Divankhanch (Hauptzeltes) und sollen dasselbe bei weitem an Pracht übertreffen. Die Bewachung derselben ist einer gewissen Anzahl Verschnittener anvertraut, deren Wachsamkeit hierin weit strenger ist als in der Türkei. Wie schwer hält es daher, daß ein Fremder Kenntniß von dem erlangt, was sich zwischen diesen Wänden zuträgt. Daher muß ich mich darauf beschränken, einige Umstände, die mir ein angesehner Mann zu Sultanieh mittheilte, für deren Untrüglichkeit ich aber nicht stehen kann, hier nachzuerzählen: „Feth-Aly-Schah, sagt mein Gewährsmann, versammelt unter diesen Zelten eine Menge junger Schönen. Einige derselben, die in Penjab gekauft sind, verstehen die Kunst, mit Hülfe der Gedichte Hafez's, in der Zukunft zu lesen; andre, gebohrne Schirazerinnen, wissen durch melodische Gesänge sanfte Regungen zu erwecken. Die Perserin und Georgierin verschönert mit geübter Hand die durchsichtigen Gewebe Indiens, indem sie mit Gold darein stickt; die Araberin bereitet dem Schach die köstlichen Sorbets und das lieblichste Räucherwerk, und mitten in dem Glanze des Harem behält jede der Frauen etwas von der eigenthümlichen Tracht ihres Landes bei." Wie im Palast zu Teheran, so ist auch im Lager der ein-

zige Wunsch der königlichen Frauen, ihrem Herrn zu gefallen. Stets darauf bedacht die Bekümmernisse, die von der höchsten Gewalt unzertrennlich sind, von demselben wegzuscheuchen, kennen sie kein andres Glück als das seinige zu vermehren. Die Achtung und Anhänglichkeit, die er seinerseits ihnen beweist, befriedigen sie eben so sehr als die Lobsprüche, welche sie in Europa ihrer liebenswürdigen Eigenschaften wegen einerndten würden. Sie hegen für ihn eine Art kindlicher Liebe, die sie für die Entbehrung einer Freiheit entschädigt, deren Süssikeit sie weder kennen noch begehren. Auch achten sie die Mühseligkeiten der Reise und Entbehrungen aller Art gering, wenn es gilt dem Schach zu folgen, und käme ein neuer Alexander nach Persien, so würde es auch an einer neuen Statira nicht fehlen.

Dieselben Aufmerksamkeiten, die man mir theils zu Teheran, theils auf der Reise nach Sultanieh bewiesen hatte, wurden in eben dem Maaße auch nach meiner Ankunft im Lager fortgesetzt. Meine Wohnung war ein bequemes Zelt, das zunächst an demjenigen der Vizire Mirza-Chefy und Mirza-Riza-Culy stand, mit welchen ich häufige Zusammenkünfte hatte. Der König bewilligte mir mehrere besondre Audienzen, wo ich ohne weitläuftige Umstände bei ihm eingeführt wurde, und einmal durfte ich denselben auf die Jagd begleiten. Zwei Stunden von Saltanieh war ein großes Zelt zugerichtet worden, vor welchem man, damit es nicht an Kühlung fehlte, ein grosses Behälter ausgegraben, und mit Wasser gefüllt hatte. Früh Morgens begab sich der Schach, von vier seiner

Söhne und einer Menge Herrn begleitet, nach diesem Zelte, und stellte dann eine Gazellenjagd an. Das erlegte Wildpret wurde unter die ersten Höflinge vertheilt. — Die Perser machen jetzt in Hinsicht der Jagd nicht mehr den übertriebenen Aufwand, wie ihn uns Chardin schildert. Jedoch ist die Falkenjagd, dieses kostspielige Vergnügen, noch recht sehr in Aufnahme; der Schach hält eine Menge dergleichen Vögel, die nordöstlich von Astrachan eingefangen werden, und sehr künstlich abgerichtet sind. Jeder Falke hat seinen besondern Namen und Wärter. — Bei der Rückkehr von der Jagd, ließ Feth Aly gegen 4000 Mann Reiterei manövriren, und hierauf bewilligte er mir eine lange Unterhaltung, wobei Hadji-Hussein zugegen war. An diesem fand ich einen geistreichen, angenehmen Mann, der viel in Arabien und dem nördlichen Indien gereist hatte, und daher von Allem, was diese Länder betrifft, sehr unterrichtet war. —

Nachdem ich gegen 40 Tage in Persien geblieben war, während welcher ich mich beständig mit dem Gegenstande meiner Sendung beschäftigte, hielt ich um meine Abschiedsaudienz an. Der Schach schien zu fürchten, daß ich die Beschwerlichkeiten der Reise nicht ertragen könnte, und gab mir seinen Wunsch zu erkennen, mich noch einige Zeit bei sich zu behalten. Da, meiner Meinung nach, ein längerer Aufenthalt in Persien ganz unnöthig, im Gegentheil meine baldige Rückkehr nach Europa weit sachgemäßer war, so wiederholte ich meine Bitte, die endlich günstig angenommen wurde. Den 12. Juli Morgens begaben sich die beiden Vizire, welche mich zum Monarchen

führen sollten, in mein Zelt. Den Tag vorher war mir der Khalaat (Ehrenkleid) nebst verschiedenen Geschenken, als einem großen Portrait des Schach, verschiedenen persischen Manuscripten, *) Waffen, Stoffen, Pferden ꝛc. überschickt worden. Das Ehrenkleid ist in der Türkei nur ein einfacher Pelz, welcher dem Empfänger über die Schultern geworfen wird; in Persien ist es ein ganzer Reiteranzug nebst Pferd und Zeug. Das meinige bestand aus einer Weste von Brocat, einer Art Pelz von demselben Stoff, einem Gürtel, einer Mütze von Astrachanschem Lammfell, um die ein Schawl gewickelt war, einem Dolche, und einem reich geschmückten Usbeckischen Pferde.

Sobald die Vizire angekommen waren, bestiegen wir unsre Pferde, um uns in das Quartier des Schach zu begeben, welchen wir in einem Zelte, das einem großen Sonnenschirm glich, antrafen. Nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten beim Grusse, drückte ich demselben in ehrerbietigen Worten meine lebhafte Dankbarkeit für Alles das Gute aus, was er mir hatte angedeihen lassen. Er dagegen sagte mir einigemale, daß er den Wunsch hege, mit Frank-

*) Die vorzüglichsten dieser Manuscripte, welche ehemals in der königl. Bibliothek waren, sind: Geschichte Nadirchah's, die ihres Stils wegen geschätzt wird; Geschichte Mehemedchahs und die Geschichte des regierenden Königs. Gewiß ist in diesen Werken häufig der Wahrheit zu nahe getreten worden.

ch in freundschaftlichen Verhältnissen zu bleiben, und
z recht viele Franzosen, entweder um als Aerzte zu
cticiren, oder Handel zu treiben, oder sich zu untere
ten, nach Persien kommen möchten. Die Audienz
ierte zwei Stunden, und ich stand während dieser Zeit
ständig vor dem Schirme, den brennendsten Sonnen-
hlen ausgesetzt. Da noch immer eine gewisse Schwäche
meiner Krankheit in mir zurückgeblieben war, so griff
ch dieß so sehr an, daß sich meine Augen verdunkelten
d ich auf dem Punct war die Besinnung zu verlieren,
mich der Officier, welcher neben mir stand schwanken
, mich auffing, und in den Schatten führte, wo ich
ch bald erholte. Ich kehrte in mein Zelt zurück, und
Schach hatte die Güte, sich mehreremale nach meinem
finden erkundigen zu lassen. Da meine Unpäßlichkeit
ne weitere Folgen hatte, so setzte ich alles zu der Abe
se in Stand. Ein Persischer Officier, Mehemed-Khan
rde ernannt, mich in der Eigenschaft eines Mihmandar
begleiten. Er erhielt Befehl, mich bis nach Erzerum
bringen, im Falle ich Kraft genug hätte, diese Stadt
erreichen. Sollte ich hingegen diese Reise nicht über-
en, so war er angewiesen mit Herrn Dupré, dem Tar-
:en, den Bedienten und dem Gepäck bis Constantinopel
reisen, und dort bei der Französischen Gesandtschaft
chenschaft über seine Sendung abzulegen.

Den 14. Juli Morgens verließ ich das Lager; es
ir mir dort stets gastfrei und zuvorkommend begegnet
rden, und an mehrere Personen, die ich wegen ihres
)aracters und ihrer Kenntnisse schätzen lernte, werde ich im-

mer mit Achtung und Freundschaft zurückdenken. — Außer dem Mihmandar mit 20 Soldaten, begleitete mich auch Mirza-Chefy nebst 5 Personen, und alle waren wir beritten. Am ersten Tage gelangten wir bis Zenghian, wo wir den Commandanten nicht zu Hause antrafen, aber von dessen Haushofmeister bewillkommnet wurden. Die Säle des Palastes waren mit Malerei und Arabesken sehr geschmackvoll verzierr. Verschiedene Figuren aus farbigen Gläsern waren in die Fenster eingesetzt. Der Garten war nicht sehr schattig aber regelmäßig und gut gehalten, und enthielt viel Wasser, theils in Becken, theils in Brunnen. Ich blieb hier bis zum 17., wo wir mit dem Morgen aufbrachen. Wir frühstückten unter den Zelten des Nomadenstammes Chah-Sevens, dessen Sitten mir mit den Kurdischen ganz übereinzustimmen schienen, nur daß sie nicht vom Straßenraube leben. Ihr ganzer Kunstfleiß besteht darinn, daß sie Teppiche und alle Sorten kleiner wollner Kleidungsstücke, als: Strümpfe, Handschuhe, Socken ꝛc. verfertigen, die aber in jedem Betracht vorzüglich genannt werden können. Die Nacht brachten wir in den Gärten des Dorfs Arman-Khaneh zu, und wir schliefen überhaupt auf der ganzen Reise unter Zelten, ausgenommen zu Tauris. Ich schrieb einen Brief an den Prinzen Abbas-Maza, in welchem ich ihn um Aufträge bat, und schickte ihm zugleich eine mit Diamanten besetzte Uhr. — Den 18. hielten wir zu Ak-Kend bei dem Arkhon (Geistlichen) Nachtruhe. Bis hierher waren wir beständig durch flaches, steiniges und unfruchtbares Land gereist. Hier steigt der Boden allmählig an, und das Was-

er, die grünen Stellen und die Dörfer werden häufiger. Indeß ist diese Provinz im allgemeinen schlecht angebaut, und fast nur von Nomaden bewohnt. Die Reben, Feigen- und Pistazienbäume, welche die Umgegend von Teheran und Cazbin schmücken, sind hier verschwunden. Ak-Kend liegt an der Bergkette Caplan-Kuh, welche das Persische Irac von Aderbaidjan trennt, und man redet da nur Türkisch. — Den 19. gingen wir über diese Berge und den Fluß Kizil-Uzen, der sich hier zwischen zwei hohen Felsen durchwindet, an welchen man nur mit großer Schwierigkeit hinabklettern kann. Wir blieben die Nacht in Mianeh, einer unbeträchtlichen Stadt, welche in einer fruchtbaren Ebne liegt, die viel Reiß baut, und von einem Flüßchen, das in den Kizil-Uzen fällt, durchströmt wird. Ueber dieß letztere führt eine sehr schmale Brücke von 23 Bogen, die in ziemlich gutem Stande ist, und sich in eine Landstraße verläuft, die den alten Römischen, welche man so häufig in Italien antrifft, sehr ähnlich ist. Schach-Abbas soll sie angelegt haben; doch fällt es mir schwer zu glauben, daß sie nicht älter sei. Genug, heut zu Tage wird sie durch die vielen Wasserrisse, die sie durchbrochen haben, sehr unwegsam gemacht. Das Dorf, in welchem wir den 20. übernachteten, wird von sehr friedfertigen Kurden bewohnt. Von da kamen wir nach Likmeh-Tach, einem Dorfe, welches, wie das vorige, unter dem Schutze Abbas-Mirzas wieder aufgebaut worden ist. Den 22. übernachteten wir zu Seid-Abad, und den folgenden Tag erreichten wir Tauris. Vor der Stadt begegnete uns ein Persischer Officier, Namens Nedjib, der

mir einige Russische und Französische Werke über die Kriegskunst zeigte, welche der Schach von einigen Russischen Militärs, die in seine Dienste getreten waren, wollte übersetzen lassen.

Tags darauf bewilligte mir der Statthalter von Aderbaidjan, Ahmed-Khan, der außer der Stadt in Gärten wohnte, eine Audienz. Er mochte gegen 65 Jahr alt seyn, und galt für eben so klug als er angesehen war. Ueberzeugt, daß die Persische Armee nach den Regeln der Europäischen Tactik exercirt werden könne, hatte er diese Verbesserung damit begonnen, die ungeheure Menge Gepäcke, welche die morgenländischen Heere beständig nach sich schleppen, bei seinen Truppen abzuschaffen. Seines hohen Alters ungeachtet, war er noch ein trefflicher Reiter, und als besonderer Liebhaber, besaß er eine Auswahl schöner Waffen. Er schien mir dem Prinzen sehr ergeben zu seyn.

Den 26. besuchte ich die Bazars in Tauris, welche mir reichlich mit Indischen und Persischen Waaren versehn schienen. Kurz darauf erhielt ich von Ahmed einige Schawls zum Geschenk, nebst einem Briefe, mit welchem Abbas Mirza mich beehrte. Den 27. verließ ich Tauris, und einige Herren, deren Bekanntschaft ich daselbst gemacht hatte, gaben mir noch bis zum Dorfe Maian das Geleite, wir reisten die ganze Nacht hindurch, um der Hitze auszuweichen, und kamen den 28. Früh nach Dizi-Khalil am See von Ormiah, einem Dorfe, das ringe von ungeheuern Gärten umgeben ist. Fünf Stunden davon

nach Süd-süd-ost ergießt sich der Talkh-Su *) (Bitteres Wasser) in den See. — Wir zogen den ganzen Tag am See hin und nahmen in Tessuidj unser Nachtquartier. Dieser Ort, der nur aus wenigen Häusern besteht, gewährt eine lachende Aussicht auf den See und dessen Inseln. Dieser mag ungefähr von derselben Größe seyn als der Vaner See, mit welchem man ihn bis auf die neuesten Zeiten für identisch gehalten hat, obgleich er 20 Stunden von ihm entfernt ist. Er ist, vorzüglich nach Mittag und Abend, von sehr hohen Bergen umgeben, und wenn gleich die bedeutenden Städte Ormiah, Selmas und Maragha entweder hart an seinen Ufern, oder in geringer Entfernung davon liegen, so wird er doch durchaus nicht zur Schiffahrt benutzt. Er hat drei Hauptinseln, die aber fast unbebaut sind; nicht so die umliegende Gegend, welche Getreide, Reiß, Flachs und vortrefflichen Taback in Menge erzeugt, und weitläuftige Weideplätze enthält. — Den 30. schlugen wir unsre Zelte jenseits Seid-Hadji in einem steinigen Thale auf, und kamen den 31. zu Khoi an. Hier blieb ich drei Tage, theils um auszuruhn, theils um Verbereitungen zu der Reise durch die Asiatische Türkei zu treffen; und hier trennten sich die meisten Perser von mir, die mich bisher begleitet hatten. Mein alter Arzt Chely, der stets eine so große Anhänglichkeit an mich bewiesen hatte, trennte sich von mir mit der Versicherung, daß er sich freue, nun nicht mehr mit seinem Leben für das mei-

*) Auch Talkh-Tshai genannt.

nige haften zu müssen: „Lebt wohl, sprach er, seid glücklich, und der Segen Alys möge Euch begleiten! Fast zwei Monate lang habe ich um Euch Höllenpein ausgestanden, und heute athme ich zum ersten Male wieder frei auf. Ich verlange nicht das Geringste für meine Mühe, nur geht über die Grenze und gebt mir ein Beglaubigungsschreiben, daß ich euch hier gesund verlassen habe. Weiter verlange ich nichts."

Ich that was er verlangte und fügte noch ein angemessenes Geschenk hinzu; dann setzte ich den 4. August meine Reise von Khoi weiter fort.

Mit lebhaften Gefühlen der Dankbarkeit, welche die Erinnerung an manchen schönen Genuß in mir hervorrief, verließ ich die Grenzen Persiens. Zugleich beunruhigte mich der Gedanke an die gefahrvollen Gegenden, durch die ich nun reisen sollte, nicht wenig. Gesetzt auch, die Türken wären wirklich rechtlich, offen und gastfrei, so wird ein Europäischer Reisender die höflichen, zuvorkommenden, toleranten Perser vorziehen. In moralischer Hinsicht mögen wohl die Erstern ein achtbareres Volk seyn, doch Letztere thun es ihnen in Allem, was das Leben angenehm machen kann, bei weitem zuvor. In dem Thale Coturah durch welches uns der Weg, wie auf der Hetreise führte, hatten wir mit dem steinigen, vom Wasser zerrissenen Terrain sehr zu kämpfen. Ich kehrte, meinem Versprechen zufolge, wider bei Mussa-Bey ein, und fand ihn eben so zuvorkommend als das erstemal. Er hatte so eben einen Feldzug gegen die Kurden beendigt, in welchen

er große Beute gemacht hatte. Daher herrschte Ueberfluß in seiner Burg. Er fragte mich, wie mir die Perser gefallen hätten, und machte sich auf ihre Rechnung gewaltig lustig. Mein Mhimandar, der auch nicht auf den Kopf gefallen war, bezahlte ihn mit gleicher Münze, und zog die Bedächtlichkeit, die Rohheit und Grobheit der Türken ins Lächerliche. So verging der Abend sehr angenehm. Den andern Tag wollte ich dem Bey meine Dankbarkeit beweisen, doch er schlug jedes Geschenk standhaft aus. — Den 5. reisten wir immer im Thale weiter, und sahen einige Heerden Gazellen, die sich auf den trefflichen Weideplätzen ätzten. Von den Haufen Kurden, denen wir von Zeit zu Zeit begegneten, hatten wir nichts zu befürchten, da Mussa-Bey uns einen seiner Leute mitgegeben hatte. Wir schliefen bei Asturdji, einem elenden Dorfe 9 Stunden von Van und 7 von Koch-Ab (gutes Wasser), welches letztere auf einem Plateau liegt, wo die Flüsse Coturah und Koch-Ab entspringen. Dicht bei der Stadt liegt eine Burg, welche ein mächtiger Bey bewohnt, und in derselben befindet sich eine Armenische Kirche, nach welcher von weit und breit gewallfahrtet wird, und in der, sonderbar genug, der Bey vor dem Bilde der heiligen Jungfrau fortwährend eine brennende Lampe unterhalten läßt. Hinter diesem Plateau ragen die Berge der Hekiaren, von denen wir oben geredet haben, hervor — Da wir uns den 6. einige Zeit bei Kurden aufhalten mußten, um unsern müden Thieren Ruhe zu gönnen, so legten wir an diesem Tage nur 5 Stunden zurück, und legten uns in Erdjek auf den Terrassen der Häuser zur

Ruhe nieder. Dieß Dorf liegt am Ausgang des engen Passes von Mahmudieh und am Ufer eines kleinen salzigen Sees. Die Gegend wurde durch die Horden der freien Chakakis unsicher gemacht. — Den 7. kamen wir bei guter Zeit zu Van an, und lagerten uns in dem Garten des Haushofmeisters Derwich-Pachas. Diesem Statthalter legte ich den folgenden Tag einen Besuch ab. Er nahm mich freundlich auf, und bat sich nicht nur meine Gesellschaft beim Abendessen aus, sondern bot mir auch sein Badezimmer zum Gebrauch an, eine Höflichkeit, die ein Türke gewiß selten einem Fremden angedeihen läßt. Dann ermunterte er mich, die Inseln im See und die alten christlichen Klöster in der Umgegend zu besehen, und ich that dieß den 9. Ich genoß der bezaubernden Aussicht von dem Kloster Siebenkirchen, das auf einer Anhöhe liegt, von welcher man den See und die Stadt Van mit ihren Gärten überschaut. Man muß den Namen Siebenkirchen nicht buchstäblich auslegen, denn es befindet sich nur eine, nicht gar große, Kirche im Kloster, doch hat diese 6 Capellen und folglich 7 Altäre. Sie enthält viele Vergoldungen und Gemälde, die, wenn man bedenkt, daß sie von Armeniern herrühren, recht leidlich beschaffen sind. Man wies mir die Kirchengeräthe, die Evangelien und die Meßbücher, welche alle Manuscripte waren, und dann wohnte ich dem Gottesdienste bei. Der Prior des Klosters war ein Greis mit weißem Barte; seine Gemeinde bestand nur aus 4 — 5, theils Armenischen, theils Georgischen Mönchen. Er theilte mir zum Mittagsmahle etwas von den reichlichen Almosen, die er

eben erhalten hatte, mit, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die Armenische Geistlichkeit Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht zu ihren Tugenden gezählt haben will. Die Tafel war gut besetzt und dauerte lang, und man setzte dem Wein und Anisliqueur weidlich zu. — Derwisch Pacha schenkte mir einen schönen Rappen, und gab mir einen Kurdischen Officier zum Begleiter. Wir reisten den 10. ab. Je weiter wir vorrückten, desto fühlbarer wurden den Persern die zunehmenden Gefahren, und überhaupt alle Beschwerden, die mit einer Reise durch die Asiatische Türkei verknüpft sind. Sie sangen nicht mehr, und sehnten sich nach ihrem Tunbeki, ihren Sorbets und überhaupt nach allen feinern Genüssen ihres Landes zurück. Den ganzen Tag zogen wir am Vaner See hin, und hielten Abends in Ardjek an. Den 11. schlugen wir uns mehr westlich, ruhten einen Theil der Nacht in dem Dorfe Karzu, und brachen den 12. um 1 Uhr Morgens gegen den gefährlichen Paß von Arnes auf. Den 13. schliefen wir bei Aganes, in der Nähe von Ardjich (sonst Arsissa). In der Nacht versuchten die Kurden, sich unsres Gepäckes zu bemächtigen; es fielen einige Schüsse, und es gelang den Räubern nur ein Maulthier auf die Seite zu bringen, welches dem Mihmandar gehörte, der eine so schöne Gelegenheit, auf die Türken zu schimpfen, nicht vorbeiließ.

Vor meiner Abreise von Van hatte ich an Ibrahim, den Pascha von Bajazet, geschrieben, und ihm den alten Commandanten der Festung, Mahmud, nebst den andern Personen, die mir so viel Wohlwollen erzeigt hatten,

dringend empfohlen. Die beigefügten Geschenke verfehlten ihre Wirkung nicht, und ich erhielt eine höfliche Antwort, die mir den 13. ein Tartar überbrachte. Ich erfuhr zugleich die traurige Nachricht von dem Tode Mahmuds. Der ehrwürdige Greis, mein Retter, war in einem Treffen gegen die Perser durch einen Lanzenstich getödtet worden.

Den 14. kamen wir durch Horchun, schliefen in Tacheum, und gingen den 15. wieder bei Melez-Ghird über den südlichen Arm des Euphrat, welchen wir dann bis zu dem armseligen Dorfe Sultanieh verfolgten. Die weite Ebne, die wir hier von den Bergen überschauten, bot ein Schauspiel eigner Art dar; denn ein breiter Feuerstrom lief quer durch dieselbe. Die Kurden verbrannten nämlich zur Verbesserung der Weideplätze das dürre Gras, was vom vorigen Jahr her stehen geblieben war. Erhebt sich dabei ein heftiger Wind, so verbreitet sich das Feuer mit solcher Schnelligkeit, daß ein Mann zu Pferde Mühe hat ihm zuvorzukommen, und die Brunst dauert oft mehrere Tage. — Den 16. gingen wir über den Fluß Tuzla, an dessen Ufer sich ein Salzwerk befindet, wo man die Sole nach und nach verdunsten läßt. Man fährt auf zusammengehefteten Schläuchen über, auf denen Stroh und Schilf liegen. Der Passagier befindet sich hinten, während vorne ein Mann mit einer Art Schaufel steht, der das Fahrzeug regiert. Die Ueberfahrt geht langsam von statten, und man steht gewöhnlich mit den Beinen im Wasser. Die Pferde müssen hinüberschwimmen. Ein Perser, der

zu bequem war von dem seinigen zu steigen, wurde von dem Strom ergriffen, allein glücklicherweise sammt seinem Thiere gerettet. Den 17. kamen wir über den weißen Berg (Ak-Dagh). Abends gingen wir durch eine Furth des Araxes, und schliefen des Nachts in Kulli, wo wir diesesmal besser aufgenommen wurden, als auf unserer Herreise, und mehr Lebensmittel antrafen, als in den andern Ortschaften, durch die wir zuletzt gekommen waren, weil die Kurden dort alles ausgeplündert hatten, Man schaffte uns Brod, Milch und Eier in Ueberfluß. — Den 18. hielten wir in dem kleinen Weiler Tatu Nachtruhe, und gingen den 19. über die hohen Gipfel des Tek-Dagh. Von diesem überschaut man die Gegend bis nach Van und in der Ferne in die Ebnen von Diarbekir. Weder in den Pyrenäen, noch in den Alpen, noch in den andern Gebirgen, die ich durchreist habe, sah ich je ein erhabneres Schauspiel, als diese rings um uns aufgethürmten Gebirgsmassen, deren Gipfel zwar tiefer als wir, aber noch immer voll Schnee lagen. Auf diesen Bergen entspringen der Tigris, der Euphrat und der Araxes. Noch denselben Tag verließen wir den hohen Bergrücken, auf welchem wir von Melez Ghird aus immer hingereist waren, stiegen endlich in die Ebene von Erze-Rum hinab, und kehrten eine Meile von der Stadt in dem großen Dorfe Kian ein.

Abreise von Kian. Ankunf zu Trapezunt. Einschiffung zu Trapezunt ꝛc.

Da meine Persische Bedeckung mich nicht weiter als Erzerum begleiten sollte, so begab sich der Mihmandar zum Kommandanten dieser Stadt um ihn von meiner Ankunft, und meinem Wunsche über Trapezunt nach Constantinopel zurückzukehren, zu benachrichtigen. Der Letztere behauptete bestimmten Befehl erhalten zu haben, mich über Cara Hissar, wo sich Jussuf-Pascha befand, weiter bringen zu lassen, und weigerte sich meine Bitte zu erfüllen. Es wurde endlich festgesetzt, daß wir die Sache dem Beglerbeg vortragen wollten, und wir schrieben beide an denselben. Unsere Briefe wurden einem Armenier, einem gewandten Manne, übergeben, der uns versprach, sich seines Auftrags so schnell als möglich zu entledigen. Ich sollte ihm bei seiner Rückkehr bis Tchiftlik entgegengehn, einem artigen Dorfe, welches da liegt, wo sich die Wege trennen, von denen der eine nach Trapezunt, der andre durch Kleinasien nach Constantinopel führt. Wegen meiner schwachen Gesundheit zog ich den Weg zu Wasser bei weitem vor. Den 20. August entliess ich meine Persische Bedeckung mit verschiedenen Geschenken und Briefen an die Minister und andere Perser, mit denen ich in Verbindung gestanden hatte; denselben Tag reiste auch ich in Begleitung von 7 — 8 Türkischen Reitern von Kian ab; wir legten aber nur eine Meile zurück, damit der Armenier Zeit behielte zurückzu-

kehren. Auch auf dem übrigen Wege brachten wir sehr lange zu; denn die Türken sind theils von Natur äußerst träge, theils finden sie es, wenn sie in höherm Auftrag reisen, ihrem Vortheil angemessen, sich recht lange unterwegs aufzuhalten. Sie erheben dann in allen Dorfschaften Contributionen, und es ist daher äußerst langweilig mit einer Escorte dieser Art zu reisen. — Die Nacht brachten wir in Jlidjak zu, einem kleinen Dorfe, das seinen Namen von einer schwefelhaltigen Quelle hat, in welcher wir uns badeten. Sie ist in ein achteckiges, 80 bis 100 Fuß im Umfang, und 12 bis 15 Fuß in der Tiefe haltendes Becken gefaßt. Will man sich baden, so setzt man sich auf marmorne Bänke, die rings herum laufen; das Ganze ist mit einer mittelmäßig hohen Mauer eingefaßt. — Den 21. schlugen wir nicht die Straße nach Codja-Punhar, sondern den Weg nach Djennes und Ach-Caleh ein. Bei letzterm Orte, wo eine Poststation ist, begegnete mir Hr. Joannin, welcher mir durch Hr. Ruffin zugeschickt worden war. Mit unaussprechlichem Entzücken umarmte ich diesen Mann, welcher mir Nachrichten von meiner Familie und der Lage der Dinge in Europa mittheilte. Er brachte mir auch Geld mit, dessen ich sehr bedurfte, da die beträchtlichen Geschenke, welche ich überall hatte machen müssen, meine Kasse fast erschöpft hatten. — Nach einer Unterhaltung, die wir bis spät in die Nacht fortsetzten, machten wir aus, daß Hr. Joannin sich nach Persien begeben sollte. Ich gab meinem Freunde einen Brief an den Schach mit; denn in Persien ist es erlaubt und sogar gewöhnlich, geradezu an den König zu schreiben,

welcher dann oft in eigner Person antwortet. Zugleich unterrichtete ich ihn von Allem, was ihn bei seiner Reise durch das nördliche Kurdistan nützlich seyn konnte, und wie er sich in Ansehung der Perser verhalten sollte. Dann legten wir uns zur Ruhe, und schieden den folgenden Tag von einander.

Tchiftlik, wo ich den 22. mein Nachtquartier nahm, liegt in einer lachenden Ebne am Ufer des Flüßchens Saman-Suy, welches in das schwarze Meer fällt. Ich bemerkte mit lebhafter Freude, daß hier schon das Gebiet dieses Meeres anfing, indem ich nun das Ende meiner Reise durch die unwirthlichen Gegenden Kleinasiens in der Nähe sah. Um meine Zufriedenheit vollkommen zu machen, erhielt ich denselben Abend durch den Armenier einen Brief von dem Beglerbeg, durch welchen derselbe mir sein Bedauern zu erkennen gab, daß ich den Weg zu Lande nicht einschlagen wollte, den er für den sicherern hielt, und mir zugleich die Erlaubniß ertheilte über Trepezunt zu gehn. Er unterrichtete mich, daß er an den Commandanten dieser Stadt habe Befehl ergehen lassen, mir die Mittel zur Fortsetzung meiner Reise zu erleichtern; und, als ob alle diese Güte noch nicht hinreichend gewesen wäre, hatte er seinem Briefe ein neues Geschenk beigefügt. — Wir erreichten den folgenden Tag die große Burgstadt Gumuch-Khaneh (das silberne Haus), deren Bevölkerung meist aus Armeniern besteht, welche das angenehme fruchtbare Thal, in dem sie liegt, bebauen. Sie treiben auch einen beträchtlichen Handel, der durch die Lage des Orts sehr begünstigt wird, und besorgen sei-

undenklichen Zeiten den Bergbau in den Silbermines, unfern der Stadt. Ich besuchte die Anstalten und überzeugte mich, ungeachtet der wenigen Kenntnisse, die ich in diesem Fache aufweisen kann, daß sie schlecht verwaltet wurden. Sonst betrug die Ausbeute der Erze monatlich 30,000 Piaster; jetzt mag sie nicht über den vierten Theil dieser Summe abwerfen. Die Umgebungen Gumuch-Khanehs würden, allem Anschein nach, einem mineralogischen Forscher reiche Ausbeute darbieten. — Wir begaben uns den 24. von hier nach Stavros, dem ersten Griechischen Dorfe auf dem Wege von Erzerum nach Trapezunt, da in den andern lauter Armenier und Türken wohnen. Es liegt malerisch am Abhange eines Bergs, dessen Fuß ein Fluß bespült, der das sonst unfruchtbare Thal bewässert. Stavros war in alten Zeiten vermuthlich ein Theil der Colonie zu Trapezunt.

Den 25. erklimmten wir die Bergkette, welche das schwarze Meer in Süden umschließt. Wir sahen von der Spitze eines Berges aus eine gewaltige Masse Wolken unter unsern Füßen, welche mit Heftigkeit gegeneinander stießen und von Blitzen durchschlängelt wurden. Es war ein Ungewitter, welches über Trapezunt und die benachbarten Thäler losbrach. Wir selbst befanden uns im Sonnenschein, und athmeten eine reine, elastische Luft ein. Diese Naturerscheinung hat man gegen Frühlings Anfang, im Herbst und Winter oft Gelegenheit zu bemerken, weil da die Berge so von Wolken umlagert sind, daß man, unfern des Meeres, dasselbe nicht von ihren Gipfeln aus

sehen kann. — Das Land, welches sich von diesem Gebirge nordwärts erstreckt, ist sehr waldig; die Vegetation ist da sehr kräftig und man trifft außerordentlich dicke und hohe Bäume an. Diese sind vorzüglich Eichen, Buchen, Eschen, Birken, Ahorne und einige Fichten. — Nicht nur die Landschaft bekommt nun nach Trapezunt zu ein lachenderes Gewand, sondern auch die Einwohner verrathen in ihrem Aeußern mehr Wohlstand, als die auf der andern Seite des Gebirges. Der Grund des Thals ist mit einzelnen Wohnungen übersäet, was eine gewisse Sicherheit verräth. Die Landschaften dieser schönen Gegend haben viel Aehnlichkeit mit denen in der Schweiz und Savoyen, während auf der Seite nach Erzerum zu, das Hochland steinig, unfruchtbar und fast kahl ist. — Die Feuchtigkeit des Bodens und die Menge abgefallnen Laubes hatte den jähen Abhang der Berge noch schlüpfriger als gewöhnlich gemacht, und wir mußten daher zu Fuß hinuntersteigen. Wir übernachteten den 25. zu Ghevizlik, wo wir das erstemal seit Erzerum ein leidliches Wirthshaus und ein wohl versehnes Caffeehaus antrafen. Von hier aus schrieb ich an den Französischen Consul zu Trapezunt, Hrn. Dupré, welcher so gefällig war, mir den andern Tag bis an den Ort, von dem man das Meer zuerst entdeckt, entgegenzukommen. — Trapezunt gewährt, von den Bergen aus gesehen, einen sehr lieblichen Anblick. Alle Häuser und selbst die Ringmauer der Stadt, welche noch immer die Form eines Trapezium's hat, sind mit Epheu überwachsen, dessen düsteres Grün gegen die lebhaften Farben der Landschaft und das im Sonnenschein glänzende

Meer absticht. In die Bucht, welche der Stadt zur Rechten liegt, können nur einige Fischerkähne und Barken einlaufen, in welchen die Waaren von Platana, dem eigentlichen Hafen Trapezunts, nach der Stadt geschafft werden. Dort lag auch das Schiff, welches Hr. Dupré für uns gemiethet hatte, nebst zwei Türkischen Fregatten vor Anker, die ich besuchte. Der befehligende Capitain bot mir an, die Fahrt nach Constantinopel an Bord einer Fregatte zu machen, doch weil ich fürchtete zu lange aufgehalten zu werden, so schlug ich den Antrag aus. — Der treue Armenier, welchen ich bei meiner ersten Reise durch Erzerum als Bedienten angenommen hatte, verließ mich hier. Der junge Mensch hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor einer Seereise, und es war mir daher unmöglich ihn zu bereden sich einzuschiffen. Später erfuhr ich, daß er auf dem Wege nach Marsiwan, unsern Trapezunt, von den Lazen geplündert worden sei. — Herr Dupré, der Vater, geleitete mich nach Platana, wo ich ein Bechtschiffeh von 80 bis 100 Tonnen bereit fand, das mit 20 Griechischen Matrosen unter Befehl eines Muselmanns bemannt war. Der Steuermann war ein sehr erfahrner Seemann. Ich schiffte mich mit dem jungen Hrn. Dupré und dem Dr. Pretta, einem Arzt aus Bergamo ein, der ein Mann von vielem Geiste und vieler Originalität ist. Er hatte bei mehreren angesehnen Personen in der Türkei mit Glück als practischer Arzt gedient, redete die Landessprache geläufig, und im Vertrauen auf das Ansehn, das ihm sein Stand gab, behandelte er die Türken ganz rücksichtslos. Wir liefen den 2. September mit einem kühlen

Nordostwinde von Platana aus, der uns in 7 bis 8 Tagen nach Constantinopel gebracht haben würde, wenn er stärker gewesen wäre. Da sich aber der Wind in der Nacht nach Westen versetzte, so sahen wir uns genöthigt die hohe See zu gewinnen, und in einem weg zu laviren. Wir mochten 25 bis 30 Seemeilen auf dem richtigen Wege zurückgelegt haben, als der Wind sich mächtiger erhob, und die Matrosen, aller meiner Vorstellungen ungeachtet, auf Cap Vona zuhielten, welches sie durchaus nicht zu umschiffen vermochten. Beim Landen warf man eine Schiffswinde und Seile ans Ufer, und brachte es endlich, wiewohl mit Mühe, dahin, das Schiff zu befestigen. Wir blieben drei Tage am Lande, oder vielmehr zwischen den Klippen, von denen diese unwirthliche Küste starrt. Der Wind blies fortwährend mit Heftigkeit, und brachte häufige Platzregen mit: wir fanden zwar in Höhlen einigen Schutz, allein, da die Wogen hoch gingen, konnte kein Boot ausgesetzt werden, und so war es unmöglich etwas vom Schiffe aus zu erhalten. Hier erfuhren wir zum erstenmal diese widrigen Westwinde, welche uns auf der ganzen Reise so hinderlich waren. Da sich der Sturm am dritten Tage ein wenig gelegt hatte, so schifften wir uns wieder ein, in der Absicht, um das Capa Vona herumzusegeln; doch unser Versuch wurde vereitelt. Durch den Wind und die Strömungen wurde unser Schiff immer ostwärts vor Jasun, Keresun, Zafra, Tireboli und Bujuk-Liman vorbeigetrieben; und wir mußten noch froh seyn, daß wir nicht bis zum Phasis verschlagen wurden, sondern in einer Bucht jenseits des letzten Orts anlegen konnten. Die

Stürme dauern auf dem schwarzen Meer gewöhnlich drei Tage; doch dieses Mal mußten wir eine ganze Woche warten, ehe sich die Wuth der Wogen legte. In der Hoffnung, daß die Aequinoctialwinde sich nun ausgetobt hätten, trieb ich die Matrosen wieder abzusegeln, und wir umschifften glücklich das Cap Vona. Kaum hatten wir aber die Höhe von Eunieh erreicht, als uns ein neuer weit heftigerer Sturm überfiel, der uns vor einem wirklichen Schiffbruch bange machte. Weißer Schaum bedeckte das Meer, die Wogen rollten, wie in allen eingeschloßnen Meeren, schnell auf einander folgend und kräftig gegen das Schiff, welches dem Steuer nicht mehr gehorchte; die Wolken flohen eilig gen Osten; die Schiffsmannschaft fing an zu zagen. Der Steuermann warf mir meinen Unverstand mit Bitterkeit vor, und machte es mir vorzüglich zum Verbrechen, daß ich, statt mich dem heiligen Georg und Nicolas zu empfehlen, ganz ruhig neben dem Steuer saß, und meine Pfeife fortrauchte. Unter beständigem Stürmen drehte sich der Wind merklich nach Norden; vergebens wären alle unsre Anstrengungen gewesen, die hohe See zu gewinnen; wir wurden mit Gewalt gegen die Klippen getrieben, die in der Tiefe des Samsunschen Meerbusens das Ufer bekränzen. Doch kam uns dieser Umstand zu statten, da die Berge, welche die Bay vorzüglich in Südwest umgeben, uns so viel Schutz gewährten, daß die Luft ruhiger und die Wogen weniger stürmisch waren: so gelang es uns endlich auf der Rhede von Cumdjughaz, unfern der Mündung des Kizil-Ermak, vor Anker zu gehn. Hier ist weder eine Stadt noch ein Dorf,

sondern nur ein großer Ankerplatz, welcher 15 Stunden westlich vom Lande Themiscyra liegt, das sonst der Wohnort der Amazonen gewesen seyn soll, und jetzt zu Djanik gehört. Am Ufer, dieser Rhede gegenüber, dehnt sich eine weite Ebne aus, welche von einer gegen 200 Stunden langen Bergkette eingeschlossen wird. Diese beträchtlich hohen Berge sind über und über mit allerlei Holzarten bewachsen. Man findet dort Buchsbaum, Myrthen, verschiedne Arten Lorbeerbäume, Zwergeichen, Birnbäume, Nußbaum- und Maulbeerpflanzungen, Mais, Hanf und Flachsfelder. Die Wohnungen liegen ziemlich einzeln auf den höchsten Puncten. Zwei Flüsse, der Jechil-Ermak und der Thermeh (der Iris und der Thermondon der Alten) unterbrechen, außer dem Halys, diese Bergkette, und bewässern auf ihrem Laufe zum Meer eine weite, von unendlich vielen Bächen durchschnittene Ebne, an deren Ufern Pappeln, Ulmen, Buchen, Ahorne und andere hochstämmige Bäume hin stehn. Wilde Weinreben ranken üppig an den Stämmen dieser verschiednen Bäume in die Höhe, und bilden oben eine Krone. Die Ebne enthält meistens Wiesen, die einen reizenden Anblick gewähren, und auf welche man gewöhnlich Vieh treibt, das mit der Zeit verwildert. Außer vielem andern Wildpret, wimmelt die Gegend von wilden Schweinen. Die Wälder sind voller Geflügel, als Holz- und Turteltauben, Häher, Amseln, Brachvögel ꝛc. An dem Ufer der Flüsse und der Meeresküste halten sich viele Wasservögel auf, als Pelicane, verschiedne Arten Reiher, Enten, Beccasinen ꝛc., doch trifft man wenig Fische an der Küste. — Alles was wir früher über

die Einwohner Djaniks überhaupt bemerkt haben, gilt auch von den Küstenbewohnern; nur will ich noch hinzufügen, daß das Clima dieses Küstenlandes gesund scheint, und die Einwohner meist eine sehr blühende Gesichtsfarbe, so wie einen sanften, geselligen Character haben. Ungeachtet ihrer vortheilhaften Lage treiben sie wenig Handel, und ihr Kunstfleiß beschränkt sich meist darauf, daß sie Wolle und Ziegenhaare spinnen und weben, Bretter sägen, Seilwerk verfertigen, und Barken und Fahrzeuge mit sehr hohem Hintertheil bauen, die fest genug sind, den häufigen Stürmen auf diesem unwirthlichen*) Meere zu widerstehen.

---

lan, zu Lande nach Sinope zu reisen, der durch die Unmöglichkeit über den Kizil Ermak zu setzen scheitert. Ankunft zu Constantinopel.

Wir hatten erst 70 Meilen von Trapezunt aus zurückgelegt; die Seereise wurde in dieser späten Jahreszeit Tag zu Tag bedenklicher, und ging unsre Fahrt nicht schneller von Statten, so gebrauchten wir offenbar über drei Monate, um nach Constantinopel zu gelangen. Ich richte also ernstlich darauf, wenigstens bis Sinope zu Lande zu reisen, so gefährlich auch der Weg durch ein fast wildes, und von Bürgerkriegen beunruhigtes Land scheinen

---

*) Bekanntlich hieß das schwarze Meer bei den Griechen Ἄξεινος, welches später, der guten Vorbedeutung wegen, in Εὔξεινος verwandelt wurde. So nennen noch jetzt die Türken (wie die Italiener) den Sturm, fortuna und die Pest, el mubarek (die Gesegnete).

mochte. Ich schickte einen Janitscharen an den Mütsellim von Baska, um die Erlaubniß zur Durchreise einzuholen, erhielt aber die Antwort, daß es gerathen sei, noch einige Tage zu warten, da der Feind sich am andern Ufer des Halys befände. Als ich bedachte, daß diese Antwort von einem Officier der Rebellen herrührte, und mich, den von Yussuf Pascha begünstigten Fremden dagegen hielt, so mußte ich darin den Vorläufer neuer Unglücksfälle erblicken. Wirklich war ich schon als Türkischer Spion angegeben worden, und zwar von der Mannschaft zweier Schiffe, von denen das eine ohne Fracht von der Krimm kam, um an der Mündung der Donau Getreide einzunehmen, und das andre Georgische Sclaven beiderlei Geschlechts vom Phasis nach Constantinopel brachte. Nach dem Rath und Beispiel des Doctors aus Bergamo nahm ich also das sorgloseste und heiterste Aeußere an, und gab den Neuangekommenen verschiedene Schmausereien, bei welchen der Wein von Tenedos, den ich von Trapezunt mitgenommen hatte, nicht gespart wurde. Ich ging fast täglich auf die Jagd; an den Ufern der Flüsse, in den Gebüschen, und Dornen, die mit wilden Weinranken so durchwunden sind, daß es äußerst mühsam darin fortzukommen ist, traf ich Wachteln, Rebhühner, Auerhähne, aber keine Fasanen, die es nördlich vom Caucasus in Ueberfluß giebt. Oft wurde ich durch tiefe klare Bäche aufgehalten, die langsam dem Meere zuschleichen, oder ich verirrte mich in den unbetretnen Wäldern. Kam ich dann Abends in die Hütte zurück, die mir zur Wohnung diente, so fragte ich den Steuermann nach dem Wind, und die Bauern nach

dem Kriege, und erhielt jedesmal zur Antwort: „Es ist Alles beim Alten.

Ich war schon seit 17 Tagen zu Cumdjughaz, und noch immer schien das Wetter nicht günstiger werden zu wollen. Des Wartens müde, beschloß ich, mich über Basra nach Sinope zu begeben. Da es unmöglich war, die Persischen Pferde, die ich an Bord hatte, ans Land zu bringen, so miethete ich mir von den Kohlenhändlern Maulthiere, um uns und unser Gepäcke darauf fortzuschaffen, und nachdem ich dem Schiffpatron befohlen hatte, so bald es der Wind erlaubte, uns in Sinope zu treffen, reiste ich nach Basra ab. Es war 5 Uhr Morgens; der Wohlgeruch der Blumen und der gewürzreichen Kräuter machte die Frische der Luft noch erquickender. Nachdem wir eine Stunde auf sandigem Boden fortmarschirt waren, hörten wir einige Kanonenschüsse, und bald begegneten uns bewaffnete Bauern, die nach den Bergen zu flöhen. Die Ursache davon war ein Gefecht, welches auf dem linken Ufer des Kizil Ermak zwischen den Einwohnern und den Türkischen Truppen vorfiel. Bei unsrer Ankunft zu Basra begaben wir uns zum Hause des Mutesim, der noch auf dem Schlachtfelde war, von dem er erst gegen Abend zurückkehrte, als er den Feind zum Rückzug gezwungen hatte. Er war erst mit der Sorge für die Verwundeten beschäftigt, und traf dann neue Anstalten, dem Feinde den Uebergang zu verwehren, wenn er denselben nochmals versuchen sollte. Ehe er wieder fortritt, ließ er mich an seinem einfachen Mahle Theil nehmen; ich erfuhr von ihm, daß wir unmöglich über den Fluß kommen

könnten, da er einen Bogen von der Brücke habe abbrechen lassen, und die Feindseligkeiten nur auf kurze Zeit unterbrochen seien. Wirklich herrschte in der Stadt die größte Verwirrung, und die Straßen waren mit Verwundeten überfüllt. Wir fügten uns der Nothwendigkeit, und traten noch denselben Abend unsern Rückweg an. Wir marschirten die ganze Nacht, und kamen bei Tagesanbruch an der Meeresküste an. Aber mit Erstaunen und Schmerz sahen wir kein Schiff mehr auf der Rhede. Der Wind hatte sich gedreht, und der Steuermann hatte sich, seiner Instruction zufolge, nach Sinope gewendet. So war uns der Weg zu Land und See versperrt. Die Bai von Lumdjughaz wird in Westen von einer drei Stunden langen Landzunge eingeschlossen, die sich vom besten Ankerplatz bis dahin erstreckt, wo der trübe Halys sich ins Meer ergießt. Dort ist die Küste niedrig und sandig, und schon Schiffe von mittlerer Größe können sich ihr nicht nähern. Die äußerste Spitze dieser Landzunge bildet ein Vorgebirge, das die Schiffer an einigen hohen Baumgruppen erkennen. — Tags darauf bemerkten wir nach jener Seite hin ein Segel am Horizont. Wir bewaffneten uns, warfen uns auf unsre Thiere, und sprengten mit verhängtem Zügel nach dem Vorgebirge zu, wo wir in weniger als einer Stunde anlangten. Unsre erste Sorge war nun, Signale zu errichten, mehrere Nothschüsse zu thun, und überhaupt die Mannschaft des von uns bemerkten Fahrzeugs von unsrer Verlegenheit zu unterrichten. Dieß gelang uns; das Schiff, welches Salz geladen hatte, und nach Sinope bestimmt war, näherte sich dem Ufer, schickte ein Boot mit

mehrern Griechischen Matrosen ab, und wir wurden bald mit einander wegen der Bezahlung einig. Nun wurden wir an Bord genommen, und kamen den 30. September glücklich in Sinope an. Diese Stadt, über welcher sich nordwärts ein Berg erhebt, auf welchem einige das Grab des Mithridates Eupator finden wollen, liegt auf der engsten Stelle einer drei Stunden im Umfang haltenden Landzunge, die mit dem Festlande durch eine sandige Erdenge zusammenhängt. Sie ist von alten Mauern umgeben, auf denen sich Thürme erheben, die aber, im Falle eines Angriffs, so gut als keinen Schutz gewähren würden, und hat, wie Alexandrien, zwei Häfen, von denen einer, welcher alle Tage mehr versandet, nur von Fischerkähnen besucht wird, der andre hingegen den an dieser Küste so seltenen Vortheil gewährt, daß er den von Westen kommenden Schiffen einen sichern Zufluchtsort giebt. Man zählt in der Stadt gegen 12,000 Einwohner, von denen ein Drittel Türken sind; die Uebrigen sind Griechen, welche eine Vorstadt am Seeufer bewohnen, in der sich auch die Häuser des Französischen und Russischen Consuls befinden, welches die einzigen Mächte sind, die hier Agenten unterhalten dürfen. Die Griechen nähren sich vom Handel und Fischfang; sie führen in verschiedne Häfen des schwarzen Meeres Kupfer von Tocat, gesponnenes Ziegenhaar von Angora, Breter und Seilwerk ein, und salzen oder trocknen Makrelen.

Die Türken beschäftigen sich mit Ackerbau oder arbeiten an der Erbauung oder Ausbesserung der Kriegsschiffe, in den Werften, welchen dieser Hafen seine größte Wich-

tigkeit verdankt. Sinope hat ein glückliches Clima; es ist hier der äußerste westliche Punct an der Küste, wo der Oelbaum noch wächst. Weiter nach Constantinopel zu, hindert die Feuchtigkeit des Bodens und der immer wechselnde Wind diesen zärtlichen Baum am Gedeihen. Die Gärten, welche die Stadt von der Südseite umgeben, bieten noch jetzt, wie zu Strabos Zeiten, den lachendsten Anblick dar. In der Umgegend giebt es Korn, Reiß und Früchte aller Art, so wie an der Küste Wassergeflügel im Ueberfluß. Hr. Fourcade, der Französische Consul, war in nicht geringer Unruhe gewesen, als unser Schiff ohne uns angekommen war, und nahm uns sehr freundschaftlich auf. Ueber die Art, wie wir weiter reisen wollten, waren wir noch nicht einig. Von Sinope bis zum Vorgebirge Kerempeh ist die Küste dicht mit Klippen bedeckt, und läuft in viele Vorgebirge aus, von denen vorzüglich die Caps Indjeburun, Stephanos und Kinoli schwierig zu umschiffen sind. Wir beschlossen also, uns zu Lande nach Ineboli zu begeben, denn wir hofften von dem dortigen Ayan, der sich gegen den Französischen Consul immer sehr gefällig benommen hatte, ein Schiffchen mit acht Paar Rudern zu erhalten, und darauf bei jeder Richtung des Windes, im Fall er nicht allzuheftig wehete, in einigen Tagen nach Constantinopel zu gelangen. Ueberdieß war der Landweg von Sinope nach Ineboli durchaus sicher, und die beiden Städte nach der Landkarte und der Aussage der Einwohner nicht weiter als 32 Stunden von einander entfernt. — Wir reisten also den 9. October in Gesellschaft des Hrn. Fourcade, der uns bis zu dem Ort, wo wir uns einschifften,

begleiten wollte, von Sinope ab. Nach einem achtstündigen Marsche durch Wälder und angenehme Thäler kamen wir in dem niedlichen Griechischen Dorfe Stephanos an. Tags darauf hatten wir mit mehr Mühseligkeiten zu kämpfen; wir mußten schroffe Abhänge hinauf und heruntersteigen, über Flüsse setzen, und uns oft mit der Axt in der Hand einen Weg durch die dichten Wälder bahnen. Doch dieß war noch unbedeutend gegen die Schwierigkeiten, auf welche wir den dritten Tag stießen, nämlich vom Dorfe Ajandun bis zu dem Weiler Jnidjeh, unfern vom Cap Kinoli, welches durch so viele Schiffbrüche berüchtigt ist. Dort sieht man keine Spur von einem betretnen Wege, und läuft jeden Augenblick Gefahr, ins Meer zu stürzen; wenige Länder bieten überhaupt wohl einen rauhern, wildern Anblick dar, als diese von Klippen starrende, mit hundertjährigen Bäumen bewachsene Küste. Das Cap Kinoli liegt dem Cap Caradja-Burun (κριου μετωπον) in der Krimm grade gegenüber. Nach den Nachrichten alter und neuer Geographen soll man beide auf einmal sehen können, wenn man sich auf dem Meer in der Mitte befindet*). Es war uns, da wir zu Lande reisten, nicht möglich, den Grund oder Ungrund dieses, in geographischer und geschichtlicher Hinsicht merkwürdigen Umstands zu untersuchen; doch bemerkten wir die gewaltige Höhe des obersten Gipfels von dem Cap. Da wir nun wissen, daß das κριου μετωπον

*) Man will bemerkt haben, daß sich die Kraniche auf ihren Zügen immer auf einem dieser Vorgebirge versammeln, um auf dem kürzesten Wege über das Meer zu kommen.

sehr hoch ist, und die Entfernung der beiden Vorgebirge von einander nur zwei Grade beträgt, so scheint es uns nicht unwahrscheinlich, daß man bei heiterm Wetter auf der Mitte des Meeres die beiden Caps zugleich sehen könne*).

Steigt man nun in das fruchtbare, vom Fluß Ineboli bewässerte Thal hinab, so nimmt die Gegend ein ganz andres Gewand an; überall sieht man da Beweise von dem ungestörten Kunstfleiße der Einwohner; zwischen den zahlreichen Pappeln, welche die Gärten beschatten, steigen Minarets (Thürme der Moscheen) hervor; zahlreiche Heerden weiden auf den Wiesen; am Ufer des Flusses, der hart an den Mauern von Ineboli wegfließt, und den Hafen bildet, sind Hammerwerke errichtet; endlich beweist die ununterbrochne Thätigkeit, welche in den Schiffswerften herrscht, wo theils neue Fahrzeuge gebaut, theils alte mit Kupfer beschlagen werden, daß die Einwohner der Stadt arbeitsamer und folglich glücklicher sind, als in den meisten übrigen Provinzen Asiens.

Der Ayan von Ineboli nahm uns gut auf, und willigte ein, uns seine Halbgaleere wenigstens bis nach Kefken zu leihen, da er fürchtete, man möchte in Constantinopel Beschlag darauf legen, oder allerhöchstens bis Kili, eine kleine Stadt, die noch acht Stunden von der Hauptstadt entfernt ist, und deren Commandant sich damals offenbar

*) Als sich Hr. Jaubert später (im März 1819) in der Krim aufhielt, hat er sich von der Wahrheit dieses Umstands überzeugt.

gegen den Großsultan aufgelehnt hatte. Ein Steuermann und gegen zwanzig Ruderer, alle Muselmänner, erhielten Befehl, sich mit uns einzuschiffen. Wir nahmen vom Ayan und Hrn. Fourcade den 15. October Abschied, und segelten bei ziemlich stillem Wetter ab. Abends stiegen wir bei den Felsen, welche das gefürchtete Cap Kerempeh bilden, ans Land, und umschifften den folgenden Morgen bei guter Zeit dieses Vorgebirge. Wir konnten wegen der Windstille unsre Ruder anwenden, und fuhren ohne Aufenthalt vor Femeneh (das alte Thymene) und Cara-Agadj (der schwarze Baum) vorbei, welches letztere das Aegialos zu seyn scheint, von welchem im Periplus des Arrian die Rede ist. Den 18. Abends gingen wir im Hafen von Kidros vor Anker, welcher rings von hohen waldigen Bergen eingeschlossen, und daher äußerst sicher ist. Auffallend schien es mir, daß an diesem so geschütztem Orte nur einige alte Gemäuer stehen, welche kaum Schutz vor dem Regen gewähren können. Hierauf ruderten wir immer weiter, bis wir nach Amastrah kamen. Diese Stadt, welche im Halbkreis auf einer Anhöhe am Meerbusen hin liegt, ist zwar nicht so schön als Sinope, hat aber wie dieses zwei Häfen, welche so versandet sind, daß sie kaum zwanzig Segel fassen können. Einer derselben wird fast gar nicht benutzt; doch der andre hat den unberechenbaren Vorzug, daß er vor den Westwinden, und den Strömungen des Bosporus hinreichenden Schutz gewährt. In der Stadt, welche mehr einem elenden Dorfe ähnlich sieht, findet man noch einige alte Griechische Säulenreihen und Ueberreste von einem Tempel des Neptun, aber von ihrem

alten Glanze ist kaum eine Spur übrig geblieben. Leider erlaubte uns der Wind nicht, in Amastrah auszusteigen, und die Reste Griechischer Baukunst nebst der Genuesischen Burg*) in Augenschein zu nehmen. Doch würden wir durch die reizende Landschaft einigermaßen entschädigt, die sich unsern Blicken darbot, als wir den 23. October in dem Hafen ankerten, der durch die Mündung des Flusses Bartin (sonst Parthenius) gebildet wird. Dieser fließt durch ein grünendes Thal, und bildet einen fast unbewegten, klaren Wasserspiegel, welcher die reizenden Landschaften an seinen Ufern rein zurückstrahlt. Alle die Vortheile, mit welchen die Natur dieses Thal begabt hat, das herrliche Clima, den fruchtbaren Boden, den sichern Hafen, den Fluß, dessen Bett so tief ist, daß die größten Kauffahrteischiffe weit in ihm hinaufsegeln können, läßt man fast gänzlich unbenutzt liegen. Der Freund der Einsamkeit, der Wissenschaften und der Künste, würde hier seine Rechnung finden. Der Dichter würde aus den Erinnerungen an die vielen berühmten Männer, die einst hier lebten und wirkten, Begeisterung saugen; der Alterthumsforscher viele Denkmale alter Baukunst finden; der Naturforscher an Thieren, Pflanzen und Fossilien reiche Ausbeute antreffen; der Maler die herrlichsten Muster, seine Kunst daran zu üben, vor Augen haben, und dem Weisen endlich würde hier der süße Friede, die ungestörte Ruhe lächeln, die ihm mit Recht das wahre Glück des Lebens zu begründen scheinen.

*) Zu der Zeit als die Genueser mehrere Häfen des schwarzen Meeres inne hatten, war Amastrah eine ihrer Hauptniederlassungen.

In einiger Entfernung von der Küste erblickt man ein Landhaus, das einst schön gewesen seyn muß, aber jetzt in Trümmer fällt. In den Hütten, die es umgeben, und zur Aufnahme der Schiffer bestimmt sind, blieben wir drei Tage; und nur ungern trennte ich mich von diesem lieblichen Orte. Besser hätten wir unstreitig gethan, wenn wir länger geblieben wären; denn kaum hatten wir uns in unser zerbrechliches Fahrzeug begeben, als uns ein neuer Orcan überfiel. Wir verloren unser Segel und mehrere Ruder; doch da wir Nordwind hatten, und dieser seit der Umschiffung von Cap Kerempeh uns nicht grade widrig war, so erreichten wir glücklich Philios, nachdem wir 36 Stunden mit der Wuth der Wogen gekämpft und unzählig gemal Gefahr gelaufen hatten, an den Klippen, welche das Cap Kilimoli umgeben, zu stranden. Fest entschlossen, uns nicht wieder den Gefahren und dem Verdruß einer solchen Seereise auszusetzen, ließen wir unsre Bedienten mit dem Gepäck an der Küste, und traten, ohnerachtet wir sehr ermattet wären und der Regen in Strömen herabfiel, sogleich den Weg nach Heraclea an, wo wir nach acht Stunden ankamen. Dort fanden wir glücklicherweise eine von den Türkischen Fregatten, welche wir zu Platana verlassen hatten, deren Capitän uns gern gestattete, mit ihm nach Constantinopel abzusegeln. — Die Stadt Heraklea (Türkisch Erekli, Eregri) liegt am südwestlichen Abhange eines Hügels. Die Rhede und der Hafen sind, wenigstens im Sommer, sicher genug, weil sie von Anhöhen umgeben sind. Die Bevölkerung beläuft sich auf 5000 Seelen, größtentheils Türken, welche noch jetzt denselben Gebräu-

chen anzuhängen scheinen, wegen welcher die Bewohner jener Küste im Alterthum verrufen waren*). Da die Einfahrt in die Meerenge bei Nacht Schwierigkeiten hat, und nur mit Hülfe der Leuchtthürme, die auf den Ufern Europas und Asiens errichtet sind, gefunden werden kann, so zündeten jene Barbaren Feuer an, um die Schiffer irre zu leiten und scheitern zu lassen. Und noch jetzt, behauptet man, sollen die Einwohner von Kili diesem schändlichen Gebrauche nicht ganz entsagt haben. Gewiß ist, daß ohngeachtet des Schutzes, den die hohe Pforte den Europäischen Consuln angedeihen läßt, sich noch keiner in Heraclea hat lange halten können. Es befinden sich da 5 Moscheen, 2 Khans und gegen 200 Kramladen; doch kann der Handel wegen der despotischen Regierung und den Bürgerkriegen nicht aufblühen. Die Trümmer der alten Heraclea findet man eine halbe Stunde von dem äußersten Ende der Halbinsel; dort sieht man auch noch deutlich die ungeheuern Lagen von Steinmassen, welche sonst einen künstlichen Hafen gebildet haben. Jetzt sind sie zum Theil zusammengestürzt, daher der Ankerplatz immer mehr versandet, und nur von Barken benutzt werden kann.

Wir schifften uns den 30. October auf der erwähnten Fregatte ein, welche 40 Kanonen und 300 Mann Besatzung führte. Das schönste Wetter begünstigte unsre Fahrt, und den andern Tag sahen wir mit Vergnügen die Anhö-

*) Xenophon (Cyropaed. L. VI. §. 21) sagt, daß die Bewohner jener Küste mit den Schiffbrüchigen grausam verfuhren.

hen von Fanaraki; noch den nämlichen Tag liefen wir Abends in den Bosporus ein, und stiegen bei Tarapia ans Land, einem niedlichen Dorfe, das an der Europäischen Küste, vier Stunden von Constantinopel liegt. Dort wurden wir von dem Französischen Gesandten, General Sebastiani, der daselbst ein unsrer Nation zustehendes Landhaus bewohnt, freundlich aufgenommen. Die Beschwerlichkeiten und Entbehrungen, die ich ertragen hatte, verbunden mit den heftigen Fieberanfällen, hatten mich fast unkenntlich gemacht. Gesunde Nahrung, Ruhe, ärztliche Hülfe, das Gefühl der wieder erlangten Sicherheit, und die Freude, wieder offne, freundliche Gesichter zu sehen, stellten meine Gesundheit bald wieder her. Nachdem ich mich einige Zeit bald in Tarapia, bald in Constantinopel aufgehalten hatte, sagte ich meinen Freunden Lebewohl, und kehrte durch Polen, Preußen und Deutschland in mein Vaterland zurück.

Notizen über Ghilan und Mazenderan *).

Ghilan ist eine kleine Provinz Persiens, welche nordwärts ans Caspische Meer, nach Süden an die Bergkette, die es vor Irac trennt, westlich an Aderbaidjan, und östlich an Mazenderan grenzt; der 37. Grad N. B. geht

*) Diese Notizen rühren vom Obristen Trezel her, welcher den General Gardanne nach Persien begleitete. Hr. Jaubert erhielt sie von demselben mit der Erlaubniß, sie als Anhang zu seinem Werke bekannt zu machen.

ungefähr durch die Mitte des Ländchens, und Recht liegt unter 47° Oestl. L. (Pariser Meridian). Sein Flächeninhalt beträgt gegen 400 Quadratmeilen, und seine Bevölkerung gegen 50,000 Familien. Die Abgaben betragen wohl über 100,000 Tomanen (2,000,000 Franken) von denen aber nicht 80,000 in den königlichen Schatz gelangen. Recht, die Hauptstadt, Fomen und Lahidjan sind die einzigen Städte; Inzeli und Lenghor-Rud die zwei Häfen von Ghilan.

Reiß und Seide machen den Hauptreichthum des Landes aus; letztere ist von vorzüglicher Qualität, und wird meist in den Fabriken zu Kachan, Yezd, Bagdad, Astrachan und Moscau verarbeitet. An Fruchtbäumen trifft man den Granatapfel-, Nuß-, Mispel-, Pfirsich-, Apfel- und Birnbaum; letztere drei wachsen mit den wilden Bäumen vermischt, die vorzüglich in Hainbuchen, Ahornen, Acacien (mit und ohne Dornen), Platanen, Ulmen, Eichen (mit kurzem und langem Blatte), einigen Buchen, Corneliuskirschen und Ebereschen bestehen. Die Berge lassen am Meere einen Streif Landes von 5 bis 6 Stunden Breite übrig, welcher gegen Aster-Abad sich noch erweitert. Ihre Gipfel sind kahl, und bestehen meist aus Kalkfelsen; man findet dort Marmor, Alabaster und Granitblöcke; hat man sie überstiegen, so befindet man sich in einem ungeheuern Walde, der sich von der westlichen Grenze Ghilans 150 Stunden weit bis gen Khorasan erstreckt. Nicht alle Bäume gedeihen darin gleich gut; vorzüglich scheinen die Buche und der Platan durch den Mangel an Luft, und die vielen Bäume, die auf dem Stock verfaulen, verdumpft zu

werden. Die beständige Feuchtigkeit begünstigt das Wuchern einer Menge von Flechten und Farrnkräutern; der Epheu rankt an den dickſten Bäumen bis in die Krone. Schreitet man durch dieſe Wälder, ſo erhebt ſich rings ein ekelhafter, giftiger Dunſt, und in weniger als einer Viertelſtunde empfanden wir Kopf- und Herzweh, worauf gewöhnlich Fieberanfälle folgten.

Die lichten Stellen ſind mit Reiß angebaut, und ſtehen drei Viertel des Jahres unter Waſſer. Die Wohnungen befinden ſich gewöhnlich in der Nähe, liegen aber an ſo verwachſenen Orten, daß man ſich auf den zu denſelben führenden Pfaden platt auf ſein Pferd legen muß wenn man nicht an den Zweigen und Dornen der Acacien hängen bleiben will. Ohne einen landeskundigen Führer könnte man ſelbſt nach dem Hauſe eines Oberhaupts ſtundenlang ſuchen. Man erkennt die Dörfer indeß an der Menge von Fruchtbäumen und den vielen Weinſtöcken, deren gefärbte Trauben an den Gipfeln der höchſten Bäume herabhängen, und die Einwohner ſiedeln ſich immer in der Nähe der Berge an, aus Furcht vor feindlichen Ueberfällen von der Seeſeite. Die angebauten Stellen machen die Luft noch ungeſunder, da die Baumſchulen, worin Maulbeerbäume nachgezogen werden, ſo dicht bepflanzt ſind, daß aller Luftzug verhindert wird. Daher ſind die Einwohner durchaus bleich und mager; ſonderbar iſt es, daß das andere Geſchlecht vorzüglich ſchön iſt, einen beſſern Teint hat, und überhaupt einer beſſern Geſundheit zu genießen ſcheint, als die Männer. Im Allgemeinen kann man alſo das Clima dieſes ganzen Küſtenlandes als ſehr ungeſund angeben. Die Sommerwärme entwickelt aus dem

Reißfeldern und Moräſten die bösartigſten Dünſte, welche den Grund von zu allgemein herrſchenden Fiebern abgeben. Unausgeſetzte und viertägige Fieber ſcheinen die gewöhnlichſten und gefährlichſten zu ſeyn, indeß die dreitägigen nur im Herbſt vorkommen und nicht ſo viel auf ſich haben. Die Reichen nehmen einige Arzneimittel dagegen ein, doch dürfen dieſe nicht übelſchmeckend ſeyn, und nur wenige entſchließen ſich, ihr Geſetz dadurch zu verletzen, daß ſie geiſtige Arznei gebrauchen. Die Armen laſſen alles gehen, wie es will, und kommen eben ſo gut durch. Durch ſtrenge Mäßigkeit und den häufigen Genuß von ſauern und ſüßen Sorbets iſt es mir allemal gelungen, meine Geſundheit wieder zu erlangen. Das ganze Jahr hindurch iſt zwar der Regen nicht ſelten, allein vom September bis in den Januar iſt er faſt unausgeſetzt. Ungewitter, von heftigen Donnerſchlägen begleitet, ſind nichts Seltnes; alle Wolken, welche dem Caſpiſchen Meer entſteigen, ſcheinen ſich in dem Winkel, den dieß Ländchen einnimmt, zuſammen zu drängen und zu entladen. Zu Recht ſah ich einen Regenguß in weniger als zwei Stunden mehrere Häuſer fortreißen und einen Theil der Stadt unter Waſſer ſetzen. In der naſſen Jahreszeit werden die Wege eben ſo viel Canäle, in welchen die Pferde nicht ſelten ſchwimmen müſſen. Der Winter fängt im Januar, zuweilen auch früher an; dann fällt der Schnee in ſolcher Menge, daß alle Wege verſchneien und erſt geräumt werden müſſen, ehe ſie gangbar ſind. Der Frühling iſt die geſundeſte und angenehmſte Jahreszeit; denn wenn auch die Gewäſſer durch den aufthauenden Schnee an-

schwellen, so verlaufen sie sich doch bei der schrägen Abdachung des Landes sehr schnell. —

Flüsse zählt Ghilan bedeutend viele; die beträchtlichsten sind der Kizil-Uzen und der Lenger-Rud. Der erstere entspringt im Persischen Kurdistan, und über ihn führt auf der Straße von Cazbin nach Tauris die Puli-Daukhter-Brücke *). Dann durchbricht er die Caspische Bergkette und theilt Ghilan in zwei fast gleiche Theile; östlich liegt das Gebiet von Lahidjan; westlich das von Recht, Fomen, Ghechker, Tchast, Massula u. s. w.; dieser Fluß ist bis auf einige Entfernung von seiner Mündung sehr reißend, daher er alle Brücken weggerissen hat, die man bis jetzt in Ghilan über ihn gebaut hat. Der Lenger-Rud entspringt in den Bergen unweit Lahidjan; bei dieser Stadt führt eine backsteinerne Brücke, mit zwei sehr hohen Bogen über ihn. Seine Größe ist unbedeutend, seine Ufer sind gegen die Mündung zu, niedrig und morastig. In den großen Morästen leben Kraniche, Störche, Seeraben, Pelikane und andre mir unbekannte Wasservögel. In den Lüften schweben Falken, Weihe und Adler, die an dem Geschmeiß dieses feuchten Landes hinreichende und sichere Nahrung finden. Die Schlangen sind hier unschädlicher Art, daher Kinder und Erwachsene beständig barfuß gehen, ohne sich deßwegen gefährdet zu seyn. Von den Fischen ist hier sonderlich der Azud-Balek merkwürdig, den man in Menge fängt. Alljährlich laden zwei Russische Fahrzeuge in der Mündung des Kizil-Uzen dergleichen für

*) Die Tochterbrücke.

Astrachan ein. Leicht gesalzen hält er sich gut. Er hat weder Schuppen noch Zähne, und gleicht einigermaßen dem Lachs, hat aber einen längern Kopf. Ich sah welche von zwölf Pfunden, die noch nicht für außerordentlich groß galten. Die Perser genießen diesen Fisch fast gar nicht.

Reiß ist die einzige Mehlfrucht, die man hier baut, und man füttert sogar die Pferde damit. In Wasser abgekocht bildet er die Grundlage aller Nahrung; denn Fleisch wird wenig gegessen, obgleich das Land an vortrefflichem Hornvieh Ueberfluß hat. Das Wollvieh ist von geringer Güte und selten, und doch ist Schöpsenfleisch fast das einzige, welches genossen wird. Die Einwohner könnten die leckersten Gerichte von dem vielen Wildpret, das sich in ihren Wäldern aufhält, bereiten, wenn sie den Gebrauch der Jagdflinten oder irgend eine andre Art es zu erhalten, kennten. In Mazenderan schießt man zuweilen einen Fasan mit der Kugel. Man findet auch zahmes Geflügel, als: Gänse, Enten, gemeine Hühner, und einen bloß in Ghilan und Chirwan anzutreffenden hühnerartigen Vogel von beträchtlicher Größe, der hohe Beine und unbefiederte fleischige Schenkel hat. Wilde Schweine giebt es in Ueberfluß und sie thun in den Feldern viel Schaden. Die Muselmänner machen daher zuweilen Jagd auf sie, werfen aber das Fleisch dieses in ihren Augen unreinen Thieres den Hunden vor, ja, sie hüten sich sorgfältig es unmittelbar zu berühren. Die Pferde, die von gedrungnem Wuchse und häufig sind, eignen sich am besten zum Saumsattel. Doch halten sich große Herren auf ihren Gütern ausgesuchtere Racen, welche aus der Begattung Turkomannischer

Zuchthengste mit der Landesart entsprossen sind. Maulthiere trifft man wenig und von geringer Güte; wie man sich im Lande ausdrückt, so haben sie keinen Schritt, und wie sollten sie diese gute Eigenschaft auch auf den schlammigen Pfaden erlangen können? Esel, denen das Clima gar nicht zusagt, hält man in ziemlicher Menge, weil sie auf den schmalen Pfaden, die an der Küste hinführen, weniger Platz wegnehmen. Cameele findet man durchaus nicht.

Die einzige Handelsstraße zieht sich durch Gebirge, Moräste und Wälder immer am Kizil-Uzen hin bis Recht. Von dieser Stadt aus sind die Stationen, Khodem (5 Stunden) Rustam-Abad, ein Wirthshaus (5 Stunden), Rudbar (4 Stunden), Tchenar, ein Wirthshaus (7 Stunden), Haumbaba (8 Stunden), Cazbin (4 Stunden). Der Weg ist wegen der engen Pfade, die an jähen Abgründen hinführen, sehr gefährlich, und mit Wagen gar nicht zu befahren. Andre Wege führen in acht Tagereisen nach Ardebil und nach den kleinen Häfen Astara und Lenkeran, deren Khan sich unter Russischen Schutz begeben hat. Von dort führt eine Straße nach Tiflis*) und eine andre nach Astrakan, die beide fahrbar sind. Noch ein Weg führt von Recht nach Lahidjan und Mazenderan. Kleine Fußpfade giebt es noch viele, die aber nur von den Einwohnern begangen werden, und oft mitten in den Wäldern aufhören. So braucht man von Kalkhal nach Massula

*) Die Russische Regierung hat auf dem Wege von Mosdok nach Tiflis, von da nach Baku, von hier nach Astrachan Posten einrichten lassen; diese sind gut mit Pferden versehen und die Straßen vollkommen sicher.

nicht über Rudbar zu gehen. Der Flecken Massula liegt zehn Stunden westlich von Recht auf einer fast unersteiglichen Höhe, ist mit starken Mauern umgeben, und die Einwohner machen Büchsenläufe und andre Eisenwaaren.

Die Ghilaner gehen nie ohne ihren Carabiner aus; zuweilen führen sie auch, nach Art der Georgier, einen Spieß oder ein Messer im Gürtel. Ein vornehmer Herr verläßt sein Gut nie ohne einige Bewaffnete, die auf dem Wege Eber hetzen. Sie schießen gewandt und sicher, und sind sehr flinke Läufer.

Die Landestracht besteht in einer groben wollnen Hose, die an einer Weste von demselben Zeuge nur schlecht befestigt ist. Auch die Kopfbedeckung ist bei den meisten von Wolle. Gewöhnlich gehen sie barfuß oder binden ein Stück Leder unter die Füße. Man kann sich leicht denken, daß in einer solchen Tracht und in einer so schmutzigen Gegend die Einwohner nicht das angenehmste Aeußere haben. Bei der Arbeit haben sie nur ein Hemde und eine blaue, leinene Hose an, die immer bis hoch an die Schenkel aufgestreift ist; ihr Kopf ist kahl geschoren, und nur mit einem kleinen Käppchen bedeckt. Die Bauern tragen mit ihren Kindern alle ihre Erzeugnisse in Körben zu Markte, und ersparen so die Lastthiere.

Recht, die Hauptstadt, zählt gegen 3000 Häuser, von denen drei Viertheile zwischen Bäumen zerstreut liegen; sie ist weder befestigt noch verschlossen, und zwei Stunden vom Meere entfernt. Zwei kleine Flüsse durchströmen sie, und die Umgegend ist voll Lachen und Moräste, daher die Luft sehr ungesund ist. Die Häuser sind von Backsteinen erbaut, und das Zimmerwerk ist daran sehr sauber behauen. Wohlhabende Leute lassen um dieselben einen vier-

eckigen Raum umzäunen. Die Dächer sind nicht sehr geneigt, und mit runden, zuweilen glasurten Ziegeln, die weit über die Mauern hinausstehen, belegt, damit das Wasser gut ablaufen kann. Man sieht hier die Trümmer eines sehr schönen Palastes, den ein Großer unter der Regierung des vorigen Königs erbaut hat, in welchen das Wasser vermittelst eines Aquaducts von Backsteinen geleitet wurde, der noch in leidlichem Stand ist. Da der Sohn des Eigenthümers ermordet worden war, verließ dieser das Gebäude und nun ist es verfallen. Die Perser haben einen erstaunlichen Widerwillen dagegen, in Häusern zu wohnen, in welchem jemand gewaltsamerweise ums Leben gekommen ist. Dieß ist eine der Ursachen, weßwegen man so viele Ruinen in ihren Städten antrifft. — Die Stadt enthält über 2000 Weberstühle, worauf seidne Stoffe verfertigt werden, die theils nach Irac, theils nach Rußland ausgeführt werden; doch sind sie meistens von geringer Qualität. Aus den Gewehrfabriken, deren gegen zwölf existiren, gehen Läufe hervor, die den Türkischen nicht gleich kommen. Der Schach hatte einst 300 Flintengarnituren bestellt, allein nach drei Monaten waren erst drei oder vier fertig. Auf dem Bazar trifft man fast nur Victualien an; sonst auch einige Färbestoffe, Tunbeki, rohe Seide und kupfernes Küchengeschirr. Die Kaufleute, welche den Handel nach Außen betreiben, wohnen in Caravanserais. Die Astrachanschen Armenier, welche sich seit einigen Jahren hier angesiedelt haben, wohnen in dem einen, und die Muselmänner in dem andern. Die letztern kaufen Seide auf, und bringen dagegen Geld und Stoffe von Kachan und Yezd. Bei den Armeniern findet man Eisen, Kupfer, Stahl, kurze Waaren, und viele Galanteriesachen; dagegen führen sie nach Astrachan: Reiß, Seide, Baumwolle, allerhand Stoffe, Galläpfel, Otterfelle ꝛc. Die Indischen Specereien werden aus Persien von dem kleinen Hafen Mechehediser, unfern Balfruch eingeführt. Seit mehrern Jahren beschäftigt der Handel mit Astrachan nur ein Schiff von 250 Tonnen; Recht bezahlt an Abgaben 15,000 Tomanen; gegen 50 Judenfamilien leben daselbst in Elend und Verachtung.

Inzeli ist der Hafen von Recht, und die Waaren werden auf dem kleinen Flusse Perbazar dahin geschafft,

an welchem das Dorf gleichen Namens liegt, bei welchem sich einige weitläuftige Schanzen befinden. Wir sahen hier zwei große Stücke Geschütz, die aber in ganz unbrauchbarem Zustande waren. Fünf Stunden weiter liegt Inzeli zwischen zwei sehr niedrigen, waldigen Vorgebirgen. Die Bai ist sehr untief, und daher können nur platte Fahrzeuge einlaufen; ihre Breite beträgt eine halbe Stunde. Die Vertheidigung einer so großen Bucht ist eine Sache, die über die Kräfte Persiens geht; denn dieß würde dauernde militärische Einrichtungen im Königreich voraussetzen. Im Fall eines feindlichen Ueberfalles können daher die Einwohner nichts besseres thun, als sich in die Wälder flüchten und die Engpässe vertheidigen. Inzeli gehört zum Gebiet des Khan von Ghechker, einem Flecken, der sieben Stunden westlicher liegt, und ist jetzt nur ein Dorf von 150 Häusern, da die Russen 1805 auf ihrem Rückzuge von Recht die Stadt, sammt ihrer eignen Factorei verbrannt haben.

Die beste Jahreszeit, um die Persische Küste zu besuchen, ist der Frühling; im Winter ist die Schiffahrt wegen der Eisschollen, welche dann das Meer bedecken, unsicher; die Windstöße sind dann heftig, und die Wellen kurz. Die westliche Küste ist mit Inseln und Schilf bedeckt, aber an der Turkomannischen ist wegen des tiefern Wassers leichter zu landen. Wenn die beständigen Winde wehen, so tritt das Caspische Meer gerne über seine Ufer, und oft findet dieß beim Nordostwind an der Persischen Küste bis auf mehrere Klaftern Statt.

Inzelin ist von Astrachan 180 Stunden entfernt, und man legt diesen Weg zu Wasser gewöhnlich in 15 bis 20 Tagen zurück. Die Kaufleute haben fast alle eine Karte vom Caspischen Meere, auf welcher die Richtungen, Vorgebirge und Tiefen angegeben sind. Ich bemerkte eine derselben bei meinem Wirthe, konnte sie aber nicht erhalten, sondern jener schloß sie mit der Bemerkung ein, daß man in Astrachan noch weit größere haben könnte.

Nicht die ganze Fracht der Schiffe, die zu Inzeli ankommen, ist für Recht bestimmt, sondern ein großer Theil derselben geht nach andre Häfen ab. In Kriegszeiten sind die Armenier durch die großen Einkünfte sicher gestellt, welche der König aus dem Ein- und Ausfuhrzoll bezieht;

auch befinden sich immer viele Persische Kaufleute zu Astrachan. Der Einfuhrzoll beträgt nicht über 5% und der Ausfuhrzoll 4%. Die Armenier, bei denen ich logirte, lobten den Statthalter von Ghilan, Mirza t Mussa, außerordentlich. Die Stadt Astrachan schickt auch zuweilen Schiffe an die Mündung des Flusses Surghan, wohin die Turkomannen Lämmerfelle und Spezereien bringen. Dieser Punct könnte einst wichtig werden, wenn man eine Truppenabtheilung durch Khorasan marschiren ließ. Alle Russische Artikel könnten von da in 14 Tagen nach Nichapur geschafft werden. Aller active Handel, den die Eingebornen treiben, beschränkt sich auf die Küstenfahrt, die zum Austausch einiger Artikel zwischen den Provinzen getrieben wird. Dieser Handel beschäftigt vier oder fünf plump gebaute Schiffe und gegen dreißig einmastige Barken.

Von Inzeli sieben Meilen westlich liegt der Flecken Ghechker, der von 3 bis 400 Familien von dem Stamme der Talidjis bewohnt wird. Der Kern dieses Volks wohnt zwischen Recht und Ardebil. Sie haben erst neuerdings den Schach Feth Ali für ihren Oberherrn anerkannt, aber unter der stillschweigenden Bedingung, nur Statthalter aus ihrem Stamme annehmen zu wollen. Den größern Theil des Jahres wohnen sie in den Gebirgen, und kommen nur des Seidenbaues wegen herunter, aus dem sie viel Vortheil ziehen, obgleich ihre Seide nicht von der besten Qualität ist.

Die Stadt Fomen, welche fünf Stunden westlich von Recht liegt, hat gegen 1000 Häuser und einen sehr lebhaften Markt. Ihr Gebiet grenzt anderthalb Meile südlich an das von Chast. Der District von Lahidjan ist unstreitig der angenehmste und fruchtbarste der ganzen Provinz; der Fluß Kizil-Uzen scheidet ihn vom Canton Recht. Die Stadt hat gegen 1200 Häuser, und die ziemlich freie Gegend gewährt der Luft einen freien Durchzug. Der dortige Khan sagte mir, er bezahle keinen Tribut, weil er die Truppen auf dem Kriegsfuß halten müsse, doch beschränkt sich der Dienst der Ghilaner bloß auf die Vertheidigung ihrer Provinz.

Der Hafen Lenger Rud liegt viertehalb Stunden von Lehidjan, am Flusse gleichen Namens, über den eine backsteinerne Brücke von zwei Bogen führt. Die Hauptleute

haben ein sehr schönes Karavanserai am Flußufer, und in einem andern fand ich Russische und Kalmuckische Matrossen. In diesem Ort, der nur gegen 600 Häuser enthält, herrscht viel Thätigkeit im Handel.

Mazenderan hält ungefähr 150,000 Familien. Wenn man von Ghilan aus in diese Provinz tritt, bemerkt man sogleich einen Unterschied in der Tracht. Statt der cylinderischen Mützen oder der kleinen Käppchen haben die Mazenderaner eine kegelförmige Kopfbedeckung, die aus Lammerfell oder braunem wollnem Tuch gemacht ist. Mantel und Hose sind aus dem nämlichen Stoff. Die Hauptstadt heißt Bal Fruch und liegt in einer morastigen, von vielen Bächen durchschnittnen Ebne, die jedoch angebaut ist. In der schlechten Jahreszeit verkriechen sich die Einwohner der Gegend unter niedrige Wetterdächer von Stroh, deren Fußboden 10 bis 12 Fuß über der Erde erhaben ist. Eine halbe Stunde vor der Stadt kommt man über eine sehr schöne Brücke von zehn Bogen über den ansehnlichen Fluß Babol. Die Stadt zählt 25,000 Seelen, und hat mehrere Schulen; überhaupt wird der Unterricht in Persien besser besorgt als in der Türkei; selbst in dem kleinsten Dorfe findet man Jemanden, der Lesen und Schreiben kann.

Amol liegt auf dem linken Ufer des beträchtlichen und reißenden Flusses Herruz, welcher neulich eine sehr schöne backsteinerne Brücke von zehn Bogen weggerissen hat. Man muß also jetzt durch eine Furth übersetzen. Die Stadt hat gegen 3000 Häuser, von denen aber den Sommer über viele leer stehen. Es giebt hier viele Eisenarbeiter, denn unweit von hier befinden sich die Minen von Mazenderan. Man darf hier an keinen regelmäßigen Bergbau denken, sondern wer will, sammelt Eisensteine, um sie zu schmelzen. Das Eisen soll von vorzüglicher Güte seyn; doch reicht es lange nicht zum Bedarf Persiens hin, daher aus Rußland vieles eingeführt wird. — Mechehdisser ist ein kleiner Hafen, vier Stunden nördlich von Balfruch, eine Viertelstunde vom Ausfluß des Babol, welches, wie gesagt, mit Astrachan Handel treibt. Außerdem liegen in Mazenderan die Ortschaften Sakhtasar, Khorem-Abad, Aspedjihun, Kera-Kenar u. s. w., welche nichts besonders Merkwürdiges aufzuweisen haben.

Ende des sechzehnten Bandes.

Nachricht

für die

Freunde der Kotzebue'schen Schriften.

Die häufigen Anfragen: ob ich nicht die in meinem Verlage erschienenen Kotzebue'schen Werke um einen wohlfeilern Preis ablassen wolle, haben mich endlich bewogen, diesen Wünschen nachzugeben, besonders da keineswegs zu läugnen ist, daß diese Werke, ob sie gleich im Verhältnisse gegen andere Bücher gewiß wohlfeil sind, doch eine Summe kosten, die nicht Jedermann gern auf einmal an Bücher zur bloßen Unterhaltung verwendet. — Ungerechnet einiger kleinern Schriften, die so wie die einzeln gedruckten Schauspiele und dramat. Almanache in ihrem bisherigen Preise bleiben, waren bis jetzt die Preise der größern Werke folgende:

1)	Schauspiele. 5 Bände . . .	6	Thlr.	— Gr.
2)	neue Schauspiele. 23 Bände.	42	—	— —
3)	kleine gesammelte Schrift. 4 Bde.	5	—	16 —
4)	die jüngsten Kinder meiner Laune. 6 Bände	6	—	— —
5)	kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten u. Miscellen. 6 Bde.	9	—	20 —
6)	Leiden der Ortenbergischen Familie. 2 Theile	1	—	12 —
7)	Almanach der Chroniken, mit 15 Kupfern und 14 Vignetten.	2	—	16 —
8)	Opern-Almanach. 2 Jahrgänge.	2	—	16 —
9)	Geschichte des deutschen Reichs. 2 Bände	2	—	12 —
10)	vom Adel	1	—	4 —
11)	der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen, von Moritz von Kotzebue	1	—	— —
		81	Thlr.	— Gr.

Diese sämmtlichen Werke setze ich 2 Jahre hindurch im Preise herab, so daß ich nun für 14 Gr. gebe, was bisher 1 Thlr. kostete.

Digitized by Google

Ich gebe diesem Termine deswegen eine so lange Dauer, damit auch diejenigen, welchen der Ankauf auf einmal noch immer zu kostbar seyn dürfte, sich solche nach und nach in kleinern Parthien anschaffen können. Dieser herabgesetzte Preis gilt sowohl für die ganzen Werke, als auch für einzelne Bände. Zu diesem Behufe füge ich hier die bisherigen Preise der einzelnen Bände bei, wonach sodann der herabgesetzte Preis leicht zu berechnen ist.

1) Schauspiele. 5 Bände. (werden nicht einzeln verkauft) . . .	6	Thlr.	— Gr.
2) neue Schauspiele. 1r, 5r u. 13r Band jeder . .	1	—	16 —
— — 2r, 4r, 6r, 11r u. 20r Band, jeder	1	—	12 —
— — 3r Band	1	—	20 —
— — 7r u. 8r Bd., jeder	1	—	18 —
— — 9r u. 12r Bd., jeder	2	—	8 —
— — 10r, 14r, 15r, 16r, 17r, 21r u. 23r Band jeder . .	2	—	— —
— — 18r Band . . .	1	—	10 —
— — 19r Band . . .	2	—	4 —
— — 22r Band . . .	1	—	22 —
3) kleine gesammelte Schriften. 1r, 2r u. 4r Bd., jeder	1	—	8 —
— — — 3r Bd.	1	—	16 —
4) die jüngsten Kinder meiner Laune. 6 Bde., jeder Band	1	—	— —
5) Leiden der Ortenb. Familie. 2 Thle. (werden nicht getrennt) . . .	1	—	12 —
6) kleine Romane u. Erzählungen 1r und 2r Band, jeder .	1	—	18 —
— — 3r. u. 4r Bd., jeder	1	—	12 —
— — 5r u. 6r Bd., jeder	1	—	16 —
7) Geschichte des deutschen Reichs. 2 Theile, jeder	1	—	6 —

Um die, wie oben bestimmten, herabgesetzten Preise sind solche in allen Buchhandlungen zu bekommen. Nach Verlauf der beiden Jahre 1822 u. 1823 treten die bisherigen Preise wieder ein.

Leipzig, im December 1821.

Paul Gotthelf Kummer.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 067932184

Digitized by Google

Digitized by Google